

# Die Ortenau

Zeitschrift  
des Historischen Vereins für  
Mittelbaden

93. Jahresband 2013



OFFENBURG/BADEN  
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

# Die Ortenau

93. Jahresband 2013



## Einladung

# Jahresversammlung

des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.

am

**Sonntag, 13. Oktober 2013**  
**in Hornberg**

**9.00 Uhr**

Mitgliederversammlung im Rathaus

**10.30 Uhr**

Empfang der Stadt Hornberg

**11.15 Uhr**

**Festvortrag**

„Wenigstens etwas Zeitbildliches“  
Autobiographien aus der Ortenau  
*Dr. Johannes Werner*

**12.00 Uhr**

„Hornberger Schießen“ – Prolog – Kanonenschüsse

**12.30 Uhr**

Mittagessen in Hornberger Gaststätten

**14.30 Uhr**

Besuch des Stadtmuseums  
Führung über den Schlossberg

**Alternative bei Regen:**

Filmvorführung des Freilichtspiels  
„Das Hornberger Schießen“  
Im Rathaussaal

**Der Bürgermeister**  
der Stadt Hornberg  
*Siegfried Scheffold*

**Der Präsident**  
des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.  
*Klaus G. Kaufmann*

# Die Ortenau

Zeitschrift  
des Historischen Vereins für Mittelbaden

93. Jahresband 2013



Redaktion  
Dr. Martin Ruch

OFFENBURG/BADEN  
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

[www.historischer-verein-mittelbaden.de](http://www.historischer-verein-mittelbaden.de)

ISSN 0342-1503

Für den Druck dieses Jahrbuches hat das Regierungspräsidium Freiburg Zuschüsse gewährt.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, umweltfreundlichem Papier.

Redaktionsschluss: 1. April

Verlag Historischer Verein Mittelbaden e. V.

Gestaltung/Layout: punktgenau gmbh, 77815 Bühl

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Kraft Druck GmbH, 76275 Ettlingen

Nachdruck und fotomechanische Wiedergabe sowie jede elektronische Form der Vervielfältigung nur mit Genehmigung des Vereins und der Verfasser.

# Inhaltsverzeichnis

<b>Grußwort der Stadt Hornberg</b>	9
<b>Editorial</b>	
Literatur und Sprache am Oberrhein: Geschichte und Gegenwart	11
 <b>Schwerpunkt Literatur und Sprache am Oberrhein</b>	
Ursula Flügler	
<b>Offenburger Horaz</b>	13
Manfred Merker	
<b>Die illustrierte Prachtausgabe Vergils aus Straßburg 1502 in den Beständen der Historischen Bibliothek der Stadt Offenburg</b>	17
Walter E. Schäfer	
<b>Johann Peter Hebels Denkspruch an der deutsch-französischen Grenze</b>	43
Hans Harter	
<b>Biblische Volksschauspiele im 17. Jahrhundert in Schiltach</b> „Zuor Kurzweil und der Fraiden Zihl, zu halten hie ein gaistlich Spil“	49
Martin Ruch	
<b>„Man gebe den Juden im ganzen Land/Zum Schutze Waffen in die Hand!“</b> Ein Purimspiel aus Offenburg von Sylvia Cohn (Offenburg 1904–Auschwitz 1942)	75
Manfred Hildenbrand	
<b>Heinrich Hansjakob – Chronist des Alltagslebens im Schwarzwald</b>	89
Götz Bubenhofer	
<b>Heinrich Hansjakob: Afra, oder die leidvolle Geschichte der Juditha Oberföll und ihrer beiden Töchter Nothburga und Vita</b> Ein Blick in Hansjakobs Schreibwerkstatt	103
Hansgeorg Schmidt-Bergmann	
„Behüet’ dich Gott! es wär’ zu schön gewesen“ <b>Joseph Victor von Scheffel:</b> Zwischen Sehnsucht und Desillusionismus	119



Günther Mohr <b>„Schloß Ortenau“ von Otto Flake</b> Spiegel der Zeit und Utopie im „Goldenen Land“	139
Hans Harter <b>Der Schiltacher Schiffer Adolf Christoph Trautwein schreibt seinem Sohn Wilhelm (1871)</b>	169
Martin Ruch <b>„Die Welt, die ich kannte, liegt im Staub“</b> Kurt Offenburg (1898–1946) aus Offenburg, jüdischer Journalist	175
Ralf Bernd Herden <b>Irma Goeringer</b> Zur Erinnerung an die vergessene Literatin von Bad Rippoldsau	195
Frank Armbruster <b>Der Malerpoet Eugen Falk-Breitenbach (1903–1979)</b> „'s Hansjaköble von Huuse“	217
Irmgard Schwanke <b>Lohkäse, Bollenradhüte und gesottene Erdäpfeln</b> Die Kindheitserinnerungen und Tagebücher August Ganthers	225
Stefan Woltersdorff <b>Jean-Paul Sartre und das Elsass</b>	249
Klaus G. Kaufmann <b>„Jenisch“ – eine Diebes- oder Gaunersprache?</b> Über Bestandteile des „Jenischen“ in der Umgangssprache	271
<b>Freie Beiträge</b>	
Erik Vollmer <b>Die Grablegen der Geroldsecker</b>	291
Dieter Weis <b>Ein Ettenheimer Adelshof und die angrenzenden Gärten</b>	321
Michael Suhm <b>Die mittelalterliche Offenburger Stadtbefestigung</b> Ein alter Vermessungsriss gibt Hinweise	341
Karl Kopp <b>Johann Jacob Schweickhart, Blumenwirt und Procurator</b> Ein Lahrer Sozialpolitiker im frühen 18. Jahrhundert?	347

---

Arnold Nauwerck <b>Die Sonnenherberge in Wolfach</b>	363
Dieter K. Petri <b>Als Zell a. H. badisch wurde – von der Reichsstadt zur Landstadt</b>	367
Helmut Horn <b>Jakob Bernhard Trautwein aus Schiltach, „als Chemiker berühmt“</b>	377
Edwin Fecker <b>Die Altargemälde von Marie Ellenrieder in der Pfarrkirche von Ortenberg</b>	391
Eva Blanc <b>Die Steinkrugfabrik in Oppenau (1824–1878/80)</b>	403
Hermann Löffler <b>100 Jahre Rathaus Niederschopfheim 1912–2012</b>	429
Ralf Bernd Herden <b>Der „Hofstaat“ des Führerhauptquartiers</b>	443
Ulrich Coenen <b>Der Hugo-Häring-Preis in Mittelbaden</b> Ausgezeichnete Bauwerke seit 1969 in der Kreisgruppe Baden-Baden/ Rastatt/Ortenaukreis des Bundes Deutscher Architekten (BDA)	453
Karl Volk <b>Zwei Geißen und mehr – Auch Tiere gehören zu Tribergs Geschichte</b>	487
Christine Müller <b>Die durch Edel in Straßburg nach Baden verkauften Glocken (1670–1715)</b>	491
<b>Forum</b>	
Das Elsässische Sprochàm OLCA (Office pour la Langue et la Culture d’Alsace)	509
Das elsässische Kulturzentrum	514
9. Ortenauer Geschichtstag	516
<b>Nachrichten</b>	
Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Haslach	517
Prof. Dr. Walter E. Schäfer: Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden	518

Aus der Ansprache des Präsidenten des Historischen Vereins, Klaus Kaufmann, anlässlich der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft an Prof. Rolf Pfefferle	520
François Joseph Fuchs (1921–2012)	521
Günter Boll (1940–2012)	521
Zum Tode von Prof. Hermann Brommer (1926–2012)	523
Dr. Dieter-Kauß-Bibliothek	526
<b>Berichte der Mitgliedergruppen</b>	527
<b>Berichte der Fachgruppen</b>	566
<b>Neue Literatur</b>	576
Battafarano/Eilert: Grimmelshausen-Bibliographie (Schäfer); Ruch: Schwaibach (Herrmann-Jehle); Kreuz/Schnurr: Kleindenkmale in Mühlenbach (Ruch); Müller-Hill: Kriegstagebuch (Herden); Friedrich-Luisen-Hospiz Bad Dürkheim (Ruch); Schumann: Hübsch (Coenen); Borchardt-Wenzel: Geschichte Badens (Gorka); Morrissey: Alamannen (Ruch); Schellinger/Hoferer/Oswald: Jüdischer Friedhof Nordrach (Ruch); Hansjakob: Mein Grab (Ruch); Scheurer: Kirche Kappelrodeck (Ruch); Walter: Die Hub (Ruch); Adam/Moos/Schmitt: Oppenheimer (Ruch); Wunder: Kriege und Festungen (Ruch); Gorka: Ortenau Klinikum Achern (Ruch); Gall: Kleine Geschichte der Stadt Offenburg (Ruch); Meid: Geschichte des deutschsprachigen Romans (Schäfer); Groszman: Semi Uffenheimer (Ruch)	
<b>Eingegangene Literatur</b>	585
<b>Mitteilungen</b>	585
<b>Schwerpunktthemen 2014 ff.</b>	585
<b>Der Historische Verein für Mittelbaden e. V.</b>	586
<b>Redaktionsrichtlinien</b>	591



## Grußwort der Stadt Hornberg

Liebe Mitglieder und Freunde des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V.

Ich freue mich außerordentlich, dass die diesjährige Hauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. am 13. Oktober 2013 in Hornberg stattfindet.

Mit dem Förderverein Stadtmuseum Hornberg/Verein für Heimatgeschichte e. V. haben wir eine sehr aktive Mitgliedergruppe vorzuweisen, die sich in vorbildlicher Weise um die Erforschung, Sammlung und Ausstellung unserer Stadtgeschichte kümmert. Die Stadt Hornberg ist stolz auf ihre Geschichte und ihr Brauchtum. Das geflügelte Sprichwort „Es geht aus wie das Hornberger Schießen“ ist auch heute noch in aller Munde und kann jedes Jahr aufs Neue in unserer Freilichtbühne bei der Aufführung des Volksschauspiels von Erwin Leisinger live erlebt werden. Der Historische Verein Hornberg e. V. begeistert mit seinen Vorstellungen jedes Jahr rund 10000 Besucher.

Die 900-jährige Geschichte der Stadt ist eng mit dem Hornberger Schloßberg verbunden, ein einmaliger Aussichtspunkt im Mittleren Schwarzwald.

Dank des außerordentlichen Engagements des Fördervereins Stadtmuseum konnte im ehemaligen Zollamt in der Werderstraße das Stadtmuseum eingerichtet werden. Dort wird auf anschauliche Weise die Geschichte der Stadt, aber auch der beiden Ortsteile Reichenbach und Niederwasser, bewahrt und ausgestellt. Ein ganz besonderer Höhepunkt eines Museumsbesuchs ist der Gedenkraum, der zu Ehren von Wilhelm Hausenstein eingerichtet wurde, dem ersten Botschafter der Bundesrepublik Deutschland nach dem 2. Weltkrieg in Paris. Der Ehrenbürger der Stadt Hornberg wird hier auf eindrucksvolle Weise gewürdigt.

Im Namen der Stadt Hornberg wünsche ich der Mitgliederversammlung einen guten Verlauf und allen Teilnehmern einen schönen Aufenthalt in der Stadt des weltbekannten Hornberger Schießens.

*Siegfried Scheffold*

Bürgermeister der Stadt Hornberg







---

Editorial

## Literatur und Sprache am Oberrhein: Geschichte und Gegenwart

Seit den ersten Heften der „Ortenau“ haben sich Autoren immer auch der Literatur in dieser Landschaft gewidmet. Ernst Batzer beispielsweise, der hochverdiente Schriftleiter und Mitbegründer des Historischen Vereins, eröffnete das Erscheinen unseres Jahrbuches mit einem Beitrag über die Herren von Schauenburg als Dienstherrn Grimmelshausens. Und Artur Bechtold stellte, ebenfalls im ersten Heft, Kirchenbucheinträge zu dieser berühmtesten literarischen Gestalt Mittelbadens vor. Über die Jahrgänge hinweg war die Beschäftigung mit Literatur und Schriftstellern ein stets wiederkehrendes inhaltliches Element der „Ortenau“. Aber ein Heft, das sich schwerpunktmäßig dem literarischen Schaffen widmete, hat es bislang nicht gegeben. Dem Aufruf der Mitgliederversammlung 2012 sind daher viele Autoren gern gefolgt. Das Ergebnis zeigt vielfältige Zugänge und enthält neue Aspekte zu bekannten Gestalten (etwa Hansjakob). Die „Ortenau“ betritt da und dort aber auch Neuland und blickt in einem Beitrag neugierig über den Rhein, wo Jean Paul Sartre in elsässischen Dörfern gesichtet wurde.

Den Umschlag der Ortenau ziert eine Abbildung aus der Manesischen Liederhandschrift der Heidelberger Universitätsbibliothek: der Minnesänger Bruno von Hornberg, um 1300. Daneben der Titel der Anthologie „Arbeiterdichtung“ von Kurt Offenburg, 1925.

*Die Redaktion*



## Offenburger Horaz

*Ursula Flügler*

Übersetzen ist ein schwieriges und oft mühsames Geschäft, zumal, wenn es sich um lateinische Dichtung handelt. Bevor Friedrich Nietzsche Philosoph wurde, war er Altphilologe, und er hat vom „Feierlichen Leichtsinn“ des Dichters Horaz gesprochen, der nicht so leicht zu treffen ist in einer deutschen Übersetzung. Das gilt auch für das berühmte Carmen 1,9 von dem es, übrigens in vielen Sprachen, Übersetzungen gibt. Die Schwierigkeiten solcher Übertragungen sind bekannt. Aber manchmal hat man auch Glück!

Vor vielen Jahren stand ich im tiefen Winter im 4. Stock des Okengymnasiums am Fenster – damals war die Sicht aufs Gebirge noch nicht so verbaut wie heute. Ich beaufsichtigte eine Klasse und sah hinüber auf die Brandeck und das Hohe Horn. Vielleicht dachte ich dabei unwillkürlich an jenes Horazgedicht, in dessen ersten Zeilen der Name des Soracte genannt wird, jenes Berges, dessen charakteristische Gestalt bei klarem Wetter in Rom sichtbar ist. Jedenfalls fiel mir plötzlich der Satz ein: „Siehst du, wie's Hohe Horn im Schnee steht.“

*Die Brandeck und  
das Hohe Horn*





Solche plötzlichen Einfälle sind Göttergeschenke, man kann sie nicht herbeizwingen. Wunderbarerweise ging es in meinem Kopf weiter im Text, mühelos, gleichsam in den bequemen Schuhen der badischen Mundart, oder eigentlich einer Art Honoratiorenbadisch. Alles fügte sich leicht, ohne großes Nachdenken, sogar die vertrackte letzte Strophe, die August von Platen unübersetzt ließ. Es verwandelte sich dabei nicht nur der Sorakte, auch der Fluss wurde zur Kinzig, der Sabinerwein wurde veredelt zum Spätburgunder, die Zypressen und die Eschen wurden zu Tannen und Buchen – alles bekam ein Offenburger Gewand.

Die Aufforderung, alles übrige den Göttern zu überlassen, wandelte sich in die gemütlichere Lesart, „de Herrgott en gute Mann“ sein zu lassen. Diese Mahnung zur Gelassenheit bildet die Mitte des Gedichts. Es ist natürlich klar, dass es durch die andere Sprache seinen römischen Charakter verloren hat, seine Schauplätze, sein würdiges antikes Lebensgefühl. Das graue Haar hat andere Freuden als die Jugend, dem greisen Kopf entspricht der schneebedeckte Soracte, Wein und Herdfeuer entsprechen der altersgemäßen Lebensweise. Die Jugend hat andere Spiele und Freuden, und alles hat seine rechte Zeit.

Diese gelassene heitere Weisheit spricht sich aber auch aus in der eigenen Mundart, vielleicht etwas weniger feierlich, doch im Lebensgefühl näher verwandt als in mancher hochdeutschen Übersetzung, die oft eher die Fremdheit der Antike

### Carmen I, 9

*Siehsch, wie's Hohe Horn im Schnee steht?  
D'Wälder habe grad zu schaffe  
mit dem Schnee. Vor lauter Kälte  
isch sogar schon d'Kinzig g'frote.*

*Bei dem Wetter muß mer heize.  
Spar ja s'Holz net un geh runter  
in de Keller, hol die beschde  
Flasch mit Zeller Spätburgunder!*

*Laß de Herrgott nur en gute  
Mann sein – der soll's Wetter mache.  
Wenn der will, dann geht kei Lüftle  
durch die Tanne un die Buche.*

*Musch net frage, was isch morge?  
S'Lebe isch so kurz, un jeder  
Tag isch g'wonne. Wenn'd noch jung bisch,  
dann verlieb dich un geh tanze.*

*Wenn d'erscht alt bisch, macht's kei Spaß mehr.  
Jetz isch's Zeit, jetz geh zum Tschogge  
un vergiß net, wenn d'dei Freundin  
hasch am Abend treffe wolle.*

*So e Hex! Im Eckle hockt se,  
meint, mer kennt se net am Lache,  
tut, wie tät se gar net wolle –  
des isch nur en Trick: die will schon!*

deutlich macht als die Nähe einer gemeinsamen menschlichen Erfahrung.

Erst Jahre später habe ich dann in Rom und in Latium den Soracte wirklich gesehen. Er ist unverkennbar, weil er durch seine Kalkfelsen sich auch geologisch abhebt von seiner andersartigen Umgebung.



*Der Soracte*

### CARMEN I, 9

Vides ut alta stet nive candidum  
Soracte nec iam sustineant onus  
silvae laborantes geluque  
flumina constiterint acuto?

dissolve frigus ligna super foco  
large reponens atque benignius  
deprome quadrimum Sabina,  
o Thaliarche, merum diota.

permitte divis cetera, qui simul  
stravere ventos aequore fervido  
deproeliantis, nec cupressi  
nec veteres agitantur omni.

quid sit futurum cras, fuge quaerere, et  
quem Fors dierum cumque dabit, lucro  
adpone, nec dulcis amores  
sperne puer neque tu choreas,

donec virenti canities abest  
morosa. nunc et campus et areae  
lenesque sub noctem susurri  
composita repetantur hora,

nunc et latentis proditor intumo  
gratus puellae risus ab angulo  
pignusque dereptum lacertis  
aut digito male pertinaci.

**ODE I, 9**

*Siehst du, wie hoch dort mit Schnee bedeckt aufragt der weiße  
Soracte, wie ächzend kaum noch die Last  
die Wälder ertragen und wie vom beißenden Frost  
die Flüsse zum Stillstand gefroren?*

*Löse die Kälte auf, leg reichlich Holzscheite nach auf den Herd  
und hole freundlich mehr von dem vierjährigen  
Wein im Sabiner Doppelgriffkrüge hervor,  
mein Thaliarchos.*

*Überlaß alles weitre den Göttern: Sobald sie  
die wild um die schäumende Weite des Meeres  
kämpfenden Winde beruhigt, stehn die Zypressen  
ganz unbewegt still wie die alten Eschen.*

*Was morgen sein wird, meide zu fragen,  
jeden der Tage, die das Schicksal dir schenken mag, acht als Gewinn,  
verschmähe nicht, Knabe, die süßen Freuden der Liebe,  
bleibe den Tänzen nicht fern, du,*

*solang deine grünfrische Jugend den Starrsinn des Graukopfs nicht kennt.  
Jetzt: das Marsfeld, die Plätze der Stadt,  
das freundliche Raunen und Plaudern im Eingang der Nacht,  
setze sie fort zur vereinbarten Stunde.*

*Jetzt: aus dem hintersten Winkel das lockende Lachen  
des Mädchens, das sich versteckt und verrät,  
das Pfand ihr vom Arme gestreift  
oder vom Finger, der es nur scheinbar verwehrt.*

Winfried Tilmann



„... und vorher nichts Vergleichbares auf der ganzen Welt ...“

## Die illustrierte Prachtausgabe Vergils aus Straßburg 1502 in den Beständen der Historischen Bibliothek der Stadt Offenburg

Manfred Merker \*

### I. Einleitung

Im Literaturband der Ortenau 2013 darf ein berühmter und prächtiger Vergil aus der Historischen Bibliothek der Stadt Offenburg nicht fehlen. Seit 1000 Jahren wird der große römische Dichter in der Klosterlandschaft der Ortenau mit ihren bedeutenden Benediktinerklöstern abgeschrieben, mit bunten Initialen ausgemalt, studiert und somit der Nachwelt überliefert und, später nach den Handschriften gedruckt, der Nachwelt bewahrt. Und auch in der heutigen Schullandschaft des Ortenaukreises mit ihren zahlreichen lateinsprachigen Gymnasien wird Vergil in der Oberstufe als Sternchenthema der Leistungskurse immer noch gelesen, übersetzt, interpretiert und im Abitur geprüft. Die nahen Universitäten bieten immer wieder Vorlesungen zur augusteischen Literatur und namentlich zu Vergil an. Aus den Klosterbibliotheken des ehemaligen Franziskanerklosters in der Langen Straße, heute Klostersgymnasium „Unserer Lieben Frau“, und des alten Kapuzinerklosters in der Gymnasiumstraße, heute Grimmelshausen-Gymnasium, sind eine Reihe wertvoller Vergilausgaben zu uns gekommen, die jetzt wohlgehütet und wohlklimatisiert Bestandteile der Historischen Bibliothek der Offenburger Stadtbücherei sind. Sie sollen hier im Einzelnen kurz vorgestellt werden, wobei ein besonderer Schwerpunkt auf den prächtigen Foliobänden aller lateinischen Werke Vergils in der Ausgabe des oberrheinischen Humanisten Sebastian Brant mit seinen über 200 ganzseitigen Holzschnitten aus der Offizin des Straßburger Druckers Johannes Grüninger aus dem Jahre 1502 liegen soll.

Bei den Vergilbeständen handelt es sich um sechzehn Bände aus dem lateinischen Fundus der ehemaligen Gymnasialbibliothek der Franziskaner, in der sie in der rein lateinsprachigen Zeit des Humanismus einen zentralen Platz einnehmen. Sie waren Teil des Lateinunterrichts für die jungen Novizen des Ordens, ab 1660 auch des Schulunterrichts im neu gegründeten Franziskanergymnasium an der nordöstlichen Stadtmauer am

\* Franziskanische Studien III, 3: Schätze der ehemaligen Franziskanerbibliothek





Abb. 1: Vergil als  
humanistischer  
Dichter

Straßburger Tor, das dann 1818 nach der Säkularisierung aller deutschen Klöster mit Übernahme fast aller Buchbestände als großherzoglich-badisches Gymnasium im alten Kapuzinerkloster weitergeführt wurde. Neun Titel stammen aus der Zeit zwischen 1502 und 1583, neben dem 16. Jahrhundert ist das 17. und 18. Jahrhundert viermal vertreten. Sechsmal ist der Druckort das nahe Straßburg mit so berühmten Meistern wie Grüninger, Knobloch und Schürer, zweimal Frankfurt am Main und Halle und einmal Mainz, wobei sowohl Straßburg als auch Mainz eng mit dem epochalen Erfinder des Buchdrucks, Johannes Gutenberg, und seinen Anfängen verbunden sind und damit als Wiege des europäischen Buchdrucks gelten. Die Druckereien der beiden bedeutendsten sächsischen Universitäten, Halle und Leipzig, sind viermal vertreten.

Alle Vergildrucke des 16. Jahrhunderts präsentieren sich durchweg in lateinischer Sprache sowohl in den Texten der drei Hauptwerke *Bukolica*, *Georgica* und *Äneis* und den pseudovergilianischen Gedichten als auch in den Vorreden an den Leser (*Praefationes*), Randkommentaren (*Scholien*), Inhaltsangaben (*Argumenta*) und Registern (*Indices*). Die vierbändige Leipziger Ausgabe von 1787–1789 enthält als erste die gerade in dieser Zeit entwickelte moderne Textkritik aus dem damals weltweit führenden Lateinseminar des Göttinger Altphilologen J.G. Heyne. Sie ist damit die allererste wissenschaftliche Edition überhaupt. Diese bahnbrechende Vorgehensweise der führenden Altphilologen zur Rekonstruktion des antiken Originaltextes mit dem Stammbau der Textüberlieferung und dem sogenannten kritischen Apparat unter jeder Textseite entwickelte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zur führenden Wissenschaft in der Welt. Auf ihr basieren alle verbindlichen Textausgaben der heute führenden Verlage in England (Oxford und Cambridge), Frankreich (Garnier) und Deutschland (Teubner in Leipzig und Stuttgart).

## II. Die Vergilbestände der Historischen Bibliothek Offenburg

### a) 16. Jahrhundert

Die Vergildrucke des Humanismus sollen hier in der Reihenfolge ihres Erscheinungsjahres dargestellt werden. Sie folgen damit der Registrierung, die der Emmendinger Altphilologe





Abb. 2: Die Offenburger Vergilausgaben des 16. Jahrhunderts

H.-J. Günther zur Offenburger Ausstellung „Neue Welt und Altes Wissen“ im Jahre 2007 als große Pionierleistung zur Erschließung der zehn Jahr zuvor restaurierten Bestände der Offenburger Gymnasialbibliothek erarbeitet und ins Internet gestellt hatte. Anlass hierzu war die sensationelle Auffindung der Waldseemüllerkarte von 1507 mit der ersten Nennung des neuen Kontinents Amerika, die ebenfalls in ein altphilologisches Werk, die Nikomachische Ethik des Aristoteles, in der ehemaligen Franziskanerbibliothek eingebunden war. In dieser Registrierung sind allerdings die Werke des 17. und 18. Jahrhunderts nicht erfasst worden und werden hier neu erstellt. Nach der jeweiligen Nomenklatur des Titels der Vergilischen Werke werden im Folgenden der Druckort, das Erscheinungsjahr, falls möglich der Herausgeber und Kommentator und der Drucker zitiert, danach folgt eine Kurzcharakteristik der Edition. Alle Drucke entstammen der handschriftlich eingetragenen Provenienzzangabe nach, bis auf eines aus dem Kapuzinerkloster von 1645, aus dem Offenburger Franziskanerkloster von 1280 und tragen dazu den ovalen Stempel des späteren „Großherzoglichen Gymnasiums zu Offenburg“. Fast alle Formate sind außer den beiden Foliobänden der Einfachheit halber mit der gängigen „Lexikongröße“, ca. 15 × 10 × 5 cm, angegeben.

**F 350 I = rarum P.** VERGILIUS MARO: opera omnia. **Straßburg 1502.** Herausgeber Sebastian Brant. Drucker Johannes Grüninger. Folioformat, 410 Seiten mit 214 Holzschnitten. Schweinsleder auf Holzdeckeln mit Blindprägung, zwei intakte Messingschließen, zahlreiche Leerseiten. Enthält alle überlieferten Werke Vergils, auch die heute als unecht geltenden opera minora. 10 Bucolica, 4 Bücher Georgica, 12 Bücher Äneis mit einem nachge-

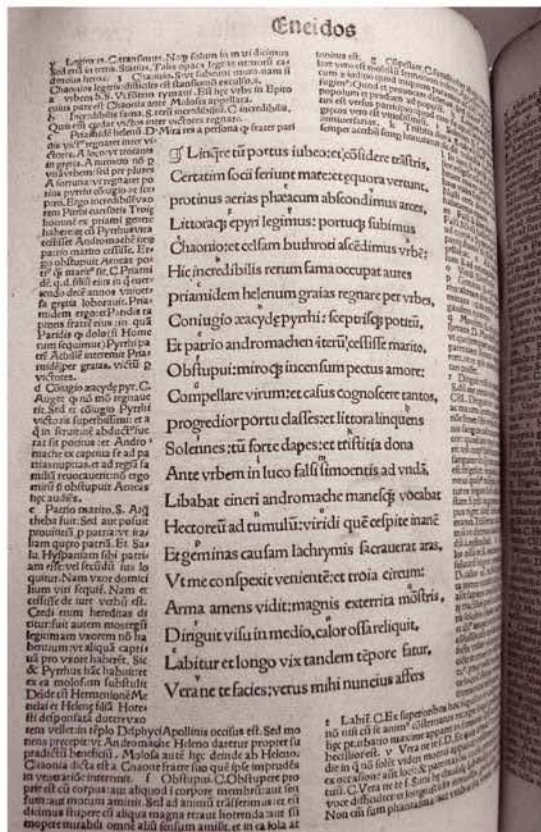


Abb. 3: Textseite  
aus S. Brants  
Vergil von 1502

dichteten 13. Buch von Mafeo (Maphaeus). Der groß gedruckte Text macht nur einen geringen Teil der Seite aus, den größten Teil nimmt der in kleineren Lettern gedruckte fünffache Kommentar an beiden Seiten ein.

F 350 II = **rarum** identisch mit F 350 I, zahlreiche weiße Leerseiten.

F 547 PUBLIUS VERGILIUS MARO: AENEIS. **Straßburg 1509**. Herausgegeben von Nicolaus Gebellius. Drucker Johannes Knoblauch. Lexikonformat, 780 Seiten. Pappdeckel. Kein Titelblatt. Index als Namens- und Sachregister. Diese gut gedruckte und kommentierte Ausgabe enthält nicht die Bucolika und Georgica, dafür im Anschluss an die vollständige Äneis auch das 13. Äneisbuch des Humanisten Maphaeus. Es gibt keine Versnummerierung.

F 548 PUBLIUS VERGILIUS MARO: opera omnia. **Straßburg 1515**. Druck bei Matthias Schürer. Lexikonformat, 328 Seiten, ohne Titelblatt. Holzdeckel, leicht beschädigt. Hinten eingebundene Handschrift eines Notenblattrestes. Der Text ist mit klaren Versangaben übersichtlich in der Mitte platziert, enthält aber keine Kommentare. Jedes Einzelbuch beginnt mit einer zusammenfassenden Inhaltsangabe „zum Gebrauch der Studierenden“. Stolz wird in einer lateinischen Schlussnotiz vermerkt, dass gerade der Kaiser Maximilian regiert.

Angebunden an diese Edition sind zwei frühere Vergildrucke von 1510 und 1515:

F 548-2 PUBLIUS VERGILIUS MARO: GEORGICA (4 Bücher): **Straßburg 1510**. Herausgegeben von Herrmann Torrentinus, gedruckt von J. Knobloch dem Älteren.

F 548-2 PUBLIUS VERGILIUS MARO: AENEIS (12 Bücher). **Straßburg 1515**, gedruckt bei Matthias Schürer.

F 543 PUBLIUS VERGILIUS MARO: opera omnia. **Mainz 1554**. Herausgegeben und kommentiert von Philipp Melanchthon. Drucker: Ivo Schoeffer (große Druckermarken). Lexikonformat, Schweinsleder auf Holz mit Blindprägung (Christus mit Strahlenkranz), 743 Seiten. Komplette Edition aller Vergiliana mit





Abb. 4: Der Vergil von 1515 mit eingebundenem Notenblatt



Abb. 5: Geprägter Einbanddeckel von 1572

13. Äneisbuch, Epigrammen, Viten und z.T. farbigen Illustrationen. Am Ende ein moralisches Abschlussepigramm von Ulrich von Hutten.

F 544 PUBLIUS VERGILIUS MARO: poemata, quae extant, omnia-Eclogen, Georgica, Äneis. Alle Werke nicht vollständig! Frankfurt 1572. Drucker: Georgius Corvinus. Vorwort von Philipp Melanchthon. Alle Werke ohne 13. Äneisbuch und Priapea, wahrscheinlich „ad usum Delphini“, d.h. für den Schulgebrauch. Lexikonformat, 788 Seiten. Holzdeckel mit Blindprägung mit 18 Holzschnitten. 100 Seiten Anmerkungen.

F 545 PUBLIUS VERGILIUS MARO: Bucolica, Georgica, Aeneis. Frankfurt 1583. Herausgeber und Kommentator: Nicolaus Erithraeus. Drucker: Wechelius Erben, Druckermarken: Pegasus.

Lexikonformat, 685 Seiten, zwei Drittel Text, ein Drittel Kommentar. Schweinsleder auf Karton mit Blindprägung. Schöner Druck, kenntnisreicher Randkommentar, 350 Seiten Index. Als einzige Vergil Ausgabe aus den Beständen der Kapuzinerbibliothek!

#### **b) 17. und 18. Jahrhundert**

Neben den soeben vorgestellten neun postinkunablen Vergil-Editionen des 16. Jahrhunderts sind aus den Offenburger Franziskanischen Klosterbibliotheken vier weitere bemerkenswerte Ausgaben des 17. und 18. Jahrhunderts erhalten, die erste aus der Zeit des 30-jährigen Krieges, die letzte aus dem Jahr der großen Epochenwende der Französischen Revolution. Somit sind von den Anfängen des Humanismus bis zur Zeit der Aufklärung drei Jahrhunderte vertreten. Einige der hier jetzt vorzustellenden Werke sind in ihrer didaktischen und wissenschaftlichen Auslegung, eher als die oben besprochenen humanistischen Editionen, für den modernen Schulunterricht gedacht. Kurz nach der Anschaffung der letzten Titel erfolgte die Säkularisierung der Offenburger Franziskanerklöster. Ihre Bibliotheksbestände gingen nach einer Vorauslese durch eine großherzogliche Kommission an die neue badische Residenz und Hauptstadt, der größere Rest verblieb in der Schulbibliothek des 1818 neu gegründeten großherzoglich-badischen Gymnasium im renovierten Kapuzinerkloster.

**F 551** ITINERA AENEAE EX ASIA IN AFRICAM ET EUROPAM. **Halle 1667**. Herausgegeben von Joseph Seitz, Gymnasiumsleiter in Halle, gedruckt bei J. Reinhard Laidig. Pappdeckeleinband, Lederbezug eingerissen. 529 Seiten. Kleinteiliger Titelholzschnitt mit Personen und Sprüchen, ebenso zu Buch VI der Äneis. Linke Seite der Text der Äneis mit Kommentar, rechte Seite jeweils eine ganzseitige Quertabelle als Inhaltszusammenfassung zum Geschehen. Eine Karte des östlichen Mittelmeeres mit den Stationen der Irrfahrten. Eingebunden eine Enzyklopädie der Philosophie.

**F 552** NOVUS APPARATUS VERGILII POETICUS. Descriptiones et comparationes. **Köln 1757** bei Metternich. Herausgeber ist Laurentius le Brun. Pappdeckel, 1182 Seiten. Kein Text, das Buch besteht aus einem einzigen alphabetischen Wörterverzeichnis zu Vergil mit philologischen und historischen Erklärungen. Am Anfang Abdruck eines römischen Kalenders und eines Verzeichnisses der Metren. Die Druckqualität lässt zu wünschen übrig, es fehlt an schwarzer Tiefenschärfe der Buchstaben.



Beide eben vorgestellten Werke haben rein didaktisch belehrende Funktion für die Hand des Lehrers, enthalten viele gelehrte Angaben zu Vergil und sind in ihrer kompakten Wissensfülle schwer zu lesen.

**F 549 PUBLIUS VERGILIUS MARO: opera omnia. Halle 1722** in der Rengerschen Buchhandlung. Alle Werke Vergils. Lexikonformat, 1162 Seiten. Schweinsledereinband, Titel oben abgerissen. Deutsche Vorrede und Inhaltsangabe vor jedem Buch, gute Versnummerierung, Register (Sach und Wort), eine Seite Errata, 34 Seiten auserlesene vergilische Redensarten.

**F 546 Band I–IV PUBLIUS VERGILIUS MARO: opera omnia. Leipzig 1787–89.** Herausgeber und Kommentator Christoph Gottlob Heyne. Pappgebundene Buchdeckel, kleine Titelvignette vor jedem Buch.

**I: 1788 BUCOLICA ET GEORGICA:** 554 Seiten, lateinische Vorrede (Göttingen 1776 und 1778). Textkritischer Apparat unter dem Text. Vergilvita des Donat.

**II: 1787 AENEIS 1–6.** 882 Seiten. Titelvignette (Äneas mit Vater und Sohn, s. Abb. 7). Sonst wie oben.

**III: 1787 AENEIS 7–12.** 705 Seiten, Praefatio, sonst wie oben.

**IV: 1789 OPERA MINORA: CULEX, CIRIS, COPA, MORETUM, CATALECTA** (ohne Priapea!). 704 Seiten, Titelvignette (Mücke). Praefationes. Index, Supplementum et Emendata.

Mit dem Abdruck der „opera minora“ ist Heyne nicht auf dem allerneuesten Stand der Vergilforschung, denn diese kleinen Werke Vergils gelten inzwischen bis auf das Catalepton als unecht und von späteren Nachdichtern im Stile des Dichters verfasst. Trotzdem stellt diese Ausgabe die erste kritische Edition mit wissenschaftlichem Apparat, wenn auch noch ohne Handschriftenstammbaum dar. Sie ist im Seminar des damals weltweit führenden Altphilologen Heyne in der modernsten Universität der Zeit, im englisch-hannoverschen Göttingen, entstanden und war damit in ihrem schulbildenden Anspruch Vorläufer aller späteren Klassikerausgaben. Heyne hat sie ausdrücklich für den Gebrauch von Professoren und Studenten bestimmt, was auch die sehr nüchterne Machart der vier Bände,

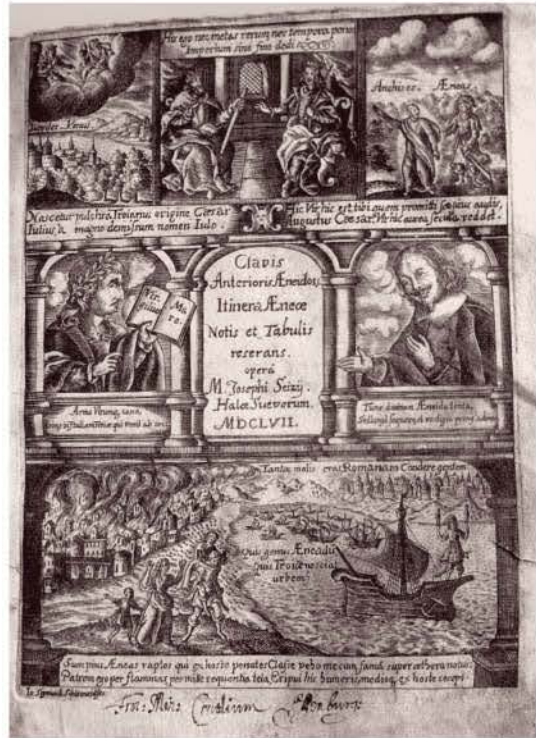


Abb. 6: Titelholzschnitt zu den Irrfahrten des Äneas, Halle 1667





Abb. 7: Titelvignette  
aus Buch II der Äneis,  
Leipzig 1787

ohne eine künstlerische Qualität oder Freude am Ästhetischen, erklärt. Beachtlich scheint mir zu sein, dass die Offenburger Franziskanerprofessoren dieses Werk in seiner Bedeutung erkannt und für ihren Lehrbedarf angeschafft haben. Der Autor konnte nachweisen, dass der erste Direktor des Großherzoglichen Gymnasiums in Offenburg, Prof. J. Scharpf, seine altphilologische Ausbildung

im akademischen Seminar bei dem Heyneschüler Kreuzer an der Universität Heidelberg absolviert hat und sicher gern von dieser wissenschaftliche Ausgabe ebenso profitiert hat wie sein Amtsvorgänger in seiner späteren Leitung des Rastatter Lyzeums, des noch heute am Rastatter Ludwig-Wilhelm-Gymnasium hoch verehrten Prof. Dr. Loreye aus Mahlberg.

### III. Vergil, der Dichter Roms: Leben, Werk und Bedeutung

Der augusteische Dichter Vergil verkörpert in einer besonderen Weise, wie vielleicht nur noch sein Zeitgenosse Horaz, die bewegte Zeit des ersten vorchristlichen Jahrhunderts mit seinen beiden schrecklichen Bruderkriegen zwischen Cäsar und Pompeius und Octavian und Antonius. Er wird mit 26 Jahren Zeitzeuge der Ermordung Cäsars (44 v. Chr.) und Ciceros (43 v. Chr.) und damit des Endes der römischen Republik mit ihrer senatorischen Verfassung. In der Mitte seines Lebens erlebt er die Anfänge des Prinzipats nach der Schlacht von Actium (31 v. Chr.) als das Ende einer Zeit von hundert Jahren Bürgerkriegen seit der „Roman Revolution“ der Gracchen (133 v. Chr.) und die dadurch begründete, lang ersehnte Friedenszeit der Pax Augusta. Dieser politische Zeitrahmen bestimmt nicht nur sein Leben, sondern auch sein literarisches Schaffen. Die äußeren Ereignisse spiegeln sich in seinen Werken; von Augustus und seinem Freundeskreis, besonders dem einflussreichen Mäzenas, erfährt er dabei wohlwollende Förderung.

Vergils vielleicht von ihm selbst verfasste Inschrift für sein Grab in Neapel fasst in zwei Zeilen Leben und Werk in prägnanter Weise zusammen:

*Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc  
Parthenope, cecini: pascua, rura, duces.*

Mantua hat mich erzeugt, Kalabrien raffte mich hinweg,  
jetzt birgt mich Neapel.  
Mein Werk besingt Hirten, Ländereien und Helden.



Vergil, mit Vornamen Publius und eigentlichem Nachnamen Maro, wurde am 15.10.70 v. Chr. in dem Dorf Andes bei der oberitalienischen Stadt Mantua geboren. Als vermöglicher Landbesitzer ermöglichte ihm sein Vater nach Rückerstattung seiner im Bürgerkrieg zugunsten der Veteranenansiedlung enteigneten Güter ein Studium in Cremona und Mailand, später in Rom und Neapel, das Vergil bis zu seinem Tode immer wieder in seinen Bann zog. Er studierte in einer Art „studium generale“ neben römischer Rhetorik und Juristerei auch griechische Philosophie, Medizin und Astronomie. Nach Abschluss der Ausbildung schlug er aus gesundheitlichen Gründen nicht die Ämterlaufbahn in Rom ein, sondern widmete sich der Dichtung. In seinem frühen Jugendgedicht, dem CATALEPTON V, nimmt er Abschied von seinen schönen Freunden und verhassten Lehrern und wendet sich ganz der epikureischen Philosophie des Siron zu, schließt sich dem Kreis der Neoteriker, literarische Neuerer, an und dichtet nach kurzer Rückkehr in seine Heimat als erstes Werk eine kleine Sammlung von Hirtengedichten. Diese zehn BUCOLICA oder EKLOGEN machen ihn auf einen Schlag bekannt. Die berühmte vierte Ekloge, die mit der Geburt eines Kindes die Friedensbotschaft einer neuen Zeit verkündet, ist dem Konsul des Jahres 40, Asinius Pollio, gewidmet, mit dem Vergil seinen ersten großen Förderer gewinnt. Pollio hatte die erste öffentliche Bibliothek in Rom gegründet, besaß selbst eine außerordentliche Kunstsammlung und lud Dichter zu öffentlichen Rezitationen ein, denen dann meist deren Publikationen folgten. Dadurch wurde der mächtige Freund des Augustus, Cilnius Mäzenas, auf ihn aufmerksam und führte ihn am Hofe des späteren Kaisers ein, wo Vergil dann auch Teile seines Hauptwerkes, der Äneis, vortragen sollte. In den sprachlich formvollendeten Hirtengedichten aus den Jahren 42–39 v. Chr. lässt Vergil seine persönlichen Erfahrungen bei der bürgerkriegsbedingten Landenteignung ebenso einfließen wie die Prophezeiung des Oktavian als zukünftigem Friedensstifter und sein Loblied auf Gallus, den Erfinder der römischen Liebeselegie. Hauptinhalt aber ist das idealisierte Leben der Hirten in

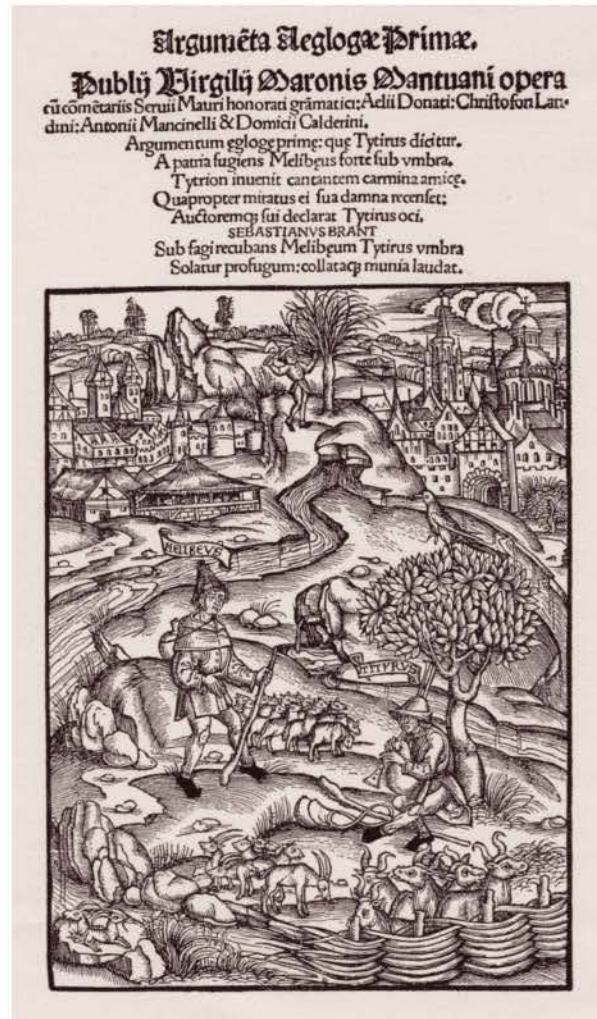


Abb. 8: Titelblatt  
der BUCOLICA  
von 1502

einer arkadischen Landschaft: Liebesklagen, zärtliche Freundschaften, Sängerwettbewerbe und Mythologisches. Vergil erweist sich in dem kleinen Opus von gut 800 Versen als würdiger lateinischer Nachfolger der griechisch-hellenistischen Vorgänger des vierten Jahrhunderts vor Christus: Theokrit von Syrakus und Kallimachos von Alexandria hatten in ihrer Kunsttheorie gegen das große Epos das kleine, fein ausgefeilte Kunstwerk propagiert und in ihrer Dichtung realisiert. Wie auch in allen späteren Werken verwendet Vergil nur den reinen Hexameter, dessen Feinheiten er wie kein anderer lateinischer Dichter zu höchster Vollendung bringt.

Nach diesen alexandrinisch hellenistischen Anfängen wendet sich Vergil in seinem zweiten Werk in den Jahren 37–30, es herrscht immer noch der Bürgerkrieg, den *GEORGICA* zu. Gewidmet ist es seinem zweiten wichtigsten Gönner Mäzenas, dem großen Kulturförderer der Augustuszeit. Die *Georgica* stehen in der langen Tradition griechischer und lateinischer Lahrgedichte. Der griechische Dichter Hesiod (etwa 700 v. Chr.), fast ein Zeitgenosse Homers, hatte in seinem Epos „Tage und Werke“ das harte Leben der griechischen Bauern besungen, Vergils von ihm hoch verehrter lateinischer Vorgänger Lukrez dichtet in seinem Hauptwerk „Über die Natur der Welt“ über die epikureische Naturlehre. Vergil besingt in den vier Büchern der *Georgica* mit ihren über 2000 Hexametern den Segen der Erde und deren Naturgesetze, die der Landwirt beachten muss, zum Beispiel beim Ackerbau nach dem Bauernkalender (Buch I), ferner den Weinbau und die Baumkultur (Buch II), die Viehzucht und Rinderseuchen (Buch III) und schließlich die Pflege der Bienen (Buch IV) als letztes Erbe des Goldenen Zeitalters. Die *Georgica* enthalten philosophische Betrachtungen, märchenhafte Episoden, wie die Bienengeburt, mythologische Partien, wie Orpheus und Eurydike, und schöne Stellen lyrischer Poesie.

Seit dem Jahre 29 arbeitete Vergil, sicher auch im Sinne, wenn nicht im Auftrag des Augustus, an seinem Hauptwerk, der *ÄNEIS*, das mit seinem Gründungsmythos Roms eine Art Nationalepos der Römer werden sollte. Hierzu diente als Vorbild der erste europäische Dichter Homer (etwa 800 v. Chr.) mit seiner *Ilias*, dem Kampf um Troja, und der *Odyssee*, den Irrfahrten des „viel verschlagenen“ Griechenhelden: Auch Vergil besingt die Irrfahrten eines Helden, des Trojaners Äneas, auch hier gibt es schwere Kämpfe zweier verfeindeter Völker. Aus den antiken Vergilbiographien (Viten) ist hierzu die Arbeitsweise des Dichters überliefert. Danach entwarf Vergil zunächst eine



Prosafassung des Stoffes als „provisorische Säulen“ der dichterischen Gestaltung, dann setzte er abends sein Tagespensum in Verse um. Diese flogen ihm nicht zu wie dem späteren Dichterkollegen Ovid (43 v. bis 18 n. Chr.), der von seinen dichterischen Anfängen berichtet, dass alles, was er schreiben wollte, sofort zu einem Vers wurde: „... et quod temptabam scribere versus erat“. Auch wohl deshalb musste er dann seine juristische Laufbahn aufgeben. Vergil dagegen arbeitet intensiv an seinen wohlklingenden Hexametern mit ihren komplexen Dihäresen, Zäsuren, Verschlüssen, Enjambements und Hiatvermeidungen, „wie eine Bärenmutter, die ihren ungestalteten Bärennachwuchs erst in Form lecken musste“.

In der ersten Hälfte der *ÄNEIS* mit ihren zwölf Büchern und ca. 1000 Versen besingt Vergil – wahrscheinlich wurde zu einem Saiteninstrument laut vorgetragen – die Zerstörung Trojas durch die Griechen, danach die Flucht des trojanischen Prinzen Äneas unter dem Schutz seiner Mutter Venus und seine Irrfahrten im östliche Mittelmeer. In Karthago verliebt er sich in die Königin Dido, wird aber von Merkur an seine Schicksalsbestimmung, die Gründung eines neuen Trojas und eines neuen Volkes in Italien, gemahnt. Dies neue Volk sollen die Römer werden, Äneas muss aber seinen Auftrag gegen seine Widersacherin, die wegen des Parisurteils beleidigte Göttin Juno, durch harte Kämpfe und Hindernisse durchsetzen. Im sechsten Buch landet Äneas endlich in dem verheißenen Italien und erfährt bei seinem Gang in die Unterwelt mit der Cumeischen Sibylle in der zentralen „Römerschau“ alles über die Zukunft Roms und seine führenden Männer bis Cäsar und Augustus. Aus dem Munde seines verstorbenen Vaters wird ihm auch der Auftrag der Römer zur Weltherrschaft prophezeit mit Worten, die jeder römische Schüler später auswendig lernen musste. Nach Ende seiner „Odyssee“ beginnt für Äneas die römische Ilias, der langwierige und blutige Kampf in Mittelitalien, die im zwölften Buch mit der grausamen Tötung des Rutulerführers Turnus endet. Die römische Herrschaft wird danach von dem Sohn des Äneas, Julius Askanius, begründet, dem Ahnherrn des julisch-claudischen Herrscherhauses der späteren römischen Kaiser.



Abb. 9: Titelblatt der *GEORGICA* von 1502

Nach zehn Jahren Arbeit an der Äneis ist Vergil zu einer Studienreise nach Griechenland aufgebrochen, um seine Bildung zu bereichern. Er musste sie wegen einer Krankheit abbrechen und starb auf der Rückfahrt nach Rom in Brindisi in Kalabrien am 21.09.19 v. Chr. Weil er seine Äneis für unvollendet hielt, ordnete er testamentarisch ihre Verbrennung an. Augustus aber, der schon Teile dieses bedeutendsten lateinischen Epos kannte, sorgte für eine Publikation und damit für ihre Rettung für alle Zeiten. An der Straße von Neapel nach Pozzuoli zeigt man heute noch an geheimnisumwittertem Ort sein Grab, hoch in den Felsen neben dem des italienischen Dichters Leopardi. Ein unbekannter „Canonicus“ hat hier in der Zeit des Humanismus folgendes lateinische Distichon in den Felsen meißeln lassen, welches Vergils anfangs besprochene Grabinschrift zitiert:

*heu cineres tumuli haec vestigia conditur olim  
ille hoc qui cecinit pacua rura duces.*

„Ach, ihr Aschen! Dies sind die Spuren seines Grabhügels. Geborgen ist hier, der einst besang: Weiden, Länder und Krieg.“

Die Vergilbücher aus den Offenburger Franziskanerbibliotheken waren bestimmt für die Studien der klösterlichen Lesemeister und mönchischen Novizen, ab 1660 auch für den Schulgebrauch im neu gegründeten Franziskanergymnasium, dessen 350-jähriges Bestehen im Jahre 2010 in Offenburg gebührend gefeiert werden konnte. Horaz galt als zu schwer, Ovid als obszön, er wurde nur als Fundgrube für die antike Mythologie ausgebeutet. Die römischen Liebesdichter Catull, Tibull und Propertius kamen schon gar nicht für Gymnasiasten infrage. Vergil dagegen galt im Mittelalter als „anima naturaliter Christiana“, als von Natur aus christliche Seele, unter anderem wegen seines permanenten Loblieds auf den in allen zwölf Büchern so charakterisierten „pius Aeneas“, den frommen Äneas, der immer den Weisungen der Götter folgt. Außerdem hatte Vergil in der vierten Ekloge mit der Geburt eines neu geborenen Kindes eine neue Friedensepoche auf Erden prophezeit, die man jetzt mit dem kommenden Weltenheiland gleichsetzte – auch wenn das Gedicht schon 40 Jahre vor der Zeitenwende entstand. So konnte Vergil auch problemlos Schulautor werden: Er wurde nachweislich der Schulprogramme zum Beispiel im 1818 begründeten „Großherzoglich-badischen Gymnasium zu Offenburg“ gelesen. Wie seine Amtsvorgänger Prof. J. Scharpf (1832–1840), Prof. F. Weißgerber (1840–1844) und ihre altphi-



lologischen Kollegen hatten die Oberstufenschüler bei Prof. G. Gagg von 1844 an Vergil auf dem Stundenplan. Die sog. „Studioli“ lasen mit ihren Professoren Vergils Eklogen, die Georgica und Teile der Äneis. Nach dem lauten gemeinsamen Lesen wurde übersetzt, interpretiert und in längeren Passagen auswendig gelernt und in der Folgestunde anderntags extemporiert.

Eine auffällige Besonderheit der Offenburger Vergilbestände in der Historischen Bibliothek, die ja durch den Eintrag in das Landesdenkmalbuch im Jahr 2000 „zu den bedeutendsten und wichtigsten Gymnasialbibliotheken des Landes“ gezählt wurden, ist eine zunächst nicht auffallende Fortschreibung der Äneis von fremder Hand. Als man Vergil im Humanismus zusammen mit den anderen lateinischen Klassikern wiederentdeckte, passte es offensichtlich italienischen Gelehrten nicht in das Bild vom frommen Äneas Vergils, dass er seinen glorreichen Helden und römischen Stammvater ausgerechnet im letzten Vers seiner Dichtung überhaupt einen Mord begehen lässt: Äneas sticht den bittflehend am Boden verblutenden König Turnus schonungslos und in unbeherrschter Wut nieder.

Wie passt das mit dem Herrschaftsauftrag im sechsten Buch zusammen, wo den zukünftigen Weltherrschern das „*parcere subiectis*“, die Schonung der Unterwürfigen, empfohlen wird? Sollte das das wahre Vermächtnis des großen Dichters der Römer sein? Sollte so die Äneis des frommen Dichters und seines frommen Helden enden, wenn er im Abschlussvers von der armen Seele des ermordeten Feindes dichtet (Vergil, Aeneis XII, Vers 952)?

*„Vitaque cum gemitu fugit indignata sub umbras.“*

*„Und die Seele floh entsetzt und laut stöhnend zu den Schatten.“*

Nein, so konnte das Nationalepos der Römer nicht seinen Abschluss finden! – meinte auch der junge italienische Frühhumanist Maffeo Vegio (1407–1458) und dichtete 1428 mit 21 Jahren ein 13. Buch der Äneis dazu, das seitdem Bestandteil aller



Abb. 10: Der Tod des Turnus





Abb. 11: Die Hochzeit von Äneas mit Lavinia (aus Maffeos 13. Buch der Äneis)

humanistischen Vergilausgaben geworden ist und bis zum Erscheinen der ersten textkritischen Editionen, von denen eine auch zu unseren Beständen gehört, immer wieder als Vergilsupplement mit abgedruckt wurde. Maffeo Vegio besingt darin in schönen Hexametern, wie Äneas nach Abschluss der Kriege in Latium Frieden schließt und eine feierliche große Hochzeit mit Lavinia feiert, wie es sich für einen siegreichen

Helden in den besten Mannesjahren gehört. Nach einem angemessenen Tod wird Äneas dann in den Himmel versetzt und leuchtet, wie andere schon früher verdiente Verstirnte, den Seinen und späteren Generationen würdiger Römer vom Himmel herunter.

600 Jahre später hat die moderne Forschung andere Antworten auf die beschriebene Ungereimtheit und andere Unstimmigkeiten im Werke Vergils gesucht. Einmal könnten sie der Unfertigkeit des Werkes zuzuschreiben sein, die auch Vergil empfunden hat und die auch die zahlreichen Halbverse des Epos erklären würden. Ebenso könnten darin eine negative Anspielung und Kritik an Oktavians brutaler Machtpolitik während des Bürgerkriegs enthalten sein, die die Pax Augusta und den Prinzipat überschattete. Immerhin hatte der spätere Kaiser Augustus unter anderem in Perugia (Perugia) im Jahre 39 v. Chr. grausam seine Gegner hinrichten und später 6000 Sklaven kreuzigen lassen.

Aus dem Kampf um die Alleinherrschaft kann außerdem, wie im Fall des Äneas und Augustus, nur einer als Sieger hervorgehen, wenn auch unter großen Opfern, wie es Vergil vielleicht aufzeigen wollte. Nach der „two voices“-Theorie amerikanischer Altphilologen (Parry 1963, Lyne 1987) hätte Vergil neben der ansonsten vorherrschenden panegyrischen Herrschaftsverherrlichung im letzten Vers seines Romepos' sein privates Unbehagen am Prinzipat und seinem unrühmlichen Beginn durchblicken lassen.



**IV. „... videris atque ante hac nec mihi ubique parem“  
(Sebastian Brant)**

*„... und Du dürftest mir vorher nichts Vergleichbares gesehen haben“*

**Die illustrierte Prachtausgabe Vergils von S. Brant und J. Grüninger in Straßburg 1502**

Mit diesen Worten kündigt der große Straßburger Humanist Sebastian Brant, inzwischen weltberühmt durch seine 1496 in Basel erschienene Sozialsatire „Das Narrenschiff“, mit berechtigtem Stolz seine von ihm 1502 in seiner Heimatstadt bei Johannes Grüninger gedruckte und reich mit Holzschnitten bebilderte Vergil Ausgabe an. Diese in der Offenburger Historischen Bibliothek gleich zweimal vorhandene Postinkunabel wurde hier zu Recht als ein „rarum“, ein Werk mit Seltenheitswert, eingestuft. Kurz nach der kulturell so einschneidenden Jahrhundertwende erschienen war es die 33. Vergil Ausgabe der Welt überhaupt nach der „editio princeps“, der Erstausgabe von 1469 bei Johann Mentellin, auch in Straßburg, gleichzeitig mit der römischen Edition von Konrad Sweynheym und Arnold Pannartz. „pictae tabellae“, illustrierende Holzschnitte, hatte es in keiner dieser Druckwerke gegeben. Diese Neuerung von Sebastian Brant in Verbindung mit einem der bedeutendsten Drucker seiner Zeit, Johannes Grüninger, war ein so durchschlagender Bucherfolg, dass seine Illustrationen immer wieder abgedruckt wurden und über 150 Jahre lang kopiert in fast allen Nachfolgeeditionen erschienen. Hier sollen nun diese beiden epochalen Neuerer kurz vorgestellt werden.

**Sebastian Brant**, 1457 in Straßburg geboren, studierte alte Sprachen und Jura in Basel, seit dem Konzil geistiges Zentrum und einer der führenden Druckerstädte im deutschen Südwesten. Er war ab 1477 als Baccalaureus führender philologischer Berater bei den Druckeroffizinen von Froben, Amerbach und Bergmann, denen er die Vorreden und Kommentare ihrer Klassikerausgaben abfasste. Als „doctor utriusque iuris“, Doktor beider Rechte, wurde er 1496 Professor für römisches und kanonisches Recht. 1494 hatte er bei Bergmann von Olpe seine bald rasch verbreitete Moralsatire, „Das Narrenschiff“, herausgegeben, illustriert mit prächtigen Holzschnitten, die zum Teil von der Hand des jungen Dürer stammen. Dieser hatte auf seiner Wanderschaft durch Deutschland Ende des Jahrhunderts den hoch verehrten Meister Martin Schongauer in Colmar nicht mehr lebend angetroffen und war dann zu dessen Bruder Ludwig nach Basel weiter gewandert. Diesem bedeutendsten Buch-



Abb. 12: Grüningers Zierinitiale „A“ zum Anfang der *Äneis*

erfolg in Deutschland bis zum Erscheinen von Goethes *Werther* folgt die lateinische Übersetzung von Jakob Locher (1471–1528), „*Stultifera Navis*“, sie gilt als erster Beitrag eines deutschen Autors zu europäischer Literatur. Brant dichtete neben seiner juristischen Tätigkeit lateinische und deutsche Gedichte und verfasste illustrierte Flugblätter zur aktuellen Politik. 1500 kehrt er hoch geehrt in seine Heimatstadt Straßburg zurück, wird bereits 1501 zum Syndikus berufen und übt ab 1503 bis zu seinem Tode am 21.05.1521 das Amt des Straßburger Stadtschreibers aus. Wie in Basel hält er den Kontakt zu den aufblühenden Druckerwerkstätten der Stadt, die mit ihren angeschlossenen Verlagshäusern einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Verbreitung des Humanismus leisten, und berät sie mit seinen tiefen philologischen und historischen Kenntnissen. Ein besonders gelungenes Beispiel dieser befruchtenden Zusammenarbeit in der führenden elsässischen Reichstadt ist der vorliegende Vergil von 1502. Als Dramaturg brachte Brant die Geschichte von Herakles am Scheidewege auf die Bühne. Als Erasmus von Rotterdam 1514 auf seiner Reise nach Basel Straßburg besucht, feiert er Sebastian Brant in einem lateinischen Lobgedicht als „*vir humanissimus et omniscius*“, als allwissenden Spitzenhumanisten, der seine Vaterstadt und die Wissenschaft berühmt gemacht habe.

**Johannes Grüninger** stammte ursprünglich aus Grünigen in Württemberg, arbeitet ab 1480 anfangs in Basel, erwirbt dann 1482 in Straßburg das Bürgerrecht und lässt sich, wie die meisten frühen Drucker, in die Zunft der Goldschmiede eintragen. 1483 erscheint auch sein erstes Werk, er druckt nun laufend neue Editionen aus dem Gebiet aller Wissenschaften von der Medizin über die Chemie bis zur Geographie, Klassiker, Legenden, Predigtsammlungen, Romane und Lexika, alle mit hochwertigen Holzschnitten illustriert. Für seine Offizin arbeiten gelehrte Berater, zahlreiche Zeichner, Formschneider und viele erfahrene Drucker. Insgesamt 250 Druckwerke gibt Grüninger im Laufe seiner Zeit heraus. Grüninger bevorratet auch eine umfangreiche Alphabetsammlung von Zierinitialen und Holzstöcken, die er vererbt oder, geschäftstüchtig, wie wer war, zum Teil verleiht oder später, wie die Vergilstöcke, meistbietend ins Ausland verkauft. Seine Zeichner und Holzschneider verkörpern die „elsässische Schule“ mit ihrer großen Mannigfaltigkeit der Illustration in der lebendigen Frische Schongauerischer Gestalten. Mit ihrem jugendlich anmutigen, ernsten Ausdruck der Gesich-



ter und einer gelungenen Komposition der Hintergrundlandschaften sprechen sie uns unmittelbar an. Die anfängliche Kupferstichnachahmung wird aufgegeben zugunsten dünnerer Umrisslinien und feinerer Schraffuren und der Betonung der formgebenden Linie. Dies gilt besonders für die hier besprochene Vergilausgabe von 1502 mit ihren immerhin 214 meist ganzseitigen Holzschnitten auf 540 Blättern, die für diese Ausgabe nach Anweisung von Sebastian Brant neu angefertigt wurden.

1496 hatte Grüninger in seiner Klassikeredition einen Terenz mit seinen sechs Komödien und von Dürer illustrierten Titelblättern herausgegeben, 1498 in der Edition von Jacob Locher den Horaz, ebenfalls mit beachtlichen Titelillustrationen. Als dann Brant nach Straßburg zurückkam, treffen sich zwei kongeniale Persönlichkeiten: der unermüdlich humanistische Publizist in der vollen Schaffenskraft seines Lebens, der aufstrebende Unternehmer, Drucker und Verleger, der seine Druckerei zur ersten in Straßburg machen wollte. Durch das harmonische Zusammenwirken zweier bedeutender Vertreter des oberrheinischen Humanismus ist somit 1502 in Straßburg ein Meisterwerk entstanden, das seinesgleichen sucht. Oft kopiert und imitiert hat es das Bild Vergils in der europäischen Kultur bestimmt wie kein anderes.

Der Titelholzschnitt der Straßburger Vergilausgabe von 1502 zeigt im Vordergrund in eindrucksvollen Szenen, wie das üppige Lockenhaupt des jugendschönen Vergil in adliger Renaissance-tracht von der hinter ihm stehenden, barbusigen, aber hoch geflügelten Muse Kalliope mit einem Efeukranz gekrönt wird. Links neben ihm, in den Prachtgewändern ihrer Zeit, seine fünf Dichterkollegen, alle mit geschwungenen Namensbändern. Rechts steht Kaiser Augustus im Habitus des damals regierenden Kaisers Maximilian, flankiert von Vergils betagten Gönnern Pollio und Mäzenas, der freundschaftlich des Dichters Arm umfasst. Der linke Hintergrund ist gestaltet mit einer Szene aus Vergils Anfängen: Vergil als Pferdeflüsterer mit zwei Rössern und Gehilfen in einer mediterranen Uferlandschaft, rechts erhebt sich eine imposante Wasserburg, auf dem Meere schwebt eine kolumbianische Karavelle dem Horizont zu.

Auch das Titelblatt zu Vergils erstem Werk, den Eclogen oder Bucolica, ist, unter den zwölf Zeilen der Inhaltangabe, aus der Sicht der Zeit heraus gestaltet: Der Hirte Tityrus, mit dessen Ansprache die erste Ekloge beginnt, sitzt dudelsackspielend unter einem stilisierten Laubbaum, den ein großer, einem Papagei ähnlicher Vogel krönt, und spielt mit gekreuzten Beinen seiner vor ihm grasenden Ziegenherde ein Schalmeilied vor. Von rechts



Abb. 13:  
Die Druckermark  
von Johannes  
Grüninger 1502





Abb. 14: Titelblatt der Ausgabe von Vergils Werken, Straßburg 1502

naht mit einer eiligen Schafsherde der Hirte Meliboeus mit einem derben Wanderstab auf den ruhenden Hirten zu. Den Hintergrund der reich gegliederten Landschaft bildet eine mittelalterliche Kleinstadt mit Fachwerk-türmen und einer Stadtmauer, rechts flankiert von einer südländischen Stadtkulisse mit einem hohen Kathedra-  
lenturm und einer Kuppelkirche. (s. Abb. 8: Bucolica)

Das Titelblatt zum zweiten Hauptwerk Vergils, den Georgica, platziert die Inhaltangabe S. Brants unter den ganzseitigen Holzschnitt, der bekannte mythologische Szenen andeutet: Rechts Triptolemos mit einer Pflugschar, darüber Neptun mit bodenlangem Mantel und Dreizack, der ein Pferd aus dem Boden zaubert, links darüber seine Widersacherin Athene mit üppigem, hüftlangem Haarflor und schlangenverzieren-  
tem Schild, wie sie mit ihrer Lanze eine

Quelle entspringen lässt. Darüber hält der Waldgott Silvanus einen entwurzelten Baum in die Höhe, über ihm Sonne und Mond. Haupterscheinung aber ist der in den linken Vordergrund gestellte Kaiser Augustus mit hoher filigraner Krone, Szepter und Reichsapfel – ein jugendlich posierender Renaissanceherrscher. Über ihm sitzt Vergil in einer neuen Pose: In einem mit floralen Elementen verzierten gotischen Gelehrtenpult und langem Scholarentalar hebt er als jugendlich strahlender Dichter apostelgleich mit seinem üppigem, efeubekrönten Lockenhaupt dozierend oder rezitierend die Linke, seine Rechte ruht auf einem aufgeschlagenen Buch (s. Abb. 9: Georgica).

Besonders erzählfreudig präsentiert sich das Titelbild zu Vergils Hauptwerk, der Äneis. Unter den schön gedruckten Lettern der Inhaltsangabe und S. Brants Distichon auf Blatt CXXI thront wieder, mit einem schon etwas älter gewordenen, faltigen Gesicht, der Dichter an seinem gotischen Pult und schreibt, was ihm eine geflügelte, vor ihm stehende nackte Muse in Tergispiz und hüftlangem Haar in ihrer Linken hinhält. Sie weist aber mit einem Stilus nach rechts, wo ein androgyner Jupiter, nur mit einem Hüftschurz drapiert, thronend die Huldigung der Jugendgöttin Hebe entgegennimmt. Rechts im Vordergrund das Urteil des Paris vor den drei ebenfalls unbekleideten Göttinnen Venus,



Juno und Pallas Athene in kultischer Nacktheit mit ihren jeweiligen Attributen. Links davon schießt schon Amor seine Pfeile ab, auch darin die Ursache des trojanischen Krieges andeutend. Hinzu kommt die Entführung des wenig erotisch anmutenden Ganymed durch den Zeusadler recht oben im Bild, auch ein Grund für den Zorn der verschmähten Juno, die immer wieder den zehnjährigen Krieg zu lasten der Trojaner anheizte und den Trojanerhelden Äneas über die Meere hetzte, zum Beispiel in Didos Hauptstadt. Deshalb im Hintergrund ein Stadtensemble, das Karthago, den ersten Schicksalsverzögerungsort für Äneas, darstellt, davor die drei das Lebensschicksal spinnenden Parzen Clotho, Lachesis und Atrope. Im Hintergrund segeln zwei spanische Schiffe in der Machart des Columbus heran – Amerika war ja gerade einmal vor zehn Jahren 1492 entdeckt worden. Diese Vergildarstellung schließt dann später noch eine vierte, wieder jugendliche im Anhang ab.

In den weiteren zwölf Büchern der Äneis folgen über 200 weitere, die dramatische Handlung der römischen Ilias und Odyssee illustrierende Holzschnitte, die eigentlich eine eigene Darstellung verdienen würden. Sie werden später an anderer Stelle zu präsentieren sein.

Hervorgehoben seien hier nur die Sequenzen zu zentralen Handlungen der Äneis, die man mit Videoaufnahmen von Handys oder Digitalkameras vergleichen könnte: Odysseus' List mit dem hölzernen Pferd im zweiten Buch der Äneis wird in seinen sukzessiven Stadien mehrfach illustriert vom Besteigen des Pferderumpfs durch die Griechen über den Lanzenwurf des Laokoon bis zum unheilvollen Hereinschleppen des angeblichen Weihgeschenks in die untergangsgeweihte Stadtburg. Das erste Bild zeigt den Einstieg der „griechischen Landsknechte“ auf einer Leiter. Dem ersten Helden verrutscht dabei die Rüstung, sodass sein unteres Hinterteil zum Vorschein kommt, – ein humorvolles Detail, das sich die wackeren Holzschneider in ihren mittelalterlichen Straßburger Werkstätten auch an anderer Stelle nicht verkneifen konnten. Troja erscheint im Hintergrund als mittelalterliche Festung, die Zelte sind genauso zeitgenössisch konzipiert wie die Waffen der

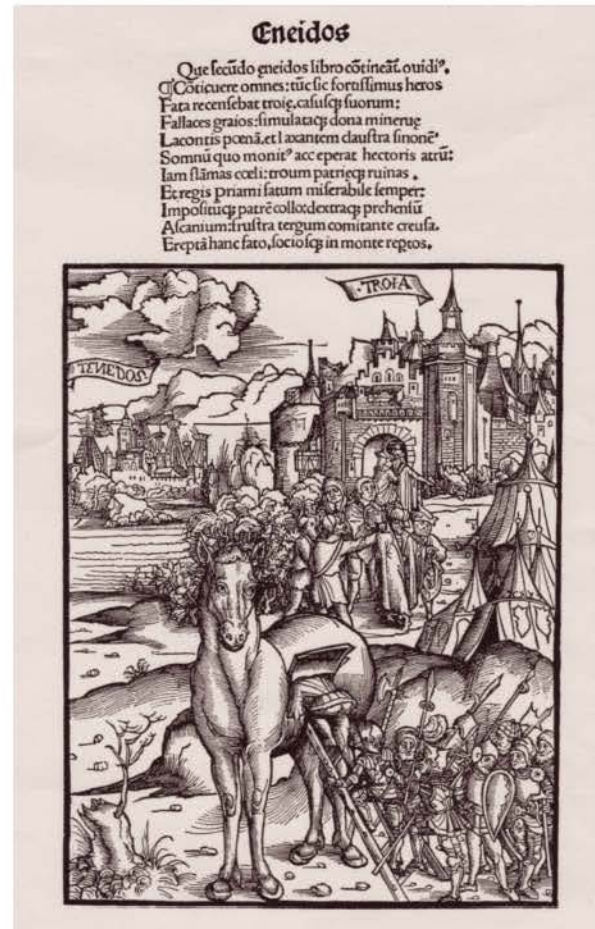


Abb. 15: Das hölzerne Pferd in Buch II der Äneis



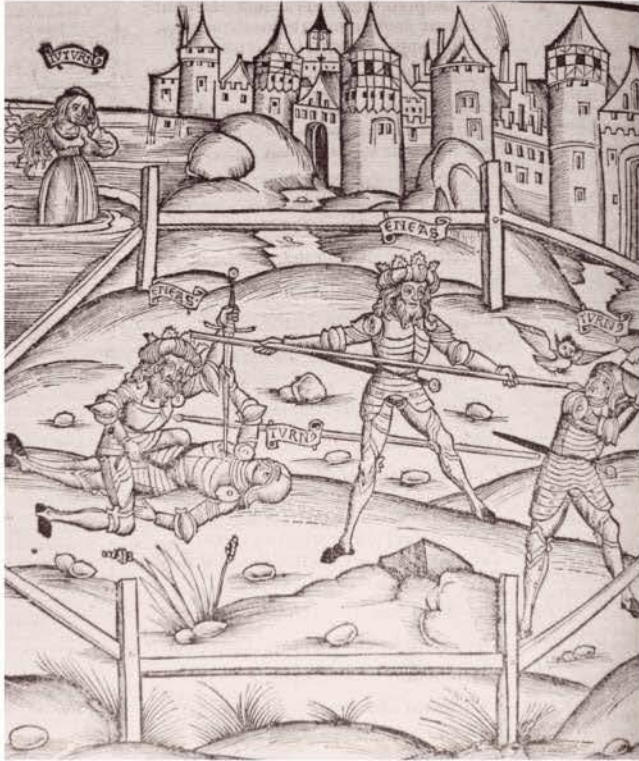


Abb. 16: Der Zweikampf des Äneas mit König Turnus in Buch XII

etwas ältlich erscheinenden Helden. Ähnlich gestaltet ist auch der Ablauf des Zweikampfes des Äneas mit König Turnus im zwölften Buch. Er zeigt das Geschehen in einem Turnierring vom Anfang über die verschiedenen Stadien bis zum Tod des letzten Gegners auf dem Weg zur trojanischen Begründung der Römerherrschaft in Italien.

Alle besprochenen Holzschnitte zeichnen sich durch eine hohe künstlerische Qualität und Feinheit in der Darstellung von Personen und Landschaft aus. Sie verraten darüber hinaus eine profunde Kenntnis der antiken Mythologie selbst in entlegenen Details und vermitteln so einen lebhaften Eindruck von dem im Epos geschilderten Geschehen.

Hier wird die umfassende Beratertätigkeit des gelehrten Humanisten Sebastian Brant erkennbar, der in der Werkseinleitung in einem Loblied die Wirkung der Malerei generell und besonders seine „*pictae tabellae*“, seine gemalten Tafeln, in höchsten Tönen preist. Er bezieht sich dabei auf ein ähnliches Votum des antiken Naturlehrers Plinius des Älteren in seiner „*naturalis historia*“ (Buch 35). Krass hat es Brant in seinem kleinen Gedicht formuliert:

*„quod legentibus scriptura, id cernentibus idiotis pictura“*,

was für den Leser die Schrift, das ist für den Betrachter, der nicht lesen kann, das Bild.

Die Bilder sollen für die des Lesens unkundigen Betrachter die Geschichte auf ihre Weise erzählen, wie die Fresken, Altarbilder, Steinfiguren und Tympana der Kirchen eine Bibellektüre für die gläubigen Analphabeten des Mittelalters darstellten. Dazu auch die Namensbänder, die den Gestalten der abgedruckten Dichtung beigegeben sind, wobei sich natürlich die Frage stellt, was die Abbildungen ohne Kenntnis des Textes erklären können, wenn zum Beispiel unter dem Namensband des ihm unbekanntem „*Pollio*“ ein Zeitgenosse im humanistischen Gelehrtengeband des 15. Jahrhunderts oder der Rutulerkönig Turnus in elsässischer Ritterrüstung aus der Zeit der Bauernkriege erscheint. Die Hauptadressaten der jetzt zum ersten Male gedruckten antiken Klassiker waren sowieso





nicht die Masse der einfachen Leute in den Städten und schon gar nicht auf dem Land, sondern Gelehrte, Geistliche, Mönche und Vertreter des aufsteigenden gebildeten Besitzbürgertums.

Die Drucke in unserem „Vergilius pictus“, dem mit zeitgenössischen Holzschnitten höchster Qualität illustrierten Vergil von 1502, haben sicher enorme Kosten für den künstlerischen und handwerklichen Aufwand verschlungen. Das betont auch der Druckermeister Johannes Grüninger in der Einleitung, wenn er da seine „nicht mittelmäßigen finanziellen Aufwendungen“ erwähnt, die nur durch seinen großen Ehrgeiz, der beste Illustrator zumindestens in Straßburg zu werden, erklärbar ist. Er hat damit einen beachtlichen Erfolg nicht nur in den Bücherbuden vor dem Münstereingang, sondern auch auf den jährlichen Büchermessen des Reiches gehabt, auf denen er regelmäßig vertreten war. Immerhin haben unsere Offenburger Franziskaner den prächtigen Bildband ja auch gleich zweimal gekauft und dadurch diese Kostbarkeit auf uns kommen lassen. Sofort nach Erscheinen dieses bebilderten Vergils 1502 wurden Kopien in Straßburg und anderen Druckerzentren Deutschlands und Frankreichs nachgedruckt, wenn auch in wesentlich minderer Qualität, wofür hier ein Beispiel aus den Beständen der Offenburger Gymnasialbibliothek gezeigt werden kann.

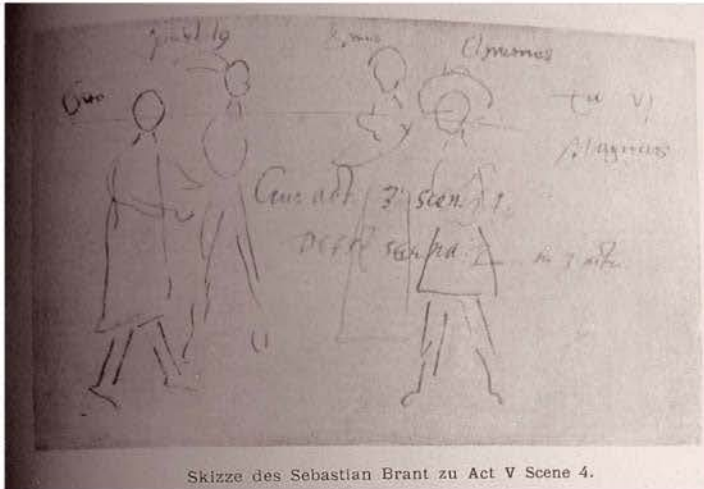
Abb. 17: Vergleich zweier Vergil-illustrationen 1502 und 1572



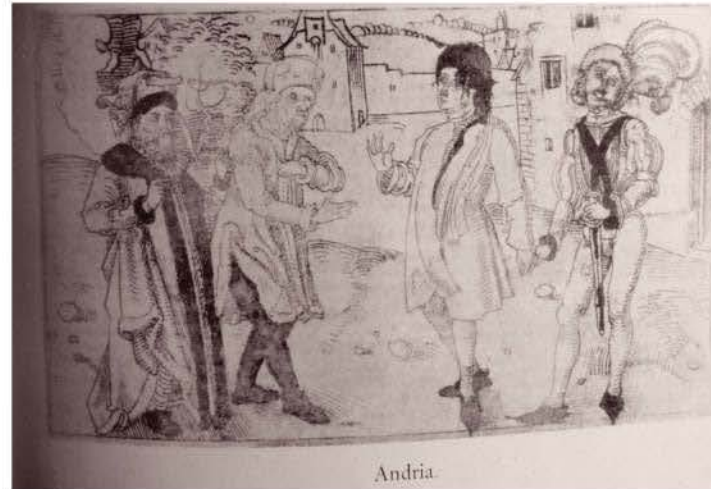
Immerhin haben sie das Vergilbild der Nachwelt nachhaltig beeinflusst und die Vorstellung ganzer Generationen von Lehrenden und Studierenden geprägt und sicher auch zum besseren Textverständnis des Dichters im lateinsprachigen europäischen Raum beigetragen.

In der wissenschaftlichen Literatur hat man bemängelt, dass die hier sichtbare spätmittelalterliche Verfremdung der antiken Geschichte aus der Holzschneidewerkstatt der elsässischen Metropole naiv und unhistorisch sei. Personen, Städte und Landschaften seien an zeitgenössischen Vorstellungen orientiert und somit verfälschend wiedergegeben: Troja und Karthago erscheinen als mittelalterliche Fachwerkstädte, die Schiffe ähneln den spanischen Karavellen der zehn Jahre zurückliegenden Entdeckungsfahrt des Kolumbus zu dem noch nicht benannten neuen Kontinent, die Kämpfer sind wackere Landsknechte aus dem Söldnerheeren Georg von Frundsbergs. Auch Augustus erscheint nicht in Toga oder Brustpanzer, sondern als der regierende Kaiser Maximilian, den man in diesen Jahren ja in Straßburg zu Gesicht bekommen hatte. Alle dargestellten Frauen seien Straßburger Bürgertöchter, die Männer elsässische Bürger und Bauern. Vergil ähnelte eher einem Riemenschneiderschen Apostel oder Engel, Musen hätten doch keine übergroßen Erzengel Flügel. Hierzu muss man nun allerdings festhalten, dass jede Zeit, auch die unsere, nur aus ihren eigenen Bedingtheiten und Voraussetzungen Vorstellungen entwickeln und gestalten kann. Es gab ja keine ununterbrochene historische Kontinuität der lebendigen Anschauung von der Antike bis zum Jahre 1500 wie in den romanischen Mittelmeerländern. Sie wurde gerade jetzt erst – geistig-literarisch im Humanismus und künstlerisch in der Renaissance – wiederentdeckt. Nirgends existierten allen zugängliche Kunstsammlungen, und Antikemuseen oder anschauliche Bildbände in öffentlichen Büchereien, es gab keinen Tourismus in die antikengesättigten Mittelmeerregionen, ein google-Bild war niemandem verfügbar. Pompeji und Ephesos waren noch nicht ausgegraben, das Forum Romanum war damals eine Weidefläche, die Laokoongruppe oder der Augustus von Primaporta waren noch nirgends aufgestellt worden. Außerdem waren die Archäologie und Geschichte als Wissenschaft noch nicht etabliert. Auch wurden die jetzt massenhaft nach der Erfindung des Buchdrucks vor gerade mal eben 50 Jahren gedruckten antiken Klassiker noch nicht einer modernen textkritischen Analyse unterzogen. So stellten die Straßburger Holzschneider nach Weisung der anweisenden Künstler und altphilologischen Berater Augustus als den zeitgenössischen Maximilian dar, Vergil als jungen humanistischen Gelehrten, die





Skizze des Sebastian Brant zu Act V Scene 4.



Andria

Musen in ihrer Nacktheit nur durch lange Flügel und bis zu den Knien wallendes Haupthaar bedeckt, die Göttinnen mit gotischem Gebende. Trotzdem haben diese anachronistischen Adaptionen ihren großen ästhetischen Reiz und sind auch ohne Textbezug von unmittelbarer Wirkung. Dem Textverständnis konnten sie den leseunkundigen Zeitgenossen als erzählendes Bilderbuch aus den Vorstellungen der Zeit von vor 500 Jahren ähnlich dienen wie ein Hörbuch, dessen Text man nicht sieht, den man auch wiederum im Sinne des Gemeinten verbal kommentieren müsste.

Es bleibt noch die Frage zu klären, wer der künstlerische Impulsgeber der Illustrationen zu Grüningers epochemachenden Druckausgabe der Werke Vergils anno 1502 gewesen ist. Dafür kommt als sachkundiger Antikenkenner in erster Linie der Herausgeber und Textverantwortliche Sebastian Brant selbst in Frage, der sowohl in Basel als auch in Straßburg für bedeutende Editionen zuständig war. Er war ein profunder und leidenschaftlicher Verehrer Vergils und kannte alle mythologischen und biographischen Details aus den überlieferten antiken Vergilviten bei Sueton, Servius und Donat. Nach allem aber, was wir von seinen umfangreichen offiziellen Amtsverpflichtungen für die Stadt Straßburg wissen, konnte er wohl schwerlich hunderte von Holzschnitten entwerfen oder gar handwerklich aufführen. Vielmehr müssen wir uns seine Mitwirkung bei der Bildgestaltung eher so vorstellen, dass er als Berater in den Holzschneidewerkstätten grobe Direktiven gegeben, die Ausführung kontinuierlich kontrolliert und dann abgesegnet hat. Die knappe Skizze Brants auf der Rückseite eines zufällig erhaltenen Holzstocks im Basler Kupferstichkabinett für die Terenzausgabe der „Andria“ zeigt, wie er die Anweisung zum Bild vorgezeichnet und dann den ausführenden Holzschneidern zur detaillierten Ausgestaltung übergeben hat. Der Überlieferung

Abb. 18: Brants Vorzeichnung und der Holzschnitt zu Terenz' Andria 1496





Abb. 19: Der Tod des Äneas an der Seite seiner Mutter Venus: Die Seele entweicht.

nach sind auch die Vergilillustrationen „nach visierlicher angebung des Hochgelehrten Doctors Sebastiani Brandt“ geschaffen worden.

Die eigentlichen Künstler aber waren, weil sonst kein Name eines Meisters zu identifizieren ist, Grüningers anonyme und hervorragend geschulte Holzschneider, für die man eine ausgezeichnete handwerkliche und künstlerische Ausbildung bis zur Meisterschaft in ihrem Fach voraussetzen muss. Sie realisierten damit die typischen Merkmale der oben charakterisierten „elsässischen Schule“, die sich um 1500 am Oberrhein zwischen Hagenau, Straßburg, Colmar, Breisach und Basel entwickelt hatte. In den Kupfer-

stichen Martin Schongauers und seiner Schule, sowie den Steinfiguren Tilman Riemenschneiders, dessen Aufenthalt in Straßburg ebenfalls nachgewiesen ist, sowie den Werken des ebenfalls vor Ort gegenwärtigen Albrecht Dürers fanden sie für ihre Darstellungen sicher manche willkommene Anregung. Die viermalige zeichnerische Erscheinung Vergils in unserem Prachtband erinnert somit sehr an deren Engel- und Apostelgestalten.

Die über 200 Holzschnitte zu Vergil von 1505 sind insgesamt ein kulturhistorisches Zeugnis ersten Ranges. Sie geben einen umfassenden Einblick in die Zeit der Text edierenden und illustrierenden Autoren des beginnenden deutschen Humanismus mit ihren zeitbedingten Anschauungsweisen. Das gilt für die Darstellung der handelnden Personen in ihrem kriegerischen, städtischen und landschaftlichen Umfeld wie auch für die zahlreichen zeitgenössischen Spiegelungen, die wir gerade in den zwölf Büchern der Äneis erfahren können: Zelte aus der Zeit der Türkenkriege, die Bundschuhfahne der sich organisierenden Bauern, das Stadtwappen Straßburgs, die Kanonen und Handwaffen des 15. Jahrhunderts und die Karavellen der Amerikaentdecker mit ihren schwellenden Segeln und die im Stile der Zeit gedeckten Festtafeln. Auch die inhaltliche Ausrichtung der fünf lateinischen Kommentare am Rande beider Seiten, in kleinerer Drucktype mit Zifferangaben im Haupttext, spiegelt die begrenzte Welt um 1500. Der Text bietet keinen Neuanfang in der Editions-geschichte, sondern fußt auf der venezianischen Ausgabe Mancinellis aus Veletri (1452–1505) aus dem Jahre 1491 mit dessen antiken Kommentaren von Servius und Donat und den humanistischen Kommentaren



von Landino, Calderini und Brant selbst. Übernommen werden auch die „Argumenta“, kurze Inhaltsangaben zu Beginn der einzelnen Bücher des antiken Textes. Alle fünf Kommentare gibt es auch zum 13. Äneisbuch und zur Appendix Vergiliana, Gedichte, die fälschlich dem Dichter zugeschrieben wurden: ein Gedicht über den Ätna, eins über den Kräuterkäse (moretum) und die Schankwirtin (copa) und das Jugendgedicht Catalepton, das wahrscheinlich echt vergilisch ist. Den Abdruck der unanständigen „Priapea“ über den phallischen und sichelschwingenden Fruchtbarkeitsgott Priap, der auch als entsprechende Vogelscheuche Verwendung fand, hat Brant aus pädagogischen Gründen, wie er selbst schreibt, während des Druckes abgebrochen, nur ein harmloser Holzschnitt dazu ist erhalten. Grüninger hatte kein Urheberrecht an seinen Holzschnitten, es gab die völlige Freiheit des jederzeitigen Nachdrucks, wovon auch nachweislich Gebrauch gemacht wurde. Er selbst hat seine Holzstöcke vom Vergil wieder verwendet in seinem Cäsar und Livius 1507 und anderen Editionen bis zuletzt in einem Werk „Über den Narren Luther“ 1522 (hier 22 Bildstöcke aus dem Vergil). 1517 tauchten sie in einem Werk in Lyon auf, wohin er wahrscheinlich seine Holzstöcke verkauft hatte, 1552 in Venedig. Die Verwendung in Goslar 1623 ist nicht der letzte Beleg: 1912 erscheinen sie auf Emaillemedalions in Italien, 1981 als Briefmarkenblock. Der von Sebastian Brant 1502 in Straßburg herausgegebene und bei Johannes Grüninger meisterhaft gedruckte Vergil aus der Offenburger Historischen Bibliothek mit seinen wundervoll lebendigen und von anonymen Holzschneidern nach Brants Anweisungen illustrierten Holzschnitten ist sicher eine der beachtlichsten Buchproduktionen dieser Zeit, – vielleicht sogar „one of the most wonderful illustrated books ever produced“, wie sein englischer Bewunderer Gilbert R. Redgrave 1896 urteilte.



Abb. 20: Der Tod des Vergil

## Literatur

- Albecker-Gänsler, Constanze: Beispiele früher Buchkunst in der Historischen Bibliothek Offenburg. In: *Neue Welt und Altes Wissen*, Offenburg 2007.
- dies.: *Hunger nach Bildern und Bildung*. In: *Die Ortenau* 88, Offenburg 2008.
- Bernhard, Marianne: *Martin Schongauer und sein Kreis. Druckgraphische Handzeichnungen*, München 1980.
- Broch, Hermann: *Der Tod des Vergil*, Frankfurt 1976.
- Büchner, Karl: *Vergil, der Dichter der Römer*. In: *Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaften*, Stuttgart 1961.
- Burckhard, Daniel: *Albrecht Dürers Aufenthalt in Basel 1492–1494*, München 1892.
- Eisermann, Ralf: *Die Restaurierung der Historischen Bibliothek Offenburg*, Offenburg 2007.
- Festschrift des Großherzoglichen Lyzeums zur Jahrhundertfeier 1808–1958*, Rastatt 1958.
- Festschrift zum 350. Jubiläum des Offenburger Gymnasiums 1660–2010*, Offenburg 2010.
- Götte, Johannes: *Vergil, Äneis und die Vergil-Viten*, Bamberg 1958.
- dies. und Maria Götte: *Vergil, Landleben: Bucolica, Georgica, Catalepton und Vergilviten* (ed. Karl Bayer), München 1977.
- Günther, Hans-Jürgen: *Humanistischer Geist in Offenburgs alten Bibliotheken*, Offenburg 2007.
- Haecker, Theodor: *Vergil, Vater des Abendlandes. Hirtengedichte*, Frankfurt 1958.
- Hirtzel, Friedrich Arthur: *P. Vergilii Maronis opera*, Oxford 1956.
- Hieronymus, Frank: *Oberrheinische Buchillustration. Inkunabelholzschnitte aus den Beständen der Universitätsbibliothek Basel*, Ausstellungskatalog Basel 1972.
- Kristeller, Paul: *Die Strassburger Bücher-Illustration im XV und im Anfange des XVI Jahrhunderts*, Leipzig 1888.
- Lefèvre, Eckhard: *Inwiefern ist Vergils Äneis ein Epos der humanitas?* In: *Mitteilungen des Deutschen Altphilologenverbandes*, Heft 2/2011, Tübingen 2011.
- Merker, Manfred: *Die Klosterpforte des ehemaligen Franziskanerklosters*. In: *Die Ortenau* 87, Offenburg 2007.
- dies.: *Der Froschmäusekrieg. Ein seltener venezianischer Wiegendruck (1486) in der Historischen Bücherei Ofenburg*. In: *Die Ortenau* 89, Offenburg 2009.
- dies.: *Professor Josef Scharpf, der erste Direktor des Großherzoglichen Gymnasiums zu Offenburg*. In: *Die Ortenau* 90, Offenburg 2010.
- dies.: *Ovid, ein moralisierter Liebesdichter*. In: *Die Ortenau* 91, Offenburg 2011.
- Muther, Richard: *Die deutsche Illustration der Gothik und Frührenaissance*, München 1893.
- Obhof, Ute: *Provenienzen der Bibliothek des ehemaligen Franziskanergymnasiums in Offenburg*. In: *ZGO* 145 (106), Freiburg 1997.
- Schmidt, Ernst A.: *Der Held Äneas*. In: *Mitteilungen des Deutschen Altphilologenverbandes* Heft 2/2011, Tübingen 2001.
- Schmidt, Paul Gerhard (Hrsg.): *Humanismus im deutschen Südwesten. Biographische Profile*, Sigmaringen 1993.
- Schneider, Bernd: *„Virgilius pictus – Sebastian Brants illustrierte Vergil Ausgabe von 1502 und ihre Nachwirkung*, Wolfenbüttel 1982.
- Suerbaum, Werner: *Handbuch der illustrierten Vergil-Ausgaben 1502–1840*, Hildesheim 2008.
- Tröndle, Isolde: *Die historische Bibliothek des Grimmelshausen-Gymnasiums in Offenburg*. In: *Die Ortenau* 69, Offenburg 1989.
- Winzinger, Franz: *Die Zeichnungen Martin Schongauers*, Berlin 1902.



## Johann Peter Hebels Denkspruch an der deutsch-französischen Grenze

Walter E. Schäfer

Wo der Rheinländische Hausfreund ist, ist sein Gehilfe, der Adjunkt, nicht weit. Der Adjunkt ist bekanntlich Christoph Friedrich Kölle<sup>1</sup> (1781–1848), der 1809 Hebels Freund und Vertrauter wurde, ein etwa dreißigjähriger Diplomat. Er hatte, als er 1809 Hebel begegnete, schon eine gewisse juristische und diplomatische Karriere hinter sich und war Legationssekretär der württembergischen Gesandtschaft am Hof in Karlsruhe und in gleicher Eigenschaft schon in Den Haag, an den Höfen in München und – vor allem – in Paris gewesen. In Pariser Bibliotheken hatte er Gelegenheit gehabt, mittelhochdeutsche und frühe französische Literatur kennenzulernen. Auch als Schriftsteller war er schon hervorgetreten, unter anderem durch Beiträge in Friedrich Cottas „Morgenblatt für gebildete Stände“ und Gedichte in Taschenbüchern und Almanachen. Auch einen „Versuch im alemannischen Dialekt“ hatte er schon unternommen. Doch blieben diese Dialektgedichte anonym (womöglich durch die „Alemannischen Gedichte“ Hebels angeregt, die 1803 erschienen waren). Er war schon in briefliche Verbindung zu maßgeblichen Literaten gekommen, zu Ludwig Uhland vor allem und zu Berliner Romantikern. Als Literat mit ähnlichen Interessen musste er Hebel willkommen sein. Mindestens ebenso bestimmend war die Übereinstimmung in gesellschaftlichen Neigungen. Beide schätzten die muntere Atmosphäre in den Karlsruher Gasthöfen „Erbprinz“ und „Bären“ und im „Museum“, dem Treffpunkt der etwas anspruchsvollen Bürger, der Beamtschaft und der Akademiker.

Bei solchen übereinstimmenden Neigungen und Interessen lag der Gedanke nahe, sich auch in der literarischen Arbeit zu verbinden. Hebel bereitete den „Rheinländischen Hausfreund“ vor, die Sammlung seiner Kalendergeschichten. Kölle wurde zum aufmerksamen Kritiker der ausgewählten Texte. Mehr noch: er trug seinerseits Erzählungen und Anekdoten bei, die meist ohne stilistische Bearbeitung durch Hebel in die Kalenderjahrgänge 1811 bis 1814 aufgenommen werden konnten. Schon in einem Brief vom Juni 1811 berichtete Hebel: „Der Adjunkt ist der württembergische Gesandtschaftssekretär, der mir bisweilen Anekdoten für den Hausfreund zuträgt.“<sup>2</sup> Eine

solche Anekdote könnte die schaurige und doch harmlose Erzählung „Der Mann in der weißen Wolke“ sein, in der der Adjunkt eine Rolle übernahm.<sup>3</sup> Hinzu kamen von Kölle die „Standreden“ und das „Morgengespräch des Hausfreundes und seines Adjunktes“<sup>4</sup>, in denen die Figur des Adjunktes auftritt und die zumindest mit dem Einverständnis Kölles entstanden sind.

Das Zusammensein mit Kölle dauerte nur knappe drei Jahre, bis Juni 1812. Kölle wurde an die württembergische Gesandtschaft in Dresden versetzt. Doch die Freundschaft blieb erhalten. Man schrieb häufig Briefe. Kölle gab nicht nur seine Meinung über die folgenden Jahreskalender kund. Er lieferte weiterhin Anekdoten und Erzählungen, die für die Kalender geeignet schienen. Der Briefwechsel dauerte bis in das hohe Alter Hebels. Die letzte Erwähnung Kölles findet sich in einem Brief Hebels an Henriette Hendel-Schütz vom 28. April 1822, in dem Hebel schrieb: „Der Adjunkt ist noch in Rom und ist, wie ich höre, Geschäftsträger der protestantischen Höfe bei dem Hl. Vater.“<sup>5</sup> Die unruhige diplomatische Laufbahn hatte Kölle bis zur Funktion des Beauftragten der protestantischen Fürsten in Rom geführt.

Doch in die Karlsruher Zeit noch fällt ein Vorgang, von dem die ausgebreitete Hebelliteratur, soweit ich sehe, noch keine Notiz genommen hat.

Nach dem Tod Hebels sah sich Christoph Kölle veranlasst, des Freundes zu gedenken. 1827, ein Jahr nach Hebels Tod, erschien ein Nachruf in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“, der von Karl Friedrich August Buchner (1800–1872) stammte. An diesen biographischen Abriss knüpfte Kölle an, als er sich im „Morgenblatt für gebildete Stände“ (Nr. 68, 14. März 1827) unter dem Titel „Erinnerungen an Hebel“ zu Wort meldete:

*„Indem ich dem Verfasser des nekrologischen Artikels in der ‚Allgemeinen Zeitung‘ über meinen unvergesslichen Freund Hebel meinen Dank für die wahre und freundliche Auffassung jener seltenen Individualität zolle, erlaube ich mir, einige Zusätze und Nachträge und einige Wünsche beizufügen.“ Von den neun anekdotischen Notizen schließt die letzte:<sup>6</sup> „Sein deutsches Herz, das 1810 auf die Kehler Ehrenpforte ‚Germaniae memor‘ (Erinnerung an Deutschland, W. E. Sch.) setzte, kannte niemand besser als ich. Ob er rücksichtlich Tyrols unrecht getan habe, müssen unbefangene Tiroler selbst entscheiden.*

*Rom, 21. Februar 1827  
Der ehemalige Adjunkt des rh. Hfr.“*



Kölle sah offenbar Rechtfertigungsbedarf für Hebels politische Gesinnung. Die Bemerkung über Tirol bezieht sich auf den Bericht über die Gefangennahme Andreas Hofers und seine Hinrichtung in Mantua im „Rheinländischen Hausfreund“.<sup>7</sup> In der Ära des patriotischen Enthusiasmus konnte man in der Art der Berichterstattung eine Zustimmung Hebels zu der Militäraktion erkennen wollen.

Die Inschrift „Germaniae memor“ blieb vorerst ungeklärt. Ihr Sinn wird erst in einer späteren Meldung Kölles, wieder im „Morgenblatt für gebildete Stände“ vom 3. April 1810<sup>8</sup> ein wenig deutlicher. Darin ist die Rede von dem Empfang der österreichischen Prinzessin Marie Louise, der Tochter des Kaisers Franz II., in Kehl und Straßburg während ihrer Reise nach Paris, um Kaiserin an der Seite Napoleons zu werden. Die Gemeinden und Städte im deutschen Reich und in Frankreich strengten sich im Jahr 1810 nicht weniger als bei der Fahrt von Marie Antoinette von Österreich nach Paris im Jahr 1770 an, den kaiserlichen Gästen gerecht zu werden. Die Zeitungsnachricht vom April 1810 meldet vom Empfang in Kehl: „Noch auf deutschem Boden, zunächst an der Grenzscheide, steht ein Triumphbogen aus Fichtenzweigen, welchen die Badensche Gemeinde Kork errichtet hatte. Mit der einfachen Inschrift: ‚Germaniae memor‘“.

Damit ist klar, wo die denkwürdige Inschrift angebracht war. Offenbar zog der Konvoi der Prinzessin durch Kork, bevor er in Kehl ankam. Vollständige Klarheit über die Zusammenhänge, in denen Hebels Spruch entstand, gab Kölle erst 1843 in der zweiten Ausgabe von Hebels bis dahin bekannten Schriften. Er fügte den Texten unter dem Titel „Ehrengedächtnis vom Adjunkten des rheinl. Hausfreundes“ eine detailreiche Biographie aus der eigenen Perspektive hinzu. Darin wird ausgeführt:

„Als Marie Louise durch Baden dem Napoleonischen Brautbett entgegen ging, musste Hebel die Inschriften zu den Ehrenpforten verfertigen, was er sehr ungerne tat. Das ‚Germaniae memor‘ bei Kehl schlug ich ihm vor. Er nahm es mit Freuden an.“ – Späte Erinnerung an ein gemeinsames Unternehmen vor mehr als dreißig Jahren. Wer der Auftraggeber war, eine Kirchenbehörde oder die französische Kommandatur in Kehl, bleibt unbekannt, auch die Frage, welche Inschriften noch angeschlagen oder aufgehängt wurden. Es mag sein, dass Kölle, der Diplomat, schon Kunde hatte von den Begrüßungszeremonien, die in den Städten Bayerns beim Durchzug des Reisekorps stattgefunden hatten. Eine der Biographien vom Leben Marie

Louises berichtet von den Feiern in Braunau am Inn, wo die Übergabe der Prinzessin gemäß der Ordre Napoleons an die deutschen Repräsentanten stattfand. Dort war ein Spruchband mit der in goldenen Buchstaben geschriebenen Devise „Salve Caesaris Nupta“ [Heil der Gemahlin Caesars] aufgehängt worden. Latein war immer noch die Sprache zeremonieller Ansprachen an hohe Persönlichkeiten.<sup>9</sup>

Die Feierlichkeiten in Kehl, wo Marie Louise am 22. März 1810 mit ihrem Gefolge ankam, waren bescheiden gegenüber dem, was ihr in Straßburg bevorstand. Bei der Abfahrt in Wien bestand der Zug schon aus dreiundachtzig Fahrzeugen und führte Sekretäre, Lakaien, Dienstboten aller Art und Ärzte mit. Die Ehrendame, Karoline Murat, Schwester Napoleons und Königin von Neapel, und andere adlige Herrschaften erwarteten Plätze. Der Präfekt des Departments Bas-Rhin und der Bürgermeister Straßburgs, Wangen von Geroldseck<sup>10</sup> waren von Napoleon angewiesen worden, die Gäste gebührend zu empfangen. Der Bürgermeister begrüßte Marie Louise schon in Kehl. Sie dankte mit den Worten „J’ai reconnu les Français à la vivacité de leur empressement et à l’élégance de la décoration de Kehl, je suis heureuse d’être en France“<sup>11</sup>. Es stand ihr eine ununterbrochene ermüdende Folge von Aufmärschen des Militärs, der städtischen Zünfte, von Festbeleuchtung, Konzerten und Prachttafeln bevor. Auch die Schenkungen für die Stadtbürger und die Bedürftigen wurden nicht vergessen. Es gab unter anderem einen Brunnen mit fließendem Wein. Das alles hatte drei Tage in Anspruch genommen. Noch am 22. März hatte Marie Louise ihrem Vater über den zurückliegenden Eintritt in Straßburg geschrieben:

*„Um 5 Uhr des 22. März kam ich unter dem Donner der Kanonen, unter dem Geläute aller Glocken und in Begleitung von 20 Generälen und mehreren Divisionen bei der geschmackvoll verzierten Rheinbrücke an.“*

Der Abschied dagegen war schmerzlicher. Am 24. März 1810 zog der Convoy im Regen und ohne Zeremoniell in Richtung Paris weiter.

Es versteht sich, dass eine drei Tage dauernde Reihe von Festlichkeiten und die Beschaffung von Lebensmitteln dafür auf der rechtsseitigen Bevölkerung Neugier erwecken musste. Der „Lahrer hinkende Bote oder Historisches Lesebuch für den Bürger und Landsmann“<sup>12</sup> veröffentlichte im Jahrgang 1811 unter dem Titel „Marie Louise von Oestreich – Kaiserin von Frankreich. Schönes Fest in Strasburg“ einen Bericht. Nach der



Klärung der genealogischen Verhältnisse um Napoleon wird von der Reise der Fürstin berichtet. Der Kalendermann „habe es mit seinen eigenen Augen gesehen, wie zwischen Kehl und Bischofsheim<sup>13</sup> ein schöner grüner Triumphbogen stand für sie, mit der Inschrift ‚Vergiss Deutschland nicht‘“, nach deren Lesen die Prinzessin Tränen geweint habe. „Und des andern Tags war erst noch ein rechtes Fest in Straßburg“. Da hätten sich des Morgens früh alle Zünfte auf dem großen Platz, der Broil genannt<sup>14</sup>, versammelt. Jedes Handwerk hatte ein Meisterstück seiner Kunst verfertigt, das festlich gekleidete Meister und Gesellen getragen haben. „So waren z. B. die Bäcker blau und weis und trugen einen ungeheuer großen Kuchen, den man Kugelhupf nennt, mit Blumen geschmückt.“ Der biedere Lahrer Kalendermacher akzentuiert die bürgerliche Komponente der Aktivitäten und listet ebenso die Schlosser, die Knopfmacher, die Gärtner, die Nagelschmiede und die Metzger mit ihren Schauprodukten auf.

Hebel selbst hat in seinem Kalender, dem „Rheinischen Hausfreund“ des Jahrgangs 1811 unter der Rubrik „Zustand von Europa im August 1810“ die Straßburger Ereignisse nur mit einer kurzen Notiz bedacht: „Eine Tochter des österreichischen Kaisers Franz ist jetzt die Gemahlin des Kaisers Napoleon. Und frisch von den blutigen Schlachten weg, erfolgte eine lange Reihe von Feyer- und Freudentagen von Wien nach Paris, und vom März bis an den Julius“. Kein Wort von seiner eigenen Teilnahme an der Ehrung.

Christoph Kölle setzte seine Karriere im württembergischen Staatsdienst bis 1836 fort. Schon 1827 wurde er zum geheimen Legationsrat befördert. 1828 wurde er mit dem Ritterkreuz des Ordens der württembergischen Krone geehrt. Die Auszeichnung war mit der Erhebung in den Adelsstand verbunden. 1833 schied er aus dem Staatsdienst aus und verließ Rom, wo er seit 1816 zuletzt als Beauftragter der protestantischen Fürsten des Deutschen Bundes gelebt hatte. Zwei weitere Lebensjahre verbrachte er in Paris, mit historischen und literarischen Publikationen beschäftigt, auch mit Reisebüchern. Er kehrte 1836 nach Württemberg zurück und war noch zusammen mit seinem Vetter Hermann Hauff, Herausgeber der „Deutschen Viertel-Jahr-Schrift“. Kölle starb 1848 in Stuttgart.

Der Adjunkt hat eine vielseitige bedeutende Rolle in Hebels Leben gespielt, stärker als aus den meisten Hebel-Biographen hervorgeht.

## Anmerkungen

- 1 Zu Kölle siehe Allgemeine Deutsche Biographie. – Wikipedia, 12.2.2013: „Christoph Friedrich Karl von Kölle (meist kurz Friedrich Kölle), 1781–1848, war ein Diplomat des Königreichs Württemberg, Literat der Schwäbischen Dichterschule der Romantik und später des Biedermeier/Vormärz sowie Gemäldesammler.“ – Eine vollständige Übersicht über Biographie, Schriften und Briefe gibt Bernhard Zeller: Friedrich Kölle. Literat und Diplomat. Skizzen zu einer Biographie. In: Landesgeschichte und Geistesgeschichte. Festschrift für Otto Herding zum 65. Geburtstag. Stuttgart 1977, 473–476.
- 2 Johann Peter Hebel, Briefe, hrsg. von Wilhelm Zentner. Karlsruhe 1939, 467.
- 3 Johann Peter Hebel, Der rheinische Hausfreund, hrsg. v. Ludwig Rohner. Wiesbaden 1981, 160–161.
- 4 Ebd. 233–236.
- 5 Wie Anm. 2, 712–713.
- 6 Morgenblatt für gebildete Stände, Nr.63, Mittwoch 14. März 1827.
- 7 Der Rheinländische Hausfreund (wie Anm. 3), 143: Andreas Hofer. Zu den politischen Implikationen nach der Veröffentlichung im Jahrgang 1811 des Kalenders s. Ludwig Rohner: Kommentarband zum Faksimiledruck des Rheinländischen Hausfreunds von Johann Peter Hebel, Wiesbaden 1981, 100–101.
- 8 Morgenblatt für gebildete Stände, Nr. 80 vom 3. April 1810.
- 9 Den Verlauf der Reise durch Bayern schildert eingehend Geneviève Chatenet: Marie Louise. L'impératrice oubliée, Paris 1983, besonders Kap. 5, 75 ff.
- 10 Die Ereignisse in Straßburg schildert anschaulich Zoltan-Etienne Harsany: La vie à Strasbourg sous le Consulat et L'Empire. o.O. (1976), 215–218. Den Hinweis auf diese und andere Schriften verdanke ich Joseph Francois Fuchs in Straßburg.
- 11 Johann Alexander Freiherr von Helfort: Marie Louise, Erzherzogin von Österreich. Kaiserin der Franzosen, Wien 1873, 124.
- 12 Lahrer Hinkender Bote 1811. Ich danke Michael Jakob für die Zusendung von Fotokopien. Archiv Michael und Tom Jakob, Lahr.
- 13 Vermutlich Rheinbischofsheim.
- 14 Broil: es könnte der Broglie-Platz gemeint sein.

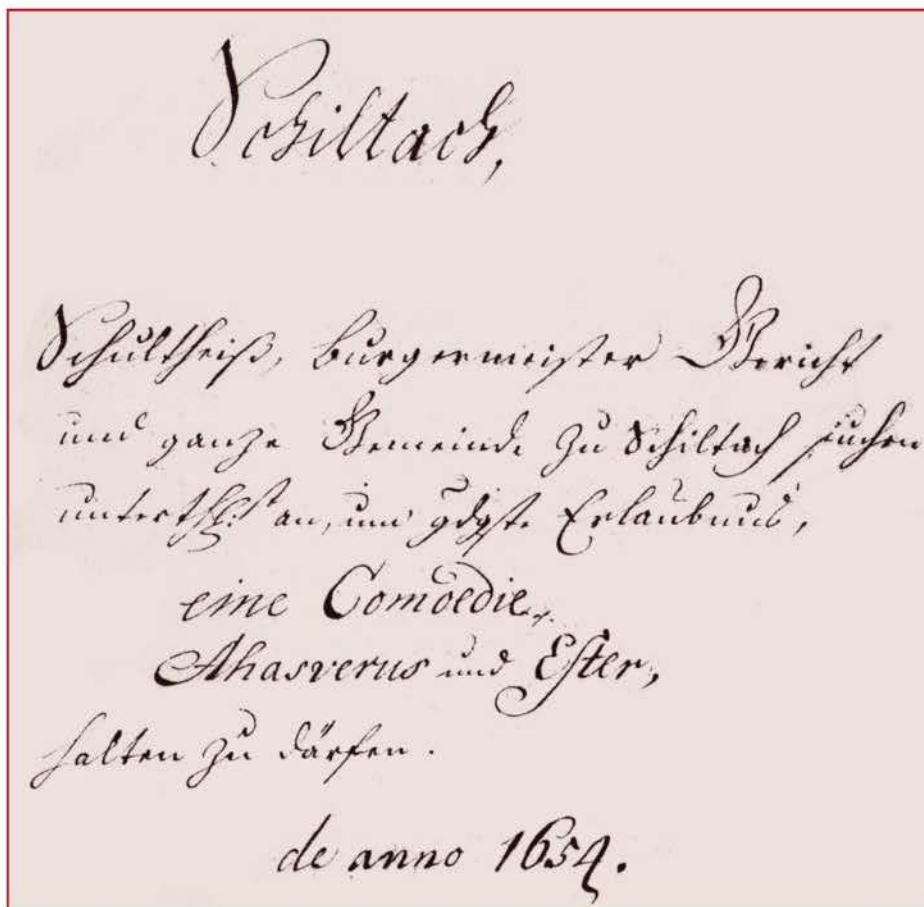


## „Zuor Kurzweil und der Fraiden Zihl, zu halten hie ein gaistlich Spil“

### Biblische Volksschauspiele im 17. Jahrhundert in Schiltach

Hans Harter

Als „Anekdote“, die als „Beitrag zur Geschichte der deutschen Bühne angemerkt zu werden verdient“, bezeichnete 1781 ein anonymer Autor ein Ereignis aus Schiltach, „einem kleinen württembergischen Städtchen auf dem Schwarzwald“: Bald nach dem Dreißigjährigen Krieg hätten die dortigen Bürger „ein Schauspiel aufgeführt, und solches gleichsam unter ihre Privilegien, oder wenigstens unter ihre alte ehrbare Gewohnheiten [...] gezält.“<sup>1</sup> Zum Beweis fügte der Autor fünf Aktenstücke aus dem Jahr 1654 bei, deren Herkunft er zwar verschweigt, die er jedoch im herzoglichen Archiv in Stuttgart (heute: Hauptstaatsarchiv) gefunden haben muss, wo sie bis heute verwahrt werden.<sup>2</sup>



Titelblatt des Aktenbüschels von 1654.  
 HStA Stuttgart A 362  
 W Bü 3.

Tatsächlich belegen diese Quellen nicht nur die Absicht, im Mai 1654 in Schiltach eine „geistliche Commedia“ mit dem Titel „Ahasveros und seine beiden Königinnen Vasdi und Esther“ aufzuführen, sondern auch, dass öffentliche Schauspiele hier offenbar eine gewisse Tradition hatten. Wie die Schiltacher 1654 schrieben, hätten ihre „Vorältern gemeinglichen zue 6 Jahren eine geistliche Commediam zue agieren sich befließen“ und zuletzt „vor Occupation“ Württembergs, also vor 1634, um eine diesbezügliche Genehmigung nach-gesucht. Doch hätten dann die „Krüegsläuff“ die geplante Aufführung vereitelt.<sup>3</sup>

Die Frage nach den Ursprüngen dieser Theatertradition in dem seit 1534 protestantischen Schiltach stellt sich ebenso wie die nach den Motiven, sie nach der Unterbrechung durch den Dreißigjährigen Krieg wieder aufleben zu lassen. Davon abgesehen waren derartige Schauspiele literarisch-dramatische Ereignisse, die sowohl literatur- als auch regionalgeschichtlich von Interesse und Bedeutung sind.

### Die Schiltacher Schauspieltradition

Nicht nur in den Akten von 1654 wird auf diese Schauspieltradition Bezug genommen, mit ihr beschäftigte sich auch der in Gotha und Dresden tätige Gelehrte Wilhelm Ernst Tentzel (1659–1707). In seinen Papieren findet sich eine dreiseitige Aufzeichnung mit dem Titel „Comoedianten zu Schiltach“, leider ohne Quellenangabe.<sup>4</sup> In ihr teilt er mit, dass die von den Stuttgarter Beamten abgelehnte Aufführung „anno 1625“ stattfinden sollte, und dass schon „vor diesem“ die Schiltacher Bürger „sich geübet in den ludis scenicis, und etliche geistliche und weltliche Geschichten zu dreyen mahlen mit ziemlichem applausu vorgestellet (haben)“<sup>5</sup>.

Zusammen mit der Angabe, dass dies „gemeinglichen zue 6 Jahren“<sup>6</sup> geschah bzw. „bey ihnen von 6 zu 6 Jahren allezeit bräuchig gewesen“<sup>7</sup>, sind – von 1625 zurückgehend – Aufführungen 1619, 1613 und 1607 zu erschließen. Weiter zurück gibt es keine Nachrichten, und so wird man den Beginn der Schiltacher geistlichen Schauspiele an den Anfang des 17. Jahrhunderts setzen müssen. Damals war Schiltach schon in der dritten Generation evangelisch, und auch deshalb dürften diese Aufführungen nicht mehr ein „Erbstück aus der vorprotestantischen Periode“<sup>8</sup>, sondern eine genuin protestantische Einrichtung gewesen sein.



### Das geplante Schauspiel von 1625

Wie Tenzel berichtet, stand nach drei „mit Applaus“ bedachten Aufführungen turnusgemäß 1625 das nächste Schauspiel an, wofür eine Delegation bei der Regierung in Stuttgart die Genehmigung einholen sollte. Ihr war von den Bürgermeistern „ein guter bericht mitgegeben worden“, doch hat man „ihnen nicht gleich wollen willfahren“, sondern eine Stellungnahme des Obervogts von Hornberg<sup>9</sup> angefordert. Der schrieb aber „einen gantz wiedrigen Bericht“ und meldete, dass 1. die Schiltacher ihre Unkosten für „die Comoedie“<sup>10</sup> an den Steuern und Kontributionen abziehen wollten, 2. dass die „Haupt-Person“ des Spiels des Ehebruchs bezichtigt werde „und nicht gänzlich unschuldig“, 3. „diese Leute ihrem Geschäft nicht nachgingen, und nöthiger Arbeit versäumten“<sup>11</sup>.

So sei „denen Schiltachern das Comoedien-halten niedergeleget worden“, was diese jedoch nicht hinnahmen: Sie wollten „es nicht Majestätisch, sondern nur bürgerlich und schlecht ohne sonderliche Unkosten halten“, auch hätten sie „schon alle anstalt dazu gemacht, die Comoedie zum öftern probiret und vile Leute dazu eingeladen“. Das Schauspiel war offenbar als großes Ereignis geplant – „aber man hat es abgeschlagen und ihnen vorgehalten, daß itzt keine Zeit darnach wäre“<sup>12</sup>.

Wie es 1654 dazu heißt, führten die Schiltacher den damaligen Bescheid der „Herren Beampten“ auf die „Anlaithung etlicher unßer Mißginstigen“ zurück. Sie baten Herzog Johann Friedrich von Württemberg (1608–1628) nochmals um Genehmigung der „Commedia“, der „unß dann solche zu agieren gnädig concediert“. Doch waren jetzt „die Krüegsläuff“ mit ihren „continuirlichen Quartieren“<sup>13</sup> und andern ohnerträglichen Pressuren“ die Ursache, dass das Spiel „wider unsern Willen nicht zue Werckh“ gesetzt werden konnte<sup>14</sup>.

### Das Schauspiel „Ahasveros und seine beiden Königinnen Vasdi und Esther“

Immerhin ist der Titel der geplanten Aufführung bekannt: „uß dem Buoch Ester die Commediam Ahasveri und seiner beeden Konigin, der Vasti und Ester“<sup>15</sup>. Dieser Stoff stammt aus dem Alten Testament, dem Buch Esther, wo es um die Rettung des jüdischen Volks vor der Vernichtung durch die Perser geht: König Ahasver (Xerxes) verstieß seine ungehorsame Frau Vasthi und erwählte die Jüdin Esther, die ihre Abstammung auf Bitten ihres Vormunds Mardochai jedoch verheimlichte. Dieser war mit Haman, dem Minister des Königs, verfeindet, der die im



Wilhelm Ernst Tenzel  
(1659–1707),  
Universalgelehrter.  
Kupferstich 1701.  
Staatsbibliothek zu  
Berlin, sbb-002983.

Titel des  
Esther-Dramas von  
Andreas Pfeilschmidt  
von 1555.  
Münchener Digitali-  
sierungszentrum.  
Digitale Bibliothek.



persischen Exil lebenden Juden vernichten wollte. Esther offenbarte das Komplott dem König, der Haman hinrichten und die Juden an ihren Feinden Rache nehmen ließ.

Die wunderbare Errettung durch die von Gott erwählten Mardochai und Esther, die bis heute mit dem jüdischen Purimfest gefeiert wird, wurde im 16. Jahrhundert für das Drama entdeckt, vor allem von protestantischer Seite. Sie bezog aus der Heiligen Schrift nicht nur die

Lehre, sondern auch die Vorbilder für ein christliches Leben, für dessen Darstellung lateinische und volkssprachige „Biblische Dramen“ aufkamen. In ihnen ging es um bekannte Geschehnisse und Gestalten, bevorzugt aus dem Alten Testament, die Tugenden oder Laster verkörperten: Sündenfall, Kain und Abel, Susanna (Muster von Tugend), Tobias (guter Ehemann), Judith (mutige Fromme), Ruth (Beispiel der Frömmigkeit), Hiob (leidender Gerechter) und nicht zuletzt Esther, die das Eingreifen Gottes zum Sturz der Hochmütigen und zur Erhebung der Demütigen sinnfällig machte.<sup>16</sup>

Diese Stoffe hatte kein Geringerer als Martin Luther angeregt. Er lehnte die mittelalterlichen „Geistlichen Dramen“ zur Heilsgeschichte und Gestaltung kirchlicher Feste wie Weihnachts-, Passions-, Oster-, Fronleichnams- und Legendenstücke ab<sup>17</sup> und wurde „der geistige Urheber des biblischen Dramas“<sup>18</sup>. In seinem Sinn verbreiteten protestantische Theologen, dass durch solche Schauspiele, „die doch ernsthaft und würdig seien [...] das Wort Gottes gefördert (werde)“<sup>19</sup>. In ihnen müssten „Wahrheit, Ernst, Ehrfurcht und gebührendes Maß herrschen, dagegen wunderliche Dichtung, Lüge, Leichtsinns, Possenreißereien und Unehrenerbietigkeit fehlen“<sup>20</sup>. Letzteres bezog sich auf die Passionsspiele, „bei denen aller heiliger Ernst verloren gegangen war“<sup>21</sup>. Dagegen setzten die protestantischen Dramatiker ihre biblischen Stoffe, und zwar „zur gottgefälligen Belehrung von Jugend und Volk“<sup>22</sup>. Sie erfolgte im Spiel durch die einzelnen Figuren, die als vorbildliches oder abschreckendes Exempel gestaltet waren und so dem Publikum christliche Lehren vermitteln konnten.



Eine solche Beispielfigur bot Esther, die Retterin ihres Volkes. Bereits 1536 verfasste der Nürnberger Dichter Hans Sachs (1494–1576) eine „Gantze Hystori der Hester“, gefolgt von dem Magdeburger Valentin Voith (um 1487 bis um 1558) und seinem „Lieblich, nützlich und tröstlich Spiel aus dem Buche Esther“ (1537). Er wollte anzeigen, „wie Gott allezeit die Hofahrt und den Eigenwillen der bösen, die Demut und Gottesfurcht der frommen Männer und Weiber gestraft und belohnet hat“, wobei Vasthi und Haman zur Warnung, Esther und Mardachai zur Nachahmung hingestellt werden.<sup>23</sup> 1555 gab der Geiger Andreas Pfeilschmidt „Ein hübsch unnd Christlich Spiel des gantzen Buchs Esther“ heraus, das von den Bürgern des hessischen Korbach aufgeführt wurde.<sup>24</sup> Weitere Bearbeitungen entstanden bis ins 17. Jahrhundert, darunter 1621 durch den Braunschweiger Schreib- und Rechenmeister Marcus Pfeffer, der die Dramen von Voith und Pfeilschmidt als Vorlagen nahm.<sup>25</sup> Aufführungen der „Esther“ sind 1546 in Basel, 1552 und 1553 in Biel, 1557 in Volkmarsen (Hessen), 1561 im fränkischen Windsheim, 1567 in Zürich und Bern, 1575 in Dortmund, 1581 in Marburg, 1585 in Nördlingen, 1596 in Straßburg und Butzbach (Hessen), 1597 in Schmalkalden, 1600 in Kassel, 1601 in Zürich, 1604 in Colditz, 1621 in Zürich, 1626 in Dresden, 1651 in Prag, 1654 in Schiltach, 1660 in Güstrow, 1665 in Dresden sowie um 1672–1676 in Moskau belegt.<sup>26</sup>

Dieses und die anderen mehr als 200 Bibeldramen der Reformationszeit, die meist von protestantischen Theologen im Predigt- oder Schulamt stammten, besaßen eine starke moralische Tendenz und stellten den Zuschauern auf Grund der positiven oder negativen Exempel eine Handlungsanleitung oder Warnung vor Augen. Auch aufgrund dieser lehrhaften Wirkung wurden sie zum „Mittel im Reformationskampf“,<sup>27</sup> nicht zuletzt „Esther“, die eine Parallele zwischen den Leiden der Juden, der Bedrohung der gegenwärtigen Protestanten und ihre jeweilige Rettung durch göttliches Eingreifen bot.<sup>28</sup> Dies könnte auch der religionspolitische Hintergrund für die Aufführungen von Dramen in Schiltach gewesen sein, die somit aus der dortigen konfessionellen Situation zu erklären wären.

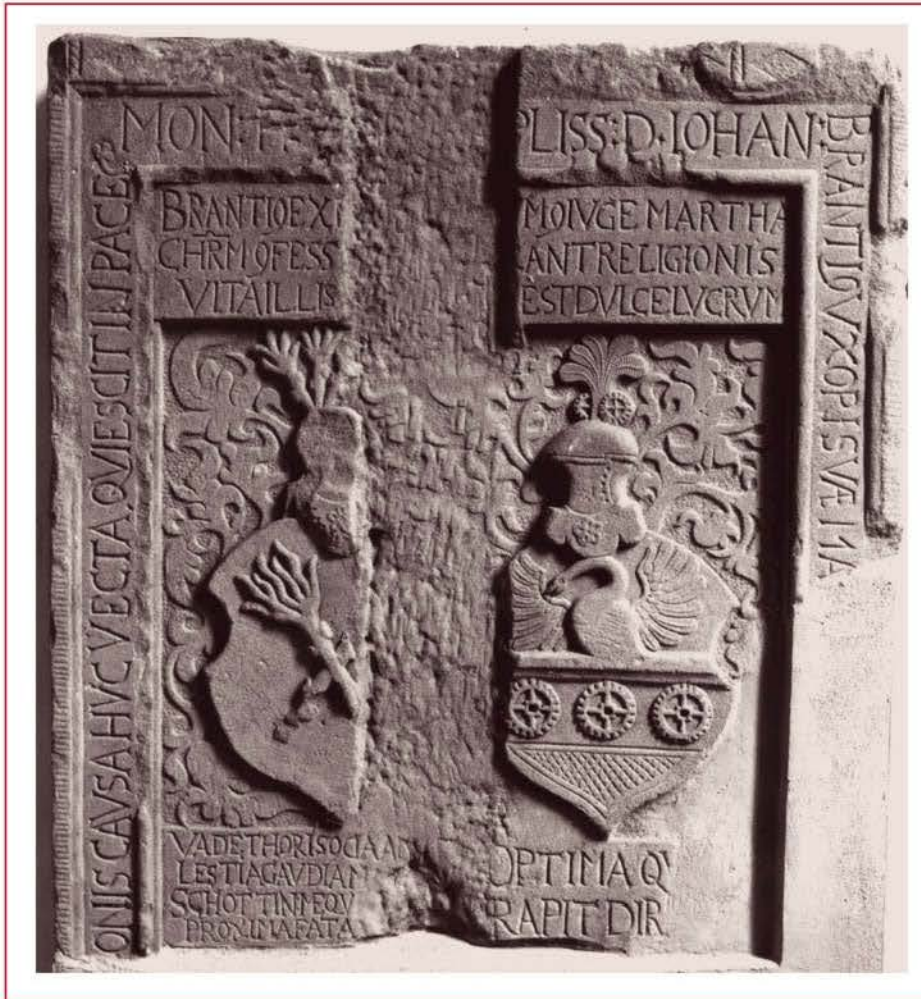
### Zur konfessionspolitischen Situation in und um Schiltach

Das im äußersten Südwesten des Herzogtums Württemberg gelegene Schiltach war mit diesem 1534 reformiert worden, worüber jedoch wenig bekannt ist.<sup>29</sup> Seine Grenzlage wurde durch die mitten durch das Städtchen hindurchführende „Kinzigstraße“ verstärkt, die ein wichtiger Verkehrsweg im Südwesten









*Der Branz-Grabstein  
in der ev. Stadtkirche  
Schiltach.  
Aufnahme: StA  
Schiltach/H. Pfau.*

lichen Miniaturstaat“ ausbaute.<sup>32</sup> Er gilt als „treuer Sohn der alten Kirche“, der Schramberg zu einem „stabilitätssichernden Bollwerk des Katholizismus“ machte. Dies bedeutete die Abgrenzung gegenüber dem benachbarten Württemberg und der von ihm ausgehenden „protestantischen Unterwanderung“. Im Innern wurde der Bekenntniszwang forciert, einschließlich der Bekämpfung „evangelischer Anwandlungen“ bei den Untertanen.<sup>33</sup>

Auch in der Herrschaft Kinzigtal der Grafen von Fürstenberg bestimmten, im Sinne des *ius reformandi*, die Herren die konfessionellen Geschehnisse, und dies durchaus widersprüchlich: Hatte Graf Wilhelm, „der wilde Graf“, hier seit 1540 die Reformation durchgeführt, so betrieb sein Bruder Friedrich im Gefolge des „Interim“ von 1548 die Rekatholisierung.<sup>34</sup> Während er den Protestanten noch den Besuch der Gottesdienste in den evangelischen Nachbarorten Schiltach, Kirnbach, Gutach und Hornberg gestattete, beendeten sein Nachfolger Graf Albrecht bzw. dessen Vormünder diese tolerante Regelung „und machten es sich zur Aufgabe, jede Spur des Protestantismus im Kin-

zigtale auszurotten“<sup>35</sup>. Dazu gehörten das Vorgehen gegen die aus dem Württembergischen agierenden Prädikanten sowie das Verbot lutherischer Schriften und Bilder. 1575 kam der Befehl, dass alle „sektischen“ Untertanen die Herrschaft räumen sollten und nicht mehr „in geweihtes Erdreich“ begraben werden durften.<sup>36</sup>

Dies betraf auch den Oberamtmann Johann Branz in Wolfach, der sich mit seiner Frau zum Protestantismus bekannte. Er durfte nur ausnahmsweise weiter amtieren und musste, als 1592 seine Frau Martha Schott „in höchsten Kindts Nöthen samt der Leibesfrucht“ verstarb, in Schiltach um ihr Begräbnis bitten, „dieweyl in seiner Amtsverwaltung niemand, der nit der pabistischen Religion, in ihr Sepultur gestattet werde“. Sein „aufrichtig, beständig und beharrlich Bekenntnis unserer wahren allein seelig machenden Christlichen Apostolischen Augsburgischen Konfession“ ließen Schultheiß, Bürgermeister und Rat der Stadt Schiltach samt „unserm vorgesetzten Pfarrherrn“ der „seligen Matron“ das Begräbnis „vergunnen“.<sup>37</sup> Als Branz 1600 selber verstarb, „leider in seinem verharreten Irrtum“, so der fürstenbergische Hofmeister Johner, wurde er gleichfalls nach Schiltach überführt. Da der Prädikant dort „die Leichenpredigt tun würde, ist zur Verhütung des Ärgernisses den zu Wolfach wohnenden Freunden, welche die Leiche begleitet, verboten worden, der Predigt beizuwohnen“<sup>38</sup>.

Diese Nachricht beleuchtet die auch im Kinzigtal eingetretene „Konfessionalisierung“<sup>39</sup>, die Abgrenzung der an die Territorien gebundenen Konfessionen samt Abwehr und Bekämpfung andersgläubiger Regungen, die ein Nebeneinander von „Horten“ und „Bollwerken“ der jeweiligen Glaubensrichtungen entstehen ließ. Diese konnten, wie das fürstenbergische Kinzigtal zeigt, sogar wechseln und einer ganzen Landschaft ein genteiliges konfessionelles Gepräge geben. Dass die Landesgrenzen sich dabei zu Konfessionsgrenzen verfestigten, führte nicht zuletzt zu verschiedenem Dialekt und Brauch, wobei die Grenzsituation, mehr als im konfessionell homogenen Landesinneren, zu Konfrontation und Übergriffen einlud.<sup>40</sup>

Dies wird auch für Schiltach mit seiner konfessionellen Insellage gegolten haben, das im 16. Jahrhundert überdies hart getroffen wurde: 1590 berichtete der württembergische Beamte Isaac Schwarz, dass Schiltach „innerhalb 80 Jahren zu dreyen unterschiedlichen mal uf den boden hünwegg gebronnen“<sup>41</sup>, wobei ein erster Brand um 1511 geschah. Der von 1533 erregte großes Aufsehen, da sich mit ihm die Kunde vom „Teufel von Schiltach“ verband, der die Brandstiftung durch eine Frau verursacht haben soll, die als „Hexe“ hingerichtet wurde.<sup>42</sup>



Bei der Katastrophe 1590 brannten 36 Häuser samt dem Rathaus ab, 51 Familien wurden obdachlos und verloren Habe und Vorräte. „Was nun für ein Jamer, Heulen unnd schreyen wür an unsern weib unnd Kindern sehen muessen, ist nit zu sagen“, schrieb der Schultheiß an den Landesherrn, doch bekam das Elend eine weitere Dimension: „Durch anreizung der genachbarten Papisten“ seien, so Isaac Schwarz, die Bürger „in den Zweifel unnd Superstition gerathen“ und wollten den Ort verlassen.<sup>43</sup> Dies kam für Herzog Ludwig wegen der Bedeutung von Straße und Zoll jedoch nicht in Frage, und er ordnete den Wiederaufbau durch die Baumeister Georg Beer und Heinrich Schickhardt an. Zuvor trafen Hilfslieferungen ein, auch aus der Kinzigtäler Nachbarschaft: Wolfach und Hausach schickten Brot und „Naturalien“, Halbmeil Brot, Schnitz, Hutzeln und Obst, und auch Graf Albrecht ließ eine Lieferung tätigen.<sup>44</sup> In der Not stellte die fürstenbergische Obrigkeit den konfessionellen Gegensatz doch zur Seite, trotz der vergifteten Stimmung, auf die die „anreizung der genachbarten Papisten“ schließen lässt. In Schiltach selber aber wirkten „Zweifel und Superstition“, und dass es nach dem Brand Unruhe und soziale Verwerfungen gab, zeigt die Nachricht, dass 1591 eine „Brigitta als ein Hex verbrant worden“ ist.<sup>45</sup> Musste, nach dem Muster von 1533, auch dieses Mal eine „Hexe“ als Schuldige büßen?

Bis 1593 waren 28 Wohnhäuser wiedererstanden, und als Heinrich Schickhardt den Wiederaufbau inspizierte, fand er „die Stat in guter Ordnung erbaut“, und Bürgermeister Legeler erklärte ihm, „das nit ein Burger da der eines Batzen ermer seii dan er vor der Brunst gewesen“<sup>46</sup>. Das Rathaus wurde an prominenter Stelle in Stein errichtet, in einen Balken das Jahr 1593 eingehauen. Auch die korinthische Säule und der Wappenlöwe



*Der Wappenlöwe  
auf dem Schiltacher  
Stadtbrunnen.  
Zeichnung von Karl  
Eyth (1856–1929),  
undatiert.  
Sammlung H. Harter*





*Der Tübinger Theologe  
Theodor Thumm  
(1586–1630).  
Gemälde von Conrad  
Melberger 1618.  
Tübinger Professoren-  
galerie/www.studion.  
uni-tuebingen.de*

des Stadtbrunnens stammen aus dieser Zeit, wohl als Denkmal für das Wiedererstehen der Stadt.

Doch wurden 1598 wieder zwei Frauen „als ein Hex verbrennt“<sup>47</sup>. Zwanzig Jahre später, 1618, 1619 und 1620, traf dieses Schicksal nochmals sechs Frauen, nachdem sie auf der Folter jeweils die Verführung durch einen „trügerischen Geist“ gestanden hatten. Darüber berichtet ein Text im Taufbuch, der von Pfarrer Simon Petrus Wehrlin (1610–1629) stammt. In ihm rühmt er die „göttliche Fügung“, die weitere Vorhaben der „Hexen“ vereitelte, und er schließt mit dem Satz „Jesu Christo, dem Heiland und Überwinder des Teufels, sei Lob, Ehre und Ruhm in ewige Jahrhunderte. Amen.“<sup>48</sup> Offenkundig befürwortete Pfarrer Wehrlin<sup>49</sup> die Hexenprozesse als „Überwindung des Teufels“, wenn er sie, die sich in seiner Amtszeit häuften, nicht sogar initiierte.<sup>50</sup> Nicht nur, dass er in seiner Gemeinde eine Führungsperson war, er verwertete seine diesbezügliche „private Erfahrung“ 1621 auch in einer Dissertation mit dem Titel „Von der Gottlosigkeit der Hexen, ihrer Haltlosigkeit zu schädigen und der Schwere ihrer Strafe“<sup>51</sup>. Sein Doktorvater war der Tübinger Theologe Theodor Thumm, der als Polemiker der lutherischen Orthodoxie gilt.<sup>52</sup>

In die Amtszeit Wehrlins fiel auch das 1617 mit Fest- und Gedenkveranstaltungen begangene Reformationsjubiläum, von dem es heißt, dass es die alten Feindbilder auffrischte und die konfessionelle Kampfbereitschaft erhöhte.<sup>53</sup> An Allerseelen war in allen Orten Württembergs „ein Evangelisches Freuden- oder Jubelfest“ zu zelebrieren, bei dem gefeiert werden sollte, dass „der Teuffel und die gottloß Welt, falsche Lehrer und blutigürige Tyrannen, Türck und Bapst“ es nicht geschafft hatten, „den Lauff des Evangelii zue hindern“<sup>54</sup>. Dabei wurde mit Polemik gegenüber den Katholiken nicht gespart, mit entsprechenden Reaktionen auf ihrer Seite, sodass es, vor allem in Grenzgebieten, zu Konfrontationen kam.<sup>55</sup> In solche muss auch Pfarrer Wehrlin verstrickt worden sein, von dem es heißt, er habe „alhie zu Schilttach von unsern widersachern den Bapisten vil erlitten und ussgestanden“<sup>56</sup>.

Dass er selber zu der „konfessionell-militanten Kultur“<sup>57</sup> beitrug, wie wohl auch seine Vorgänger, die Magister Martinus Gebhardt (1582–1601) und Matthäus Renner (1601–1610), wird bei ihrer Ausbildung an der die lutherische Orthodoxie hütenden Universität Tübingen vorausgesetzt werden können. Dabei wird es ihnen einerseits um die Disziplinierung ihrer Gemeinde und die Abwehr von „Zweifel und Superstition“, und sei es durch Hexereiverfahren, gegangen sein, zum anderen um die Stärkung des Glaubens- und Konfessionsbewusstseins. Genau



dazu passen nun die seit 1607 stattgefundenen Aufführungen biblischer Dramen mit ihrer ausgesprochen protestantischen Zielrichtung: Sie brachten die Werte der Reformation zum Ausdruck und erzeugten mit ihren vielen Beteiligten ein Gefühl der Identität und Zusammengehörigkeit.<sup>58</sup> Dies war im benachbarten Wolfach nicht anders, nur mit katholischem Vorzeichen, wo eine Tradition „geistlicher“ Schauspiele bestand: Am Ostermontag 1595 spielten die Söhne der Bürger den „Verlorenen Sohn“, ein Jahr später wurde „das Spihl Holpherni gehalten“, 1600 „ain Comedi und Tragedi vom Undergang Sodoma und Ghomrra, item vom Ritter Galmi“, und zwar jeweils, bei Speis und Trank, auf der großen Stube des Rathauses; am Karfreitag gab es, mit städtischer Unterstützung, ein vom Pfarrer initiiertes Passionsspiel, wie 1683 belegt ist.<sup>59</sup> Diese „katholischen Schauspiele“ dürften die Idee, auch protestantischerseits Stücke aufzuführen, zusätzlich beflügelt haben.

So fügen sich die frühesten in Schiltach belegten Schauspiele in eine konfessionelle Situation, die jeweils auf Stärkung des eigenen kirchlichen Lebens und Abwehr der Andersgläubigen gerichtet war. Wohl sollte im frühen 17. Jahrhundert das wie eine Halbinsel in katholische Territorien ragende Schiltach seinerseits zu einem protestantischen „Bollwerk“ gegen die angrenzenden „Bapisten“ ausgebaut werden, auch mit Hilfe dieser Dramen, deren Funktion als „Mittel im Reformationskampf“ sich hier bestätigt – und dies in einer konfessionell-politischen Situation, die hier bereits vor dem Übergreifen des Dreißigjährigen Kriegs die „Züge eines Religionskriegs“ annahm.<sup>60</sup>

### Um die Aufführung von 1654

Als am 26. April 1654 Schultheiß, Bürgermeister, Gericht und die ganze Gemeinde Schiltach sich wegen der Aufführung einer „geistlichen Commedia“ an Herzog Eberhard III. von Württemberg (1628–1674) wandten, lagen die „gefährlichen und beschwerlichen Kriegsläuf“ erst sechs Jahre zurück. Sie hatten seit 1628 Durchmärsche, Kontributionen, Plünderungen und Einquartierungen gebracht,<sup>61</sup> dazu den Verlust der Vorräte, den Abbruch von Häusern für Feldlager, und, je länger je öfters, Flucht, Hunger und Seuchen. Pfarrer David Wehrlin (1635–1643), der Sohn von Simon Peter Wehrlin, berichtet, dass die Bauern wegen der geraubten Rösser und Ochsen und dem Mangel an Saatgut fast nichts mehr anbauen konnten, weshalb 1635 über die Hälfte der alten und jungen Leute der Gemeinde an Hunger gestorben sei.<sup>62</sup> Sein Nachfolger Martinus Höschlin (1643–1671) musste in die Wälder fliehen und „gleichsamb alß



*Szene  
eines geistlichen  
Spiels 1652.*  
[www.wikipedia.de](http://www.wikipedia.de)



*Herzog Eberhard III.  
von Württemberg  
(1633–1674).  
Gemälde von Johann  
Andreas Thill um  
1670. Württember-  
gisches Landes-  
museum Stuttgart/  
[www.wikipedia.de](http://www.wikipedia.de)*

das wilde vieh umblauen“<sup>63</sup>. Verwüstet war auch die Kirche, aus der Stühle und Tafelungen gerissen wurden und die als Pferdestall diente, sodass man die Gottesdienste auf dem Rathaus hielt.<sup>64</sup> Die Bindung der Gläubigen an Kirche und Pfarrer ließ nach, die sozialen Beziehungen waren zerrüttet, von der allgemeinen Verrohung ganz zu schweigen.

Als dann „durch Gottes Gnad der edle und liebe Frieden wider erlangt“, taten sich „zum thail noch vorhandene alte, und auch ietzige junge Burger“ zusammen, um die, auch geistig-moralisch katastrophale Situation in ihrem Städtchen zu überwinden. Sie erinnerten sich an das „Exempel“ ihrer „Vorältern“, die alle sechs Jahre „aine geistliche Comediam zue agieren sich befließen“, und zwar, was jetzt wohl mehr denn je aktu-





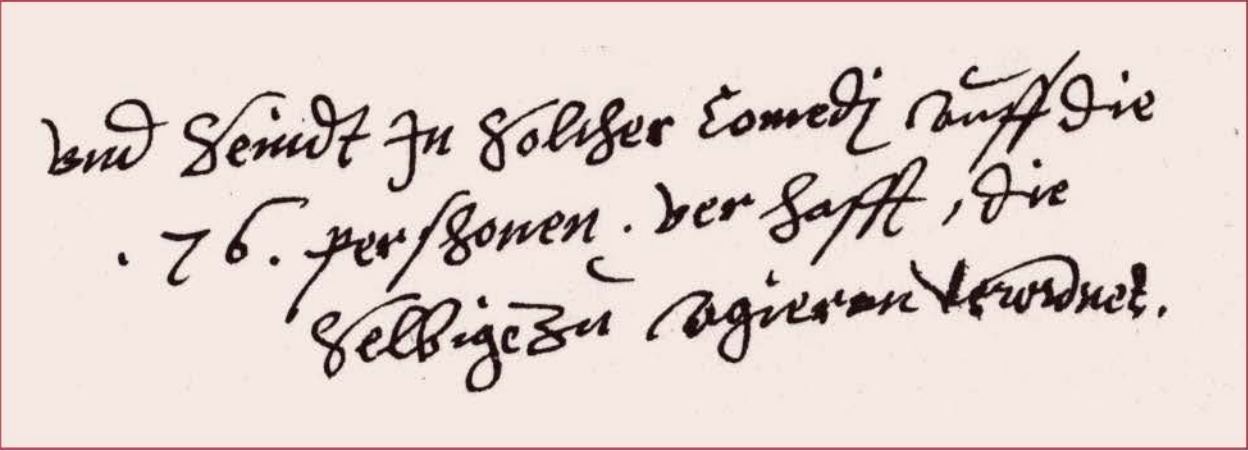
Zugleich bat man den Vogt in Hornberg, zu dieser „Supplication“ einen „Amtsbericht“ zu erstatten, der am 27. April 1654 nach Stuttgart abging: Anders als 1625, als der Obervogt „einen ganz widrigen Bericht eingeschicket“, unterstützte Johann Abraham Wolffsfurtner<sup>66</sup> die „Burgerschaft zue Schiltach“: Er erachtete deren „Anwerbung“ für „christlich und billich“ und bat den Herzog, „denselben in ihrem Petito gnedig zue willfahren“. Er erinnerte daran, dass schon sein Vater „gnedigen Consens erthailt“ und verwies auf die konfessionelle Konkurrenzsituation: Seit dem Friedensschluss 1648 seien in „bäpstischen Orten“ der Nachbarschaft „etliche dergleichen Commedien gehalten worden“, weswegen die Schiltacher „mit ihrer vorhabenden Materia auch einist fürzueschreiten“ sollten.<sup>67</sup> Tatsächlich bestand eine altkirchliche Schauspieltradition im benachbarten Wolfach.<sup>68</sup>

Letzteres Argument nahm der „geheime Regimentsrath“ in der am 3. Mai 1654 erfolgten Stellungnahme für den Herzog jedoch nicht auf. Wichtiger war die frühere Bewilligung des Schauspiels, „das solches bey ihnen von 6 zu 6 Jahren allezeit bräuchig gewesen“ und „das es zu gueter Unterrichtung der Jugent principaliter angesehen“. Wiewohl die Regierungsräte meinten, dass „die Zeiten annoch also beschaffen“, dass das Spiel wegen unnötiger Kosten zurückgestellt werden könne, legten sie Eberhard III. nahe, dem Gesuch der Schiltacher zu entsprechen.<sup>69</sup> Dieser „resolvierte“ am selben Tag und bewilligte „die Haltung einer Comoedj vor dißmal in Gnaden“, doch ohne die erbetenen „Kleydungen, so ietzmals nicht vorhanden“<sup>70</sup>.

### Zur Aufführung von „Ahasveros und seine beiden Königinnen Vasdi und Esther“

So konnte man in Schiltach an die Aufführung des Schauspiels gehen, die wohl an Pfingsten (24.–25. Mai) über die Bühne ging.<sup>71</sup> Wo dies war, ist nicht bekannt, wohl weniger in der demolierten Kirche, als vor dem Rathaus, wie 1552 in Biel und 1581 in Marburg,<sup>72</sup> wofür auch die Jahreszeit spricht. Ein solches Schauspiel dauerte üblicherweise zwei Tage, beteiligt waren 76 Personen,<sup>73</sup> „noch vorhandene alte (die schon 1625 mitspielen wollten) und auch jetzige junge Burger“<sup>74</sup>. Das eigentliche Spiel „Ahasveros und seine beiden Königinnen Vasdi und Esther“ ist nicht bekannt,<sup>75</sup> auch nicht, woher die Texte stammten; jedenfalls waren sie schon 1625 vorhanden und wurden nun inszeniert. Erhalten sind jedoch die „zway ersten und dan deß letsten Spruch, so in disser Comedi, von





und seindt zu solcher Comedi auff die  
76. pershonen. verhafft, die  
selbige zu agieren verordnet.

ein Knaben und dan dem Herolt gesprochen werden“; sie waren der Bittschrift beigefügt und wurden in Stuttgart archiviert.<sup>76</sup> Außer den aus dem Titel zu erschließenden Hauptrollen, dem Knaben und dem Herold machten auch Musikanten mit, wie die Regieanweisung am Schluss – „da spilt man auf“ – besagt.

Zuerst tritt „ein Knab in weissen Klaider“ auf, der sich verneigt, um dann einen Prolog von 52 Versen vorzutragen: Er beginnt mit einem Lobpreis des „freudenreichen Mai“, „da unß die liebe clare Son widerumb bringt Fraid und Wohn“, welche Frühlingsstimmung dann Anlass für die Aufführung wird:

*„Solches erfrayet jederman.  
Darumb wier auch nit wolten lahn,  
zuor Kurzweil und der Fraiden Zihl,  
zu halten hie ein gaistlich Spil.“*

In ihm wird „klerlich fürgemalt“, wie die „Frumen“ zu allen Zeiten, damals die alttestamentarischen Juden, heute die Protestanten,

*„Durch Angst, Spott und Tribselligkait,  
Durch Kreitz, Verfolgung, Haaß und Neit,  
Mit Jamer, Ellend auf der Erden,  
Probiert, bewert, erkennet werden.“*

Wer aber „so in Unschuld Verfolgung leidet mit Geduld“ und sich nicht von seinem Schöpfer wendet, den lässt Gott nicht im Stich, er rettet ihn aus aller Not und Gefahr und belohnt ihn mit „Preis, Ehr, Ruhm und aller Herrlichkait“. Dieses Gottvertrauen als Lehre aus der Bedrohung im Dreißigjährigen Krieg<sup>77</sup>

*„und seindt in solcher  
Comedi auff die  
76. Pershonen  
verhafft, die selbige  
zu agieren verordnet.“  
HStA Stuttgart A  
362 W Bü 3.*





*Älteste Ansicht  
von Rathaus und  
Marktplatz in  
Schiltach, gezeichnet  
von Geometer Weber  
1843. Sammlung  
H. Harter.*

gilt weiterhin, und so fordert der Knabe von den Zuschauern: „Lebt nit nach eywers Herten Lust“, sondern „lehrnet teglich sterben, so megt ier Gottes Huld erwerben“. Zur Bekräftigung lässt er alle niederknien, im Gebet verharren und „Amen“ sprechen. So erhält die Aufführung den Charakter einer gottesdienstlichen Feier, die dem irdischen Leben einen Sinn im Heilsgeschehen geben will.

Nach diesem Gebet „zeicht man ab“, und „kumpt der Herolt“, verneigt sich gleichfalls und spricht den zweiten Prolog (76 Verse). Er verkündet, dass die Aufführung dem dreieinigen Gott sowie der ganzen damaligen, hierarchisch geordneten Gesellschaft „zu Lob und Ehr“ gewidmet ist: dem Landesherrn Herzog Eberhard, seinen Brüdern, ihren Gemahlinnen und Kindern, dem fürstlichen Haus insgesamt, den hohen geistlichen und weltlichen Ständen, „die uiber uns zu herschen hant“; sodann „eim erbarn, wolweissen Rat alhie zu Schiltach in der Stat“, „einer ersamen Burgerschaft“, den werten Frauen, schließlich: „Jung, alt, gewaltig, arm und reich, den Herrn Nachtbar deß selben gleich“. Ihnen allen soll das Spiel „zuor Kurzweil und Lehr“ dienen, dessen Hauptpersonen dann vorgestellt werden: der über 127 Länder herrschende König Ahasverus, seine beiden Königinnen Esther und Vasthi, sein Minister Hamann, zuletzt Mardach „der Juden Frind“.

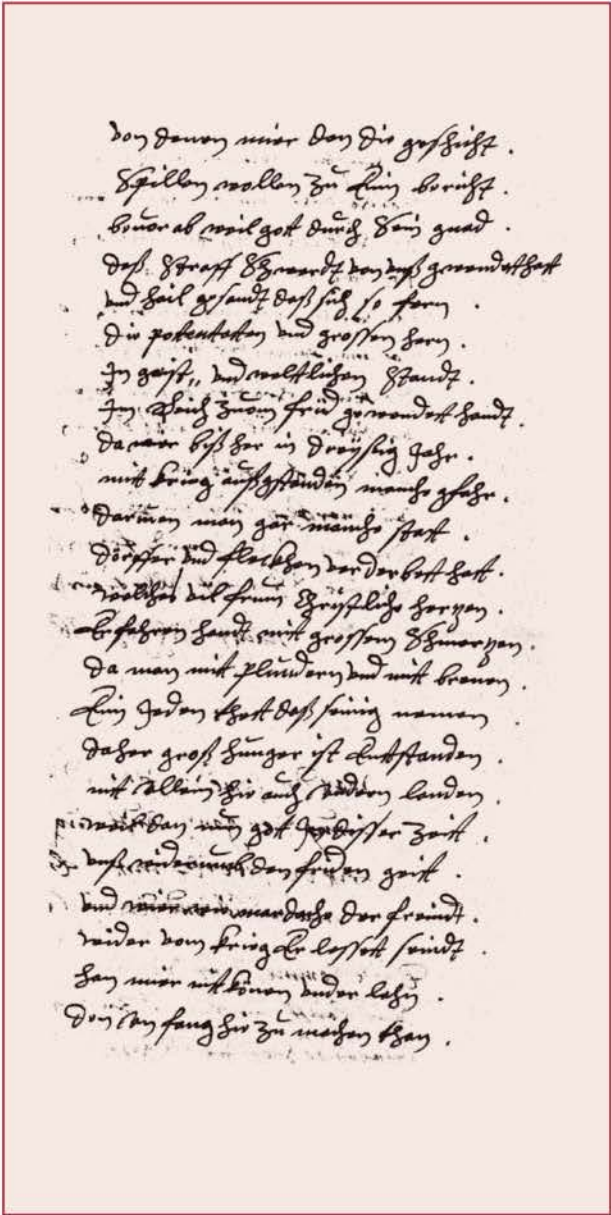


Danach wird das Spielen ihre Geschichte nochmals und gesondert begründet:

„Bevor ab weil Gott durch sein Gnad  
Daß Strafschwert von uns gwendet hat,  
Und Hail gesant, daß sich so fern  
Die Potentaten und grossen Hern  
In gaist- und weltlichem Stand  
Im Reich zuom Früd gewendet hant.“

Und es folgt eine in Verse gesetzte Kriegserfahrung und Friedensdeutung:

„Da wier bißher in dreyßig Jahr  
Mit Krieg außgstanden manche Gfahr,  
Darinnen man gar manche Stat  
Dörfer und Flecken verderbet hat.  
Welches vil frum christliche Herten  
Erfahren hant mit grossen Schmerzen.  
Da man mit Plundern und mit Brennen  
Eim jeden thet daß seinig nemen.  
Daher groß Hunger ist entstanden,  
Nit allein hie, auch andern Landen.  
Weil dan nun Gott in disser Zeit  
Unß widerumb den Friden geit  
Und wier, wie Mardache der Freind,  
Wider vom Krieg erleset seind,  
Han mier nit können underlahn,  
Den Anfang hie zu machen than.“



dan danon mier dan die gschicht.  
Spillen wollen zu dem berücht.  
Biner ab weil gott durch sein gnad.  
daß gott gschickt dan daß gwendet hat  
und hail gesant daß sich so fern  
die potentaten und grossen hern  
in gaist und weltlichem stand  
in reich zuom früd gewendet hant.  
da man biß her in dreyßig Jahr  
mit krieg außgstanden manche gfahr.  
darinnen man gar manche stat  
dörfer und flecken verderbet hat.  
welches vil frum christliche herten  
erfahren hant mit grossen schmerzen.  
da man mit plundern und mit brennen  
eim jeden thet daß seinig nemen.  
daher groß hunger ist entstanden  
nit allein hie auch andern landen.  
weil dan nun gott in disser zeit  
unß widerumb den friden geit.  
und wier wie mardache der freind  
wider vom krieg erleset seind.  
han mier nit können underlahn  
den anfang hie zu machen than.

Danach führt der Herold zur „Comediam“ zurück und fordert die Zuschauer auf, sie „mit stiller Ruh“ anzuhören, so könne man daraus „vil nutzlichs lehren“.

Mit diesem Vortrag gibt er dem Stück eine besondere Wendung: Es wird über das Bibeldrama hinaus zu einer Deutung für die Entstehung von Krieg, aber auch für die Erlösung von ihm: Beides liegt in Gottes Hand, er züchtigt die Menschen mit seinem „Strafschwert“, lässt sie jedoch auch seiner Gnade teilhaftig werden und schickt ihnen wieder den Frieden. Dies erlebte so schon das Volk Israel, mit Mardach und Esther, deren Gottvertrauen sie zu Rettern werden ließ. So sind sie „Freunde“ und tröstliche Vorbilder für die langen Jahre, die auch die Zeitgenossen „mit Krieg ausgestanden“ haben. Wie

Die vom Herold  
gesprochenen Kriegs-  
und Friedensverse.  
HStA Stuttgart A 362  
W Bü 3.

Gott einst die Juden erlöste, so griff er auch jetzt wieder ein, was die Zuschauer im Spiel auch für ihr Schicksal erkennen werden.

Während vom eigentlichen Schauspiel nur der Titel bekannt ist, an dessen alttestamentarische Vorlage man sich wohl hielt, ist unter den in Stuttgart eingereichten Texten noch der Epilog erhalten. Er wird, „wan die Comedy ier End erreicht“, wiederum vom Herold vorgetragen, in Anwesenheit und inmitten „des ganzen Aufzug“.

In 122 Versen zieht er das Fazit der Aufführung, für beide, Arm und Reich, die viele „schöne Lehren“ gleichsam wie in einem Spiegel sahen, dazu, „waß einem Menschen ansteht wol, und widerumb auch meiden sol.“ Man weiß selber nicht, was für einen von Übel ist, doch kann man an anderen sehen, was einem fehlt, und „derhalb hat man des Nutzes vil, wo man helt solche Fraidenspiel.“ In ihnen werden wir

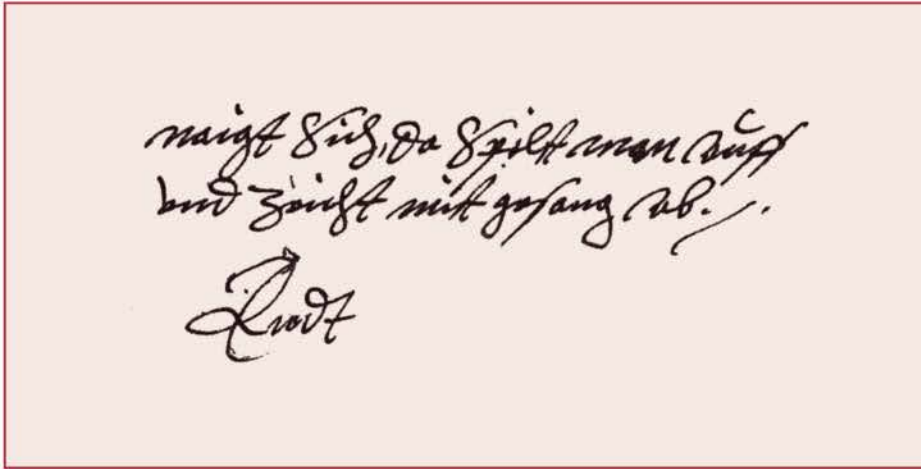
*„Unß gnuogsam wol bespieglen können,  
Lehrnen, besehen und ersinnen,  
Waß man sol meiden und underlohn.  
Hergegen aber sollen thon.“*

Sie helfen zu einem guten, christlichen Leben, da sie direkt in die zehn Gebote hineinführen, die nun der Reihe nach auf die einzelnen Akteure und Situationen des Stücks angewendet werden: Hauptnegativfigur ist der königliche Minister Haman, der als Lügner, Ehrgeizling, Dieb, Falschspieler, Neider und Lüstling dargestellt wird. Ihn hat Gott zu Recht gestraft, wie auch die Königin Vasthi wegen ihres Ungehorsams. Gott aber lässt „den Frommen“ auch in seinen Nöten nicht im Stich, „sonder er zeicht in wider rauß, gibt im vil Fraiden uiberauß“. Dies konnte man an Mardach, „dem frumen Man“, und der Königin Esther erleben. Mit ihrem Gottvertrauen und frommen Leben sind sie die großen Vorbilder, denen nachzueifern „hie Glickh und dort daß ewig Leben“ bringt.

Der Herold schließt mit dem Dank an alle, „Hoch und nider Standspershonen“, die ihnen Gehör geschenkt haben, bittet um Nachsicht „wa etwaß nit zugangen eben“, verspricht Abhilfe „zu andern Zeiten“ und schließt mit dem Gebet, dass

*„Gott wol zugegen jederman  
Mit seinen Gnaden schauen an,  
Und unsser Seel an unsserm End,  
Zu im nehmen in seine Hend.“*





Der Schluss des Spiels.  
HStA Stuttgart  
A 362 W Bü 3.

In „Christi Namen“ soll man „von Grund seins Hertzen“ mit „Amen“ antworten, worauf er sich verneigt – „da spilt man auf und zeicht mit Gesang ab“.

### Die Bedeutung der Schiltacher Aufführung von 1654

Mit diesem Epilog und seiner theologischen Lehrhaftigkeit steht die Aufführung ganz in der Tradition des Bibeldramas, für das diese Schlussverse wohl der einzige Überrest des bereits für 1625 geplanten Stücks sind. Anders stellen sich die beiden Prologe dar, die auf die aktuelle Situation eingehen: der erste auf die Jahreszeit der Aufführung, den frühlingshaften Monat Mai, der zweite auf die Erfahrung der schweren „Kriegsläufe“ und des wiedererlangten Friedens. Sie können also erst im Vorfeld des Schiltacher Spiels entstanden sein, womöglich hier vor Ort, als man sich mit dem aufwendigen und vorbereitungsintensiven Theaterprojekt beschäftigte. Dann wären die beiden Prologe mit ihren Knittelversen – sie sind „nicht ohne poetisches Verdienst“<sup>78</sup> – die ersten Dichtungen, die hier entstanden sind.<sup>79</sup>

Wichtiger ist jedoch, dass der zweite Prolog, wie auch die Bittschrift vom 26. April 1654, das Spiel in einen bestimmten Zusammenhang bringen: den des „edlen und lieben Frieden[s]“. Damit gewinnt es einen Aspekt, der als „besondere Art der Friedensfeier“ über das konfessionell fundierte Bibeldrama hinausreicht.<sup>80</sup> Anders als die 1648 zum Westfälischen Frieden und 1650 verordneten Dankpredigten und Dankfeste, die zu „Demonstrationen des Luthertums“ wurden,<sup>81</sup> fehlt in diesem Prolog jede konfessionelle Spitze: Der Krieg hat nicht „allein hie, auch andern Landen“ zugesetzt und „gar manche Stat, Dörfer und Flecken verderbet“. Dass „man mit Plundern und mit Brennen, eim jeden thet das seinig nehmen“, traf alle, auch mussten

„vil frum christliche Hertzen“ darüber „grossen schmerzen“ erfahren. Doch hat Gott sein Heil gesandt, damit „die Potenta-ten und großen hern in gaistlich und weltlichem stand“, ohne Unterschied der Konfession, „sich im Reich zum Früd gewendet hant“. So weist dieser Prolog über die konfessionelle Abgrenzung und Gegnerschaft hinaus und spricht aus, was nach dem Krieg für alle zum zentralen Erlebnis wurde: dass „nun Gott in disser zeit unß wiederumb den Frieden geit.“ Damit ist diese Dichtung ein Beleg und Beispiel dafür, dass aufgrund der Erfahrung des Dreißigjährigen Kriegs die Konfessionalisierung mit einem auf Verständigung abzielenden „irenischen Impuls“ zu einem gewissen Abschluss kam.<sup>82</sup>

Ein solcher ist auch auf lokaler Ebene zu spüren, etwa im Verhältnis der fürstenbergischen und württembergischen Nachbarn: 1659 versäumte eine Anzahl Bürger und Untertanen aus Wolfach, Schenkenzell und Kinzigtal die Messe und ging stattdessen nach Schiltach zu einer Hochzeit, mit Kirchengang und Opfer, ohne ihren „Vicary“ gefragt zu haben. Wichtiger als Kirchengesang und konfessioneller Unterschied war ihnen der „hochzeitliche Ehrentag“ ihres „nechsten Vetter, Nachbar und Fründt“, wie derartige „hochzeitliche Zusammenkünfte das nachparliche Vertrauen stabilisiert und gepflanzt“. Dessen Wert hatte man zuvor erlebt, als „die Schülltacher in großer Feuersbrunst ihr nachparliche Tapferkeit in hießiger Stadt [Wolfach] erzaiget und als durch sie vor Abbrennung derselben errettet worden“<sup>82a</sup>.

Ferner sind die hier angesprochenen „Dreißig Jahr“ ein früher Beleg für die Bezeichnung „Dreißigjähriger Krieg“ als Inbegriff der Kriegs- und Krisenjahre 1618–1648, der ihre Dauer und Intensität spiegelt, die in diesen Dimensionen zuvor nicht bekannt waren.<sup>83</sup> Auch ist festzuhalten, dass die Gemeinde es wenige Jahre nach dem verheerenden Krieg schaffte, „ein wirkliches geistliches Volksschauspiel möglichst würdig und feierlich“<sup>84</sup> zur Aufführung zu bringen – eine kommunal und kulturell beachtliche Leistung. Doch war das Spiel von 1654 das letzte der in Schiltach aufgeführten Bibeldramen, zumindest fehlen weitere Nachrichten. Dazu passt literatur- und religionsgeschichtlich, dass diese dramatische Tradition auf protestantischem Boden allgemein Ende des 17. Jahrhunderts erlosch.

### **Zur Identifizierung des Anonymus von 1781**

Dieses Phänomen beschäftigte auch den Autor, der bereits 1781 die Schiltacher Akten als „Beitrag zur Geschichte der deutschen Schaubühne“ publizierte: Zur Zeit der Reformation und danach



sei dieser „edle Zeitvertreib“ mit „günstigen Augen angesehen“, seit dem 18. Jahrhundert in den meisten protestantischen Ländern aber mit „theologischem Eifer“ bekämpft worden. Dies sei umso unverständlicher, als es „gegen des redlichen Luthers eigene Denkart“ stehe. Gegen diesen „Hass“ führt er das Schreiben des Hornberger Vogts von 1654 an: Der habe die Aufführung unter Hinweis auf „dergleichen Komödien“ in „päpstischen Orten“ unterstützt, ein Beleg dafür, dass man damals und trotz des „fürchterlichen Kriegs, bei dem die Religion so sehr ins Spiel kam“, nicht alles verabscheute, was „in katholischen Ländern üblich war.“ Die Ablehnung der Schauspiele als „Gräuel des Pabsthums“, wie er selber „von einer protestantischen Kanzel hörte“, sei erst später gekommen und nur deshalb, weil sie als „katholisch“ galten. Auch dagegen führt er die Schiltacher Akten an: das im ersten Prolog geforderte „Gebet auf den Knien“, das „mit geistlichen Gesängen beschlossen worden.“ Dass dies „in einem schon lange vorher gut lutherischen Lande“ praktiziert wurde, nimmt er, nicht ohne Schadenfreude, als weiteres „Ärgerniß für unsere heutigen Eiferer“<sup>85</sup>.

So wurde das Schiltacher Schauspiel noch zum Argument einer literarischen Polemik, die der Autor zudem gegen die Ansicht führte, dass „in Franken, Schwaben und am Rheinstrom die Schauspiele in vorigen Zeiten höchst seltene Erscheinungen gewesen wären“. Dass sie in diesen Gegenden Deutschlands vielleicht sogar „früher und öfters“ gängig waren, will er wiederum mit der hiesigen Aufführung belegen, die für ihn also durchaus literaturhistorische Bedeutung hat.

Die Suche nach diesem streitbaren Anonymus führt zu dem gleichfalls unbekanntem Autor dreier weiterer Beiträge im selben Jahrgang des „Deutschen Museum“, in denen dieser „Bemerkungen über das Pariser und Wiener Theater“ macht.<sup>86</sup> Deren zweiter Teil verweist in der Überschrift überraschenderweise auf den „Beitrag zur Geschichte der deutschen Schaubühne“ mit der Schiltacher Aufführung.<sup>87</sup> Damit wird auch die dritte Folge verknüpft,<sup>88</sup> obwohl es wieder um das Theater in Paris und Wien geht. Offensichtlich liegt ein Versehen des Herausgebers, des Literaten Heinrich Christian Boie, vor, der die beiden letzten Folgen an die ersten „Bemerkungen über das Pariser und Wiener Theater“ hätte anknüpfen sollen (im Inhaltsverzeichnis richtig). Dieser Irrtum erscheint aber nur möglich, wenn Boie wusste, dass alle vier ihm vorliegenden, das Schauspiel betreffenden Beiträge von demselben, anonym zu



*Der Dichter und Herausgeber Heinrich Christian Boie (1744–1806). Gemälde von Leopold Mathieu vor 1806. Dithmarscher Landesmuseum Meldorf.*





*Der Jurist und Schriftsteller Ernst Brandes (1758–1810). Gemälde eines unbekanntes Malers, Schloss Marienburg bei Hannover (aus: C. Haase, wie Anm. 92, Bd. 1, S. III).*

von ihm eine Bildungsreise 1780–1781 nach Holland, Paris und Wien sowie ein Aufenthalt in London 1784–1785 bekannt sind.<sup>93</sup> So steht Ernst Brandes als Autor dieser Schrift fest und damit auch der „Bemerkungen über das Pariser und Wiener Theater“<sup>94</sup>. Dass er dieses literarische Ergebnis seiner ersten Reise noch 1781 im „Deutschen Museum“ publizieren konnte, war wiederum seiner engen Bekanntschaft mit Heinrich Christian Boie (1744–1806) geschuldet,<sup>95</sup> der einen Namen als Herausgeber literarischer Zeitschriften hatte: 1770–1775 des „Göttinger Musenalmanach“, dem Sprachrohr der zum Sturm und Drang tendierenden Dichter des „Göttinger Hainbunds“; seit 1776 des „Deutschen Museum“ mit literarischen, philosophischen und politischen Beiträgen, das als frühe literarische Zeitschrift von Bedeutung ist. Ihrem Herausgeber muss Brandes neben seinen „Theater-Bemerkungen“<sup>96</sup> auch die wohl auf der gleichen Reise 1780 oder 1781 im Stuttgarter Archiv gemachten<sup>97</sup> oder dort erhaltenen Abschriften der Akten des Schiltacher Bibeldramas übergeben haben. Boie zögerte nicht, sie, zusammen mit den drei anderen Theaterbeiträgen, sofort zu publizieren. So haben Brandes und Boie, beide dem geistigen Aufbruch ihrer Zeit – dem Sturm und Drang – verpflichtet,<sup>98</sup> mit dem Ausgraben der Texte der Schiltacher Aufführung von 1654 für die beginnende Literaturgeschichte ein Stück der älteren dramatischen Tradition in Deutschland geborgen – nicht nur für sie eine kleine, aber bemerkenswerte „Anekdote“.

behandelnden Verfasser stammten. So wird dieser, der über das Pariser und Wiener Theater schrieb, auch der Autor der „Beiträge zur Geschichte der deutschen Schaubühne“ sein. 1786 publizierte er noch über das Theater in London und fügte seine älteren „Bemerkungen über das Pariser und Wiener Theater“ an.<sup>89</sup> Hier gibt er nun auch seinen Namen preis: „Brandes“.<sup>90</sup>

In den Bibliothekskatalogen wird damit sowohl Georg Friedrich Brandes (1709–1791), Jurist, Bücher- und Kunstsammler in Hannover,<sup>91</sup> als auch sein Sohn Ernst (1758–1810), gleichfalls Hannoveraner Beamter, Schriftsteller und Theaterfreund,<sup>92</sup> verbunden. Doch kommt nur letzterer in Frage, da



## Anmerkungen

- 1 [Anonym]: Beitrag zur Geschichte der Deutschen Schaubühne. In: Deutsches Museum, hrsg. von H(einrich) C(hristian) Boie, Jg. 1781, Bd. 2 (Leipzig) 359–373, hier 360. – Digitalisat der UB Bielefeld.
- 2 Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 362 W Bü 3. – Ohne Kenntnis obiger Publikation nochmals ediert von dem Stuttgarter Archivar Eduard von Kausler: Geistliches Volksschauspiel im Schwarzwalde nach dem westfälischen Frieden. In: Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde 12 (1867) 206–220.
- 3 Aktenstück Nr. 1, zitiert nach Kausler (wie Anm. 2) 207 f. – Vgl. Aktenstück Nr. 2, ebd. 209.
- 4 Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden: Tentzelii, Wilhelmi Ernesti, Excerpta autographa (Masc. Dres. H. 198, Bl. 19b–20b). – Ediert von Johannes Bolte: Comoedianten zu Schiltach. In: Alemannia 14 (1886) 188 (mit Ungenauigkeiten). – Im HStA Stuttgart konnten dazu keine Akten ermittelt werden.
- 5 Ebd.
- 6 Aktenstück Nr. 1 (wie Anm. 2) 207.
- 7 Aktenstück Nr. 3 (wie Anm. 2) 210.
- 8 So: Kausler (wie Anm. 2) 218. – Vgl. Carsten Kohlmann: „Von unsern widersachern den bapisten vil erlitten und ussgestanden“. Kriegs- und Krisenerfahrungen von lutherischen Pfarrern und Gläubigen im Amt Hornberg des Herzogtums Württemberg während des Dreißigjährigen Krieges und nach dem Westfälischen Frieden. In: Das Strafergericht Gottes, hrsg. von Matthias Asche und Anton Schindling. Münster <sup>2</sup>2002. 123–211, hier 192: „lebte hier offensichtlich ... eine altkirchliche Tradition nach.“
- 9 Damaliger Obervogt in Hornberg, zuständig für die Ämter Hornberg, Dornhan, Dornstetten, Rosenfeld und Sulz, war Georg Freiherr zu Mersburg und Beffort, der von 1623–1626 amtierte, vgl. Walter Pfeilsticker: Neues Württembergisches Dienerbuch. Bd. 2. Stuttgart 1963. § 2469.
- 10 „Komödie“ meinte ein Schauspiel, das für die positiv besetzte Hauptfigur ein gutes Ende hat, oder, im Sinne von „Drama“, alle Spielgattungen: Vgl. Wolfram Washof: Die Bibel auf der Bühne. Exempelfiguren und protestantische Theologie im lateinischen und deutschen Bibeldrama der Reformationszeit. Münster 2007. 36 f.
- 11 Wie Anm. 4.
- 12 Ebd.
- 13 Eine erste Einquartierung gab es 1628 durch Teile des Sulzischen Regiments, vgl. Hermann Fautz: Die militärischen und kriegerischen Ereignisse in Schiltach. In: Festschrift zum 60jährigen Stiftungsfest des Krieger- und Militärverein Schiltach. Schiltach 1934 (ohne Paginierung).
- 14 Aktenstück Nr. 1 (wie Anm. 2) 208.
- 15 Ebda.
- 16 Art. Biblisches Drama. In: Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur. Stuttgart <sup>8</sup>2001. 87 f. – Art. Esther. In: Elisabeth Frenzel: Stoffe der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte. Stuttgart <sup>10</sup>1983. 240–243.
- 17 Art. Geistliches Drama. In: Wilpert, Sachwörterbuch (wie Anm. 16). 298 f. – Hugo Holstein: Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Literatur des sechzehnten Jahrhunderts. Halle 1886. 25.
- 18 Holstein, ebd. 20 f.; 25. – Vgl. Washof (wie Anm. 10) 37; 50 f.
- 19 Holstein, ebd. 23, nach einem Brief des Theologen Georg Major (1502–1574).
- 20 Ebd. 24, nach einem Brief des Reformators Hieronymus Nopp (um 1495–1551).
- 21 Ebd. 25. – Vgl. Washof (wie Anm. 10) 52 f.
- 22 Washof, ebd. 44.
- 23 Holstein (wie Anm. 17) 108.
- 24 Ebd. 109.
- 25 Ebd.
- 26 Schwartz, Rudolf: Esther im deutschen und neulateinischen Drama des Reformationszeitalters. Oldenburg und Leipzig <sup>2</sup>1898. 262–265. – Vgl. zu Moskau: Tentzel (wie Anm. 4): „Sic et Moscouitae“.
- 27 Wilpert, Biblisches Drama (wie Anm. 16) 87. – Washof (wie Anm. 10) 17 f.: „ein Propagandainstrument ersten Ranges für dogmatische, ethisch-sittliche und religionspolitische Überzeugungen und Wertvorstellungen.“

- 28 Frenzel (wie Anm. 16) 240. – Vgl. Washof (wie Anm. 10) 123.
- 29 Julius Hauth: Die Zeit der Reformation. In: Schiltach. Schwarzwaldstadt im Kinzigtal, hrsg. von der Stadt Schiltach. Freiburg 1980. 183–186.
- 30 Vgl. Hans Harter: Die Burg Schiltach. In: Die Ortenau 64 (1984) 458–468, hier 464f.
- 31 So der Schulmeister Johann Engelmann 1646, zitiert bei Kohlmann (wie Anm. 8) 174.
- 32 Bernhard Rütth: Adel und Konfessionalisierung in der Herrschaft Schramberg, oder: Warum blieb Schramberg katholisch? In: D'Krätz. Beiträge zur Geschichte der Stadt und Raumschaft Schramberg 19 (1999) 2–19, hier 7.
- 33 Ebd. 9–11.
- 34 Vgl. Franz Disch: Chronik der Stadt Wolfach. Wolfach 1920. 587–619.
- 35 Ebd. 601.
- 36 Ebd. 604.
- 37 StA Schiltach: Geistliches Lagerbuch 1717, 103–106b (Exzerpt von Julius Hauth, ebd. in dessen Nachlass).
- 38 Mitteilungen aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archive, Bd. 2. Tübingen 1902. Nr. 1017. – Das Fragment des aus Sandstein gefertigten Grabsteins von Martha Schott und Johann Branz wurde 1977 bei Bauarbeiten an der Schiltacher Stadtkirche gefunden. Die nur teilweise erhaltene Inschrift am äußeren Rand kann wie folgt gelesen werden: MON: (ISTUD) (NOB)LISS: D. IOHAN: BRANTIUS UXORI SVAE MA(RTHA) (EREXIT). (RELIGI)ONIS CAVSA HUC VECTA. QVIESCIT IN PACE. („Dieses Denkmal hat der edle Herr Johann Branz seiner Frau Martha errichtet. Der Religion wegen hierher überführt, ruhe sie in Frieden.“); StA Schiltach, Nachlass J. Hauth. – Der Heimatforscher Julius Hauth (1899–1988) nahm sich der Grabsteinfunde an und sorgte für ihre Aufstellung in der ev. Stadtkirche.
- 39 Als Höhepunkt der Konfessionalisierung gelten die 1580er bis 1620er Jahre: Heinz Schilling: Die Konfessionalisierung im Reich. Religiöser und gesellschaftlicher Wandel in Deutschland zwischen 1555 und 1620. In: Historische Zeitschrift 246 (1988) 1–45, hier 24.
- 40 Vgl. Kohlmann (wie Anm. 8) 131f. – Ebd., 152–155, das Beispiel aus Gutach von 1617, wo bei einer Hochzeit die Gäste aus dem Fürstenbergischen an einem Tisch saßen und anfangen, gegen Luther zu polemisieren.
- 41 Hermann Fautz: Die Schiltacher Stadtbrände. In: Die Ortenau 41 (1961) 13–43, hier 14; 25.
- 42 Vgl. Hans Harter: Der Teufel von Schiltach. Schiltach 2005.
- 43 Fautz, Stadtbrände (wie Anm. 41) 22–25.
- 44 Ebd. 27. – Johann Höflin: Beiträge zur Geschichte der Stadt Schiltach (1883) 16 (StA Schiltach).
- 45 StA Schiltach, erstes Taufbuch, S. 93. – Vgl. Harter, Teufel (wie Anm. 42) 61.
- 46 Wilhelm Heyd: Handschriften und Handzeichnungen des herzoglich-württembergischen Baumeisters Heinrich Schickhardt. Stuttgart 1902. 348.
- 47 Harter, Teufel (wie Anm. 42) 62
- 48 Ebd. 62–64. – Vgl. Max Mayer: Hexenverbrennungen in Schiltach. In: Die Ortenau 8 (1921) 71–73.
- 49 Vgl. seine Daten bei Kohlmann (wie Anm. 8) 169f., Anm. 141: Um 1570 als Sohn des Pfarrers Peter Wehrlin in Leonbronn geboren, 1586 Studium in Tübingen, Abschluss als Magister 1590, 1591–1593 Klosterpräzeptor in Murrhardt, 1594 Diakon in Hornberg, 1595–1609 Pfarrer von Oberifflingen, 1609–1610 Pfarrer in Freudenstadt, danach in Schiltach, wo er und seine Frau 1629 an der Pest starben.
- 50 Beim Ruggericht 1640 forderte der damalige Pfarrer, „es müsse nächstens wieder einmal allen Ernstes an die Untersuchung der gottlosen Hexerei gegangen werden, da nicht zu bezweifeln sei, dass solche Unholdinnen ihr Wesen in der Gemeinde treiben“, vgl. Harter, Teufel (wie Anm. 42) 71.
- 51 Tractatus theologicus de sagarum impietate, nocendi imbecillitate et poenae gravitate etc.: Partim ex privata experientia, partim veris historijs & relationibus aliorum conscriptus / & ad disputandum propositus, Praeside Theodoro Thummio... Respondente M. Simone Petro Werlino... 1621.
- 52 Hermann Ehmer: Art. Thumm, Theodor. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Band XI. 1996. 1527–1530, hier 1527.
- 53 Kohlmann (wie Anm. 8) 149f. – Vgl. Schilling (wie Anm. 39) 42: „1617 wurde das Reformationsjubiläum landauf, landab zum Fest der Ab- und Ausgrenzung, der Polemik und Verleumdung.“



- 54 Generalaussschreiben von Herzog Johann Friedrich von Württemberg, zitiert bei Kohlmann (wie Anm. 8) 151.
- 55 Ebd. 152–155. – Vgl. als Beispiele (ebd. 155–160): polemische Predigten; provozierende Prozessionen; Schimpfen, Spotten und Stören; Misshandlung von Geistlichen.
- 56 Zitiert bei Kohlmann (wie Anm. 8) 169.
- 57 Ebd. 152.
- 58 Aus Württemberg ist auch die Aufführung geistlicher Schauspiele 1544 und 1545 in Wildberg (Lkr. Calw) bekannt: Württembergische Kirchengeschichte. Hrsg. vom Calwer Verlagsverein. Calw und Stuttgart 1893. 380.
- 59 Disch (wie Anm. 34) 115f.; 252. – Vgl. Frank Schrader: Die Wolfacher Fasnet und ihre Gestalten. Wolfach <sup>3</sup>2011. 29f. – Den Hinweis auf die Wolfacher Spiele verdanke ich Frank Schrader (Wolfach).
- 60 Kohlmann (wie Anm. 8) 160. – Vgl. ebd. 160–169 die Situation im Kondominat Tennenbronn (b. Schramberg) als „kleiner Brennpunkt des Religionskriegs.“
- 61 Vgl. Fautz, Ereignisse (wie Anm. 13).
- 62 Kohlmann (wie Anm. 8) 171f. – Vgl. Hermann Fautz: Die Schiltacher Jahrgerichte während des Dreißigjährigen Krieges. Ein Kultur- und Sittenspiegel. In: Die Ortenau 46 (1966) 145–167, hier 151f., wonach die Bevölkerung des Kirchspiels Schiltach von 1070 im Jahr 1622 auf 381 im Jahr 1645 zurückging; allein im Jahr 1635 seien 213 Menschen gestorben.
- 63 Kohlmann (wie Anm. 8) 173; 175.
- 64 Ebd. 174.
- 65 Aktenstück Nr. 1 (wie Anm. 2) 207f.
- 66 Pfeilsticker (wie Anm. 9) § 2575. – Vgl. Karleopold Hitzfeld: Hornberg. Vergangenheit und Gegenwart der Stadt des Hornberger Schießens. 1970. S. 123–129. – Wolfsfurtner heiratete 1629 die Schiltacherin Anna Maria Legeler, die 1635 verstarb.
- 67 Aktenstück Nr. 2 (wie Anm. 2) 209f.
- 68 Wie Anm. 59.
- 69 Aktenstück Nr. 3 (wie Anm. 2) 210. – Unterzeichnet: „D. Ayhin. Zorer. D. Rümelin.“
- 70 Aktenstück Nr. 4 (wie Anm. 2) 210f. – Die Resolution wurde von Regierungsrat Bechler auf die Vorlage (Nr. 3) geschrieben und von Herzog Eberhard III. unterzeichnet.
- 71 Vgl. Kausler (wie Anm. 2) 208, Anm. 8; vgl. 219.
- 72 Vgl. Schwartz (wie Anm. 26) 262f.
- 73 Aktenstück Nr. 6 (wie Anm. 2) 211: „und seindt in solcher Comedi auf die 76. Pershonen verhaftt, die selbige zu agieren verordnet.“
- 74 Aktenstück Nr. 1 (wie Anm. 2) 208.
- 75 Auch nicht bei Schwartz (wie Anm. 26) zu identifizieren. – Vgl. die Titel bei Washof (wie Anm. 10) 470f.
- 76 Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 362 W Bü 3. – Aktenstück Nr. 6 (wie Anm. 2) 211–217.
- 77 Vgl. Kohlmann (wie Anm. 8) 193.
- 78 So: Kausler (wie Anm. 2) 219.
- 79 Vgl. Hans Harter / Rolf Rombach: Schiltach. Lieder und Gedichte (Schiltach 2010) 11–13; 89–93, mit auf Schiltach bezogenen Texten von Jörg Wickram, Johannes Zschorn und Johann Fischart.
- 80 Vgl. Kohlmann (wie Anm. 8) 188–190.
- 81 Ebd. 189; 195f.
- 82 Vgl. Schilling (wie Anm. 39) 28–30. – Ebd. 30: „Irenik und Pietismus gewannen um so rascher an Boden, als sich der Konfessionalismus in den Greueln des Glaubenskrieges selbst ad absurdum führte.“
- 82a Disch (wie Anm. 34) 278. – Gemeint war die „Feuersbrunst“ 1638, bei der „die Benachbarten mit ihrer Hilf beigesprungen“ (ebd. 547). – 1791 leisteten die Wolfacher ihrerseits Hilfe beim Stadtbrand in Schiltach, und ihnen war „viel zu verdanken“ (Fautz, Stadtbrände, wie Anm. 41, S. 22).
- 83 Vgl. Kohlmann (wie Anm. 8) 195.
- 84 Kausler (wie Anm. 2) 220.
- 85 [Anonym] (wie Anm. 1) 360f.
- 86 In: Deutsches Museum (wie Anm. 1) 316–330, vgl. ebd. 316: „Wien, den 31sten Lenzm. 1781.“ – Ebd. 428–442. – Ebd. 506–529.

- 87 Ebd. 428: „Fortsetzung des Beitrags zur Geschichte der deutschen Schaubühne (s. im vorigen Stück S. 359.)“. – Dagegen im Inhaltsverzeichnis: „Fortsetzung der Bemerkungen über das Pariser und Wiener Theater“.
- 88 Ebd. 506: „Schluß des Beitrags zur Geschichte der deutschen Schaubühne (s. im vorigen Stück S. 428.)“ – Im Inhaltsverzeichnis: „Schluß der Bemerkungen über das Pariser und Wiener Theater“.
- 89 [Anonym]: Bemerkungen über das Londoner, Pariser und Wiener Theater. Göttingen 1786 (Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek). – Vgl. ebd. 5, wo er sich als Autor der entsprechenden Beiträge im „Deutschen Museum“ von 1781 zu erkennen gibt.
- 90 Ebd. 233.
- 91 Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 3 (1876) 242 (digital bei Wikisource).
- 92 Vgl. zu ihm: Carl Haase: Ernst Brandes 1758–1810. Bd. 1 (Hildesheim 1973); Bd. 2 (Hildesheim 1974).
- 93 Ebd., Bd. 1, 80f.
- 94 Ebd. 96–112; vgl. ebd. 395, Werkverzeichnis (Nr. W 1 und W 5).
- 95 Ebd. 16, 23, 49, 58f., 100.
- 96 Ebd. 58f., 81.
- 97 Ein Aufenthalt von Brandes in Stuttgart ist nicht nachzuweisen. Die im April 1780 begonnene Reise führte ihn zuerst nach Paris (August bis November), von dort nach Wien, wo er anfangs Dezember ankam und noch im Februar 1781 weilte. Im August 1781 war er wieder in Hannover, sein Theateraufsatz erschien im Oktoberheft des „Deutschen Museum“. Davon, dass er dazwischen „zeitraubende Unterbrechungen“ einlegte, wird ausgegangen (ebd. 101f.).
- 98 Vgl. ebd. 96f.



## „Man gebe den Juden im ganzen Land/ Zum Schutze Waffen in die Hand!“

Ein Purimspiel aus Offenburg von Sylvia Cohn (Offenburg 1904 – Auschwitz 1942)

*Martin Ruch*

„Haman war ein böser Mann, hat verkackte Hosen an!“ Eva Mendelsson, geb. Cohn, spricht 2013 diesen Vers aus einem Gedicht ihrer Mutter Sylvia mit Leidenschaft, aber auch voller Trauer. Der Spruch hat sie seit den Kindertagen in Offenburg (sie ist 1931 geboren) durchs Leben begleitet. Denn kurze Zeit nach ihrer Geburt war wieder ein Haman, war Adolf Hitler an die Macht gekommen, und auch er plante, die Juden auszulöschen. Sie konnten sich aber diesmal nicht, wie es in der Esthergeschichte des Alten Testaments geschildert wird, erfolgreich gegen ihn zur Wehr setzen. Sechs Millionen Juden hat Hitler, haben er und seine willigen Gefolgsleute auf dem Gewissen. Auch Evas Mutter Sylvia Cohn und ihre älteste Schwester Esther (geb. 1926, ermordet 1944 in Auschwitz) waren unter seinen Opfern.

### Das Purimfest

Haman und sein Ende haben den Juden seit Jahrhunderten Anlass gegeben zu einem fröhlichen Treiben in und außerhalb der Synagoge, das sich eng an die biblische Esther-Geschichte anlehnt. Jedes Jahr feiern am 14. Tag des jüdischen Monats Adar (der 2013 auf den 24. Februar fiel) Juden überall auf der Welt das Purimfest. Traditionell wird dabei die Esther-Geschichte aus dem Alten Testament vorgelesen, die als Ursprungssage der Feierlichkeiten gilt. In dieser Bibelgeschichte wendet Königin Esther, die jüdische Gemahlin des persischen Königs Ahasver (= Xerxes I.), unter Einsatz ihres Lebens einen drohenden Völkermord an den persischen Juden ab. Sie bittet daraufhin ihren Ehemann um einen Tag, an dem sich die Juden an ihren Feinden rächen dürfen – eben den 13. Adar. Mithilfe ihres Onkels Mordechai werden nun die Vernichtungspläne des bösen Ministers Haman vereitelt und der Bösewicht hingerichtet. Tags darauf feiern die Juden diesen Triumph mit gegenseitigen Geschenken und einem üppigen Festmahl: das erste Purimfest.

In den Synagogen wird diese Esther-Geschichte seither aus einer besonderen Schriftrolle, der „Megillah“, vorgelesen. Jedes Mal, wenn in der Geschichte der Name Haman fällt, dürfen die



*Purimfest:  
Jonny Mendelsson  
in London, ca. 1985.*

Kinder mithilfe von Stöcken und Ratschen Krach machen, damit der Name übertönt wird. Nach dem Gottesdienst in der Synagoge wird Purim mit einem fröhlichen und ausgiebigen Festessen gefeiert. Am Ende der Purim Feierlichkeiten werden von den Kindern Haman-Puppen verbrannt oder an einem Galgen erhängt.

Auch die deutschen Juden kennen dieses Fest seit Jahrhunderten. Häufig wurden aus diesem Anlass Purimspiele aufgeführt, die den biblischen Stoff mehr oder weniger genau wiedergeben. Frühneuzeitliche Purim-Spiele lehnten sich dabei oft an das nicht-jüdische Fastnachtsspiel an. Bemerkenswert ist dabei eine Figur, die schändliche Reden im Munde führt und Gebete parodiert, wie es ja auch manche Gestalten der nicht-jüdischen Fasnacht tun. Selbst in manchen Kirchen war es ja im Mittelalter Brauch, einen „Antichrist“ während des Gottesdienstes blasphemische Reden

halten zu lassen, wie es etwa die Literatur über das Straßburger Münster belegt: dort beschimpfte zu bestimmten Zeiten der „Rohraff“ die Gläubigen wie den Klerus während der Heiligen Messe.

Aber nicht nur das Verkleiden, sondern auch spezielle Speisen sind um das Purimfest herum entstanden, und ganz besonders mit dem Tag der Erinnerung hängen zusammen die sogenannten „Haman-Taschen“: eine Süßspeise, die in ihrer Form, so erzählt Eva Mendelsson, an die Ohren des Verbrechers Haman erinnern. Man isst also eigentlich seine Ohren und sagt dazu den Spruch, den Eva Mendelsson aus ihrer Offenburger Kinderzeit noch deutlich in Erinnerung hat: „Purim muss man Kuchen essen und den Haman nicht vergessen, Haman war ein böser Mann, hat verkackte Hosen an“. Vor allem werden Speisen aufgetischt, in denen Bohnen und Getreide vorkommen, was an die strenge Einhaltung der Speisevorschriften durch Königin Esther erinnern soll, die sie im Palast des Ahasver erfüllt hat. Ein weiteres Gebot an Purim ist es, so viel zu trinken, bis man „nicht mehr weiß“, bis man also letztlich nicht mehr zwischen Haman und Mordechai unterscheiden kann.





*Myriam (li.) und Eva Cohn in Offenburg, verkleidet als Holländer, ca. 1935.*

Purim ist also ein fröhliches und ausgelassenes Fest und nach dem Purimmahl in der Familie werden Spiele gespielt. Ein klassisches Purimspiel ist das Losspiel. Lose (Reifen) werden um am Boden stehende Stangen geworfen. Ratespiele, Suchspiele, Schattentheater, Wortspiele um Begriffe aus der Megilla und vieles mehr steht auf der Liste der beliebtesten Spiele.

### **Purim in Offenburg**

Die Aufführung des sogenannten „Purimspiels“ als Monolog oder als Aufführung in der Gruppe ist ebenfalls eine Tradition, die sich immer noch großer Beliebtheit erfreut. Das Purimspiel existiert in der europäischen Judenheit seit dem 16. Jahrhundert. Auch in Offenburg hat man Purim gefeiert und in der Synagoge die Esthergeschichte gelesen. Erinnerungen einiger Offenburger Juden bezeugen dies:

1924 notierte Clementine Neu (1886–1976), die Frau des Offenburger Synagogenvorstandes Emil Neu, im Tagebuch: „In die Tage fiel auch das Purim-Fest. Ich hatte für Erich und Alis (zwei der drei Kinder des Ehepaars Clementine und Emil Neu) eine Schnitzelbank gedichtet, die großen Anklang fand,

und dabei der kleine Erich den Haupterfolg des Abends zu verzeichnen hatte. Er hatte die Rolle des Schnorrers, der sich für hiesige Neuigkeiten interessiert. Er kam mit Cylinder, kaputtem Regenschirm, Schnupftabaks und farbigem Taschentuch. Erich hat sich geradezu berühmt gemacht als Komiker, die Begeisterung war ungeteilt. Emil kam befriedigt von dem Fest ...“<sup>1</sup>

1940 schrieb der 72-jährige Elias Schnurmann (1868–1943), der mit seiner Frau Rosa aus Offenburg nach Luxemburg geflohen war, einen Brief an den Sohn Siegfried: „Mir geht es gottlob besser; ich bekomme Spritzen für die Schmerzen, gestern hatte ich zum ersten Male keine Rückenschmerzen mehr auf die Spritze hin, man ist ein anderer Mensch wieder. (...) Kommenden Sonntag ist Purim, es ist das erste Mal seit Jahren, daß ich keine Megilla höre. Vater.“<sup>2</sup>

Und Arnold Lederer (geb. 1913 in Diersburg, 1923 nach Offenburg, 1933 nach Frankreich): „Man kann sagen, daß das jüdische Leben in Offenburg das Leben war einer kleinbürgerlichen Gesellschaft. Es war ein inneres Leben und auf der anderen Seite ein Leben in der Umwelt. Es gab natürlich ausgesprochen jüdische Veranstaltungen, an Freudenfesten, wie z.B. der jüdische Karneval, das Purimfest, wo die Jugend unter sich getanzt hat und Theater gespielt wurde.“<sup>3</sup> „Ich sagte ja bereits, schon als ich Kind war, gab es keine große Gemeinde mehr hier. Die sogenannten großen Purimbälle waren entweder in Offenburg oder in Kippenheim, wo noch mehr Juden damals lebten. Man hat Purim gefeiert. Man hat natürlich den Kindern gesagt, was Purim ist und warum und als Kind hat man sich verkleidet. Aber da es nur einige Kinder waren, hat es natürlich nicht denselben Reiz gehabt, wie beispielsweise die Fasnacht. Fasnacht hat man aber mitgefeiert, und auf diese Weise durfte man zweimal feiern!“<sup>4</sup>

Auch in der Familie Cohn hat man Purim gefeiert. Sylvia Cohn (1904–1942), Offenburger Dichterin<sup>5</sup> aus jüdischem Haus, hat dafür ein Purimspiel geschrieben. Den Anstoß dazu gab ihr ein Wettbewerb: Da jüdischen Künstlern ab 1933 der Zugang zu Kulturvereinigungen verwehrt wurde, gründeten sie reichsweit einen „Kulturbund Deutscher Juden“. 1935 gab es mehr als 36 regionale oder lokale Kulturbünde mit etwa 70000 Mitgliedern in 100 Städten. Künstler, Schauspieler und Maler, Dichter und Kunsthandwerker, Sänger und Musiker traten in den jüdischen Kulturzentren und Synagogen auf und sorgten für ein aktives Kulturleben. Auch Sylvia Cohn engagierte sich im Kulturbund. Und als dieser im März 1935 reichsweit ein Preisausschreiben veranstaltete, beteiligte sie sich mit



ihrem Bühnenspiel „Esther“, das auch in Offenburg aufgeführt wurde.

Das Stück fand lobende Erwähnung. Über die beteiligten Autoren und die eingereichten Texte liest man: „They were Fritz Rosenthal of Munich (Das Messiasspiel); Maurice Ruebner (Pax eterna) and Oswald Pander (Man tuermt), both of Hamburg; Herbert Schoenlank of Amsterdam (Kalenner faehrt Auto); Martin Mansbacher of Luebeck (Chanukkafestspiel); and Sylvia Cohn-Oberbrunner of Offenburg/Baden (Esther).“<sup>6</sup>

Eva Mendelsson hat das Purimspiel ihrer Mutter aufbewahrt. Und sie hat ihren Kindern die Purim-Freude auch in London, wohin sie nach dem Krieg gezogen ist, mit Verkleidung und Spiel vermittelt, so wie es ihre Mutter Sylvia einst auch in Offenburg getan hat.

## Esther

### Ein biblisches Purimspiel von Sylvia Cohn

*Personen:* König Ahasveros  
Königin Esther  
Minister Haman  
Ein Jude Mordechai  
Kammerdiener Charbona  
Kammerdiener Mehuman  
Gefolge und Mädchen der Königin  
Gefolge des Königs  
Mehrere Juden  
Herolde  
2 Verschwörer, Bigdan und Teresch  
*Ort der Handlung:* Am persischen Königshof

#### 1. Akt

##### 1. Scene. Charbona, Mehuman, Herold

*Charbona:* Sagt, habt ihr es denn schon vernommen,  
Was im Hause des Königs passiert?  
Königin Vashti sollte zum König kommen  
Und hat den Befehl nicht ausgeführt

*Mehuman:* Ein schlechtes Beispiel hat sie gegeben  
Für alle Frauen im ganzen Land;  
Nun wird es nirgends Gehorsam mehr geben,  
Erschüttert wird aller Ehen Bestand.

- Charbona:* Oh weh, was soll daraus nun werden,  
Wenn jede Frau tut was sie will,  
das wäre die Hölle ja auf Erden, –  
Doch halt, was höre ich da? Sei still –
- Herold:* (*tritt auf und bläst in die Trompete, allerlei Volk eilt herbei und hört zu*)  
Im Namen des Königs hab ich zu verkünden,  
Verstossen sei Vashti, die Königin fein,  
Ihr Ungehorsam muß Strafe finden,  
Nun wird eine andere Königin sein.
- Volk, Dienerschaft:* Habt Ihr gehört? Das geschieht ihr schon recht!  
Die Vashti paßte zur Königin schlecht,  
Nun muß sie gehen, und alle Frauen  
Werden daran ein Beispiel schauen  
Und werden nun nicht mehr zanken und schreien  
Und fürder doppelt so folgsam sein!
- Herold:* (*bläst in die Trompete*)  
Zum zweiten hab ich zu erzählen,  
Die schönste Jungfrau, die man find'  
Will sich der König zum Weibe erwählen,  
Herbei nun, ihr persischen Mädchen geschwind!  
Schmücket Euch, bekränzt Euch, seid sittig und fein,  
Wer wird die Auserwählte sein?
- Herold ab*
- Volk:* Auf, auf, Ihr Mädchen, nun schnell nach Haus,  
Holt Eure besten Gewänder heraus,  
Schmücket Euch, bekränzt Euch, stellt auf Euch in Reihen,  
Wer wird die Auserwählte sein?  
*Das Volk zerstreut sich, verlässt die Bühne. Es kommen langsam*

## **2. Scene. Mordechai und Esther**

- Mordechai:* An mich ist nun die Reih' gekommen,  
Daß ich mein Pflegekind verlier,  
Ich zog Dich auf in Zucht und Frommen  
Vergiß mich nicht, versprech es mir.  
Mein Segen ruht auf Dir, mein Kind,  
Nun bleibe folgsam, treu und gut,  
Doch wenn der König an Dir Gefallen findt,  
So verschweige ihm lieber Dein jüdisches Blut.
- Esther:* Mein Herz schlägt in der Brust so bang.  
Leb wohl, lieber Oheim, und tausend Dank!  
*Esther geht ins Königshaus.*  
*Mordechai bleibt sinnend auf der Seite im Schatten stehen. Geputzte Mädchen eilen von allen Seiten ins Schloß.*



**3. Scene. Der Vorige (2 vermummte Gestalten mit einer schwarzen Maske vor dem Gesicht) Bigdan und Teresch, Verschwörer.**

*Bigdan:* (leise) Was ist? Wann wollen wir's beginnen?  
Ich will nicht länger Knecht hier sein.  
Doch nach der Tat heißt's schnell entrinnen, –  
Du helfe mir. Ich traue mich nicht allein.

*Teresch:* Nur still, – damit es nicht erfahre  
Ahasver noch zur rechten Zeit,  
Er würd' sonst so mit uns verfahren,  
Daß keiner mehr um Hilfe schreit.  
*Verschwörer ab.*

*Mordechai:* Sieh an, was diese Schurken planen,  
Sie sinnen auf des Königs Mord!  
Ahasveros wird's nicht mal ahnen –  
Ich will ihn warnen, auf mein Wort.  
(*Ruft Charbona, flüstert mit ihm.*)

**2. Akt**

**1. Scene. Volk vor dem Schloss, darunter Mordechai.  
2 Herolde, später Haman. Zwei Herolde führen die gefesselten Verschwörer über die Bühne ab.**

*Das Volk:* Habt Ihr's gesehn? So geht es diesen,  
Die frech des Königs Tod geplant,  
Nun müssen ihre Schuld sie büßen,  
Denn solcher Frevel wird geahnd't.  
*Haman kommt (Alle verneigen sich tief, nur Mordechai bleibt aufrecht stehn)*

*Haman:* Wer ist der Hund, der sich nicht beuget  
Vor des Königs erstem Mann?  
Wo sich doch alles vor mir neiget,  
Er ist ein Jud, ich seh's ihm an.  
(*Voller Zorn:*) Das soll mir der Halunke büßen,  
Ich schwöre es, ich tränk's ihm ein,  
Das ganze Volk soll leiden müssen,  
Für diese Tat, nicht er allein.  
*Volk zerstreut sich. Vorhang.*

**2. Scene. Der König, Haman.**

*König:* Was führt Dich, Haman, her zu mir?  
Groll steht Dir im Gesicht geschrieben.  
Ist einer, der Dich ärgert, hier?  
Er werde schnell vom Hof vertrieben.

*Haman:* (*heuchlerisch*) Nicht einer ist's, verehrter König,  
Der meinen Sinn so sehr bewegt,  
Was Einer tut, wär viel zu wenig,  
Ein Volk hat meinen Zorn erregt.  
Es lebt in Deines Reiches Gauen  
Nach eigenem Gesetz und Recht,  
Es darf zu eigenem Gotte schauen,  
Das dünkt mich Deiner Würde schlecht.  
Es ist voll Hochmut, frech und stolz,  
Und scheint mir ganz aus schlechtem Holz!

*König:* Da wollen wir nicht lange zaudern,  
Hier hast Du meinen Siegel gleich,  
dass jeder spür mit kaltem Schaudern,  
Ich bin der König hier im Reich.  
Verfahr nach Deinem Wunsch mit Ihnen  
Ich schenk sie Dir samt ihrem Geld,  
Wer hier im Reich ist, muß mir dienen,  
Denn Persien, das ist meine Welt.  
Nun schicke Boten in das Land  
Und mache den Entschluß bekannt.

*König ab.*

*Haman:* (*für sich*)  
Der König ist Wachs in meinen Händen,  
Wie schnell hab ich mein Ziel erreicht,  
Nun wird sich Mordechais Hochmut wenden,  
Ich freue mich schon, wie der Jude erbleicht!  
Ich will das Nötige vollbringen,  
Ein Bad von Blut, wir werfen Loos,  
Schwach sind diese Juden und leicht zu bezwingen,  
Ihr Geld fällt dann uns in den Schoss.  
Den Mordechai aber, ich brenne darauf,  
Den häng ich an einem Galgen auf.  
*Ab. Vorhang.*

### 3. Akt

#### 1. Scene. Herolde, Volk, dann klagende Juden

1. *Herold:* Dem Volk soll ich die Nachricht bringen,  
Es möge jubeln, tanzen, singen.  
Denn Esther, die neue Königin,  
Ist schön wie Rosen, die morgendlich blühh.

*Chor, Mädchen und Volk:* Lang lebe die Königin Esther!  
Wir sind ihr ergeben und treu  
Und beten, dass unserer Schwester  
Viel Glück beschieden sei!



**2. Scene. Reigen. Die Königin erscheint geschmückt, die Mädchen umtanzen sie in einem Reigen. Musik.**

**3. Scene. Herolde, Volk, Juden. Trompetenstoß, die Mädchen und die Königin huschen weg ins Schloß.**

*2. Herold:* Im Namen des Königs tu ich Euch kund  
Vernehmt die Worte aus meinem Mund:  
Die Juden sollen vernichtet werden,  
Kein Jude bleib leben auf persischer Erden.  
Wer einen Juden ersticht, erwürgt,  
Dem sei des Königs Dank verbürgt.  
Das Morden geschehe an einem Tage,  
Der 13. Adar ist's, den ich Euch sage.

*Volk:* Habt Ihr's gehört? Habt Ihr's vernommen?  
Sein Stolz ist dem Mordechai schlecht bekommen!  
Hei, das gibt ein feines Fressen,  
Beute gibt es ungemessen –  
Ha, was wiegt der Juden Leben?  
Gold und Silber wird es geben!

*Andere:* O, was denkt Ihr! Für uns nicht,  
Das steckt Haman ein, der Wicht!  
*Herolde und Volk gehen ab.*

**4. Scene. Juden kommen von allen Seiten, bedrückt, geduckt, als erster Mordechai in Sackgewand. Ein Diener steht vor dem Schloß.**

*Chor der Juden:* Wehe, wehe lasst uns schreien  
Aus des Herzens tiefster Not,  
Laßt uns fasten und kasteien,  
Fest steht unser aller Tod.

*Mordechai:* Gott im Himmel, hör das Beten,  
Sieh auf Israel, Dein Kind,  
Wie sie uns mit Füßen treten,  
Und nur, weil wir Juden sind!

*Chor der Juden:* Wehe, wehe, wildes Weinen  
Schicken wir zu Gott empor,  
Dem Allmächtigen, dem Einen,  
Oh, verschließe nicht Dein Ohr!

*Mordechai:* Laßt uns beten, hebt die Hände,  
Gott ist gut und Gott ist groß, (Pause und Gebet)  
Doch ich will Esther Botschaft senden,  
Daß sie verhüte unser Los.

*Mordechai flüstert mit dem Bedienten Charbona.*

*Chor der Juden:* Wehe, wehe lasst uns schreien,  
Gott erhöre unsre Not,

Du, nur Du kannst uns befreien,  
Haman schickt uns in den Tod.  
*Vorhang.*

#### 4. Akt

**1. Scene. Schlafgemach des Königs. Der König. 1. Diener Charbona, später Haman.**

- König:* Stund um Stunde seh ich rinnen,  
Schlaflos geht die Nacht vorbei.  
Ach, was soll ich nur beginnen,  
Daß die Zeit mir kürzer sei?  
Halt! Ich hab's! Ich laß mir bringen  
Meiner Chronik dicken Band,
- König ruft:* Charbona!
- Charbona:* Majestät?
- König:* Sag, mein Knabe, kannst Du lesen?  
Bring die Chronik schnell herein,  
Lies von allem, was gewesen,  
Und es soll mir lehrreich sein.
- Charbona:* Wie der König befiehlt.  
*Geht ab und kommt wieder mit einem dicken Buch, setzt sich  
nieder zu Füßen Ahasvers, liest vor:*  
„Es ist geschehen im Jahre drei  
Deiner Regierung, o Majestät.  
Da hat Dich ein Jude, der Mordechai,  
Vom Tode errettet, so wie es hier steht.  
Er hat den Plan Deiner Mörder gehört,  
Schnell schickte er Kunde der Königin,  
So ward der Bubenstreich verwehrt.“  
Dies steht in Deiner Chronik drin.
- König:* Das habe ich noch nie vernommen,  
Es ist das Erste, was ich hör,  
Was hat der Mann dafür bekommen?  
Ich will, dass man ihn fürstlich ehr!
- Charbona:* Einen Lohn bekam der Mordechai nicht,  
Er ist nur ein Jude, der arme Wicht.
- König:* Ruf mir den Haman!
- Charbona:* Haman, tritt ein!
- Haman:* *(für sich selbst)*  
Da meint er nur mich, es ist keine Frage,  
Ich will ihm schon was Feines sagen!  
*(Zum König gewendet:)* Einem solchen Manne, o Majestät,  
Der so sehr in Deinen Gunsten steht,  
Für den mag's die höchste Ehre sein,



Du hüllst ihn in Deinen Mantel ein,  
 Umgürtest ihn mit Deinem Schwert  
 Und setzt ihn auf Dein eigen Pferd.  
 Und Deines Reiches vornehmster Mann,  
 Führ ihn durch die Straßen, so angetan,  
 Und rufe laut, dass es jeder hört:  
 So geschieht dem Mann, den der König ehrt!

*König:* Dein Rat ist gut, ich seh es gleich,  
 Du bist ja der erste Mann im Reich.  
 Nun tue Du alles, genau nach dem Wort,  
 An Mordechai, der mich bewahrt vom Mord.

*Haman:* (*wütend beiseite*) O Schimpf und Schande, was muß ich erleben,  
 Ich muß diesem Juden die Ehre geben!  
 Fürwahr! Das hätt ich nicht gedacht.  
 Nun werd ich gar noch ausgelacht.  
 Entsetzlich! Ich könnte vor Wut zerspringen.  
 Und dennoch: Ich muß den Befehl vollbringen.  
*Vorhang.*

## 5. Akt

### 1. Scene. Gemach der Königin Esther. Esther und ihre Dienerinnen. 1. Diener, Charbona

*Esther:* Was hör ich für ein Weinen, Klagen,  
 Im Hofe schon seit vielen Tagen?  
 Ist's Mordechai nicht, den ich sehe?  
 Mir krampft das Herz sich wild vor Wehe.

*Charbona:* Er schickt mich zu Dir mit trauriger Kunde,  
 Ach, geh zum König, so lässt er Dich flehn,  
 Verkauft sind die Juden von Haman, dem Hunde,  
 Sie sollen alle zugrunde gehen.

*Esther:* O Jammer, Entsetzen, es packt mich ein Grauen,  
 Wie soll ich wenden die furchtbare Not?  
 Ich darf ungerufen den König nicht schauen,  
 Auf Ungehorsam jedoch steht der Tod.

*Charbona:* Doch Mordechai lässt Dir gar dringlich sagen,  
 Du möchtest das Wagnis dennoch tun.  
 Hörst Du nicht der Juden Weinen und Klagen?  
 Du hörst es? Und dennoch könntest Du ruhn?

*Esther:* Ich hör es, ich hör es, und kann es nicht hören,  
 Vor Kummer bricht mir das Herz entzwei,  
 Ich gehe, ich werde den König beschwören  
 Und wenn es auch um mein Leben sei!

*Charbona ab. Esther schmückt sich, geht in den Vorplatz und wartet.*

**2. Scene. Der König kommt, sieht Esther demütig stehn, reicht ihr das Zepter als Zeichen seiner Huld und spricht:**

*König:* Was ist Dir, Esther, Königin?  
Was führt Dich zu mir her?  
Weil ich Dir sehr gewogen bin,  
Erfüll ich Dein Begehrt.

*Esther:* Geliebter König und Gemahl,  
Erweis mir doch die Gnaden,  
Und komm mit Haman zum festlichen Mahl,  
Ich kam, Euch einzuladen.

*König:* Wenn dies Deine ganzen Wünsche sind?  
Gewiß, wir kommen, mein schönes Kind.  
*König ab.*

**3. Scene. Esther und ihre Dienerinnen richten die Tafel.**

*Esther betet:* Hast Du, o Gott, mich deshalb erhöht,  
Weit über Israels Frauen,  
Daß meinem Volke ein Fürsprech entsteht  
In dieser Stunde voll Grauen?  
Ja, grauenvoll drückt Erez die Not,  
Schwach ist mein ganzes Vermögen,  
Spende, o Herr über Leben und Tod,  
Doch meiner Absicht den Segen.  
Sieh, ich bin jung und noch lebe ich gern,  
Verzeih mir mein bängliches Zagen.  
Doch jetzt ist's vorbei, und jetzt gehe ich gern  
Für die Meinen alles zu wagen.  
Vater im Himmel, ich flehe Dich an,  
Wollest die Gnade mir spenden,  
Daß ich das Los meines Volkes kann  
Heute zum Besseren wenden.  
*Der König und Haman kommen.*

**4. Scene. Esther, König, Haman, Charbona sitzen an der Tafel bei Wein.**

*König:* Esther, schönste aller Frauen,  
Laß Dir in die Augen schauen.  
Wohlgerüstet ist Dein Fest,  
Alles mundet uns aufs Best,  
Köstlich wie ein Edelstein  
Ist der goldenklare Wein.  
Sag mir Deinen Wunsch und Willen  
Und ich will ihn Dir erfüllen.



- Esther:* Ach, geliebter Herr und König,  
Ich bin in Deinen Augen wenig,  
Doch willst Du mir huldvoll sein,  
Erlöse mich von arger Pein,  
Mögest Du mir Gnade geben,  
Schenke meinem Volk das Leben.  
Sieh, wir sind verschachert worden,  
Ein böser Feind will uns ermorden.
- König:* Wer ist das und wo ist er?  
Bring den Übermüt'gen her!  
Denn das soll er büßen!  
*Haman wirft sich bittend nieder, wimmert: Gnade, Gnade!*
- Esther:* Er liegt zu Deinen Füßen.  
Haman ist's, der Bösewicht,  
Siehst Du erbleichen sein Gesicht?  
Ein Haman konnte den Plan nur fassen,  
Den Mordechai an den Galgen hängen zu lassen!  
Er hat auf Deine Gunst vertraut  
Und hat den Galgen schon gebaut.
- König:* Das wollt' er tun, ohn' mich zu fragen?  
Das hätt er besser nicht getan.  
Jetzt bin ich taub für seine Klagen  
Man hänge selber ihn daran!  
*Zwei Diener eilen herbei und führen Haman ab.*
- Esther:* Nun sinkt mir eine Last vom Herzen  
Mein König ist gerecht und gut, –  
Doch, dies bereitet mir viel Schmerzen,  
Der armen Juden unschuldig Blut.  
Denn der Befehl ist ausgegeben,  
Sie zu erwürgen an einem Tag.  
Ach, gerne opfert ich mein Leben,  
Wenn es das ihre retten mag!
- König:* Nun laß Dein armes Herzlein ruhn,  
Ich werd Dir auch diesen Willen tun.  
Herold, herbei!
- Herold:* Was ist Dein Befehl?
- König:* Verbreite die neue Botschaft schnell:  
Man gebe den Juden im ganzen Land  
Zum Schutze Waffen in die Hand,  
Denn dann wird keiner Lust verspüren,  
Die Juden auch nur anzurühren.  
Nun gib Dich zufrieden, mein liebes Kind,  
Weil Deine Juden gerettet sind.
- Chor:* (evt. bei Hamans Abführung)  
Nun muß Haman den Frevel bezahlen,

Denn seine Seele ist schlecht,  
Ihn selber treffen die Qualen,  
Ja, unser Gott ist gerecht.

*König ab. Esther steht in der Mitte. Juden kommen von allen Seiten.*

*Chor der Juden:* Nun lasst uns jauchzen und lobsingem,  
Werft von Euch Euer Aschenkleid,  
Der Herr, der Wunder kann vollbringen,  
Er sei gelobt, der uns befreit!  
*Ende.*

## Anmerkungen

- 1 Ruch, Martin: Aus der Heimat verjagt. Zur Geschichte der Familie Neu. Konstanz 1998, 33.
- 2 Ruch, Martin: Jüdische Stimmen. Interviews, autobiographische Zeugnisse, schriftliche Quellen zur Geschichte der Offenburger Juden in der Zeit von 1933–1945. Offenburg 1995, 207.
- 3 A.a.O., 97.
- 4 Ruch, Martin: Vom Leben der Juden auf dem Lande. Ein Rundgang mit Arnold Lederer durch das jüdische Diersburg. In: Die Ortenau 2007, 457.
- 5 Mendelsson, Eva – Ruch, Martin: Sylvia Cohn. Gedichte und Briefe. Norderstedt 2004.
- 6 „Unser Preisausschreiben! Die Entscheidung des Preisgerichts“. In: Mitteilungsblätter des Jüdischen Kulturbundes Rhein-Ruhr, März 1935, 7. Auflage, zit. nach: Duewell, K.: Jewish Cultural Centres in Nazi Germany. Expectations and Accomplishments. In: J. Reinharz & W. Schatzberg (eds.), The Jewish Response to German Culture, From the Enlightenment to the Second World War. Hannover-London, 1985, 294–316.



## Heinrich Hansjakob – Chronist des Alltagslebens im Schwarzwald

*Manfred Hildenbrand*

Zu den am meisten gelesenen Schriftstellern in Baden gehört Heinrich Hansjakob, der am 19. August 1837 in Haslach im Kinzigtal geboren wurde und am 23. Juni 1916 auch dort starb. Die 79 Jahre seines Lebens waren ausgefüllt mit vielen Auseinandersetzungen und Kämpfen, aber auch mit großen Erfolgen als Schriftsteller und Publizist. Hansjakob war einer der produktivsten Schriftsteller deutscher Sprache. Sein Werk umfasst 74 Bücher sowie zahlreiche Aufsätze in allen möglichen Publikationen. Ab seinem 28. Lebensjahr hat er jedes Jahr ein Buch veröffentlicht, oft gab er in einem Jahr sogar mehrere heraus. Die Auflagen seiner Bücher erzielten schon zu seinen Lebzeiten über eine Million Exemplare, was zu seiner Zeit nur von wenigen Schriftstellern erreicht wurde.

Hansjakob passt in keine Schablone – schon wegen seiner überquellenden Vielfältigkeit als Theologe, promovierter Historiker, Publizist und Politiker und seiner bewussten Formlosigkeit als Schriftsteller. Man nannte ihn oft Volksschriftsteller und Heimatschriftsteller, doch diese Bezeichnungen kommen einer recht billigen Vereinfachung gleich. Eher könnte man ihn als einen einflussreichen und vor allem kritischen Chronisten seiner Zeit, der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und des beginnenden 20. Jahrhunderts bezeichnen, wobei wieder nicht seine ganze Wirkungsbreite erfasst ist.

### **Hansjakob-Renaissance**

In den letzten Jahren hat Heinrich Hansjakob eine beachtliche Renaissance erfahren. Seit 1960 gibt die Stadt Haslach seine Werke neu heraus.<sup>1</sup> Ab 1986 gab auch der Waldkircher Verlag die Werke Hansjakobs heraus. Es sind dies vor allem seine Tagebücher und Reiseschilderungen in schönen Faksimile-Ausgaben.<sup>2</sup>

Über 3000 Bücher und Aufsätze der Sekundärliteratur beschäftigen sich mit Heinrich Hansjakob als Schriftsteller, katholischen Pfarrer und Politiker.<sup>3</sup> Die neuesten Forschungsergebnisse über Hansjakob sind in der im Jahre 2000 erschienenen Biographie „Heinrich Hansjakob – Rebell im Priesterrock“<sup>4</sup> zusammengefasst. Zum ersten Mal wurden in dieser Biographie alle heute verfügbaren Quellen ausgewertet und Hansjakob kritisch

hinterfragt. Das euphemistisch überhöhte „Heimatdenkmal“ Hansjakob, wie es in großen Teilen der bisherigen Sekundärliteratur propagiert worden war, wurde in der neuen Biographie auf ein menschliches Maß reduziert und vor allem auch die „dunklen“ Seiten von Hansjakobs Persönlichkeit analysiert: seinen Antisemitismus, seine Frauenfeindlichkeit, seine Zölibatsprobleme, seine Widersprüchlichkeiten und Schwächen.

Als Zwölfjähriger erlebte Hansjakob 1849 die Niederschlagung der badischen Revolution in seiner Vaterstadt Haslach durch preußische Soldaten, was zu einem sein Leben und Denken bestimmenden Urerlebnis wurde. Seine Erfahrungen während der Revolution 1848/49 machten ihn nicht nur zum überzeugten Demokraten und Republikaner, sondern hatten in ihm auch „die Liebe zur Freiheit“ entzündet. Damals sei er, so betont er immer wieder, „Freiheitsmann mit Leib und Seele“ geworden.<sup>5</sup> In Erinnerung an die badische Revolution trug Hansjakob zeit Lebens den breitkrempigen „Heckerhut“. „Seitdem ich zu Ehren der zwei Freiheits- und Revolutionsmänner Blum und Hecker ihre Hutformen getragen“, so lesen wir in seinem 1912 erschienenen Tagebuch „Allerseelentage“, „bin ich Schwärmer für die schönste Göttin, für die Freiheit, und bin freischärlerisch und revolutionär gestimmt. Und mein Hut verrät dies heute noch; denn es ist ein vergrößerter Heckerhut.“<sup>6</sup> Dieser Hut, das bekannte Symbol Hansjakobscher Geisteshaltung, wird heute im Hansjakob-Museum im „Freihof“ in Haslach aufbewahrt.

Von 1852 bis 1859 besuchte Hansjakob das Gymnasium in Rastatt. Nach dem Abitur entschloss er sich, Theologie zu studieren. Da seine Eltern inzwischen vollkommen verarmt waren, war dies das einzige Studium, das er finanzieren konnte, bekam er doch auf Vermittlung des Haslacher Pfarrers ein kirchliches Stipendium. Seit Oktober 1859 wohnte er im Erzbischöflichen Konvikt in Freiburg und absolvierte, zunächst ohne innere Neigung, das Theologiestudium in Verbindung mit dem Studium der Geschichte und lateinischen Philologie. Sein Berufsziel war, geistlicher Gymnasiallehrer zu werden. Nachdem er im November 1862 in das Priesterseminar St. Peter gekommen war, wurde er am 6. August 1863 zum Priester geweiht.

Anfang Dezember 1863 legte Hansjakob vor dem Oberschulrat in Karlsruhe das philologische Staatsexamen ab. 1864/65 war er Lehramtspraktikant am Gymnasium in Donaueschingen. Dort beschäftigte er sich im Fürstlich Fürstenbergischen Archiv auch mit historischen Studien und bereitete seine Doktorarbeit vor. Im März 1865 promovierte er mit der Dissertation „Die Grafen von Freiburg im Kampfe mit ihrer Stadt“<sup>7</sup>. Bereits





*Heinrich Hansjakob,  
1903.*

am 15. April 1865 wurde er Professor und provisorischer Schulpfarrer an der Höheren Bürgerschule in Waldshut.

Immer mehr engagierte sich Hansjakob 1868 in dem damaligen badischen Kulturkampf, der großen Auseinandersetzung zwischen dem liberalen Staat und der katholischen Kirche. Bereits 1867 war er durch seine Schrift „Die Salpeterer, eine politisch-religiöse Sekte auf dem südöstlichen Schwarzwald“<sup>8</sup> dem liberalen badischen Innenminister Julius Jolly unliebsam aufgefallen, weil er die Rebellion der Salpeterer gegen den badischen Staat begrüßte. Als Hansjakob in einer Rede auf der Versammlung der Katholischen Volkspartei am 25. Mai 1869 in Engen die badische Regierung heftig angriff, wurde er am 30. Juni 1869 aus dem Schuldienst entlassen und von der Liste der badischen Lehrer gestrichen. Er bekam also Berufsverbot. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich um eine Pfarrstelle zu bemühen. Zuerst wurde er aber vom Hofgericht in Konstanz

wegen seiner Rede in Engen zu vier Wochen Haft verurteilt, die er 1870 auf der Festung Rastatt verbüßte.<sup>9</sup>

### **Pfarrer in Hagnau und Freiburg**

Am 1. Dezember 1869 bekam Heinrich Hansjakob die Pfarrstelle in Hagnau am Bodensee übertragen, wo er 1881 die erste badische Winzergenossenschaft gründete.<sup>10</sup> Von 1871 bis 1881 war er Abgeordneter der Katholischen Volkspartei für den Wahlkreis Offenburg-Land im badischen Landtag in Karlsruhe.<sup>11</sup> Als er 1873 den badischen Staat und seine Beamten wiederum scharf kritisierte, wurde er erneut zu einer sechswöchigen Gefängnisstrafe verurteilt, die er in Radolfzell absaß.<sup>12</sup>

Am 1. August 1884 wurde Hansjakob Stadtpfarrer in St. Martin in Freiburg. Dort standen ihm vier Kapläne, Kooperatoren genannt, zur Verfügung, die ihm bei der Pastoration der damals größten Pfarrei Freiburgs unterstützten. Seit 1886 verbrachte er seinen alljährlichen Erholungsurlaub in Hofstetten, einem kleinen Dorf in der Nähe seiner Vaterstadt Haslach. Hofstetten nannte er sein „Paradies“<sup>13</sup>. Als Pfarrer von St. Martin lag Hansjakob in ständigen Auseinandersetzungen mit dem Erzbischöflichen Ordinariat und dem Oberstiftungsrat in Karlsruhe, die 1901 beinahe zu seinem Rücktritt als Pfarrer von St. Martin und Ausscheiden als Priester führten.

Depressionen, „Zwangsvorstellungen“ und dauernde Schlafstörungen bewogen ihn, 1894 freiwillig für knapp drei Monate die Nervenheilstätte Illenau bei Achern aufzusuchen.<sup>14</sup> Die dortigen Ärzte behandelten ihn mit Opium- und Morphinpräparaten. Von diesen Betäubungsmitteln kam er bis zu seinem Lebensende nicht mehr los. Die Therapie in der Illenau erbrachte keine Linderung seiner „Nerventeufeleien“, wie er seine psychischen Probleme nannte. Bis zu seinem Lebensende litt Hansjakob unter Depressionen und Schlaflosigkeit.

Für seine Verdienste um die Gründung des Freiburger Volkstrachtenvereins und die Erhaltung der bäuerlichen Volkstrachten<sup>15</sup> sowie die Organisation des badischen Trachtenfestes 1895 in Freiburg wurde Hansjakob vom Großherzog Friedrich I. von Baden das Ritterkreuz I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen verliehen. Er lehnte jedoch die hohe Auszeichnung ab, was zu einem politischen Eklat führte. Nur einen Orden hat er in seinem langen Leben angenommen: den Stockacher Narrenorden, der ihm 1907 verliehen wurde.

Auf Vermittlung seines Freundes, des Freiburger Oberbürgermeisters Dr. Otto Winterer, konnte Hansjakob eine große Wohnung in dem Altenheim „Kartaus“ am Stadtrand von Freiburg





mieten. Es waren dies die drei prachtvolle Räume des ehemaligen Priors des Kartäuserklosters. Dort zog er sich zurück, wann immer er nur konnte. Oft war er wochenlang in der „Kartaus“. Seine vier Kapläne mussten derweil die gesamte pastorale Arbeit in St. Martin erledigen. In seinem „Dichterheim“ sind die meisten seiner Bücher entstanden.<sup>16</sup>

*Hansjakobs Alterssitz,  
der „Freihof“ in  
Haslach, heute  
Hansjakob-Museum.*

Von 1901 bis 1903 ließ Hansjakob auf einer Anhöhe in Hofstetten seine Grabkapelle mit Gruft bauen.<sup>17</sup> Am 1. Oktober 1913 ließ er sich im Alter von 76 Jahren in den Ruhestand versetzen und zog sich nach Haslach zurück. Dort hatte er sich im Laufe des Jahres 1913 seinen Alterssitz, ein großes Landhaus, bauen lassen.<sup>18</sup> Er nannte ihn „Freihof“, weil er sich in ihm endlich frei fühlte von den Belastungen eines Stadtpfarrers und den Vorschriften der kirchlichen Obrigkeit.<sup>19</sup> Am 20. Oktober 1913 zog Hansjakob in seinen Alterssitz ein, wo er die letzten drei Jahre seines Lebens verbrachte. Am 23. Juni 1916 ist er im „Freihof“ gestorben und wurde am 25. Juni in seiner Gruft hinter seiner Grabkapelle in Hofstetten beigesetzt.

Ausgedehnte Reisen führten Hansjakob nach Frankreich, Italien, Belgien, Holland, in die Schweiz, nach Österreich und in viele deutsche Landschaften. Die Erinnerungen an sie hat er in seinen Reisetagebüchern festgehalten. Scharfe Beobachtungsgabe und Darlegung von historischen und kulturgeschichtlichen Zusammenhängen sind die Vorzüge dieser Reiseerinnerungen. Doch sind es nicht sie, die seinen Ruf als Schriftsteller begründeten, sondern jene Bücher, in denen er das Volk und das Leben seiner Schwarzwälder Heimat schildert. Sie werden seine „Volksbücher“ bezeichnet. Zu den beliebtesten und bis heute am meisten gelesenen Werken Hansjakobs gehören die „Volksbücher“ „Wilde Kirschen“, „Bauernblut“, „Schneeballen“ (drei Bände), „Waldleute“, „Erzbauern“, „Aus meiner Jugendzeit“, „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“ und „Meine Madonna“. Von ganz besonderer Bedeutung sind diese „Volksbücher“ vom kultur- und sozialgeschichtlichen Aspekt her zu sehen, denn in ihnen spiegeln sich die Vielfalt des Lebens und der Alltag des Volkes, der einfachen Leute im Schwarzwald in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wider. In ihnen wird deutlich, wie das Volk im Schwarzwald arbeitete, wie es feierte, wie es dachte, wie es lebte – eine wahre Fundgrube nicht nur für den Volkskundler und den Brauchtumsforscher, sondern für jeden, der sich mit der Geschichte, dem Alltagsleben und dem Brauchtum im Schwarzwald beschäftigt.

### Ökologe und Pazifist

Heinrich Hansjakob sah bereits Ende des 19. Jahrhunderts die Gefahren, die den Menschen und ihrer Umwelt durch die Überbewertung der Technik und des industriellen Fortschritts erwachsen. Er besaß ein waches Umweltbewusstsein – und das zu einer Zeit, in der man die Worte Ökologie und Umweltschutz noch gar nicht kannte, sondern ganz auf die technisch-industriellen Errungenschaften ohne Rücksicht auf die Umweltzerstörungen setzte. Er geißelte die Verschmutzung der Flüsse durch die Abwässer der Industrie: „Die Bauern jammern, weil das Giftwasser ihre Wiesen schädigt, die Stadtleute, die im Sommer baden wollen, finden in der Kinzig giftige Jauche, die Fische sterben.“<sup>20</sup> Heftig kritisierte er auch, dass der ursprüngliche Baumbestand des Schwarzwaldes mit artenreichen Laubwäldern zunehmend verschwand und stattdessen die Monokulturen von Fichten und Tannen überall gepflanzt würden.<sup>21</sup> Die Gefährdung des Waldes bedeutete für Hansjakob auch eine Gefahr für den Menschen. Prophetisch schaute er bereits 1902 in die Zukunft und warnte: „Wenn’s so





*Mit seinem Zwei-spänner unternahm Hansjakob zahlreiche Reisen. Hier befindet er sich 1904 in der Schweiz.*

fortgeht bei uns, so kann man bald den Schwarzwald in Kahlwald umtaufen.“<sup>22</sup>

Mit großer Leidenschaft kämpfte Hansjakob gegen den preußisch-deutschen Militarismus und die Kriegstreiberei seiner Zeit und war einer der seltenen Pazifisten geistlichen Standes im Wilhelminischen Kaiserreich. Zahlreiche Belege in fast allen seinen Büchern lassen sich für seine pazifistische Grundhaltung anführen. Bereits 1894 plädierte er für „allgemeine Abrüstung und allgemeinen Völkerfrieden“<sup>23</sup>. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs, am 5. Juni 1914, prangerte er „die ewige Rüsterei des Deutschen Reiches“ an.<sup>24</sup> Anstatt über Abrüstung ernsthaft miteinander zu verhandeln, überbieten sich die europäischen Staaten gegenseitig in Kriegsrüstungen und machten dem Volk Angst vor Kriegsgefahr. Dabei gehe Deutschland mit den Rüstungen fast stets voran ... Es sei für das Deutsche Reich ein zweifelhafter Ruhm, die größte und bestorganisierte Militärmacht der Welt zu sein.<sup>25</sup>

Immer wieder setzt sich Hansjakob in seinem umfangreichen Werk mit dem Krieg auseinander. Für ihn war der Krieg „eine Ausgeburt der Hölle“, „ein Höllenspiel“<sup>26</sup>, „die größte Geißel der Menschheit“<sup>27</sup>. Hansjakob ahnte das kommende Unheil angesichts des heraufziehenden Ersten Weltkriegs. 1913 warnt er: „Wenn es so fortgeht, so bildet Europa ein einziges befestigtes Kriegslager, und wenn dann der Krieg ... einmal losbricht mit diesen Millionen und abermals Millionen, die aufeinander gehetzt werden, wird es ein einziger Kirchhof werden ...“<sup>28</sup> Wenn es nach ihm gehe, betont er in seinem letzten Werk, einer pazifistischen Flugschrift, die 1916 mitten im Ersten Welt-

krieg erschien und den schönen Titel „Zwiegespräche über den Weltkrieg, gehalten mit den Fischen auf dem Meeresgrund“ trägt, dürfe es „keinen einzigen zum Totschießen seiner Mitmenschen organisierten Soldaten auf Erden geben“<sup>29</sup>.

Heinrich Hansjakob war aber auch ein Mann der Widersprüche. Seine große Freiheitsliebe machte ihn zum überzeugten Demokraten, obwohl er in seinen Lebensgewohnheiten sehr aristokratisch war. Er mischte sich gerne unter das Volk, blieb aber im Grunde genommen ein Einsamer, der sich mit Vorliebe in seine „Fluchtburgen“, in sein „Dichterheim“, die „Kartaus“ am Stadtrand von Freiburg, oder in sein Feriendomizil, in das Gasthaus „Drei Schneeballen“ in sein „Paradies“ Hofstetten zurückzog. Während er in seinen Büchern den Anschein erweckte, als nage er am Hungertuch, ließ der Auflagenmillionär sich im eigenen Zweispänner mit angestelltem Kutscher durch die Lande fahren oder fuhr, wenn er die Eisenbahn benutzte, nur erster Klasse. Er baute sich 1913 einen prachtvollen Landsitz, den „Freihof“ in Haslach, sowie bereits zu Lebzeiten 1903 eine aufwendige Grabkapelle mit Gruft in Hofstetten. Wie ein Fürst liegt Hansjakob in seiner Gruft in einem Zinnsarg begraben. Als Preußenhasser verehrte er den Urpreußen Otto von Bismarck, als überzeugter Antisemit hatte er großes Verständnis für die jüdische Religion und Tradition. Als Mann der Kirche und Stadtpfarrer von St. Martin, der größten Pfarrei in Freiburg, war er jahrelang Spitzel der badischen Regierung, die er fortwährend mit Interna aus dem Erzbistum Freiburg versorgte. Und sein Hass auf die „Wibervölker“, wie er seine angebliche Abneigung gegen die Frauen selbst bezeichnete, war nach all dem, was wir aus seinem Privatleben wissen, auch nur eine Pose.<sup>30</sup>

### **Chronist des Alltagslebens der Schwarzwälder Bevölkerung**

In seinen „Volksbüchern“ und Tagebuchblättern hielt Heinrich Hansjakob mit Vorliebe das fest, was er sich von anderen, meist einfachen Leuten aus ihrem Leben hatte erzählen lassen. Bereits 1879 hat er im Vorwort zu seinen Jugenderinnerungen „Aus meiner Jugendzeit“ die Ansicht vertreten, „dass das Leben des einfachsten und armseligsten Menschen es verdiente, aufgeschrieben und veröffentlicht zu werden“<sup>31</sup>. Beim Aushorchen seiner Gesprächspartner bediente sich Hansjakob der Interviewtechnik. Besonders im Freiburger Altenheim, der „Kartaus“, wo er sein „Dichterheim“ hatte, kam er täglich mit zahlreichen armen und alten Menschen zusammen, die oft ein schweres Lebensschicksal hatten. Sie fragte er aus, und man-



cher von ihnen musste ihm sein Leben erzählen. Auf diese Weise erfahren wir die Lebensgeschichten von zahlreichen Vertretern der damaligen Unterschichten.<sup>32</sup> Vor allem in seinen Tagebuchblättern „Abendläuten“ hat Hansjakob den Alltag der unter- und außerbürgerlichen Schichten durch seine Interviewtechnik festgehalten. Wir erleben ihre Sorgen und Nöte aus der Perspektive des alten Mattenmüllers von Hofstetten, der Dienstmagd Monika aus Schapbach, der Mareile, einer alten HausiererIn aus Gutach, des Bühl-Mathis, eines Kleinbauern und Holzhauers aus Schapbach, des Haslacher Hufschmieds Otto Fischinger, des Kolmännles, eines armen Tagelöhners aus Mühlenbach, des Räubers und Wegelagerers Johann Mauthe, des jüdischen Viehhändlers Heinrich Mannheimer, des Schneider-Karlis, einer Tagelöhnerin aus dem Elztal, der alten Jokin, einer Leichenansagerin, des Matte-Sepps, eines Tagelöhners aus Schnellingen.<sup>33</sup>

„Des unbedeutendsten Menschen Leben hat für mich etwas Anziehendes, und wenn ich mit einem Tagelöhner, mit einem Knecht oder mit einer Magd auch nur zehn Minuten lang rede, so pflege ich nach ihrer Heimat, ihren Eltern, nach der Zeit ihres Dienstes zu fragen und höre der Beantwortung dieser Fragen mit einer Aufmerksamkeit zu, als gelte es eine neue Entdeckung zu machen auf dem unermesslichen Gebiet der Menschheit.“ Mit diesem Worten beschrieb Hansjakob in seinem Buch „Bauernblut“<sup>34</sup> seine Vorgehensweise beim Recherchieren der Lebensgeschichten der Unterschichten seiner Schwarzwälder Heimat. Und in seinem Buch „Allerlei Leute und allerlei Gedanken“ betont er: „Ich habe schon oft gesagt, dass das Leben des einfachsten Menschen interessant sei, interessanter als manches im Fürstenschloss und im Glanze der Welt Geborenen.“<sup>35</sup> Aus dieser Grundhaltung heraus befragte Hansjakob immer wieder Menschen, vornehmlich aus den unteren Schichten, und ließ sie ihr Leben erzählen. Diese Lebensbilder hat er in seinen „Volksbüchern“ und Tagebuchblättern wieder gegeben und somit die Geschichte von unten aufgeschrieben, also aus der Perspektive derer, die sie nicht „machten“, sondern mit erleben und mit erleiden mussten. Wie ein „literarischer Archäologe“ hat er die Spuren der Unterschichten seiner Zeit gleichsam „ergraben“, geborgen und damit für unsere Zeit gesichert.

Indem Hansjakob die einfachen Leute, Handwerker, Arbeiter, Tagelöhner, Bauern, Knechte, Mägde, Landstreicher, aushorchte und ausfragte, und indem er aufschrieb, was sie selber nie aufgeschrieben hätten, und dies in seinen Büchern der Nachwelt überlieferte, trieb er schon etwas von dem, was man

heute „Alltagsgeschichte“, „Geschichte von unten“ und „Oral History“ nennt.<sup>36</sup> Hansjakob war also ein „Pionier“ dieser heute in der Geschichtswissenschaft immer mehr verbreiteten Techniken.

Und so sind Hansjakobs Werke eine einzigartige Fundgrube für jeden, der sich für das bäuerliche und kleinbürgerliche Alltagsleben im Schwarzwald in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts interessiert. Eingehend beschrieb er den Alltag der Bauern und Kleinbürger, ihre Arbeitswelt, ihr Freizeitverhalten, ihr Art zu denken, ihren Glauben und Aberglauben, ihr religiöses Brauchtum, ihre Kleidung, ihre Tracht, ihre Sprache, ihren Dialekt, ihr Wohnen und ihre Essgewohnheiten.

Wichtige Aufschlüsse erhalten wir in Hansjakobs Büchern gerade über die Wohnverhältnisse der bäuerlichen Bevölkerung im Schwarzwald im 19. Jahrhundert. So beschreibt und erklärt er die verschiedenen Haustypen der Schwarzwälder Bauernhöfe, ihre Wohn- und Schlafstuben, ihre Küchen, Trippel, Ställe und Sondergebäude wie Leibgedinghäuser, Mühlen, Speicher, Brunnen- und Milchhäusle, Hofkapellen, ihre großen Hausgärten. Die Vorratshaltung und Essgewohnheiten der Bauern und Tagelöhner werden eingehend von ihm geschildert. Wir erfahren genaue Einzelheiten über die Sozialhierarchie der Schwarzwälder Landbevölkerung im 19. Jahrhundert, die vom Hirtenjungen bis zum Großbauern reichte. Die typische Schwarzwälder Agrar- und Waldwirtschaft und längst vergessene Tätigkeiten wie das Rüttibrennen, das Harzen und die Flößerei werden von Hansjakob ausführlich dargestellt.

Hansjakobs besonderes Interesse galt dem schweren Leben der Unterschichten der damaligen Gesellschaft im Schwarzwald, den Ärmsten des Landvolkes, dem Leben der Tagelöhner und Ortsarmen, deren Lage ökonomisch äußerst prekär war. Die Tagelöhner bezeichnete er als „arme Teufel“, die stets ums Überleben kämpfen mussten.<sup>37</sup> Sie waren in der Regel „Vasallen“ der Großbauern, denen sie übers Jahr zu verschiedenen Diensten verpflichtet waren.<sup>38</sup> Meist arbeiteten sie als Fuhrknechte, Straßenwärter, Treiber, bei der Jagd der Großbauern, Maulwurfänger oder Arbeiter beim Holzfällen, beim Riesen, Flößen oder im Sägewerk. Einige Tagelöhner hatten ein kleines Gütchen, auf dem sie Kartoffel und Getreide anbauten. Ihr Haus glich oft einer Hütte.<sup>39</sup> Viele Tagelöhner waren so arm, „dass der Hunger Koch bei ihnen war“<sup>40</sup>. Je mehr Tagelöhner in einem Dorf lebten, desto mehr war es vom Pauperismus bedroht.

Immer wieder befasste sich Hansjakob mit dem „Lumpenproletariat“ der Wanderarbeiter. Sie waren heimatlos und die ärmsten Tagelöhner. Er nannte sie „Stromer“. Sie „stromerten“



auf den Höhen zwischen Elz-, Kinzig- und Schuttertal umher und arbeiteten hier und da bei einem Bauern, damit sie etwas zum Essen bekamen und eine Lagerstatt in der Scheune fanden.<sup>41</sup> Zu den Ärmsten der Armen gehörten im Schwarzwald auch Witwen, Greise und Altledige, die auf den Bauernhöfen zu Miete lebten.<sup>42</sup> Die Ortsarmen wurden in manchen Gegenden des Schwarzwaldes „in Reihen“ gepflegt oder, wie man auch sagte, „umgehalten“, das heißt, jeder Bauer musste der armen Person, je nach Größe seines Hofes, von einem Tag bis zu einem Monat Kost und Unterkunft gewähren. Der arme Mensch arbeitete bei den Kostleuten, was er vermochte, und wenn es nur das Hüten kleiner Kinder war.<sup>43</sup> Elternlose oder uneheliche Kinder, aber auch solche nichtsesshafter Leute wurden in den Schwarzwaldgemeinden sehr oft an die Bauern versteigert. Diese bezahlten pro Kind 20 bis 25 Gulden im Jahr an die Gemeinde. Hansjakob schildert genau, wie die Versteigerung der Kinder vor sich ging.<sup>44</sup>

Als Chronist des Lebens der Menschen im Schwarzwald im 19. Jahrhundert und als Alltagshistoriker überliefert uns Hansjakob zahlreiche alte Berufe, die heute fast alle ausgestorben sind oder kaum noch eine Bedeutung haben. Wir erfahren vom Arbeitsalltag der Hufschmiede, der Korbmacher, der Bergleute, die in den Silbergruben des Kinzig- und Wolfstals arbeiteten und die er „Erzbauern“ nannte, da sie nebenbei auch noch Bauern waren. Hansjakob beschreibt den Arbeitsalltag der Seiler, der Hutmacher, der Strumpfwirker beziehungsweise Strumpfstricker, der Weber, der Wagner (der sogenannten „Krummholz“), der Steinklopfer, der Scherenschleifer, der Strohdecker, der Strohflechterinnen, der Schindelmacher, der Uhrmacher, welche die Schwarzwalduhren fertigten, der Uhrenträger, wel-



*Heinrich Hansjakob vor seiner Grabkapelle 1905. In der dahinter befindlichen Gruft liegt er seit 1916 begraben.*

che die Schwarzwalduhren überall hintrugen, der Hausierer, der Glasträger, die auf ihren „Grätzen“ ihre Glaswaren von Stadt zu Stadt beförderten, der Lichtzieher und Seifensieder, der Schneider „auf der Stör“, der Gerber, der Abdecker (der sogenannten „Schinder“), der Rasierer und Barbieri, der Laternenanzünder, der Färber, der Hafner, der Säckler, die lederne Geldsäcke und Kniehosen aus Kalbfell anfertigten, der Nachtwächter, der Sattler, der Nagelschmiede (der sogenannten „Nagler“), der Kloakenleerer, der Maulwurffänger und Mäusefänger, der Aschensammler und Pottaschensieder, der Sympathiedoktoren und „Heiler“, die mit ihren Sympathiekuren Mensch und Vieh kurierten.

Wir erfahren von Hansjakob die typischen Eigenschaften und Eigenarten dieser Berufe, ihr soziales Umfeld sowie ihren ökonomischen Nutzen. Zahlreiche Protagonisten dieser Berufe zählen zu den Unterschichten. Mit großem Interesse verfolgt er ihre Lebensläufe und gibt sie in seinen Büchern wieder.

Zum Alltagsleben der Schwarzwälder Bevölkerung im 19. Jahrhundert gehören auch ihr Brauchtum, ihr Liedgut, ihre Sitten und Gebräuche, die Heinrich Hansjakob mit großer Liebe überliefert hat. Das Festhalten an Sitte und Brauchtum war für ihn ein ethisches Postulat. Sie charakterisieren in seinen Augen das Leben der ländlichen und kleinstädtischen Bevölkerung im Schwarzwald. „Jedes Brauchtum ist ein Zeichnen eigener Lebenswerte und Lebensweise“, stellt Hansjakob in seiner Predigtreihe „Die Wunden unserer Zeit und ihre Heilung“ fest.<sup>45</sup> Diese Werte hat er in seinen Büchern immer wieder aufgezeigt.

Heinrich Hansjakob hat zur Alltagsgeschichte der Schwarzwälder Bevölkerung im 19. Jahrhundert ein riesiges Quellenmaterial hinterlassen, das ohne ihn verloren gegangen wäre. Dies ist sein bleibender Verdienst als Historiker, vielleicht sein wichtigster Beitrag als Schriftsteller überhaupt.

*Alle Fotos/Repros: Manfred Hildenbrand*



## Anmerkungen

- 1 Seine Werke erschienen ab 1960 in Kooperation mit dem Rombach-Verlag in Freiburg. Seit 1974 gibt die Stadt Haslach die Werke Hansjakobs allein in stadteigenen Hansjakob-Verlag heraus. Inzwischen sind noch 10 Bände im Buchhandel erhältlich.
- 2 Nach der Insolvenz des Waldkircher Verlags erscheinen die Tagebücher und Reiseschilderungen nun im Silberburg Verlag, Tübingen.
- 3 Peter Schäfer, Heinrich Hansjakob Bibliographie, Haslach 2002.
- 4 Manfred Hildenbrand, Heinrich Hansjakob – Rebell im Priesterrock, 5. Aufl., Haslach 2012.
- 5 Heinrich Hansjakob, Aus meiner Jugendzeit, 16. Aufl., Haslach 1986, S. 263, 267; ders., Im Paradies, Tagebuchblätter, 6. Aufl., Haslach 1981, S. 241; ders., Stille Stunden, Tagebuchblätter, 2. Aufl., Stuttgart 1904, S. 321.
- 6 Heinrich Hansjakob, Allerseelestage. Erinnerungen, 2. Aufl., Stuttgart 1912, S. 230.
- 7 Zürich 1867
- 8 Waldshut 1867.
- 9 Vgl. Heinrich Hansjakob, Auf der Festung. Erinnerungen eines badischen Staatsgefangenen. Würzburg 1870.
- 10 Seine Hagnauer Zeit beschreibt Hansjakob in dem Erinnerungsbuch „Schneeballen“, 3. Reihe. Erzählungen vom Bodensee, 9. Aufl., Freiburg 1969 sowie in „Dürre Blätter“, 2. Reihe. 6. Aufl., Stuttgart 1911, S. 7 ff.
- 11 Vgl. Heinrich Hansjakob, In der Residenz. Erinnerungen eines badischen Landtagsabgeordneten, Heidelberg 1878, 2. erweiterte Auflage, Stuttgart 1911.
- 12 Vgl. Heinrich Hansjakob, Im Gefängnisse. Neue Erinnerungen eines badischen Staatsgefangenen, Mainz 1873.
- 13 Vgl. Heinrich Hansjakob, Im Paradies, 6. Aufl., Haslach 1981.
- 14 Vgl. Heinrich Hansjakob, Aus kranken Tagen. Erinnerungen, 2. erweiterte Aufl. Heidelberg 1897.
- 15 Vgl. Heinrich Hansjakob, Unsere Volkstrachten. Ein Wort zu ihrer Erhaltung, Freiburg 1892.
- 16 Vgl. Heinrich Hansjakob, In der Karthause, Tagebuchblätter, 2. Aufl., Stuttgart 1901.
- 17 Vgl. Heinrich Hansjakob, Mein Grab. Gedanken und Erinnerungen, Stuttgart 1905.
- 18 Vgl. Heinrich Hansjakob, Feierabend; Tagebuchblätter, hrsg. v. Anton Trunz, Stuttgart 1918, S. 13 ff.
- 19 Im „Freihof“ befindet sich heute das Hansjakob-Museum und das Hansjakob-Archiv.
- 20 Hansjakob, Im Paradies, a. a. O., S. 211.
- 21 Heinrich Hansjakob, Abendläuten, 5. Aufl., Stuttgart 1903, S. 80 f.
- 22 Heinrich Hansjakob, Verlassene Wege, Tagebuchblätter, Stuttgart 1902, S. 54.
- 23 Hansjakob, Aus kranken Tagen, a. a. O., S. 49.
- 24 Hansjakob, Feierabend, a. a. O., S. 226.
- 25 Heinrich Hansjakob, Allerlei Leute und allerlei Gedanken. Tagebuchblätter, Stuttgart 1913, S. 241.
- 26 Heinrich Hansjakob, Sommerfahrten, Tagebuchblätter, 3. Aufl., Stuttgart 1904, S. 425, 431 f.
- 27 Hansjakob, Feierabend, a. a. O., S. 246.
- 28 Hansjakob, Allerlei Leute, a. a. O., S. 244.
- 29 Heinrich Hansjakob, Zwiegespräche über den Weltkrieg, gehalten mit den Fischen auf dem Meeresgrund, Stuttgart 1916, S. 38.
- 30 Hildenbrand, Heinrich Hansjakob, a. a. O., S. 172 ff., 188 ff.
- 31 Hansjakob, Aus meiner Jugendzeit, a. a. O., S. 12.
- 32 Hansjakob, In der Karthause, a. a. O., S. 315 ff., 42, 226, 252, 264, 275, 111.
- 33 Heinrich Hansjakob, Abendläuten, Tagebuchblätter, 5. Aufl., Stuttgart 1903, S. 32 ff., 56 ff., 67 ff., 110 ff., 197 ff., 216 ff., 248 ff., 255 f., 285 f., 319 ff., 335 ff., 347 ff.
- 34 Heinrich Hansjakob, Bauernblut, Erzählugen, 14. Aufl., Haslach 1974, S. 199.
- 35 Hansjakob, Allerlei Leute und allerlei Gedanken, a. a. O., S. 200.
- 36 Johannes Werner, Geschichte und Geschichten. Hansjakob auf Spurensuche, Rastatt 1993, S. 16 ff.
- 37 Heinrich Hansjakob, Waldleute. Erzählungen, 11. Aufl., Haslach 1984, S. 49.
- 38 Heinrich Hansjakob, Erzbauern. Erzählungen, 11. Aufl., Haslach 1985, S. 240.

- 39 Hansjakob, Waldleute, a. a. O., S. 49; Hansjakob, Bauernblut, a. a. O., S. 202.
- 40 Heinrich Hansjakob, Stille Stunden, a. a. O., S. 113.
- 41 Hansjakob, Im Paradies, a. a. O., S. 160f., 191.
- 42 Hansjakob, Bauerblut, a. a. O., S. 197.
- 43 Hansjakob, Erzbauern, a. a. O., S. 48, 202.
- 44 Hansjakob, Bauernblut, a. a. O., S. 202; Hansjakob, Stille Stunden, a. a. O., S. 113f.
- 45 Heinrich Hansjakob, Die Wunden unserer Zeit und ihre Heilung, Freiburg 1892, S. 31.



# Heinrich Hansjakob: Afra, oder die leidvolle Geschichte der Juditha Oberföll und ihrer beiden Töchter Nothburga und Vita

Ein Blick in Hansjakobs Schreibwerkstatt

Götz Bubenhofer

## I. Vorbemerkung

In den Jahren 1896/97, Heinrich Hansjakob war ungefähr sechzig Jahre alt, entstanden die drei Erzählungen „Der Fürst vom Teufelstein“, „Theodor der Seifensieder“ und „Afra“, die im Spätjahr 1897 in dem Sammelband „Waldleute“ im Verlag Adolf Bonz, Stuttgart, mit Illustrationen des Gutacher Schwarzwaldmalers Prof. Wilhelm Hasemann erschienen. Wie Manfred Hildebrand in der Einleitung zu der Neuauflage im Verlag der Stadt Haslach 1984 schreibt, sind die beschriebenen Personen keineswegs der dichterischen Phantasie Hansjakobs entsprungen, sondern lebten alle um die Mitte und gegen Ende des 19. Jahrhunderts im oberen Kinzigtal, über deren Bewohner er, Hansjakob, bisher so gut wie nichts geschrieben hatte.

Und Hansjakob notierte am 28. Februar 1894 in seinem Illenau-Tagebuch „Aus kranken Tagen“: „Wär'ich gesund, längst schon hätte ich die wildesten der wilden Kirschen jener obersten Thalgründe näher studirt und beschrieben.“ In einer Fußnote in der 1897 erschienen zweiten Auflage heißt es dann: „Es ist dies indeß geschehen, und ein bald erscheinendes Buch „Waldleute“ wird davon Zeugniß geben“ (S.189). Über die dritte Erzählung dieses Bandes, „Afra“ heißt es im Klappentext: „Die dritte Erzählung „Afra“, die einzige unter seinen Volksdarstellungen, deren weibliche Hauptgestalt zugleich den Titel hergab, vertieft das Motiv der unglücklichen Liebe wegen des Widerstandes eines Elternteiles (...)“. Bevor ich auf die Entstehungsgeschichte genauer eingehen werde, möchte ich kurz deren Inhalt zusammenfassen.

## II. Inhaltsangabe

Wir sind im Jahre 1859. Afra, liebevoll Oferle genannt, lebt mit ihrer Schwester Mariev und ihren Eltern, dem Xaveri und der Franziska, Frenz genannt, in einer einsam auf dem Föhren-

grund oberhalb Bergzell, Gemeinde Schenkzell gelegenen Hütte. Während der Vater ein gemütlicher Zeitgenosse ist, der auf der Ofenbank seine Pfeife raucht und dem Gekeife seiner Eheliebsten gelassen zuhört, ist diese, die Frenz, eine rechte Beißzange, die ihrem Mann, vor allem aber ihrer Tochter Afra arg zusetzt. Hansjakob beschreibt sie einmal folgendermaßen: „Die Frenz war ein kleines Weib mit starkem, blondem Haar, graublauen Augen und regelmäßigen Zügen. Aber zwei Dinge kennzeichneten sie für einen kundigen Beobachter als eine, mit der nicht gut Kirschen essen ist, wie das Sprichwort sagt. Ihr Mund war lippenlos, und über dem dünnen Fleisch, welches die Lippen ersetzte, hatte sich ein Bärtchen gelagert, wie es in späteren Jahren manche Dame gerne heimsucht. Frauen mit dünnen Lippen sind aber bekanntlich gemüt- und herzlos, und wenn über solchen Lippen gar noch männliche Bartspuren sich zeigen, so hat eine derart ausgestaffierte Evastochter, wie der Volksmund sagt, den Teufel im Leib“ (S.249f.). Diesen Teufel im Leib ihrer Mutter bekommt besonders Afra zu spüren, da sie sich in den Wildschützen Toni verliebt hat, „einen Menschen, den man in die Zuchthäuser führt! Wildschützen sind zudem noch Tagdiebe und Faulenzer“, meint die Frenz und verbietet ihrer Tochter den Umgang mit dem Toni. Dieser aber gelingt es immer wieder, sich heimlich mit ihrem Geliebten zu treffen, so z.B. auf dem Peter-und-Paul-Markt in Schiltach. Dennoch kommt die Frenz hinter das Geheimnis ihrer Tochter, weil eine alte Bettlerin das Liebespaar auf dem Markt gesehen hat und der Mutter alles berichtet, allerdings ohne böse Absicht, denn sie sagt: „Nehmt’s eurem Meidle nicht übel, dass es Bekanntschaft hot. Wir zwei sin ou jung gsei und hont Buabe gern g’seh“ (S.249).

Aber auch den Burschen aus Bergzell und Umgebung bleibt das Liebesverhältnis zwischen dem Oferle und dem Toni nicht verborgen, und sie necken die beiden damit, dass sie der Afra „das Säckle strecken“. Dieser Volksbrauch ist, so schreibt Hansjakob, eine schöne Sitte, die meines Wissens nur im oberen Kinzigtal vorkommt. Wird irgendwo in einem Haus oder auf einem Hof zur Winterszeit ein Schwein geschlachtet, so erscheint am Abend ein Unbekannter und klopft mit einer Stange ans Fenster ... An der Stange aber hängt ein Säckchen, in welchem sich ein Wecken und ein Brief befinden. In diesem stehen, in der Regel gereimt, die Glückwünsche zum Schweine Metzgen und zur Metzelsuppe und die Bitte, in das Säckchen auch eine Gabe vom Schlachtfest zu legen. Bisweilen enthält der Brief auch persönliche Bemerkungen, Neckereien und Bosheiten“ (S.253). Eine solche Neckerei enthält auch der Brief,





*Säcklestrecken  
(Aus: Heinrich  
Hansjakob: Rebell  
im Priesterrock, S. 107)*

den die anonymen Säcklestrecker Afras Eltern zukommen lassen, denn dort heißt es:

*Drum bitt ich um eine Leberwurst  
Denn Oferle's Toni hat viel Durst;  
Auch bitt ich um eine Bratwurst, die geht von Oferle's Mund  
Bis hinab zum Toni im Hirschgrund.  
Lasst euer Oferle nit so viel in Wald laufen,  
Sonst müsst ihr bald gehen zur Taufen.*

Und dazu, nämlich zu einer Taufe, kommt es auch bald. Obwohl die Frenz dem Oferle jeden Umgang mit dem Toni verbietet, trifft sie sich weiterhin mit ihm, ja, sie rebelliert, wenn auch nicht offen, gegen ihre Mutter, denn Hansjakob schreibt: „Das Oferle schwieg, aber in seinem Herzen antwortete eine Stimme: „Schwätz, was du witt, Muatter, den Toni lass i nit“ (S. 252f.). Und so kommt es, dass die Afra Mutter eines Zwillingspärchens wird, Walburg und Gertrud geheißten. Und damit beginnt Afras wirkliche Leidenszeit: „...da ging das Leid des Oferle erst recht an. Die Mutter wurde erbarmungslos, als sie erfahren, dass ihr Meidle, im Tannenholz einem Jäger stolz ihre Ehre gelassen und Spott und Schand auf sich und die Ihrigen gehäuft hatte“ (S. 257).

Zwanzig Jahre später, der Vater ist längst tot, das Oferle geht den Fünfzigern zu, der Wildschütz Toni ist verheiratet und Familienvater, ebenso die Schwester Mariev, leben die Frenz, die Afra, die Walburg und die Gertrud einsam und ohne männlichen Schutz in ihrer Waldhütte. „Die hilf- und rechtlosen Wibervölker“ werden von den Bauern schikaniert und mit Spott und Verachtung bedacht. „Schweig still, du alte Vettel, mit deinen zwei Bankerten“, ruft z. B. einmal einer der Bauern der Afra hinterher (S. 262), was nicht ohne Folgen bleibt: „Daheim in der Hütte keine Ruhe, draußen um der Geburt willen verachtet und rechtlos den Gewalttaten roher Menschen preisgegeben, das tat weh, und dieses Weh senkte sich mehr und mehr in die Herzen der zwei Meidle. Die Afra war versteinert im Leid seit vielen, vielen Jahren, doch sie trug es nicht so schwer, was sie und die Meidle zu dulden hatten, wie ihre von Jugend auf freudelosen Kinder“ (S. 263). Zuerst wird die Walburg „hintersinnig“, und trotz der Sympathiekuren beim Hättichsbur am Billersberg wird sie weiterhin vom „bösen Geist der Schwermut“ (S. 264) geplagt; sie verschwindet im Wald und muss schließlich mit Zwang nach Illenau gebracht werden. Und kurze Zeit später befällt auch ihre Schwester Gertrud der „Dämon Geisteskrankheit“ (S. 265). Die Kultur nämlich ist in Form des Baus einer Eisenbahnlinie im Kinzigtal angekommen, und mit ihr italienische Gastarbeiter. Unter diesen sonst ebenso fleißigen als braven Kindern des Südens gibt es aber auch, wie Hansjakob schreibt, Strolche (S. 266), und zwei dieser Strolche wollen der Gertrud, die im Immenhäusle die Bienen beobachtet, Gewalt antun. Nur ihr mörderisches Schreien bewahrt sie vor Schlimmerem, doch ist sie fortan „trübselig und still“ (S. 268). Auch sie wird hintersinnig und schwermütig und kommt dorthin, wo auch die Walburg gewesen, nämlich nach Illenau, wo sie am 28. Februar 1894 eintrifft.



### III. Entstehungsgeschichte

Nachdem wir nun wissen, worum es in der Geschichte geht, soll gezeigt werden, wie Hansjakob von dem leidvollen Schicksal der Juditha und ihrer beiden Töchter erfahren hat.

Am Dreikönigstag des Jahres 1894 fuhr Heinrich Hansjakob von seiner Heimatstadt Haslach mit der Bahn nach Achern – und das, obwohl er die Eisenbahn wie alle neomodischen Errungenschaften der Technik hasste und die meisten seiner Fahrten, die ihn u. a. nach Frankreich und Italien führten, mit der Kutsche und seinem Leibkutscher Josef unternommen hatte. Wie wir bereits gesehen haben, spielt auch in der Erzählung „Afra“ die Eisenbahn eine nicht unwesentliche Rolle. Am Acherner Bahnhof wurde Hansjakob vom Geistlichen Rat Peter abgeholt, und die beiden Herren, der Stadtpfarrer von Sankt-Martin in Freiburg, Heinrich Hansjakob, und Liborius Peter, der katholische Anstaltsgeistliche der Großherzoglichen Heil- und Pflegeanstalt Illenau, machten sich gemeinsam auf den Weg Richtung Oberachern, wo sich das 1842 gegründete und damals von Dr. Schüle geleitete „Narrenhaus“, wie Hansjakob die Anstalt selbst nannte, befand. Hansjakob, der „Rebell im Priesterrock“, wie ihn sein Biograph Manfred Hildebrand im Untertitel seiner Darstellung von Hansjakobs Leben und Werk bezeichnete, der ehemalige Landtagsabgeordnete, der mit über sechzig Büchern erfolgreiche Volksschriftsteller war zwar nicht närrisch geworden, doch litt er seit Jahren schon an Schlaflosigkeit, Zwangsvorstellungen, Nervenschwäche und Schwermutsanfällen, was ihn dazu bewog, am 6. Januar 1894 die Illenau, in der übrigens bereits sein Vater, der Becke-Philipp, wegen ähnlicher Symptome gewesen war, aufzusuchen, um dort Heilung von seinen „Nerventeufeleien“, wie er seine psychischen Störungen nannte, zu erlangen, ein Wunsch, der, nebenbei gesagt, nur z. T. in Erfüllung ging.

Dafür trug Hansjakobs Aufenthalt in Illenau, der vom 6.1.1894 bis zum 26.3.1894 dauerte, in literarischer Hinsicht Früchte. Hansjakob wäre nämlich nicht Hansjakob gewesen, hätte er nicht die Gelegenheit seines Aufenthalts in Illenau dazu benutzt, ihn literarisch in Tagebuchform zu beschreiben, so wie er es zuvor schon bei seinen beiden Gefängnisaufenthalten in Rastatt und Radolfzell mit den Büchern „Auf der Festung“ und „Im Gefängnisse“ getan hatte. „Schon nach den ersten acht Tagen kam mir hier der Gedanken, eine Art Tagebuch anzulegen über mein Leben und Denken an diesem so verfehmtten Orte“ schreibt er in der Einleitung zu seinem Illenau-Tagebuch „Aus kranken Tagen“ (S.27). Böse Zungen be-

haupteten sogar, er sei nur deshalb nach Illenau gegangen, um Stoff für weitere Bücher zu sammeln. Und ganz so Unrecht haben diese bösen Zungen auch gar nicht, denn neben dem Illenau-Tagebuch „Aus kranken Tagen“, dessen erste Auflage 1895 im Heidelberger Verlag Georg Weiß erschien, verdankt auch die Erzählung „Afra“, die zwei Jahre später, 1897, in dem Sammelband „Waldleute“ veröffentlicht wurde, ihre Entstehung Hansjakobs Aufenthalt in Illenau. Unter dem Datum des 28. Februars 1894 vermerkte Hansjakob in seinem Illenau-Tagebuch: „Als ich ziemlich weinerlicher Stimmung das Haus verlassen wollte, traf ich am Thore zwei Bauersleute, welche ich an der Tracht als oberste Kinzigthäler erkannte, und die mich alsbald meine Stimmung vergessen machten. Es war der Bürgermeister von Bergzell und ein altes, lediges ‚Wibervolk‘ von dort“ (S. 189). („Das alte, ledige Wibervolk“ war genau 60 Jahre alt, dass sie ledig war, dürfte Hansjakob an ihrer Tracht erkannt haben.) Und weiter heißt es dort: „Ich hatte meine Landsleute zunächst gefragt: ‚Woher kommt ihr zwei Kinzigthäler‘ und mich dann als ‚Landsmann‘ vorgestellt ... Als ich weiter fragte, was sie nach Illenau geführt, da fing die alte Ledige, Juditha ist ihr Name, in ihrem rein alemannisch-schwäbischen Dialekt zu reden an und erzählte das Folgende: Sie wohnt mit ihrer Mutter auf einem entlegenen Berghöfle, das der letzteren Eigentum ist, und hat ledigerweise zwei Kinder geboren, Vita und Nothburga. Die (d. h. ihre Mutter) war aber jedes Mal, so oft die Tochter sich verfehlt hatte, der Art aufgebracht, daß sie diese, während sie ihre Kinder unter dem Herzen trug, wochenlang in den Wald jagte und nicht mehr in der Hütte duldete. Schwermüthig irrte die verfolgte, schuldige Juditha in des Waldes düstern Gründen und legte den Keim zur Schwermuth auch in ihre Kinder. Diese wurden groß und stark, und Großmutter, Mutter und Kinder bebauten das Höfle und weideten und pfl egten ihr Vieh allein. (...) Zuerst bricht die Schwermuth los bei Nothburga. Sie muß in die Irrenanstalt gebracht werden. Kaum ist sie genesen und daheim, so kommt die Kultur ins Land. Tief unten im Thale bauen sie eine Eisenbahn. Eines Sonntags schleicht sich ein italienischer Eisenbahnarbeiter in die Waldeinsamkeit, in der die vier Wibervölker ihr schweres Leben leben. Die andere Schwester, die Vita, ist im ‚Immenbänkle‘ und schaut den Bienen zu, wie sie aus- und einfliegen. Da macht sich der Kulturpionier heran, schließt sich mit ihr ins Immenbänkle ein und will ihr Gewalt anthun. Das Schreien des Mädchens und seine starke Gegenwehr vertreiben den Kerl. Ihre Ehre ist gerettet, aber sie selbst von Stund‘ an gemüthskrank. Und heute brachten sie die Arme auch ins Irrenhaus. Die Mutter erzählt all‘ das





*Markttag in Schiltach  
(Aus: Heinrich  
Hansjakob: *Rebell  
im Priesterrock*, S. 74)*

ohne eine Thräne. Wie die Tannen hinter ihrem Höfle Sturm und Regen über sich ergehen lassen und doch aufrecht stehen, so stand die kleine Alte in ärmlicher Volkstracht vor mir, Sturm und Wetter in ihren harten Zügen, aber ungebeugt“ (S. 190–192). Die hier rücksichtsvollerweise nur mit ihrem Vornamen Juditha genannte kleine Alte war die damals 60-jährige Juditha Oberföll, 1834 in Bergzell geboren als Tochter des Gütlers Xaver Oberföll und der Franzika Oberföll, geb. Kiefer. Die drei „Wiber-völker“ Juditha, Nothburga und Vita gingen dann in die spätere Erzählung „Afra“ unter den Namen Afra, Walpurga und Gertrud ein. Am Schluss der Erzählung beschreibt Hansjakob die Begegnung mit Juditha ganz ähnlich: „In der Irrenanstalt traf ich am letzten Februartag des Jahres 1894 die Afra und den braven Bürgermeister. Sie hatte das Meidle (Vita) eben ‚abgeliefert‘,

und die Mutter erzählte mir ihr Leid und das Leid ihrer Kinder so anschaulich, dass ich mein eigenes Elend vergaß, solange die kleine, alte Frau vor mir stand. Sie kam mir aber in diesem Augenblick groß vor und stark wie eine Tanne, welche der Sturm schüttelt, die aber nicht bricht, sondern unentwegt immer wieder ihre Äste gen Himmel richtet. ‚Zwei Kinder hab’ ich jetzt hierherbringen müssen. Es hätt’ mir nit weher getan, wenn sie gestorben wären. Aber man muß es halt nehmen, wie Gott es schickt‘, so schloß sie ihre Rede, als ich am Tore von Illenau von ihr Abschied nahm“ (S.272).

Es war aber kein Abschied für immer. Am 20 März 1894 trifft er sie abermals in Illenau, wo sie, wie Hansjakob in seinem Tagebuch vermerkt, „in edler mütterlicher Art nach ihrer Vita sehen wollte“ (S.267). Und zwei Jahre später, am 9. Juni 1896, besucht Hansjakob die drei Wibervölker Juditha, Nothburga und Vita oben in ihrer einsamen Berghütte im Föhrengrund in Bergzell und macht damit einen Vorsatz wahr, den er bereits nach seiner ersten Begegnung mit Juditha gefasst hatte. Im Illenau-Tagebuch heißt es nämlich unter dem Datum des 28. Februars 1894: „Wenn es mir aber vergönnt wird, einmal länger ins Kinzigthal zu kommen, werd ich nach Bergzell wandern und die Hütte aufsuchen, wo die Großmutter, die Mutter Juditha und deren Kinder, jetzt beide wieder zu Haus (d.h. 1895, als Hansjakob sein Tagebuch veröffentlichte), auf einsamer Haide einsam ein hartes Leben führen“ (S.192). Die Großmutter Franziska, die, wie wir bereits gehört haben, in der Erzählung „Afra“ eine wichtige Rolle spielt, war allerdings inzwischen, im Jahr 1895 gestorben, so dass er diese nicht mehr persönlich kennenlernen konnte, dafür nutzte er, entgegen dem Satz „de mortuis nihil nisi bene“ ihren Tod, um sie als rechte Beißzange zu schildern, die dem Liebesglück ihrer Tochter alle möglichen Hindernisse in den Weg legt. Möglicherweise lag dem Besuch Hansjakobs in Judithas Heimat die Absicht zugrunde, ihr Schicksal literarisch zu verwerten, wozu natürlich auch die Bekanntschaft mit den beiden Töchtern sowie mit dem häuslichen Umfeld und der Landschaft nötig war. Er selbst schreibt dazu allerdings gegen Ende der Erzählung „Afra“: „Beide (die beiden Töchter) setzen sich neben mich auf die Holzbank, die an den Fenstern hin um den Tisch herumläuft, und ich sage ihnen, dass ich ihre Mutter kenne, seitdem sie das zweitemal in Illenau war, wo sie mir von ihren Meidlen erzählt hätte. Mitleid mit ihnen, deren Leid ich aus eigener Erfahrung nachfühlen könne, habe mich hierhergeführt“ (S.274). In den Tagebuchblättern mit dem Titel „Im Paradies“ schildert Hansjakob seinen Besuch auf dem Föhrengrund am 9. Juni 1896 wie folgt: „Schon seit einigen Wo-



chen hatte ich vor, ins obere Kinzigtal zu fahren, um die in meinen ‚Kranken Tagen‘ erwähnten Leidensgenossinnen Nothburga und Vita und ihre Mutter, die Judith, zu besuchen. Heute sollte es dazu kommen. Ich nahm Jörg (Schneeballenwirt von Hofstetten, Georg Gisler), meinen Wirt, mit, der noch nie in jener Gegend gewesen war. Wir bestiegen den Zug in Hasle um acht Uhr (...) Die Judith und ihre Maidle wohnen in der Gemeinde Schenkenzell. Hier stiegen wir aus (...) Der junge Pfarrer, dem ich mein Kommen geschrieben und der mich bei der Judith angekündigt hatte, begleitete mich nach Tisch auf den Berg. Der Sohn der Ochsenwirtin lenkte zwei feuerige Bauernpferde steil gen Osten bergan. (In den Tagebuchblättern „Allerseelentage“ aus dem Jahre 1912 erinnert sich Hansjakob: „Der Ochsenwirt von Schenkenzell und ich sind alte Bekannte. Er hat mich, als er noch ein junger, lediger Mann war, in den neunziger Jahren eines Tages hinaufgeführt zur ‚Afra‘ in den ‚Waldleuten‘ [S. 348]. Leichter Regen rieselte durch die Fichtenwälder herunter, an denen wir hinfuhren ...). Ich weiß keine Augenblicke in meinem Leben, in denen das Gefühl der Freude und das der Wehmut so sehr in meiner Seele sich vermengt und in ihr gekämpft hätten, wie während der halben Stunde, da ich bei der Judith auf der ‚Holzebene‘ war. Ich habe vor, (und jetzt verrät Hansjakob doch den wahren Grund für seinen Besuch) die tragische Geschichte, welche da oben sich abspielte, in einer eigenen Waldnovelle zu bearbeiten, und will für heute in diesen Blättern nur wenig sagen.“ Und weiter schreibt er: „Mein Herz schlug hoch auf, und ich hätte jauchzen mögen wie ein Hirtenknabe beim Sonnenaufgang, als ich auf dem Fleck angekommen war, den meine Freundinnen bewohnen (...) Und als ich zu den Menschen kam, die in dieser wunderbaren Waldeinsamkeit wohnen, als die alte Judith mich freudig sofort wiedererkannte, mich ins Häuschen führte, als die Vita aus der finstern Küche, die Nothburga aus dem Wald daherkam und die Mutter ihrer Kinder Leiden mir wiedererzählte, da hab’ ich mit ihnen geweint – von Wehmut übermannt. Doch, ich darf nicht zu viel erzählen, sonst verlier ich den Stoff für meine Novelle.“ Und weiter heißt es: „Da sie gestern erfahren hatten, ich käme, sie zu besuchen, meinten sie in ihrer Treuherzigkeit, mich auch bewirten zu müssen. Eines der Mädchen hatte zwei Flaschen Wein geholt im Dorf drunten, die Mutter Striwle gebacken und einen Schinken abgesotten. Aber ich konnte trotz aller Zureden nichts essen, mein Herz war zu voll von Freude und Wehmut, und für meinen Magen hatte die Ochsenwirtin kurz zuvor königlich gesorgt. Ich schied, nachdem ich ihr Leid wieder gehört und sie getröstet hatte, unter Tränen von den gutherzigen,

weltverlassenen, einsamen Menschen. Sie gaben mir unter strömendem Regen das Geleit bis zu meinem Wagen, den ich eine Viertelstunde von der Hütte hatte stehen lassen müssen“ (S. 290 ff.). Soweit also Hansjakobs Schilderung seines Besuchs in den Tagebuchblättern „Im Paradies“. Aus der Erzählung „Afra“ erfahren noch, dass er sich auch um das weitere Schicksal von Afras Schwester Mariev und natürlich nach dem Schicksal von Afras Geliebten und Vater der beiden Töchter, dem Wilderer Toni, erkundigt hat. Er berichtet, dass die Schwester ihren Romme (Roman) bekommen und neun Kinder großgezogen habe, und dass der Wildschütz Toni ebenfalls geheiratet habe, Vater von elf Kindern geworden und noch im Jahr 1896 gestorben sei. Und über Afras weiteres Schicksal berichtet Hansjakob am Ende der von ihm noch selbst durchgesehenen und erweiterten Volksausgabe aus dem Jahr 1910: „Am 22. November 1904 haben sie in Schenkenzell auch die Afra der Erde übergeben. Aber noch im Tode verfolgte sie das Geschick. Der Mesner von Schenkenzell ist zugleich Ratsschreiber. Während nun die Afra zu Grab getragen wurde, hatte er auf dem Rathaus zu tun, weil ein Brautpaar die Zivilehe eingehen wollte. So unterblieb das übliche Läuten bei der Beerdigung, und ohne Sang und Klang senkte man die Dulderin in die Erde“ (S. 281).

#### IV. Hansjakobs Quellen und seine Arbeitsweise

Judithas Erzählungen über ihr Leben, zusammen mit der Besichtigung des Schauplatzes, nämlich des Fohrengrunds auf der Holzebene in Bergzell – heute Gemeinde Schenkenzell – dienten also Hansjakob als Hauptquelle für seine Erzählung „Afra“. Manfred Hildenbrand charakterisiert Hansjakobs Arbeitsweise deshalb auch als „Interviewtechnik“ und schreibt: „Indem Hansjakob die einfachen Leute, Handwerker, Arbeiter, Tagelöhner, Bauern, Knechte, Mägde, Hirten, Landstreicher, aushorchte und ausfragte ... trieb er schon etwas von dem, was man heute ‚Alltagsgeschichte‘, ‚Geschichte von unten‘ und ‚Oral History‘ nennt“ (S. 58). Ganz ähnlich beschreibt auch Hansjakob selbst seine Arbeitsweise in der Erzählung „Bauernblut“: „Des unbedeutendsten Menschen Leben hat für mich etwas Anziehendes, und wenn ich mit einem Tagelöhner, mit einem Knecht oder einer Magd auch nur zehn Minuten lang rede, so pflege ich nach ihrer Heimath, ihren Eltern, nach der Zeit ihres Dienstes zu fragen und höre der Beantwortung dieser Fragen mit einer Aufmerksamkeit zu, als gälte es eine neue Entdeckung zu machen auf dem unermesslichen Gebiete der Menschheit“ (S. 177 f.). „Und wenn einmal einer nicht so recht mit der Spra-





*Die Dulderin Afra  
(Aus: Heinrich  
Hansjakob: *Rebell  
im Priesterrock*, S. 200)*

che herausrücken wollte“, schreibt Johannes Werner in „Geschichte und Geschichten. Heinrich Hansjakob auf Spurensuche“, „ließ ihn Hansjakob von einem Gewährsmann, einem „ganz vortrefflichen Reporter“, regelrecht „interviewen“ (S.27). Doch damit nicht genug. Seit Hansjakob am 28. September 1896 den Waldhüter Josef Dieterle im Gasthaus Auerhahn im Heubachtal kennengelernt hatte – übrigens ein Vorfahre des bekannten Gastronomen Roland Dieterle – führte er mit ihm einen ausgedehnten Briefwechsel, in dem ihm Dieterle wertvolle Informationen vor allem über seinen Vorgesetzten, den Fürstlich-Fürstenbergischen Revierförster Josef Anton Fürst lieferte, die er in seiner Erzählung „Der Fürst vom Teufelstein“ literarisch verwertete. Aber auch zu der Erzählung „Afra“ steuerte Dieterle einiges Interessante bei, wenn auch nicht über Juditha

und ihre Töchter, so doch über den Jahrmarkt zu Schiltach und über den Volksbrauch des Säcklestreckens. Hansjakob wollte nämlich, wie wir wissen, in seiner Erzählung beschreiben, wie die beiden Schwestern Afra und Mariev den Schiltacher Jahrmarkt besuchen, wo die Afra ihren Liebsten, den Wilderer Toni, treffen konnte, ohne dass ihre strenge Mutter davon erfuhr. Dazu brauchte er eine realistische Schilderung des Schiltacher Sommer-Jahrmarkts, weshalb er von Freiburg aus am 26. Januar 1897 an Josef Dieterle schrieb: „Jetzt habe ich wieder eine Bitte. Zu einer anderen Geschichte brauche ich eine Beschreibung eines Jahrmarktes im Sommer zu Schiltach, etwa Peter-und-Paulsmarkt. Die können Sie mir gewiß besorgen. Stellen Sie sich vor, Sie wären auf den Markt gegangen und erzählen, was Sie gesehen, wen Sie getroffen, wo Sie eingekehrt, was gesprochen worden. Sie machen das gewiß gut und haben drei Wochen Zeit“ (S.32). Ich habe Hansjakobs Brief deshalb wörtlich zitiert, um daran die etwas autoritäre und oberlehrerhafte Art aufzuzeigen, mit der Hansjakob, bei aller Anerkennung seiner Leistungen, mit Dieterle korrespondierte, und die auch in den anderen Briefen Hansjakobs an Dieterle zum Vorschein kommt, so z. B.: „Ich habe heute Ihre Notizen ganz gelesen. Sie sind ein Schriftsteller ersten Ranges und ich bin sehr zufrieden mit Ihrer Arbeit. Beantworten Sie mir auch so gut das Andere.“ Oder: „Ihre Berichte erhalten, sie sind ausgezeichnet. Ich sende Ihnen wieder 10 M.“ Und am Rand: „Bitte etwas größer oder mit Tinte schreiben. Ich habe schwache Augen.“ Oder: „Sie müssen mir nur noch einige Fragen beantworten.“ Oder: „Besten Dank für den Brief. Trinkgeld folgt.“ Oder: „Das haben Sie gut gemacht, wie immer.“ Was der Waldhüter Josef Dieterle dem Schriftsteller Hansjakob lieferte, war sicherlich ein Trinkgeld von 10 M wert, was heute ungefähr 100 Euro entspricht. So umfassen z. B. seine Notizen über den Bergbau im Schapbachthal, die Hansjakob für seine Erzählung „Der Benedikt auf dem Bühl“ benötigte, 22 Druckseiten, seine Ausführungen über Volkslieder, Sitten und Gebräuche 15 Druckseiten, seine Beschreibung des Schiltacher Jahrmarkts, die er, wie wir gehört haben, innerhalb von drei Wochen abzuliefern hatte, sechs Druckseiten, und seine Schilderung des Säcklestreckens (S.113 ff.) immerhin noch vier Druckseiten, darunter auch ein sogenannter Säcklestreckerbrief, den Hansjakob wörtlich übernahm, ohne dass er, wie auch bei den anderen Erzählungen, zu denen ihm Dieterle wertvolle Informationen lieferte, seinen Gewährsmann genannt hätte.



Fassen wir kurz zusammen, welche Quellen Hansjakob für seine Erzählung „Afra“ benutzt hat:

- 1) *Judithas Erzählung ihrer Leidensgeschichte am 28.2.1894 in Illenau*
- 2) *Hansjakobs Besuch auf dem Fohrengrund am 9.6.1896*
- 3) *Josef Dieterles Beschreibung des Säcklestreckens im Januar 1897*
- 4) *Josef Dieterles Schilderung des Schiltacher Jahrmarkts im Februar 1897*

## V. Die Erzählung „Afra“

Was aber hat Hansjakob daraus gemacht? Nun, er hat vor allem eine Erzählung geschrieben, in deren erstem Teil, der um das Jahr 1860 spielt, er die tragische Liebesgeschichte zwischen Afra und Toni beschreibt, die zu Afras Schwermut führt, und in deren zweitem Teil, der zwanzig Jahre später spielt, er das leidvolle Schicksal ihrer beiden unehelich geborenen Töchter Walpurga und Gertrud nachzeichnet, die ebenfalls schwermütig geworden, deshalb in die Illenau eingeliefert werden. Bemerkenswert dabei ist, dass Hansjakob nicht nur als Autor und Erzähler auftritt, sondern im dritten Teil, der im Jahr 1896 spielt, auch als Mitagierender, wenn er die drei Wibervölker in ihrer Hütte auf dem Fohrengrund besucht, und zwar als ein Mitagierender, der Mitleid mit den drei Frauen empfindet, der, im wahrsten Sinn des Wortes, mit ihnen leidet, da er, wie er selbst schreibt, „deren Leid aus eigener Erfahrung nachfühlen könne“ (S. 274). Was das konkret bedeutet, möchte ich im folgenden näher beleuchten.

Werfen wir zunächst einen Blick auf den ersten Teil der Erzählung, auf die tragische Liebesgeschichte zwischen Afra und dem Wildschützen Toni, ein Thema, das Hansjakob auch in seiner wohl bekanntesten Erzählung „Der Vogt auf Mühlstein“ behandelt hat, nur dass dort die Tragik in der unglücklichen Ehe zwischen dem Hermesbur und der Tochter des Vogts auf Mühlstein, Magdalena, besteht, während in der Erzählung „Afra“ die Tragik darin besteht, dass es, wegen Afras Mutter, zu keiner Ehe zwischen Afra und Toni kommt, die Kinder deshalb unehelich geboren und wie die Mutter schwermütig werden. Zwar sind die Gütlerstochter Afra und der Wildschütz Toni keine Königskinder, die zusammen nicht kommen können, dennoch gilt auch für sie wie für alle tragischen Liebespaare der Weltliteratur, von Hero und Leander über Pyramus und Thisbe bis hin zu Romeo und Julia oder Ferdinand und Luise, dass ihre Liebe auf Hindernisse stößt. „Unter ihnen stehen an erster

Stelle die verschiedenen Einwände der Familie, hauptsächlich der Eltern“, schreibt dazu Elisabeth Frenzel in ihrem Buch „Motive der Weltliteratur“ unter dem Stichwort „Liebesbeziehung, verhinderte“ und fährt dann fort: „Die heimliche Zusammenkunft zweier Liebender setzt Gegner dieser Liebesbeziehung voraus“. Sie erwähnt dann die wichtige Rolle des Wächters, dessen Aufgabe darin besteht, die jungfräuliche Unschuld des weiblichen Teils zu beschützen. In unserer Erzählung spielt Afras Mutter, die Frenz, diese Rolle, während in Hansjakobs Lebenswirklichkeit die Rolle der Gegner die katholische Kirche und das Zölibatsgebot spielten, und die Rolle des Wächters Hansjakobs Schwester Philippine übernommen hatte, wie man bei Manfred Hildenbrand nachlesen kann: „Hansjakobs Haushälterin, seine Schwester Philippine, das hatte Rijswijk von Trunz erfahren, habe ihren Bruder ständig bewacht, wenn er Besuch von Frauen hatte, so dass die Kapläne damit ihren Spaß trieben“ (S.195). Ohne hier ausführlicher auf das heikle und vieldiskutierte Thema „Hansjakob und sein Verhältnis zu den Frauen“ eingehen zu wollen, sei hier nur so viel verraten, dass der katholische Priester Hansjakob, ganz im Gegensatz zu seiner oft geäußerten Misogynie, die sich vor allem in seinen schon an Schrulligkeit grenzenden Auslassungen gegen die Frauenemanzipation kundtat, große Probleme mit der Einhaltung des Zölibats hatte. Hildenbrand spricht in diesem Zusammenhang von der „wunden Stelle in Hansjakobs Biographie“ und schreibt: „Wie neuerdings Thomas Lehner nachgewiesen hat, verstieß Hansjakob immer wieder gegen den Zölibat und hatte mehrere illegitime Kinder“ (S.195). Und mit Blick auf Hansjakobs literarische Verarbeitung selbsterlebter unglücklicher Liebe nennt er den historischen Roman „Der steinerne Mann zu Hasle“, die Erzählung „Der Vogt auf Mühlstein“, die Künstlerbiographie über Carl Sandhaas „Der närrische Maler“ und eben die Erzählung „Afra“. „Ein Happy End“ so Hildenbrand, „konnte es in all diesen Liebesgeschichten für den an den Zölibat gebundenen katholischen Pfarrer Heinrich Hansjakob nicht geben. Es scheint, als spiegeln sich seine eigenen, aussichtslosen Liebesbeziehungen in den tragischen Lebensumständen seiner Erzählfiguren“ (S.201). Ganz ähnlich pessimistisch äußert sich Hansjakob über die Liebe, und zwar in der Erzählung „Afra“ selbst, wenn er schreibt, dass „Lieben leiden heißt“ (S.251) und fragt: „Wer aber hat allen Unfrieden und alles Leid in dieses Paradies gebracht? Antwort: Amor, der Gott des Unheils, der an jenem Sommermorgen im Morgenrot die Seele der Afra traf in Gestalt eines Wildschützen. Und heute kann das alte, kleine, greise Mütterlein sagen mit jenem alten Volkslied: An allen meinen Leiden/Ist nur die Liebe schuld“ (S.277).



Hauptthema des zweiten Teils der Erzählung ist dann das der unehelichen Geburt. Nicht nur von ihrer eigenen Mutter bekommt Afra zu spüren, was es heißt, ledigerweis zwei Kindern das Leben geschenkt zu haben, auch die Bauern beschimpfen sie, wie wir gehört haben, als „alte Vettel“, und überall begegnet sie, wie es im Text heißt, „kalten, herzlosen Menschen“ (S.262). Ähnlich ergeht es auch den beiden unehelich geborenen Töchtern. Ihre Großmutter, die Frenz, schikaniert sie, wo sie kann, und die Bauern wiederum beschimpfen sie als Bankerte. Soziale Ächtung und, wie wir heute sagen würden, Mobbing durch Familie und Umwelt, führen letztendlich dazu, dass die Afra und ihre beiden Töchter schwermütig werden und die beiden Mädchen in eine Irrenanstalt eingeliefert werden müssen, wobei bei der Gertrud noch als weiteres Motiv das Trauma der versuchten Vergewaltigung hinzukommt. Erlauben Sie mir zum Schluss auch einmal einen Schlenkerer, wie man sie bei Hansjakob des öfteren findet, und zwar hinsichtlich der Namen unehelicher Kinder. In der Erzählung heißen sie Walpurga und Gertrud, Hansjakob hätte sie aber auch Hyazinthe oder Clothilde nennen können, denn am 24.2.1897 schreibt ihm sein uns schon bekannter Informant Dieterle: „Sie wundern sich vielleicht über den Namen meiner Mutter (Clothilde). Sie war ein zu Oberwolfach geborenes uneheliches Kind, und da mag im Jahre 1813 in Oberwolfach vielleicht die gleiche Sitte bestanden haben wie in den 60er Jahren in Schapbach. Wenn man mir heute die in den 60er Jahren durch H. Pfarrer Valos getauften Schapbacher beim Taufnamen vorzählen würde, würde ich alle unehelich geborenen auf Grund des Namens ausscheiden können. Eine Hyazinthe, Eutropia, Ester, Pia, einen Polikarp, Makarius, Pankraz, Diaknus und viele andere, an denen man nicht einmal das Geschlecht des Trägers erkennen kann, haben zwar auch einen heiligen zum Patron, haben aber auch zugleich das Brandmal ihrer Geburt durchs Leben zu tragen“ (S.28). Und da wir gerade bei der Namensgebung sind, stellt sich natürlich auch die Frage, weshalb Hansjakob die Juditha Afra, und ihre Schwester Mariev genannt hat. Hatte er vielleicht Fontanes Roman „Effi Briest“ gelesen, der 1895, also zwei Jahre vor unserer Erzählung erschienen war und in dem sich die verwitwete Geheimrätin Zwicker in Bad Ems zu Effi folgendermaßen über den Namen des dortigen Hausmädchens auslässt: „Afra – übrigens ein wundervoller Name, und es soll sogar eine heilige Afra gegeben haben ...“ Das war natürlich auch dem Stadtpfarrer von Sankt Martin in Freiburg nicht unbekannt, zumal die Heilige Afra Schutzpatronin des Dorfes Mühlenbach in der Nähe von Haslach ist. Sehr ausführlich begründet Hans-

jakob selbst am Anfang seiner Erzählung die Namenswahl Afra und Mariev, wenn er schreibt: „Sie hießen mit gar schönen und passenden Namen Afra und Maria Eva. Die Meidle im Kinzig-tale, namentlich um Hasle rum, wo im Dorfe Mühlenbach Sankt Afra Patronin ist, tragen nicht ungern den Namen dieser Heiligen. Die war bekanntlich in ihrer Jugend eine Sünderin der Art, wie Frauen sündigen (sie war eine Prostituierte und soll in Augsburg ein Bordell betrieben haben), und später, allerdings noch in ihrer Blütezeit, eine Märtyrerin und Heilige Gottes. Ihre Schutzkinder im Kinzigtal, die Oferle, sind meist lustige, lebensfrohe Meidle, denen später auch ein Martyrium blüht, das Martyrium der Mühen und Sorgen, der Kümernisse und der Heimsuchungen, wie es auf dieser armen Erde kaum einem Sterblichen erspart bleibt. Afer und Afra sind überhaupt alle Menschen: jung – fröhlich, leichten Sinnes und gar oft gottvergessen, im späteren Alter aber Märtyrer in irgendeiner Art. Und auch Eva ist stets ein rechter und echter Name für Wibervölker, unter denen gar nicht selten eine lebt, die keine Eva mit all den Fehlern der Stammutter, und was sie Gutes haben und genießen, diese Wibervölker, ihr Ansehen in der Welt und ihre spärlichen Tugenden, verdanken sie Maria, der zweiten Eva, der Mutter des Erlösers. Mariev ist also der schönste und passendste Fraunname“ (S.217). Bleibt noch hinzuzufügen dass trotz der Umbenennung in Afra die historische Juditha sehr unter der Veröffentlichung ihrer tragischen Liebesgeschichte gelitten hatte, was sie Hansjakob auch wissen ließ.

## Anmerkungen

Heinrich Hansjakob: Afra. In: Waldleute. Verlag der Stadt Haslach, 1984.

Heinrich Hansjakob: Aus kranken Tagen. Edition Acheron, 1992.

Heinrich Hansjakob: Im Paradies. Verlag der Stadt Haslach, 1981.

Heinrich Hansjakob: Allerseelentage. Waldkircher Verlag o. J.

Manfred Hildenbrand: Heinrich Hansjakob. Rebell im Priesterrock. Hansjakob-Verlag der Stadt Haslach, 2000.

Johannes Werner: Geschichte und Geschichten. Heinrich Hansjakob auf Spurensuche. Vortragsreihe der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium 6. 1993.

Hermann Fautz: Aus der Werkstatt Heinrich Hansjakobs. Der Briefwechsel mit dem Waldhüter Josef Dieterle. Verlag Rombach, Freiburg 1964.

Elisabeth Frenzel: Motive der Weltliteratur 1976.



„Behüet' dich Gott! es wär' zu schön gewesen“

## Joseph Victor von Scheffel:

### Zwischen Sehnsucht und Desillusionismus

Hansgeorg Schmidt-Bergmann

„Neben seiner Bibel“, brauche jeder echte Deutsche im Hause „nur noch ein Buch Scheffels“, urteilte ein Biograph kurz nach dem Tod des Autors.<sup>1</sup> Als Joseph Victor von Scheffel am 9. April 1886 in seinem Elternhaus in der Karlsruher Stephaniensstraße verstarb, war die Trauer groß. Hunderte Beileidstelegramme aus ganz Deutschland trafen ein, alle deutschsprachigen Zeitungen berichteten von dem Tod des beliebten Dichters, der in den siebziger und achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts zu den populärsten und meist verkauften deutschsprachigen Schriftstellern zählte, zu vergleichen nur mit den Klassikern Goethe und Schiller. Die Beerdigung drei Tage später wurde zu einer beeindruckenden Trauerbekundung für den badischen Dichter, Tausende begleiteten den Sarg zu seiner letzten Ruhestätte, einem Ehrengrab im „Campo Santo“; in dem Teil des neuen Karlsruher Friedhofes also, der von Josef Durm geplant wurde, dem Architekten, der Scheffels Villa auf der Mettnau am Ufer des Bodensees erbaut hat. Die *Karlsruher Zeitung* berichtet über den Abschied von Joseph Victor von Scheffel:

*Schon lange vor 11 Uhr war die Stephaniensstraße (Nr. 16) mit Leidtragenden angefüllt, unter denen man so ziemlich alle hervorragenden Personen bemerken konnte, welche unsere Stadt birgt. In einem Zimmer des oberen Stockes, welches man mittelst Pflanzen in einen Lorbeer- und Palmenhain umgewandelt hatte, stand der Sarg, über und über bedeckt mit Blumen und Kränzen. [...] Im Nebenzimmer nahm der einzige Sohn Scheffels in seiner Ulanenuniform die Beileidsbezeugungen entgegen. [...] Hier bemerkte man die Minister Turban, Rökk und Eisenlohr, viele sonstige höhere Staats- und Hofbeamte, Mitglieder der beiden Kammern, darunter Lamey, von Hornstein und Roppel, ferner der Verleger der Scheffel'schen Lieder, Schauenburg von Lahr, Fabrikant Bally von Säckingen, hervorragende Vertreter der hiesigen Künstler- und Gelehrtenwelt, höhere Offiziere, darunter General von Melchior (früher in Konstanz), Studenten [...] als Vertreter von Corps und Burschenschaften. [...] Gegen 11 Uhr kam Se. Königliche Hoheit der Großherzog und fast zu gleicher Zeit auch Se. Durchlaucht der*



*Trauerzug in  
der Karlsruher  
Kaiserstraße am  
12. April 1886*

*Fürst von Löwenstein-Wertheim. [...] Unterdessen wurde der Sarg in den Leichenwagen gehoben und setzte sich der unabsehbar lange Zug in folgender Ordnung in Bewegung: Voraus ein Musikcorps, der Trauermarschall, der Träger der Orden, mehrere Kreuzträger, Ausschüsse der Heidelberger und Karlsruher Studierenden, der von sechs Pferden in schwarzen Decken und schwarzen Büschen gezogene, ringsum mit Kränzen behangene Leichenwagen, die Pferde geführt von Studenten im Wicks, zur Seite die umflorten Corpsfahnen, der Geistliche mit zwei Ministranten, der Sohn Scheffels, geleitet von den nächsten Freunden der Familie, [...] die Spitzen der Behörden, Bürgermeister, Stadtrat und Stadtverordnete von Karlsruhe, Deputationen, das königliche Offizierscorps, der Künstler-Verein, Studierende, ein zweites Musikcorps, die hiesigen Gesang-Vereine mit 12 Fahnen, sonstige Leidtragende und über 20 Wagen. [...]²*

Scheffels Nachruhm war groß, die Auflagen des *Trompeters von Säckingen*, des *Ekkehard* und der von ihm herausgegebenen



Liedersammlung *Gaudeamus* wuchsen nach seinem Ableben stetig an. Ihm zu Ehren wurden Straßen und Plätze benannt, Scheffel-Denkmäler eingeweiht, Scheffel-Stuben eingerichtet und seine Lieder in den Wirtshäusern angestimmt:

*Alt Heidelberg, du feine,  
Du Stadt an Ehren reich,  
Am Neckar und am Rheine  
Kein' andre kommt dir gleich.*<sup>3</sup>

Diese Verse stehen beispielhaft für das Weiterwirken der Dichtung Scheffels, ebenso wie die Zeilen „Behüet' dich Gott! es wär' zu schön gewesen, / Behüet' dich Gott, es hat nicht sollen sein!“<sup>4</sup> aus dem *Trompeter von Säckingen*, die noch in den fünfziger Jahren zu einem erfolgreichen Schlager avancierten. Dennoch, mag der Name Joseph Victor von Scheffel am Oberrhein weiterhin Erinnerungen wecken, zum Kanon der deutschsprachigen Literatur gehört er heute nicht mehr. Kaum noch stößt die Wertung Theodor Fontanes: „„Ekkehard' zählt zu den besten Büchern, die ich gelesen“<sup>5</sup>, auf Zustimmung. Die Gründe für die Distanz zum Œuvre Scheffels liegen nicht allein in der historischen Patina, die sich seiner literarischen Werke bemächtigt hat, sie ist letztlich – paradox auf den ersten Blick – begründet in den Bedingungen, die den Erfolg seiner Werke in den letzten zwei Jahrzehnten seines Lebens erst möglich gemacht haben. Was die historischen Voraussetzungen dafür gewesen sind, und wie diese sich in seinem literarischen Werk spiegeln, darum soll es im Folgenden gehen – und um die Teile von Scheffels Werk, die noch heute von Interesse sind oder es werden könnten.

Joseph Victor von Scheffel wurde am 16. Februar 1826 in Karlsruhe geboren. Sein Vater, der Major und Oberbaurat Philipp Jakob Scheffel, stammte aus Gengenbach. Er war der Sohn des letzten Stiftsschaffners beim dortigen Benediktinerstift. Seine militärische Laufbahn wurde unterbrochen, als er in die deutsch-französische Rheinregulierungskommission berufen wurde, wo er an der Seite Johann Gottfried Tullas an der Durchführung der Korrektur des Stromlaufes maßgeblich mitwirkte. Scheffels Mutter, geborene Josephine Krederer, war Tochter des Bürgermeisters von Oberndorf. Nach der Heirat zog das Ehepaar 1824 in die badische Residenzstadt, zwei Jahre vor der Geburt des ältesten Sohnes. Joseph Victor von Scheffel, der eine gute Ausbildung genoss und das Lyzeum als „Primus omnium“, also als „Jahrgangsbester“, verließ, wollte ursprünglich Künstler werden. Der Vater drängte ihn jedoch zum Studium



*Zwischen „Brotberuf“  
und Künstlertum.  
Der junge Scheffel,  
1852*



*„es hat nicht sollen sein!“ Emma Heim – Scheffels unglückliche Liebe.*

der Rechte, welches er in München, Heidelberg und Berlin absolvierte. Seine Studentenjahre fielen in die „Vormärz“-Zeit, die Jahre vor den revolutionären Eruptionen 1848. Sie wurden für Scheffels politisches Denken prägend.

Liberal und republikanisch gesinnt nimmt der Burschenschaftler, der sich der Verbindung „Frankonia“ angeschlossen hatte, an den jährlichen Wartburgmanifestationen der opponierenden Studenten teil. Während seiner Vorbereitungen für das Erste Juristische Staatsexamen brechen die revolutionären Unruhen am Oberrhein aus. Mit dem Aufruhr um das badische Ständehaus in Karlsruhe beginnt für Scheffel dann im Februar 1848 die intensive politische und auch philosophische Auseinandersetzung mit der sich ankündigenden Revolution. Seit April ist er als Sekretär des badischen Abgeordneten und renommierten Staatsrechtlers Karl Theodor Welcker, der seit 1830 zu den führenden Köpfen des badischen Liberalismus zu zählen ist, Zeuge und Chronist der Beratungen des sogenannten Frankfurter „Vorparlaments“, später Beobachter der „Nationalversammlung“. Diese jedoch erfüllt seine Erwartungen nicht – „leider war die erste Sitzung seiner welthistorischen Bedeutung sehr wenig entsprechend“<sup>6</sup>. Scheffels frühe Position, am Beginn der revolutionären Ereignisse, lässt sich mit einem skeptischen Liberalismus umschreiben; zeitweise nähert er sich auch den radikaleren demokratischen Forderungen an. „Die alte mittelalterliche Ansicht, dass der Arbeiter als „Knecht“ dem Student gegenübersteht, ist hoffentlich bei uns allen überwunden – die reine Humanität erkennt in jedem Stand einen politischen Gleichberechtigten“<sup>7</sup>, führt Scheffel im Sommer 1848 aus. „Der Student ist selbst noch ein Lernender, er weiss nicht genug, um das Alter zu belehren; wohl aber weiss er genug, um dem Arbeiter, den sein Beruf schwer macht, sich mit den Fragen der Gegenwart zu beschäftigen, Aufklärung zu verschaffen“<sup>8</sup> – Formulierungen, die zunächst nicht mit dem tradierten Bild von Joseph Victor von Scheffel in Einklang zu bringen sind. Es ist das Erleben der Revolution von 1848, das zu der entscheidenden historischen Erfahrung und damit als Voraussetzung für das literarische Werk Scheffels werden sollte. In einem Brief vom 28. Juli 1849 an den Kommilitonen Karl Schwanitz, noch unter dem Eindruck der Kapitulation der letzten badischen Aufständischen und den anschließend vollstreckten Exekutionen in Rastatt geschrieben, blickt Scheffel bitter auf die revolutionären Ereignisse zurück, die den Traum seiner Generation von deutscher Einheit und demokratischer Freiheit grausam zerschlagen hatten:





Was meine Person betrifft, so ist's eigentlich nicht mehr der Mühe wert, etwas davon zu erzählen. Wo die Menschenleben so wohlfeil werden, kommt's auf den einzelnen nicht mehr an. Ich habe die ganze Entwicklung der Ereignisse in unmittelbarer Nähe mitangesehen, ich war am 12. und 13. Mai in Offenburg, habe vergeblich da und dort gesucht, den deutschen Gesichtspunkt für Baden hervorzuheben und habe dabei einige Schimpfwörter und keinen Dank geerntet; in der Nacht vom 13. Mai war ich als Bürgerwehrmann im Zeughaus und habe etwas Pulver und Blei gegen die Mitbegründer der neuen Zustände verschossen. Wie aber der Landesausschuß einrückte und die neue Wirtschaft anfang, fühlte ich mich zu souverain, um mich von Blind, Steinmetz, Stay beherrschen zu lassen. [...] ich blieb im Odenwald [...], viel zeichnend, zusammen mit der Flüchtlingskolonie zu Auerbach, [...] bis der 5te Akt der Geschichte, nämlich die Reichstruppen und die Preußen in langen Heereszügen anrückten. Dann zog ich unmittelbar hinter der Armee in mein armes Vaterland ein, war in Weinheim, Ladenburg, Heidelberg pp. immer in der ersten Verwirrung; zuletzt ging ich, mehr aus Interesse an der Situation als an dem Geschäft als Aktuar mit dem Zivilkommissär ins Hauptquartier Kuppenheim vor Rastatt; mit der Übergabe der Festung steckte ich diesen Dienst auf, um nicht zu den politischen Untersuchungen verwendet zu werden, und jetzt sitze ich hier, ungewissen Blicks in die Zukunft und trübselig in meiner grünen Stube.<sup>9</sup>

Emma Heims  
Geburtshaus in Zell

Das blutige Ende des demokratischen Aufbegehrens führte den inzwischen mit „summa cum laude“ zum Dr. jur. promovierten Rechtspraktikanten Scheffel zu einer resignativen Haltung, die sich außerhalb der nachrevolutionären Gesellschaft anzusiedeln versuchte. So berichtet er am 24. November 1849 an den Freund Friedrich Eggers:

*Der politische Bankerott von Deutschland zehrt an mir, jeder Tag bringt mir vergangene Hoffnungen und gegenwärtigen Jammer neu vor Augen, der Staatsdienst in seiner gegenwärtigen Bedeutung ekelt mich an; für die Kunst bin ich zu alt, von der Wissenschaft halt ich nicht mehr viel, es kommt mir immer mehr vor, als wenn die Anarchie im Reich der Geister uns unserer allmählichen Auflösung entgegenführte [...].<sup>10</sup>*

Scheffels Versuch der Aufarbeitung gescheiterter Hoffnungen hat sich in seine literarischen Texte eingeschrieben, und das gilt nicht für ihn allein. Die Generation der um 1820 Geborenen, zu ihnen gehören beispielsweise von den bekannteren die Dichter Conrad Ferdinand Meyer, Gustav Freytag und der etwas jüngere Felix Dahn, mussten ihre Revolutionserfahrungen noch jung verarbeiten. Gemeinsam ist ihnen eine Fluchtbewegung, die sich von der erfahrenen gesellschaftlichen Realität abzuwenden und in der Kunst einzurichten versucht. Dies hat beispielsweise Theodor Fontane in einem Brief aus dem November 1849 als ein fast trotziges Programm des beginnenden „bürgerlichen Realismus“ für sich in Anspruch genommen:

*Was auch die Zukunft bringen mag; neue Wurzeln für den Thron oder seinen Untergang; ob die Losung hinfort heißen möge Reform oder Revolution – der Gedanke der Freiheit[,] einmal in die Welt geschleudert, ist nicht mehr auszurotten, [...]. Wir sind nicht alle gleich in dem, was das Herz begehrt; und die Freiheit und Unabhängigkeit, die der Eine draußen in der Welt sucht, findet der Andere in dem Freistaat der Kunst und Wissenschaft. Ich liebe die deutsche Kunst. Das ist mein eigentliches Vaterland, und es aufgeben, sie aufgeben, hieße mich selbst aufgeben. Jeder zieht seines Weges, – ich den meinen.<sup>11</sup>*

Diese Zitate aus dem revolutionären Sturmjahr sollen deutlich machen, dass Scheffels folgende literarische Werke als eine Konsequenz der traumatisch verarbeiteten Revolutionserfahrung von 1848 zu verstehen sind. Er gehört damit in ein historisch-politisches Umfeld, das man mit Georg Lukács, dem Verfasser der folgenreichen *Theorie des Romans*, begrifflich als





*Hektor Mackenrodt –  
der Ehemann Emma  
Heims*

„Desillusionismus“<sup>12</sup> über die Möglichkeiten der bürgerlichen Gesellschaft fassen kann. Dies scheint im Widerspruch zu dem tradierten Scheffel-Bild zu stehen, welches den Verfasser des *Trompeters von Säckingen* und des *Ekkehard* als beliebten Autor eines nationalliberalen Bildungsbürgertums zeichnet, das seine Lebenspraxis auf „Innigkeit in der Familie, Ehrfurcht vor Sitte und Recht, harte, aber tüchtige Arbeit“<sup>13</sup> abstellte, wie Gustav Freytag es formulierte. Weggewischt wird bei solchen Qualifikationen das individuelle Kolorit eines literarischen Werks. Man kann auch sagen: die Gebrochenheit, die sich an den Rissen, an dem ästhetisch Misslungenen festmachen lässt. Völlig zu Recht wird daher bezogen auf Scheffel in einem neueren Autoren-Lexikon konstatiert:

*S. verbindet, nicht ohne Ironie und Witz, Fiktion und Geschichte zu einem erbaulich-idyllischen Bild mittelalterlichen Lebens, das*

*durchaus als Gegenbild zur Gegenwart verstanden wird, die unter der Herrschaft „der Abstraktion und der Phrase“, der Kritik und der Reflexion stehe. Mit der Beschwörung einer besseren Vergangenheit hatte S. – besonders seit den 70er Jahren – großen Erfolg. Zahlreiche Ausgaben bis in die Gegenwart hinein machen Ekkehard zum erfolgreichsten historischen Roman seiner Zeit.<sup>14</sup>*

Bis Scheffel dieser Erfolg beschieden war, hatte er allerdings noch einen steinigen Weg vor sich.

### Die Jahre in Säckingen

Die „Öde“ der „Frondienste“ erfuhr der Rechtspraktikant zuerst in Säckingen. „Also in Säckingen“ schreibt Scheffel am 6. Januar 1850 einleitend in seiner *1. Epistel an die Heimat*. Wenige Tage später setzt er seinen Freund Karl Schwanitz ins Bild:

*Seit Neujahr hause ich hier in der alten festen und getreuen Waldstadt Säckingen am Rhein, wo die holzerne Bruck über den Rhein nach Helvetien hinüber führt, und bin meines Zeichens Rechtspraktikant beim dasigen Bezirksamt und treibe Kriminal- und Polizei-Untersuchungen und bin „soweit tunlich“ bemüht, den Hauensteinern und Wäld[n]ern gegenüber den Begriff des Staates zu repräsentieren.<sup>15</sup>*

Die beiden Jahre in Säckingen zwischen Dezember 1849 und Ende 1851 markieren eine Zäsur im Denken Scheffels. Er versucht sich einzurichten in der Realität, was zu einem Experimentieren mit literarischen Formen führt. Nach der Erfahrung der Revolution entwickelt sich das Interesse an, wie Scheffel es nannte, „culturgeschichtlichen Studien“<sup>16</sup>. Der soziale Kontext der Einzelnen und ihre Lebensumwelt gewinnen zunehmend an Bedeutung, die künstlerische Ausdrucksform geht – bezogen auf den Maler Scheffel – vom rein landschaftlich bildnerischen zunehmend ins genrehafte Psychologische. Hierfür sucht Scheffel auch eine adäquate literarische Form und findet diese in der Gattung des Reisebildes. Exemplarisch hierfür stehen die 1851 entstandenen Briefe *Aus den Rätischen Alpen*, die in der *Augsburger Allgemeinen Zeitung* abgedruckt wurden, sowie die Skizze *Aus dem Hausersteiner Schwarzwald*, die unmittelbar auf die Jahre in Säckingen zurückgeht, jedoch erst im Frühjahr 1853 in Cottas *Morgenblatt* veröffentlicht wurde. Scheffel nähert sich in seiner Adaption der Gattung Reisebild, die erst seit Johann Wolfgang von Goethe künstlerische Akzeptanz gefunden und später von Heinrich Heine fortgeschrieben werden sollte, mit einem fast





ALS LETZTER ZEUGE der unerfüllten Liebe des jungen Dichters Viktor von Scheffel (links oben) zu seiner Cousine Emma Heim soll genau 135 Jahre nach Beginn der Romanze noch in diesem Jahr das seit längerer Zeit unbewohnte und vom Verfall bedrohte Geburtshaus von Emma Heim (rechts oben) in Zell am Harmersbach, Ortenaukreis, abgerissen werden. Außer der Gedenktafel am Hause selbst (rechts Mitte) ist nur noch die Heimatstube im Nebenzimmer des Hotel-Restaurants „Zum Hirsch“ in der Hauptstraße 46 mit dem Bildnis des schönen Apothekertöchterleins (rechts unten) Zeugnis dieser Liebe des größten badischen Dichters. Auch als seine „holdselige Schwarzwaldbäse“ zurückkehrte, wo ihr Gatte Hektor Heckenroth als Kaufmann die Zeller Porzellanfabrik vertreten hatte und 1873 verwitwete, erfüllten sich die neu aufkeimenden Hoffnungen des alternden Dichters (links unten) nicht. Es wiederholte sich, was er schon beim ersten schmerzlichen Abschied von seinem „Schwarzwaldbäse“ in Dichterworten so ausdrückte und Emma Heim in seinem „Trompeter von Säckingen“ widmete: Das ist im Leben häßlich eingerichtet, daß bei den Rosen gleich die Dornen stehen, und was das arme Herz auch sehnt und dichtet, zum Schluß kommt das Auseinandergeh'n! In Deinen Augen hab' ich einst gelegen, es blitzte drin von Lieb' und Glück ein Schein; behüt' Dich Gott, es wär' zu schön gewesen, behüt' Dich Gott, es hat nicht sollen sein.

Text und Bilder: Günther Heußler, Hohberg-Diesburg

*Oberländer Chronik.  
Heimatblätter des  
Südkurier. Nr. 352  
(1987), S. 4.*

schon „ethnographischen“ Blick an die Bewohner der von ihm beschriebenen Landstriche an und beschreibt, wie wenige Jahre später Theodor Fontane in seinen *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, eine Welt, die durch die industrielle Moderne fortschreitend bedroht erscheint. Aus heutiger Sicht sind Scheffels Reisebilder gemeinsam mit dem Briefwerk zu den interessantes-

ten Teilen seines literarischen Werkes zu zählen. Folgende Sätze aus dem Reisebericht *Aus den Rätischen Alpen* zeigen, wie realistisch Scheffel die Folgen einer ungehemmten Industrialisierung und der sich ankündigenden ökonomischen Boomjahre eingeschätzt hat:

*Wenn die Welt draußen schon mit Eisenbahnen vollständig umspunnen ist, dann kommt vielleicht die Zeit, wo von Ilanz nach Trons und der Oberalp hin eine Poststraße angelegt wird, und Wanderer nach uns schauen dort den letzten Postillon mit denselben Gefühlen an, wie wir den alten Antony. Wenn aber auch die Eisenbahnen anderwärts schon zu den Altertümern gerechnet werden und in Luftballonen ein neues Reisen im Gange ist, dann dringt vielleicht auch der Schienenweg noch bis in die letzten Winkel des Rheintals [...].<sup>17</sup>*

Joseph Victor von Scheffel als der skeptische Chronist seiner Zeit, der die beschleunigte Technisierung aller Lebensverhältnisse in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in seinem Werk dokumentiert, damit gewinnt man eine Perspektive auf sein Werk, die es von den hartnäckigen Klischees zu lösen vermag.

### Nach dem Ende der Säckinger Dienstzeit

Anfang Dezember 1851 wird Scheffel Sekretär am Bruchsaler Hofgericht, wo er lediglich bis zum Mai des folgenden Jahres angestellt bleibt. Scheffel will jetzt sein eigentliches Ziel realisieren, dem „Fronddienst“ entkommen und ausschließlich als Künstler leben. An den Freund und Kunsthistoriker Friedrich Eggers schreibt er am 20. Dezember aus Bruchsal:

*Von mir selber möchte ich Dir auch gern Etwas erzählen, – aber ich weiß schier gar Nichts. Im einförmigen Geschäftsleben vergeht ein Tag wie der andre, u. die Pointe des Tages besteht darin, daß man Abends viel Bier trinkt! [...] Das nächste Jahr gedenk ich zum letzten Mal als fahrender Schüler in die weite Welt zu ziehen [...] Ein halb Jahr in Italien gibt einen Wintervorrath fürs Leben, [...].<sup>18</sup>*

Und an Karl Schwanitz schreibt Scheffel: „ich wollt', ich könnt' eher heut als morgen [...] auf italischem Boden einen Schluck Lethe trinken, in dem alle Erinnerungen seit 1848 ausgetilgt würden.“<sup>19</sup>



### Emma Heim und Joseph Victor von Scheffel – eine vergebliche Liebe

Ein Suchender und ein letztlich Desillusionierter ist Joseph Victor von Scheffel auch schon früh als Liebender gewesen. Seine Werke geben darüber Auskunft. Im „Trompeter von Säckingen“ finden sich die Verse „Jung Werners“, die rückblickend gemeint sind und doch schon die kommenden Enttäuschungen auf ein wenig Glück antizipieren:

*Leid, Neid und Haß, auch ich hab' sie empfunden,  
Ein sturmgeprüfter müder Wandersmann.  
Ich träumt' von Frieden dann und stillen Stunden.  
Da führte mich der Weg zu dir hinan.  
In deinen Armen wollt' ich ganz genesen,  
Zum Danke dir mein junges Leben weihn;  
Behüet dich Gott! es wär zu schön gewesen,  
Behüet dich Gott, es hat nicht sollen sein!<sup>20</sup>*

Eine seiner Lieben, wenn nicht seine erste, war Emma Heim, die Cousine aus Zell am Harmersbach, eine, wie die Fotografien zeigen, ausgesprochen attraktive Frau. Ernst Boerschel beginnt seine durchaus romantisierende Darstellung über die „Dichterliebe“:

*Emma Heim war Scheffels Cousine; ihre Großmutter, die Apothekerin Zimmermann in Gengenbach war eine Schwester von Scheffels Vater. Sie kannten sich von Jugend auf. Ihre Heimatstädte lagen nicht weit auseinander: Karlsruhe, die Residenz, und Zell am Harmersbach, das kleine, am Ausgange des Kinzigtals zwischen Hügeln und Bergen eingebettete Städtchen, dessen kernige Bewohner den versunkenen Ruhm, einst freie Reichsstädter gewesen zu sein, noch heute als ein Zeichen ihres besonderen Wertes empfinden. Doch die Beziehungen der frühen Jugend und der durch die Verwandtschaft bedingte rege Verkehr, der die Familie in Zell ins Scheffelhaus nach Karlsruhe und die Familie in Karlsruhe in die Apotheke des alten Heim nach Zell führte, ließ nicht die Liebe entstehen, die Scheffels innerstes Gefühl sein Leben lang wurde. Die kam plötzlich, mit stürmender Gewalt und erschütterte Mensch und Dichter.<sup>21</sup>*

Emma Heim wurde am 17. Februar 1835 als Tochter des Apothekers Karl Heim in Zell am Harmersbach geboren, war also neun Jahre jünger als der Cousin Joseph Victor:

*Die Heims in Zell waren ein knochiges, derbes Geschlecht. [...] Arbeit in jeder einträglichen Form war das Lebensprinzip. Der Apotheker Karl Heim war im August 1829, zwanzigjährig von*

*Renchen in Baden über Gengenbach, wo er im selben Monat durch seine Heirat mit Johanna Zimmermann zur Scheffelschen Familie in verwandtschaftliche Beziehungen getreten war, nach Zell gekommen, um die Apotheke zu begründen, [...]. Nach der Einrichtung des Geschäftes hatte Karl Heim mehr Hoffnungen im Kopf als Gulden im Sack, doch als er 25 Jahre später das Metier aufgab, konnte er sich 1854 als vermögender Mann in Freiburg zur Ruhe setzen.<sup>22</sup>*

Sie ist gerade 16 Jahre alt, als die Leidenschaft des jungen Juristen für sie erwacht. Auf Besuch in Karlsruhe führt Scheffels Mutter Emma Heim in die Mansarde, den Arbeitsbereich des angehenden Dichters, in der Karlsruher Stephaniestraße:

*Jetzt stand er auf und sah nun im ganzen Zauber ihrer Jugend Emma vor sich: „Ach, das ist ja die Emma!“ Er hatte sie im Gedächtnis als das vierzehnjährige unscheinbare Kind [...] und nun diese Erscheinung!<sup>23</sup>*

Die Werbung in den sich anschließenden Briefen stößt bei der „schönen Cousine zu Zell“ jedoch auf wenig Resonanz. Verse in seinem „Trompeter von Säckingen“ sind dann direkt an sie gerichtet, ein Heiratsantrag nach seiner Rückkehr aus Italien verhallt wiederum ungehört. Emma Heim vermählt sich am 10. August 1854 stattdessen mit dem Fabrikanten Hektor Mackenrodt. Scheffel, der am „Ekkehard“ arbeitet, wird – wie der Mönch seiner Dichtung – erst über die unglückliche Liebe zum Dichter und findet seine Erfüllung in der Kunst. Die Beziehung zu seiner Cousine versucht er jedoch aufrecht zu erhalten. Seine Korrespondenz wird erst unterbrochen als Emma mit ihrem Mann 1860 nach St. Petersburg zieht. Jahre später beginnt ein neuer Austausch. 1870 verstarb Emma Heims jüngerer Sohn Constantin durch ein Unglück, 1873 auch ihr Ehemann Hektor. Joseph Victor von Scheffel, nach kurzer unglücklicher Ehe mit Caroline von Malzen, Tochter des bayerischen Gesandten in Karlsruhe, wieder allein, wirbt erneut um Emma. Aus Karlsruhe schreibt er im Januar 1874:

*Es ist reizend, ein Haus ganz allein zu bewohnen, als Eremit, dessen Gedanken glücklicherweise nicht allein sind. Ich war so kühn, Dein Erscheinen zu erhoffen, ein Gastzimmer steht nun ein für allemal wohlaufgerüstet da, [...].<sup>24</sup>*

Sie besucht ihn auf der Mettnau und führt seinen Haushalt, man geht gemeinsam auf Reisen, sie kümmert sich um sein Haus in Karlsruhe, während er auf der Mettnau weilt, doch ein enges



Zusammenleben gelingt auch jetzt nicht. Im September 1884 schreibt Scheffel: „Ich kann nicht viel schreiben, da ich seit Juni leidend bin; wenn Du einmal in meiner Nähe bist, so schau nach mir, da ich Dich immer lieb habe, bis zum Schluß“.<sup>25</sup>

Im November 1885 kommt es zu einem letzten Wiedersehen, Emma, die 1892 in zweiter Ehe den Kaufmann Johannes Koch geheiratet hat, stirbt 1910. Die Legende überliefert, dass bei ihrer Beerdigung in Hamburg Scheffels „Trompeterlied“ – „Behüet’ dich Gott, es wär zu schön gewesen, behüet’ dich Gott, es hat nicht sollen sein“ gespielt wurde.<sup>26</sup>

### Der Trompeter von Säckingen

*Ein Sang vom Oberrhein*, so lautet der Untertitel von Scheffels erstem literarischem Werk. Es beginnt mit einer Zueignung, datiert: „Capri, den 1. Mai 1853“. Die Eingangsverse lauten:

*„Wer ist dort der blonde Fremde,  
Der auf Don Paganos Dache  
Wie ein Kater auf und ab geht?“  
Frug wohl manch ehrsamer Bürger  
In dem Inselstädtlein Capri,  
Wenn er von dem Markte rückwärts  
Nach der Palme und dem maurisch  
Flachgewölbten Kuppeldach sah.*

*Und der brave Don Pagano  
Sprach: „Das ist ein sonderbarer  
Kauz und sonderbar sein Handwerk;  
Kam mit wenigem Gepäck an,  
Lebt jetzt stillvergnügt und einsam,  
Klettert auf den schroffen Bergen,  
Wandelt zwischen Klipp’ und Brandung,  
Ein Strandschleicher, an dem Meere,  
Hat auch neulich in den Trümmern  
Der Tiberiusvilla mit dem  
Eremiten scharf gezecht.  
Was er sonst treibt? – ’s ist ein Deutscher,  
Und wer weiß, was diese treiben?  
Doch ich sah in seiner Stube  
Viel Papier, – unökonomisch  
War’s nur in der Mitt’ beschrieben,  
Und ich glaub’, es fehlt im Kopf ihm,  
Und ich glaub’, er schmiedet Verse.“*

Die biographische Dimension der Verse ist offenkundig. Scheffel war sich dessen bewusst, dass die Niederschrift des *Trompe-*

*ters von Säckingen*, biographisch gesprochen, eine karthatische Funktion für ihn haben sollte, was er – in gewollter Tradition Heinrich Heines – ironisch gebrochen unmittelbar selbst auch zum Ausdruck brachte:

*Also sprach er. – Dieser Fremde  
 War ich selber; einsam hab' ich  
 Auf des Südens Felseneiland  
 Dieses Schwarzwaldlied gesungen.  
 Als ein fahrend Schüler zog ich  
 In die Fremde, zog nach Welschland,  
 Lernte manch ein Kunstwerk kennen,  
 Manchen schlechten Vetturino  
 Und manch südlich heißen Flohstich.  
 Doch des Lotos süße Kernfrucht,  
 Die der Heimat Angedenken  
 Und der Rückkehr Sehnsucht austilgt,  
 Fand ich nicht auch welschen Pfade.<sup>27</sup>*

In der Fremde steigt wie ein „Traum der Schwarzwald“ auf, die Geschichte von dem Spielmann Werner und der schönen Margaretha, eine Geschichte, die der Verfasser selbst abgrenzt vom „tragisch hohen Stelzgang“<sup>28</sup>, und einräumt, dass ihm die „anspruchsvolle Blässe“<sup>29</sup> fehle. Vielleicht war es gerade das, was den *Sang vom Oberrhein* so erfolgreich gemacht und Joseph Victor von Scheffel zu einem anerkannten Autoren. Am 1. Dezember 1853 berichtet seine Mutter, die selbst literarische Werke verfasst hatte, an Gustav Schwanitz,<sup>30</sup> dass der *Trompeter von Säckingen* in Druck gehe, und führt aus, dass das Versepos eher „Schwarzwald und Italien“ heißen sollte. Da die Verse in vierfüßigen Trochäen „von Lebensfrische und Humor“ glühen, will auch sie sich nicht der Entscheidung ihres Sohnes widersetzen, nicht mehr in den Dienst des Landes Baden zurückzukehren. Sie akzeptiert, dass ihr Sohn als Künstler zu leben versuchen möchte: „Kunst und Poesie spuken zu gewaltig in ihm. In Gottes Namen! – er ist jetzt Mann und wird wissen, was er zu tun hat“<sup>31</sup>. Rechtzeitig zum Weihnachtsgeschäft 1853 erscheint *Der Trompeter von Säckingen*, er wird zu einem Bestseller und zu einem Kultbuch unmittelbar vor der Literatur des Bürgerlichen Realismus und der Jahrhundertwende. Bedenkt man, dass zwischen 1853 und 1858 Adalbert Stifters *Bunte Steine*, *Der grüne Heinrich* von Gottfried Keller, Gustav Freytags *Soll und Haben* oder *Mozart auf der Reise nach Prag* von Eduard Mörike erschienen sind, und diese Zeit durch die Anfänge des *Deutschen Wörterbuchs* von Jacob und Wilhelm Grimm (1852) sowie Jacob



Burckhardts *Die Kultur der Renaissance in Italien* (1860) begrenzt wird, so hat man gleichsam die literarischen Parameter, auf die das Versepos *Der Trompeter von Säckingen* und der historische Roman *Ekkehard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert* (1855) zu beziehen sind. Scheffels erste Werke gehören damit in den Kontext einer sich herausbildenden historischen Identitätsfindung, die – als Konstruktion einer ideellen deutschen „Kulturnation“ – die Geschichte perspektivisch nach möglichen Anknüpfungspunkten gemustert hat.

### **Ekkehard und die Anfänge des „Historischen Romans“**

„Es war vor beinahe tausend Jahren. Die Welt wußte weder von Schießpulver noch von Buchdruckerkunst“<sup>32</sup>, so beginnt Scheffel seine *Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert*. Mit den ersten beiden Sätzen des *Ekkehard* entrückt Scheffel den Leser in ein von den fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts weit entferntes Mittelalter. Bläst man den Staub einmal weg, der sich auf Scheffels Roman gelegt hat, dann wird schnell deutlich, dass der *Ekkehard* als eine Projektionsfläche konstruiert ist, auf die er seinen eigenen künstlerischen Anspruch beziehen und zugleich den aktuellen politischen Status literarisch chiffriert reflektieren konnte. „Der historische Roman wurde ihm nicht zur Vorgeschichte der eigenen Zeit, sondern ihr kritisches Gegenbild aus romantisierender Perspektive“<sup>33</sup>, konstatiert Fritz Martini in seiner *Geschichte der Deutschen Literatur im bürgerlichen Realismus* zutreffend – und dieses Gegenbild entstand aus der Zerrüttung des eigenen Bewußtseins. Mit dem *Ekkehard*, so kann man verkürzt sagen, gab sich Scheffel ein eigenes poetologisches Fundament, anders gesagt, formulierte er theoretisch sein literarisches Programm. Den Künstler sah Scheffel als Gestalter von Figuren, die im „Leben und Ringen und Leiden der einzelnen zugleich“<sup>34</sup> den „Inhalt des Zeitraums“<sup>35</sup> wie im Spiegelbild repräsentieren sollten. Den historischen Roman fasste er zu diesem Zeitpunkt, damit ganz im Konsens der zeitgenössischen Historiographie, als ein „Stück nationaler Geschichte“<sup>36</sup>. Da „unser Denken und Empfinden unter der Herrschaft der Abstraction und der Phrase geschädigt worden“<sup>37</sup> sei, so formuliert Scheffel 1855 in dem programmatischen Vorwort zur Erstausgabe des *Ekkehard*, müsse die Literatur durch eine „schöpferisch wiederherstellende Phantasie“<sup>38</sup> wieder lebendig gemacht werden. In seinem historischen Roman experimentierte Scheffel daher spielerisch mit einem zwischen der literarischen Fiktion und der historischen Authentizität vermittelnden poetischen Verfahren, das historische Quellen unmittelbar in den

Text montiert und zitiert und somit neue literarische Konstellationen schafft, die auf die eigene Zeit zielen:

*In diesem Sinn nun kann der historische Roman das sein, was in blühender Jugendzeit der Völker die epische Dichtung, ein Stück nationaler Geschichte in der Auffassung des Künstlers, [...].*<sup>39</sup>

Der *Ekkehard* erschien im Juni 1855 im Rahmen der deutschen Bibliothek der Meidingschen Verlagsanstalt in einer Auflage von 10000 Exemplaren und wurde im *Morgenblatt für gebildete Leser* als „ein für die Geschichte des Romans epochemachendes Buch“<sup>40</sup> annonciert. Doch es fiel noch nicht auf den politischen Resonanzboden, der für den Erfolg des Buches entscheidend werden sollte. Bis 1865 hatte der *Ekkehard* lediglich drei Auflagen erlebt, dann jedoch bis zu Scheffels Tod 1886 neunzig (und bis 1943 dann 300). Damit ist der *Ekkehard* eines der ganz wenigen Werke, die erst Jahre nach ihrer Veröffentlichung populär geworden sind.

Verstehbar also, dass Friedrich Nietzsche Ende der achtziger Jahre in seinem *Ecce homo* verärgert über Scheffels Erfolg notiert: „Als ich das letzte Mal Deutschland besuchte, fand ich den deutschen Geschmack bemüht, Wagnern und dem Trompeter von Säckingen gleiche Rechte zuzugestehn“<sup>41</sup> – was dem kritischen Philosophen natürlich ketzerisch erscheinen musste. Doch Nietzsche übersah hier, dass sich der herrschende „deutsche Geschmack“ nach 1848 ein intellektuelles Bezugssystem geschaffen hatte, welches einer „tragisch“ empfundenen kollektiven Stimmungslage entsprang, in der die pessimistische Metaphysik des Philosophen Arthur Schopenhauer plötzlich als ein neues philosophisches Ordnungssystem ebenso populär werden konnte wie wenige Jahre später die Kunstmetaphysik Richard Wagners und eben auch Scheffels Roman *Ekkehard* – in der Hoffnung auf „Erlösung“ durch die Kunst haben diese Optionen ihren gemeinsamen Fixpunkt. Dies macht vielleicht erklärlich, dass auch das Werk Joseph Victor von Scheffels integriert werden konnte in die kulturpolitischen Versuche nach der Reichsgründung 1871, einen Bezugspunkt nationaler Gemeinsamkeiten zu konstruieren. Der Begriff der deutschen „Kulturnation“ hat hier seinen Ursprung, und diese feierte sich mit den Nibelungen in der Interpretation Wagners, mit der kriegerischen Germania oberhalb von Rüdesheim oder dem Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald, und auch die Bismarck- und Scheffeldenkmäler und Gymnasien sind noch heute Dokumente dieser gewandelten nationalstaatlichen Perspektive.

In dieser historischen Konstellation wird das Werk von Scheffels neu entdeckt. Sein in romantischer Tradition stehen-





der *Trompeter*, der sich nach der deutschen Heimat sehnt, das verklärte und idealisierte Mittelalter im *Ekkehard*, der in sich bereits eine Geschichtskonstruktion großer deutscher Vergangenheit enthält, sein Versuch, einen „Wartburg-Roman“ zu schreiben, die Erzählung *Juniperus. Geschichte eines Kreuzfahrers*, die Ausgaben des *Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren*, die noch heute in studentischen Verbindungen beliebt sind, sie führten zu einem regelrechten Kult um den „Dichturfürsten“, der in seiner Villa auf der Mettnau residierte und zu einem kulturellen Repräsentanten des Deutschen Reiches avancierte.

1872 ist er es, der das *Festlied* zur Gründungsfeier der Universität Straßburg dichtet. Die ersten „Strophen“ zeigen den Tenor, der mit dazu beigetragen hat, dass Scheffel mit seinen späten Huldigungsgedichten und Fürstenhymnen zum gefeierten wilhelminischen Dichter werden konnte:

*Heut trennt unser minniglich Sehnen  
Kein deutscher, kein gallischer Rhein,  
Wir ziehen gleich Lohengrins Schwänen  
Maifröhlich in „Strazzeburc“ ein;  
Der Hochschulen jungjüngste Schwester  
Sei als bräutliches Ziel uns ersehnt:  
Sie steht noch im ersten Semester,  
Drum ist sie auch jung noch und schön.<sup>42</sup>*

*Der allein erziehende  
Dichter und sein  
Sohn Victor auf der  
Mettnau*



Der „Dichterstür“  
Joseph Victor von  
Scheffel

Diese Verse markieren die Stimmung im neuen Deutschen Reich, und auch andere Künstler aus der Generation der 48er hatten längst ihren Frieden mit der Einigung unter preußischen Vorzeichen gemacht, darunter Ferdinand Freiligrath und August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, der Verfasser des *Deutschlandliedes*, das 1841 auf Helgoland, also im britischen Exil, entstanden ist. 1875 ernennt die Stadt Säckingen Scheffel zum Ehrenbürger, ein Jahr später, zum 50. Geburtstag, wird er vom badischen Großherzog in den erblichen Adelsstand erhoben und Ehrenbürger von Karlsruhe und Radolfzell, der König von Bayern schickt dem Jubilar Auszeichnungen, Fürst Bismarck gratuliert telegraphisch. Joseph Victor von Scheffel ist auf dem Höhepunkt seines Ruhms, doch mit sich im Einklang ist er nicht. Er sucht die Einsamkeit und zieht sich Anfang der achtziger Jahre weitgehend von der Öffentlichkeit zurück. 1886, in seinem Todesjahr, wird Scheffel Ehrenbürger von Heidelberg,



das Festlied zur 500-jährigen Universitätsfeier ist eines seiner letzten Gedichte. Dessen Verse können auch zum Ausgangspunkt genommen werden für eine notwendige Auseinandersetzung mit der Tradition. Wichtig ist, sich ihr zu stellen, denn nur dann bleibt sie lebendig, und auch das Fragwürdige, wie Scheffels enge nationale Gesinnung am Ende seines Lebens, vermag zu Einsichten zu führen, zum Beispiel sich einen kritischen Blick zu bewahren – und dazu sollte historische Vergewisserung ja auch beitragen:

*Ein Segen ist's der Wissenschaft,  
Stets Neues zu gestalten  
Und gleich des Frühlings Zauberkraft  
Lichtspendend nie zu alten.  
Wer sich in solchem Jungbrunn feigt,  
Fühlt jung sein Herzblut kreisen,  
Solang' ums Schloß im Maienkleid  
Die Wälder Knospen weisen.<sup>43</sup>*

## Anmerkungen

- 1 Alfred Ruhemann: Joseph Viktor von Scheffel. Sein Leben und Dichten, Stuttgart 1887, S. 14. Eine ausführliche Bibliografie zu Scheffels Werk sowie zur Forschungsliteratur von 1945 bis 2011 kann eingesehen werden unter: [www.literaturmuseum.de](http://www.literaturmuseum.de). Zu dem Nachlass Joseph Victor von Scheffels ist ein dreibändiges gedrucktes Inventar vorhanden: Hansgeorg Schmidt-Bergmann und Hansmartin Schwarzmaier (Hrsg.): Joseph Victor von Scheffel: Inventar zu Nachlass und Sammlung (Findbuch, 3 Bde.), Karlsruhe 2000.
- 2 Vgl. dazu auch das *Leipziger Tagblatt* vom 13. April 1886.
- 3 Joseph Victor von Scheffel: Der Trompeter von Säckingen. In: Ders.: Werke in vier Bänden. Band II, hrsg. von Friedrich Panzer, Leipzig und Wien 1863, S. 212.
- 4 Ebd., S. 350.
- 5 Vgl. Theodor Fontanes Rezension des *Ekkehard*. In: Theodor Fontane: Aufzeichnungen zur Literatur. Ungedrucktes und Unbekanntes, Berlin 1969.
- 6 Scheffel an seinen Vater am 19. Mai 1848. In: Joseph Victor von Scheffel: Briefe ins Elternhaus 1843–1849. Im Auftrage des Deutschen Scheffelbundes eingeleitet und hrsg. von Wilhelm Zentner, Karlsruhe 1926, S. 182.
- 7 Joseph Victor von Scheffel: Die Burschenschaft und ihre Stellung in der Gegenwart. Aus dem Nachlaß hrsg. und eingeleitet von Hansgeorg Schmidt-Bergmann. In: *Allmende* 18 (1998), Nr. 56/57 (= 1848/1849 – Wege zur Revolution), S. 51.
- 8 Ebd., S. 52.
- 9 Josef Victor von Scheffels Briefe an Karl Schwanitz 1845–1886 nebst Briefen der Mutter Scheffels, Leipzig 1906, S. 130f. Vgl. dazu auch Hansgeorg Schmidt-Bergmann: „mein bester Kern ist immer noch der Zug der Kunst“. Briefe und Notizbücher Joseph Victor von Scheffels zwischen 1848 und 1853. In: Joseph Victor von Scheffel (1826–1886). Ein deutscher Poet – gefeiert und geschmäht. Hrsg. von Walter Berschin und Werner Wunderlich, Ostfildern 2003, S. 26.
- 10 Eine Studienfreundschaft. Scheffels Briefe an Friedrich Eggers 1844/1849. Im Auftrag des Deutschen Scheffel-Bundes eingeleitet und herausgegeben von Gerda Ruge, Karlsruhe 1936, S. 77f.
- 11 Brief Fontanes an einen unbekanntenen Empfänger, datiert Ende November 1849. In: Theodor Fontane: Werke, Schriften und Briefe. 4. Abteilung, Band I, hrsg. von Otto Drude und Helmuth Nürnberger, München 1976, S. 99.

- 12 Vgl. dazu Georg Lukács: Die Theorie des Romans. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik. Neuwied, Berlin 1974 (= Sammlung Luchterhand), S. 98: „Für den Roman des neunzehnten Jahrhunderts ist der andere Typus der notwendig inadäquaten Beziehung zwischen Seele und Wirklichkeit wichtiger geworden: die Unangemessenheit, die daraus entsteht, daß die Seele breiter und weiter angelegt ist als die Schicksale, die ihr das Leben zu bieten vermag.“
- 13 Gustav Freytag: Die verlorene Handschrift. Roman in fünf Büchern, Leipzig <sup>5</sup>1869, S. 158.
- 14 Volker Meid: Ekkehard. In: Metzler Literatur Chronik. Werke deutschsprachiger Autoren, Stuttgart/Weimar 2006 (= 3., erweiterte Auflage), S. 437.
- 15 Vgl. die oben genannte Korrespondenz: Scheffel an Karl Schwanitz am 26. Januar 1850, S. 135 f.
- 16 Vgl. Scheffels Vorwort zur Erstausgabe des Ekkehard, S. IX.
- 17 Joseph Victor von Scheffel: Brief aus Venedig und andere Reisebilder. Mit Zeichnungen von Joseph Victor von Scheffel und zeitgenössischen Illustrationen hrsg. von Hansgeorg Schmidt-Bergmann im Auftrag der Literarischen Gesellschaft, Karlsruhe 2005, S. 19.
- 18 Scheffel an Friedrich Eggers am 20. Dezember 1851.
- 19 Vgl. die oben genannte Korrespondenz: Scheffel an Karl Schwanitz am 20. Februar 1852, S. 184.
- 20 Joseph Victor von Scheffel: Der Trompeter von Säckingen. Ein Sang vom Oberrhein. Illustriert von Anton von Werner. Säckingen am Rhein. [o. J.], S. 228.
- 21 Ernst Boerschel: Josef Victor von Scheffel und Emma Heim. Eine Dichterliebe. Mit Briefen und Erinnerungen. Berlin 1906, S. 3. Dieser Band, wenn auch sicher romantisierend, enthält noch immer die wesentlichen Quellen zur Beziehung zwischen Joseph Victor von Scheffel und Emma Heim.
- 22 Ebd., S. 32 f.
- 23 Ebd., S. 48.
- 24 Ebd., S. 336 f.
- 25 Vgl. ebd., S. 4 f.
- 26 Vgl. dazu im Einzelnen Reinhild Kappes: Joseph Victor von Scheffel. Einblicke in ein vielschichtiges Leben. Singen (Hohentwiel) 2011 (=Hegau-Bibliothek Band 150), Abschnitt 5. Die Publikation gehört zu den wichtigsten Neuerscheinungen zu Leben und Werk Scheffels in den letzten Jahren.
- 27 Vgl. Scheffel: Der Trompeter von Säckingen. In: Werke II, S. 187 f.
- 28 Vgl. dazu Scheffels *Zueignung* zum *Trompeter von Säckingen* in Werke II, S. 190.
- 29 Ebd.
- 30 Vgl. die oben genannte Korrespondenz: Maria Josephine Scheffel an Karl Schwanitz am 1. Dezember 1853, S. 193.
- 31 Vgl. die oben genannte Korrespondenz: Maria Josephine Scheffel an Karl Schwanitz am 5. Januar 1854, S. 196.
- 32 Vgl. Scheffel: Ekkehard. In: Werke III, S. 27. Eine Neuausgabe erschien 2000 im Libelle Verlag.
- 33 Fritz Martini: Deutsche Literatur im bürgerlichen Realismus. 1848–1898, Stuttgart <sup>4</sup>1981, S. 446.
- 34 Vgl. Scheffels Vorwort zur Erstausgabe des Ekkehard, S. III f.
- 35 Ebd., S. IV.
- 36 Ebd., S. III.
- 37 Ebd., S. IV.
- 38 Ebd., S. III.
- 39 Vgl. Scheffels Vorwort zur Erstausgabe des Ekkehard, S. III.
- 40 Morgenblatt für gebildete Leser vom 04. November 1855, Nr. 45, S. 1073.
- 41 Friedrich Nietzsche: Ecce Homo. In: Ders.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe. Hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Band 6. München 1980, S. 358; vgl. auch den Kommentar in Band 14, S. 502 f.
- 42 Vgl. Scheffel: Festlied. In: Werke I, S. 74.
- 43 Vgl. Scheffel: Jubiläum der Universität Heidelberg. In: Werke I, S. 79.



## „Schloß Ortenau“ von Otto Flake

Spiegel der Zeit und Utopie im „Goldenen Land“

Günther Mohr

### Auf dem Weg zum Schloss – wo liegt es?

*„Ich suche ein Schloß, es scheint auf dem Mond zu liegen.  
Schloß Ortenau, bitte, Sie kennen es?“*

Es ist Anfang Juni 1949. Auf einer Straße in Sasbachwalden beugt sich in einem offenen Zweisitzer ein Mann, seinem Tonfall nach Amerikaner, über eine Karte, sucht den Weg zum Schloss Ortenau. Er hat Glück. Der Passant, den er fragt, das ist Ewald Sparre,<sup>1</sup> und der kennt das Schloss – er ist der Ich-Erzähler in „Schloß Ortenau“, dem 1955 erschienenen Roman von Otto Flake.<sup>2</sup>

Im Jahr zuvor berichtete der Erzähler von seiner Annäherung an das Schloss Ortenau:

*„Tal um Tal durchbrach den Westabhang des Gebirges und entließ einen Fluß in den Rheingraben. Von den Hügeln, die da herabkamen, waren die einen mit Reben bedeckt, schattenlos der Sonne hingegeben; andere wie ein Schachbrett in schmale Felder aufgeteilt, in rote, grüne und gelbe. Auf den dritten stützten Gabeln die lastenden Äste und schimmerten die mandarinenblauen Zwetschgen.“<sup>3</sup>*

So sah Ewald Sparre, ein Witwer im Alter von 60 Jahren, bis dahin Archivar und Professor in Freiburg, die Landschaft zu seiner Rechten, als der Freiherr von Ortenau ihn von seinem Fahrer auf das Schloss Ortenau bringen ließ, in das „Goldene Land“<sup>4</sup>.

### Ein Aufbruch zu den letzten Lebensjahren, zur Freiheit

Hinter Sparre liegt der Entschluss zu einem anderen Leben. Wo er bis dahin gelebt hatte, möchte er nicht mehr bleiben:

*„Die Stadt mißfiel mir; sie war nicht mehr das trauliche Freiburg von ehemals. Es wimmelte von polnischen Arbeitern und französischen Familien; die Lunge schluckte Staub, wo man zwischen den Trümmern auch ging. Nach Staub und Moder roch es im Archiv und in der Staatsbibliothek, meinen Aufenthaltsorten. Ich sehnte mich nach frischer Luft, nach Wäldern und nach Blumen.“<sup>5</sup>*



Abb. 1: Otto Flake,  
vermutlich nach 1960

Sparre reflektiert weiter über den Wechsel seines Lebensortes, mit einem Blick auf die Vergangenheit und die Zukunft.

*„Nicht, daß ich meine Dasein als unnütz ansah; dazu bestand kein Grund für jemand, der Student, Familienvater und Professor geworden war. Aber es hatte sich so gefügt, daß das alles hinter mir lag. Fort von der Stadt – noch hast du zehn, fünfzehn Jahre vor dir, wechsele den Sitz und schaue dir das Bühnenstück von einem anderen Standort an.*

*In der Nazizeit war ich ein unabhängiger Mann geworden, ich hatte die Menschen als Massenwesen kennengelernt. Ich brauchte Freiheit, [...].“<sup>6</sup>*

Das ist der Abschluss der Reflexion, mit der Flake den Ich-Erzähler einführt, in einer Reflexion über die Wende in seinem Leben. Es irritiert: Sparre scheint nicht, wie erwartbar, in erster Linie an der Unfreiheit im Nationalsozialismus gelitten zu haben, sondern mehr daran, dass die meisten Menschen sich als „Massenwesen“ erwiesen. Im Unterschied zu ihnen sieht er sich durch sein Verlangen nach Freiheit bestimmt, das ihn über



das Ende des Nationalsozialismus hinaus leitet. Jetzt, im Jahre 1948, führt es zu einem Wechsel des Lebensortes, mit dem er vorzeitig seine berufliche Tätigkeit beendet und seine kaum erkennbaren sozialen Beziehungen aufgibt.

Die Fahrt nähert sich ihrem Ziel. Der Erzähler gibt seinen Eindruck so wieder:

*„Ich hatte nun den langen Rücken der Hornisgrinde vor mir und sah die zwei Türme. Die Ruine auf drittel Höhe war Burg Altwindeck. Im Norden schlossen die Reste der Yburg die Kammlinie ab [...] auf der rechten Einfahrt der Dorfstraße und ihres tiefgemauerten Baches wölbte sich die Einfahrt zum Schloß.“<sup>7</sup>*

### Das Schloss Ortenau

*„Es war Mittag; die Sonne lag noch nicht auf der Front des Herrenhauses, das nach Westen ging. Ein Rest der Morgenfrische spielte um die Quadern und verstärkte die trotzige Wucht. Nicht alle Bauten, denen man den Titel Schloß bewilligt, verdienen ihn; aber diesem hier, den drei Stockwerken, jedes zwölf Fenster stark, mit Rundtürmen an den Flanken und gotischen Traufen unter dem hohen Dach, kam er zu.“<sup>8</sup>*

Wo ist Sparre angekommen? Ja, wo liegt dieses Schloss? In der außerliterarischen Realität gibt es kein Schloss Ortenau, in dessen Nähe sich für Sparre ein Blick auf die zwei erwähnten Höhenburgen, die Altwindeck bei Bühl und die Yburg über Neuweier, eröffnet hätte. Nach der Durchfahrt durch Sasbach, vorbei am Turenne-Denkmal, kann man bald nach Ottersweier abbiegen, „im rechten Winkel von der großen Überlandstraße“, <sup>9</sup> der alten Bundesstraße, und ist dann rasch in Rittersbach, einem Stadtteil von Bühl. Hier liegt ein wenig bekanntes Schloss, das Schloss Rittersbach.<sup>10</sup> Es ist außerliterarisch der Ort, den Otto Flake in seinem Roman zu Mittelpunkt des Geschehens machte.

In seiner Bausubstanz erhält das Schloss Ortenau im Roman kaum Bedeutung. Als Wohnung bezieht Sparre im dritten Stock ein Zimmer mit zwei Fenstern, eines davon in östliche Richtung mit Blick auf Rebhügel und einen bewaldeten Gebirgskamm. Daran schließt sich wie an der südlichen Seite des Gebäudes ein Rundturm an, darin ein „Gemach“ mit „einen halben Meter dicken Wände(n)“ und „Fensterchen, die man durchgebrochen hatte“; auch dieser Raum steht Sparre zur Verfügung.

Im zweiten Stock sind die Räume „wahre Säle“, auch der Speiseraum mit drei Fenstern nach Osten mit Blick „auf den



*Abb. 2: Schloss Rittersbach bei Bühl, im Hintergrund die Ruine der Burg Altwindeck – Schloß Ortenau*

Garten, der den Fuß des Rebhügels umschmiegte und offensichtlich in einen blühenden und nützlichen Teil zerfiel. Ein Wäldchen von Sonnenblumen lag in der Mitte. Die große Tafel mit den vielen Gedecken ließ an Hochzeit oder Familientag denken.“ Die Schilderungen beider Räume bleibt vage; gemeinsam ist ihnen, dass sie sich für Sparre nach draußen und unten, auf Landschaft und Garten öffnen.<sup>11</sup>

Den Treppenteil des Gebäudes schließt eine „Laterne aus ungefärbtem Glas“<sup>12</sup> ab. Einen solchen Aufsatz, ebenso die seitlichen Rundtürme weist das Schloss Neuweier auf. Schloss Rittersbach hat weder diese Türme noch eine Laterne über der Treppe. Es scheint, als ob Flake für die Konstruktion „seines Schlosses“ Elemente beider Gebäude kombiniert habe: Auffallende Bauteile entsprechen Schloss Neuweier, die Lage aber verweist auf Schloss Rittersbach. Das Schloss Ortenau ist ein fiktives Gebäude, das auf anderes und mehr verweist als auf das Äußere und Innere seiner Architektonik.

### **Das Romangeschehen im Überblick**

Als der 60-jährige Sparre 1948 ins Schloss Ortenau kommt, den Mittelpunkt eines Weingutes im Besitz des Freiherrn von Ortenau, wird er zum geschätzten Hausgenossen und verliebt sich prompt in Sabine, die verwitwete 31-jährige Tochter des Freiherrn. Es kommt zur Heirat, und unter der Leitung Sparres wird das Schloss für einige Zeit zu einem kulturellen Zentrum, mit





Lesungen und Vorträgen. Im Jahre 1953 des Romangeschehens verliert die Frau Sparres bei einem Autounfall das Leben.

Im letzten Teil des Romans verlässt Flake ein halbes Jahr nach dem Tod seiner Frau das Schloss Ortenau für eine Reise nach Bayern, lernt dort eine junge Frau namens Ludmilla oder Lud kennen, eine Freundin von Alma, einer ebenfalls jungen Frau aus dem Kreis der Schlossbewohner und -bewohnerinnen. Sparre und Lud, das wird erkennbar, lieben sich, erklären sich aber ihre Liebe nicht, auf der Seite Sparres wohl ein Verzicht in der Erinnerung an sein jäh zu Ende gegangenes Glück mit Sabine. Lud, die Sparre versteht, heiratet einen Apotheker, mehr aus Zuneigung zu dessen kleiner Tochter als um ihre Versorgung zu sichern, wird dann aber bald durch dessen Tod frei. Alma holt Lud auf das Schloss, sie und Sparre erkennen, dass sie füreinander bestimmt sind und entscheiden sich (1955, im letzten Jahr des Romangeschehens) für ein gemeinsames Leben, ohne eine Heirat für nötig anzusehen.

*Abb. 3: Schloss Rittersbach bei Bühl – Schloß Ortenau*

### **Der Roman als Spiegel seiner Zeit?**

„Schloß Ortenau“ wird hier nicht auf seine literarische Qualität untersucht. Der Roman soll im Folgenden als Text gelesen werden, in dem auf der fiktionalen Ebene die Landschaft um Bühl eine Rolle spielt und in dem Probleme der Romanzeit, die Anfangsjahre der Bundesrepublik, gespiegelt sind, mit vielen Bezügen zu den Jahren zwischen der Gründung der Bundesrepublik

und der Erlangung der staatlichen Souveränität. Schon der zeitliche Rahmen dieses Romans weist darauf hin, dass sein Gehalt mit der Geschichte der Bundesrepublik zu tun hat.

Seine Zeitgenossenschaft tritt bald nach Beginn des Roman-geschehens zutage. Im untersten Geschoss des Schlosses hatte es eine „französische Einquartierung“ gegeben. Jetzt benutzt es in der Zeit der Wohnraumbewirtschaftung die Gemeinde zur Unterbringung „von Flüchtlingen aus dem Osten“. <sup>13</sup> Am Aspekt „Besatzungsmacht Frankreich“, einer wichtigen Alltagserscheinung für die Leserschaft 1955, als „Schloß Ortenau“ erschien, soll zunächst untersucht werden, wie Flake die Zeitgeschichte in den Roman einfügt.

Die französische Besatzungsmacht nennt Sparre „Okkupant“. Sie hat gerade 1948 „die Eier, das Fleisch und Gemüse“ aus ihrer Kontrolle freigegeben, Voraussetzung für Sparre dafür, dass er der Hungerszeit entkommen ist und wieder ein normales Aussehen aufweist statt „ein Gespenst aus Haut und Knochen“ zu sein. <sup>14</sup> Noch erlaubt der „Okkupant“ den Deutschen keinen Waffenbesitz; Freiherr von Ortenau beklagt, dass er nicht einmal eine Schrotflinte zur Bejagung der Wildschweine behalten durfte, die den Bauern großen Schaden zufügen. <sup>15</sup> In Baden-Baden, so Sabine zu Sparre, seien die Deutschen „noch immer von den besseren Gaststätten ausgesperrt“. <sup>16</sup>

Als erster Vertreter der Besatzungsmacht tritt Talandier auf, ein französischer Zivilist.

*„Bei Tisch war von ihm gesprochen worden – er sei ein Aufkäufer, auch Importeur, bereise die Zone und habe Büro, Lager und Wohnung im untersten Stock des Schlosses. Er sah aus wie ein Geschäftsmann, der regelmäßig den Coiffeur, den Schuhmacher und den Krawattenhändler in Anspruch nimmt, überall gut aussieht, gepflegt und doch recht durchschnittlich.“<sup>17</sup>*

Mit einem französischen Offizier, „Richter am Militärgericht in Rastatt“, <sup>18</sup> hat die 25-jährige Alma eine Beziehung aufgenommen. Sie ist die Tochter des Generals von Löwenstein; Alma und ihren Vater hatte der Freiherr von Ortenau wie noch weitere Verwandte nach dem Kriegsende in sein Schloss aufgenommen. Sparre warnt Alma: „Sie geraten in ein Treiben, das für junge Frauen ohne Familie gefährlich ist: Bar, Tanz, Alkohol, und, wenn die Kavaliere gerade so beschaffen sind, der Kartentisch. Es ist die Atmosphäre, in der man nachgibt und ungerade gerade sein läßt.“ Er rät, die Beziehung einzuschränken, bis Almas Freund geschieden sei, betont aber, er „empfehle die Moral nicht, weil sie die Moral ist, sondern aus Gründen der Taktik.“ <sup>19</sup> Es kommt, wie es Sparre vorausgesehen hatte. Alma





wird schwanger, ihr Liebhaber lässt sich nicht, wie er angedeutet hatte, scheiden, sondern versöhnt sich mit seiner Frau und löst seine Beziehung zu Alma mit einer Geldzahlung.<sup>20</sup> Sparre sieht, wie die überlieferten sozialen oder familiären Verhältnisse zerbrechen, betrachtet das aber nicht in einer überlieferten Perspektive der Moral, sondern der Lebensklugheit.

Mit Talandier und dem namenlosen Offizier treten Angehörige der französischen Besatzungsmacht auf, in ausgesprochenen Nebenrollen; sie verschwinden rasch aus dem Romangeschehen. Selbst die Generäle, die die Straße zwischen Baden-Baden und der Bühler Höhe als gut ausgebaute Rennstrecke benutzen,<sup>21</sup> erwähnt Sparre, lässt es aber dabei bewenden. Die Verbindung zu Talendier nutzt er sogar wie selbstverständlich, um an eine Strickleiter zu kommen, die in Deutschland nicht zu erhalten ist und ihm zum Notausstieg aus der Höhe seiner Schlosswohnung dient.<sup>22</sup> „Okkupant“ – ja, aber die Hotels an der Schwarzwaldstraße,<sup>23</sup> das beschlagnahmte „Caffée Rumpelmayer“ in Baden-Baden werden „wieder frei“<sup>24</sup>, und für Sparre sind die sich verändernden Besatzungsverhältnisse kein größeres Problem.

Flake nimmt also die Folgen der Besatzungsverhältnisse in den Roman hinein, sie erscheinen jedoch als Lebensumstände,

*Abb. 4: Schloss Neuweier in Neuweier (Baden-Baden) – ein Schloss „mit einer Laterne aus ungefärbtem Glas“ und „mit Rundtürmen an den Flanken“ (Schloß Ortenau, S. 12)*

die für die Einzelnen beherrschbar sind. Das gilt auch für das Problem der staatlichen Einheit in Deutschland, das Sparre in Beziehung mit der verlorenen konfessionellen Einheit sieht. Er, der Protestant, äußert sich im Gespräch mit Obrecht, einem katholischen Geistlichen, so:

*„Sehen Sie, wenn wir demnächst den Weststaat bekommen, werden die Deutschen die Aufspaltung in zwei getrennte Gebilde beklagen – aber was sie verloren haben, das Reich, war nie eine echte Einheit. Nie, wir wissen gar nicht, was Einheit ist, seit der Reformation nicht mehr. Wir sind ein verunglücktes Volk.“*

Und:

*„Seit vierhundert Jahren ist die Spaltung unsere Lebensform, und das lässt sich nicht mehr ändern. Die Protestanten haben eine Überlieferung bekommen und hängen an ihr. Den Katholiken geht es ebenso. Was bleibt als Ausweg? Der gute Wille und die Duldung.“<sup>25</sup>*

Weder die Besatzungsverhältnisse noch die sozialen, moralischen oder politischen Veränderungen der Zeit überwältigen Sparre. Als skeptischer Betrachter empfiehlt er Toleranz und Klugheit. Geschichte ist für ihn ein Arsenal, aus dem der Betrachter Mittel holt, um sich die Zeitprobleme auf Distanz zu halten. Aber im Zentrum seines Blickes und damit der Perspektive der Lesenden befindet sich doch etwas anderes als das Zeitgeschehen.

### Die Landschaft des Romans

Folgt man Flakes Autobiographie, so besuchte er 1950 Neusatz, heute ein Teilort von Bühl.<sup>26</sup> Möglicherweise als Reminiszenz an diesen Besuch lässt Flake den Ich-Erzähler von Schloss Ortenau aus einen nachmittäglichen Gang in das Neusatzer Tal machen, in Begleitung weiterer Romanfiguren. Der einleitende Erzählerbericht lautet:

*„Ich hatte die Karte studiert; das Tal, das zwischen Bühl und Achern in die Ebene mündete, führte zum Gebirgsstock hinauf, den Hundseck und Bühler Höhe krönten. Die Gemeinde setzte sich aus einer Reihe von Ortschaften, Zinken und Einzelhöfen zusammen. Hat man die Ordnung im Kopf, so kann man sich den Reizen hingeben. Man kann es auch umgekehrt halten und die Eindrücke so lange wiederholen, bis die Ordnung von selbst eintritt. Es gibt immer mindestens zwei Methoden, sich dem Lebenden zu nähern.“<sup>27</sup>*





Abb. 5: Schloss Waldsteg, ehemaliges Wasserschloß in Neusatz, zeitweise Pfarrhaus. „Wasserschloßpfarre“ (Schloß Ortenau, S. 55)

Zumindest für diesen Teil der Landschaft des Romans wird deutlich, worauf es Sparre ankommt: „Reize“ und „Eindrücke“ wirken auf den Betrachtenden. Sie stehen in Zusammenhang mit der Erkenntnis einer „Ordnung“ in der Landschaft. Diese Ordnung erschließt sich als Ergebnis von Kenntnissen („hatte die Karte studiert“) oder als Wirkung wiederholter Aufnahme von Eindrücken („die Eindrücke so lange wiederholen, bis die Ordnung von selbst eintritt“). Entweder erst Ordnung, dann die Hingabe an die Eindrücke, oder erst die wiederholten Eindrücke, dann die Ordnung – Deduktion oder Induktion, diese Annäherungsmöglichkeiten an die Landschaft werden zu Annäherungsmöglichkeiten an das „Lebende“ überhaupt.

Eine Konsequenz dieses Annäherungsprinzip an die Landschaft in diesem Romanabschnitt: Weitere Kenntnisse werden in die entsprechende Passage eingebaut:

*„Dort das dreistöckige Gebäude ist das ehemalige Wasserschloß [...]“, „dort höher hinauf steht das Kreuzschwesterhaus. Das Tal hat, wenn man sich so ausdrücken will, einen klerikalen Charak-*

*ter. Es gehörte dem Markgrafen in Baden-Baden, und die Jesuiten hatten in seinem Ländchen alles zu sagen.“*

Etwas später geht Sparre hin zu dem Wasserschloss im Neusatzer Ortsteil Waldsteg, das zu einer „Pfarre“, zum Pfarrhaus geworden war.<sup>28</sup> „Den Graben konnte ich gut erkennen; er war aufgeschüttet und umzog das Gebäude als Kranz von Gartenbeeten.“

Nochmals erfährt Sparre weitere Details, die mit diesem Ort verbunden sind: Dass Alban Stolz als Kaplan in diesem Pfarrhaus seine „Laufbahn als Volksschriftsteller begonnen“ habe, dass er in Bühl geboren und begraben wurde und dass Alois Schreiber, zeitweilig ein Archivar wie Sparre selbst, ebenfalls aus Bühl stammte. Die Gründung der „Lenderschen Lehranstalt“ in Sasbach durch Franz Xaver Lender wird skizziert, Erwin von Steinbach als Miterbauer des Straßburger Münsters und Grimelshausen mit seinem Aufenthalt in Renchen werden in die Landschaft verortet.<sup>29</sup> Schließlich folgt noch ein Hinweis auf Karl Reinfried, der als Pfarrer in Moos, heute wie Neusatz ein Teil von Bühl, „sich unendlich Mühe gegeben habe, die Lokalgeschichte zu erforschen [...]“. All diese Informationen vermittelt ein Pfarrer namens Obrecht, dem Geistlichen in der Gemeinde, in der das Schloss Ortenau steht. Eine Nonne, ebenfalls in der Begleitung Sparres, kommentiert dies: Sparre habe in Obrecht „einen Freund gewonnen“, und sie sei froh, dass Sparre über Obrechts „Eifer“ nicht lächle.<sup>30</sup>

Sparre selbst lässt sich auf Landschaft und die Ausführungen des Pfarrers Obrecht so ein:

*„Wir schritten gemächlich über den Fuß der absinkenden Hügel. Wohin das Auge ging, erblickte es Bauernblumen, Nußbäume, Edelkastanien und Wein. Das Gefühl, in einer warmen, fruchtbaren Landschaft zu wohnen, stimmte das Gemüt freundlich. Ich hätte nicht gern in dem verrußten und obendrein zerstörten Mannheim gelebt. Die Unterhaltung entsprach der heimatverbundenen Stimmung; [...].“<sup>31</sup>*

Die Landschaft in ihren eher aufgezählten als ausführlich geschilderten Elementen, die Eindrücke, die von ihr auf den Betrachter einwirken, dazu Kenntnisse über das sie auszeichnende „Personal“ und über ihre Geschichte, so eignet sich Sparre seine neue Heimat an und gelangt in eine angenehme, freundliche Gemüts- oder Gefühlsstimmung.

An einer anderen Stelle, im Gespräch mit Sabine, spricht Sparre über das Verhältnis zur Landschaft so: „Liebe entspringt dem Umgang. Mit einer Landschaft muß man in langer und





Abb. 6: Schloss Waldsteg, ehemaliges Wasserschloss in Neusatz, jetzt Stadtgeschichtliches Institut Bühl

guter Ehe verbunden sein.“ Sabine weist ihn darauf hin, dass er „als Mann“ die Landschaft wie eine umworbene „Frau, die Geliebte“ sehe. Seine Replik: Die „Wesensgleiche“, „die Gefährtin, die Schwester, die Mutter“ könne auch eine Frau in der Landschaft sehen.<sup>32</sup> Die Annäherung an die Landschaft bietet also dem Menschen die Annäherung an das Wesensgleiche, die Erkenntnis des Eigenen. Flake wäre wohl missverstanden, reduzierte man ihn auf einen Schriftsteller, für den die mittelbadische Landschaft einen nur relativ unkonkreten, eher durch Aufzählung vermittelten Stimmungswert hätte. Es geht für ihn im Umgang mit der Landschaft um das eigene Selbst.

### Gefahren für die Landschaft durch die Politik?

Die Landschaft, wie sie Flake den Ich-Erzähler Sparre wahrnehmen lässt, ist jedoch gefährdet. Das zeigt sich bei der ersten Fahrt Sparres in die Umgebung des Schlosses, in Begleitung des Freiherrn, dessen Tochter diesmal das Auto steuert, mit dem Ziel Greffern am Rhein.

*„Wir waren längst über Bühl hinausgekommen und durchquerten die Rheinebene, der man noch ansah, daß riesige Wälder sie einst überzogen hatten. Ihre menschenlosen Reste wechselten mit den Feldern. Alle hundert Meter oder noch weniger waren Bunker angelegt worden, die nun gesprengt, als Betonwürfe mit zerfetzten Drähten aus dem Boden ragten.“*



Abb. 7: Burg Windeck bei Bühl, Postkarte, spätestens 1898. „Die Türme hatten keine anderen Bestimmungen mehr, als an die Vergänglichkeit zu erinnern; der Trotz war gewichen, das Idyll eingezogen.“ (Schloß Ortenau, S. 68)

Sparre „sieht“ eine Landschaft, die geprägt ist durch lang Zurückliegendes, die einstmals riesigen Wälder, aber auch beeinträchtigt ist durch die gerade vergangene Zeit des Krieges („Bunker, die ... als Betonwürfel mit zerfetzten Drähten aus dem Boden ragten“) und die zeitlich noch näher liegende Sprengung der Bunker. Kurz darauf, am Rhein angekommen, eine ähnliche Szenerie: „Wir folgten dem Leinpfad flußaufwärts; auch hier reihte sich Bunker an Bunker – wilder Hafer und Blutweiderich milderten den häßlichen Rost der Rippen.“ Und darauf verallgemeinert der Erzähler die Darstellung der kleinen Szene des Rheins bei Greffern mit einer Betrachtung der Oberrheinlandschaft insgesamt: „[...] die Industrie hatte die Landschaft am Oberrhein noch nicht entstellt. Zwischen Basel und Karlsruhe zog der Strom seine Bahn so still und majestätisch wie vor Jahrhunderten, von Pappeln und Fischernetzen gesäumt.“

Der Freiherr kommentiert diese Szenerie mit einer Anspielung auf den sich abzeichnenden Südweststaat: „[...] wenn man uns mit Württemberg vereint, werden die unternehmungslustigen Schwaben sorgen, daß Fabriken rauchen, wo heute die Dörfer sich in die Talausgänge schmiegen.“ Wie um eine berechtigte Furcht um die Landschaft zu bestätigen, fügt der Erzähler weitere Landschaftseindrücke an:

„Die Sonne sank ab und spann eine Goldnetz hinter den Pappeln. Die Blätter, empfindlich wie die der Espen, begannen im ersten



*Abendwind sich zu regen. Der Heimweg brachte das Schönste der Fahrt, den Blick auf die Kulisse des Gebirges. Sie war mit blauer Wasserfarbe über den Horizont getuscht, wir hielten senkrecht auf sie zu.“*

Der Blick auf die Landschaft schließt sich am Ende dieses Ausfluges mit dem Blick auf und in das Schwarzacher Münster und mit einem knappen Phantasiebild seiner Gründung: „Rodende Mönche hatten ein Gotteshaus gebaut, als noch Bären in den Forsten hausten und die Wildarme des Rheins bis zu den Inlandäckern spülten.“<sup>33</sup>

Vergangenes, gerade auch der gerade vergangene Krieg, bestimmt die Landschaft neben ihrer Schönheit. Je näher die Gegenwart in den Blick des Erzählers kommt, desto mehr zeigt sich Irritation, und für die Zukunft wird die Furcht deutlich, dass sie negativen Veränderungen ausgesetzt ist, Veränderungen, die von der politischen Welt her (und auch von der Seite der „Württembergern“) drohen.

### **Ein Blick auf die Politik der Gegenwart – „vom Zaun aus“**

Die Politik drängt sich nicht nur negativ in die Landschaft. Im ersten Sommer seines Aufenthalts auf Schloss Ortenau steigt Sparre eines Tages auf die Burg Windeck über Bühl. Sie war sein „Lieblingsplatz“ geworden. „Die Türme hatten keine anderen Bestimmungen mehr, als an die Vergänglichkeit zu erinnern; der Trotz war gewichen, das Idyll eingezogen.“

An diesem Tag hat Sparre, zufällig, eine lateinische Ausgabe der Schriften Vergils mitgenommen. Er erprobt seine Fähigkeit, den Text zu lesen, aber in der Mittagshitze schläft er ein. Als er aufwacht, sieht er zwei Männer sich der Burg nähern.

*„Am Rand des Blickfelds tauchte Pfarrer Obrecht auf. Auch sein Begleiter, ein ungewöhnlich kleiner Herr, trug schwarze Kleidung, jedoch nicht die geistliche. Als sie näher kamen, erkannte ich ihn; es war der Staatspräsident, in Freiburg hatte ich ihn im Landtag gesehen. Er fuhr viel im Land herum und war bei den Bauern beliebt, ein lebhafter und aufgeschlossener Mann [...].“<sup>34</sup>*

Den Namen des Präsidenten Leo Wohleb nennt der Ich-Erzähler nicht, auch nicht des „Staates“, dem er vorsteht, nämlich das Land Baden, das nach heutigem Verständnis eigentlich aus dem südlichen Teil Badens bestand.<sup>35</sup>

Pfarrer Obrecht stellt Sparre dem Staatspräsidenten vor. Dieser, der nach einer Ausbildung in Klassischer Philologie bis 1947 im Schuldienst und der Schulverwaltung tätig war, äußert



*Abb. 8: Staatspräsident Leo Wohleb in Bühl. Links der Bühler Bürgermeister Kist, rechts Pfarrer Sälzer, Bühl-Kappelwindeck. Ein „ungewöhnlich kleiner Herr, trug schwarze Kleidung, jedoch nicht die geistliche“. (Schloß Ortenau, S. 68)*

sich nicht nur erfreut darüber, einen Vergil-Leser entdeckt zu haben. „Sie haben sich in eine schöne Landschaft zurückgezogen“, sagt der Präsident zu Sparre, „man muß einen Mann beneiden, der zur Siesta nach Burg Windeck geht [...]“<sup>36</sup>

Die literarische Kultur, hier im Rückgriff auf die römische, wird angesprochen, dann die Landschaft. Der Präsident selbst kommt nicht auf die Politik zu sprechen, auch nicht Sparre; an diesem Ort ist sie wohl bedeutungslos. Sie wird erst im Erzählerbericht thematisiert, aber auch da nur unter dem Aspekt des Verfahrens, das der Präsident anwendet.



Im Pfarrgarten trifft sich nämlich der Staatspräsident mit Einwohnern des Ortes. Es war

*„eine Besprechung mit Gemeindemitgliedern angesetzt, er wollte Wünsche, Beschwerden, Anregungen entgegennehmen. [...] Im Garten des Pfarrhauses warteten schon die Besucher, und da Bänke darin standen, nahm der Präsident Platz. Einige setzten sich, andere standen im Halbkreis. Es war eine schweizerische Landgemeinde im Keim. Ich schaute eine Weile vom Zaun aus zu und hatte meine Freude an dem ungezwungenen Ton, der kleine Herr stand seinen Mann.“<sup>37</sup>*

Zum Abend sind Obrecht und der Präsident auf das Schloss eingeladen. Sparre zeigt seltene Drucke aus der Humanistenzeit, dann wird bei einem Glas Wein über dessen Anbau gesprochen, über Regionales wie die Ortsnamen und die einheimische Flora, über die Einführung der Bühler Zwetschge, über Blumen und Pflanzen in Baden-Baden. Und das Ende der Szene:

*„So also saßen wir zusammen und plauderten Botanik. Ausnahmsweise war es eine Unterhaltung, die ohne die Politik, die Okkupanten, den Krieg auskam. Der Präsident bedankte sich für die entspannende Stunde. Die Lampions wurden gelöscht, wir brachten den Besuch zu seinem Wagen.“<sup>38</sup>*

Flake reduziert den politischen Bereich in seinem Roman, das zeigt die Betrachtung, wie Wohleb als der Präsident des Romans auftritt. Die Bildung des Landes Baden-Württemberg spielt eine Rolle, aber, wie gezeigt, als etwas, das die Landschaft gefährden wird. Die Entstehung der Bundesrepublik wird zwar angesprochen, damit auch die Aufteilung Deutschlands auf zwei Staatsgebilde. Die politischen Auseinandersetzungen der Zeit bleiben jedoch weitgehend außerhalb des Romangeschehens. Die Reihenfolge der Themen, die beim ersten Treffen Sparres mit dem Präsidenten feststellbar ist, scheint eine Wertung auszudrücken: An erster Stelle steht die Kultur, dann folgt Landschaft im Zusammenhang mit ihrer Geschichte, und Politik bleibt weitgehend abstrakt, und nur im Maßstab der „Landgemeinde“ trifft sie auf eine sympathisierende Betrachtung aus der Distanz, „vom Zaun aus“.<sup>39</sup> Im geselligen Kreis der Bewohner des Schlosses spielt sie, wie auf der Idylle der Burg Windeck, keine Rolle.

### Die reduzierte Zeit des Nationalsozialismus

Auch die politische Vorgeschichte verwendet Flake in einer ähnlich reduzierten Form. Am Anfang des Romans erinnert sich Sparre an einen Besuch bei Freiherr von Ortenau im Jahre 1944,

„als die Nachrichten über die mißlungene Verschwörung vom zwanzigsten Juli kamen. Unter denen, die Hitler hängen ließ, war Sabines Mann. Sie selbst wurde ins Gefängnis nach Moabit, dann ins Konzentrationslager von Oranienburg gebracht, der Freiherr unter Aufsicht gestellt.“<sup>40</sup> Ein neutraler Bericht – erst im Folgenden deutet sich eine Bewertung an: Sparre schließt Freundschaft mit dem Freiherrn, und dessen Tochter wird seine Frau.

Ein Verwandter, den Freiherr von Ortenau aufgenommen hat, ist General von Löwenstein. Als es zur ersten Begegnung mit ihm kommt, stellt ihn der Freiherr leise so vor: „In Nürnberg mitangeklagt und freigesprochen.“<sup>41</sup> Sparre, der in der Zeit des Nationalsozialismus Unabhängigkeit gefunden hatte,<sup>42</sup> schließt sich an Menschen an, die unter der Unfreiheit gelitten hatten und die er wohl nicht als „Massenwesen“ ansieht. Sie haben den Nationalsozialismus nicht direkt bekämpft, waren aber auch nicht mit dem Unrechtssystem mitgegangen wie die „Massenmenschen“.

Wichtige Romanfiguren wie der Freiherr und Ewald Sparre sind so als Menschen dargestellt, die sich dem Einfluss der Nationalsozialisten entzogen. Warum und wie sie dazu in der Lage waren, das thematisieren weder sie selbst noch andere Figuren des Romans. Sparre hat seinen Sohn im Krieg verloren wie der Freiherr von Ortenau<sup>43</sup>, aber als Motiv für Distanz zum Nationalsozialismus führt das Flake nicht aus.

Aber auch die andere Seite, die Täter und ihre Verbrechen, werden nur beiläufig erwähnt. So bei der Erwähnung einer entfernten Verwandten des Freiherrn, einer österreichische Nonne, die der Schlossherr bei sich aufnahm. „Hitler schloß das Kloster, die Rückkehr ist noch schwierig, [...]“<sup>44</sup> Das Regime ist auf Hitler reduziert, die Frage des Verhaltens des Naziregimes zu den Kirchen wird hier nicht aufgegriffen. Eine Bewertung etwa in einer der in den ersten Nachkriegsjahren verwendeten sprachlichen Bezeichnungen wie „Unrechts“- oder „Terrorherrschaft“ unterbleibt.

Ein anderer Rückgriff auf die Nazizeit ist irritierend, wenn nicht erschreckend. Als es zu einer Unterhaltung über den Zwetschgenanbau kommt, erwähnt der Freiherr, dass sich der Einsatz chemischer Spritzmittel lohne; jetzt könnten sie langsam wieder verwendet werden. „Jahrelang fehlte es überhaupt, man rückte mit den Giften lieber dem Mitmenschen als dem Ungeziefer auf den Leib.“ Was wir Holocaust oder Shoa nennen, erwähnt die für Sparre sympathische Gestalt des Freiherrn im Zusammenhang der Zwetschgenernte, um anschließend davon zu sprechen, dass in den nächsten Tagen das Bühler





Abb. 9: Plakat anlässlich des ersten Zwetschgenfestes in Bühl nach dem 2. Weltkrieg. „Sonntag ist zum ersten Mal im Frieden wieder Zwetschgenfest in Bühl.“ (Schloß Ortenau, S. 27)

Zwetschgenfest wieder erstmals nach der Kriegszeit gefeiert wurde.<sup>45</sup>

Diese Stelle des Romans ist ähnlich irritierend wie eine Passage in der Autobiographie Flakes, in der er darauf eingeht, wie das Novemberpogrom von 1938 in Baden-Baden ablief. Die jüdischen Männer, deren die SS und die Schutzpolizei am 10. November habhaft werden konnten, wurden von der Polizeidirektion aus in einem einstündigen Marsch durch die Innenstadt Baden-Badens geführt, bevor sie in die Synagoge getrieben wurden.<sup>46</sup> Flake berichtet, wie er zufällig „Zeuge des Umzuges der Juden“ geworden sei. Auf die Beschimpfungen der

jüdischen Männer durch die Zuschauer reagierte er in seinem fast zehn Jahren nach dem Ereignis verfassten Bericht so: „[...] mir war, als sei ich in Jerusalem an jenem Tag, als man Christus nach Golgatha brachte“<sup>47</sup>. Auf die Formulierung „Umzug“ folgt die durch den Verweis auf das Karfreitagsgeschehen religiös erhöhte Verurteilung des Geschehens.

Wie vieles in den Schriften Flakes sind solche für uns sprachlich merkwürdigen Zusammenhänge bisher nicht in den Blick gekommen. Möglicherweise entspricht die Formulierung „Umzug“ einem stilistischen Prinzip, dem sich Flake verpflichtet fühlte: „Knappheit und Sachlichkeit, die vermeidet, Gefühle breitzutreten [...]“, das war der Kern dieses Prinzips.<sup>48</sup> Ähnlich wie in seiner Autobiografie könnte es sich auch bei der Äußerung des Freiherrn verhalten – sie kann als sprachlicher Ausdruck dafür verstanden werden, dass es sich um eine Figur handelt, die ihre Gefühle zurückhält. Das Problem bleibt dennoch: Für uns heute fragt sich, ob dieses stilistisch-künstlerische Prinzip in einem Bericht über ein Pogrom oder auf die Shoa bezogen angemessen ist. Oder leiden gar selbst positiv konzipierte Figuren Flakes wie der Freiherr oder sein autobiographisches Ich an der Unfähigkeit, die Verbrechen der NS-Zeit in direkter Form zu nennen?

Im Verlauf des Geschehens kommt es immer wieder zur Erwähnung von Auswirkungen der Nazizeit auf die Romangegenwart, also auf die Jahre bis 1955, auf die Trümmer aus der Kriegszeit, auf Flüchtlinge, auf Gefangenschaft von Soldaten und von Frauen, auf deren leidvolle Existenz nach ihrer Rückkehr. Diese Auswirkungen gehören zu den Alltagserfahrungen des ersten Jahrzehnts der Nachkriegszeit. Auffallend ist jedoch, dass hier wie in den vielen reflektierenden Bemerkungen des Freiherrn und Sparres das keine Rolle spielt, was wir gewöhnlich Auseinandersetzung mit der NS-Zeit nennen. Die negativen Folgen der Niederlage nehmen im Roman mehr Raum ein als Fragen einer emotionalen Zuwendung zu den Verfolgten und Opfern der NS-Herrschaft oder die Beschäftigung mit der Frage nach Ursachen und Bedingungen dieser Herrschaft und ihrer „Täter“. Das ist umso auffälliger, als der Archivar-Professor Sparre selbst von sich sagt: „Ich liebe es nach rückwärts zu denken [...]“<sup>49</sup>. Er liebt es jedenfalls nicht, an die Nazizeit zu denken. Selbst da, wo sich mit dem Widerstand des Jahres 1944 eine positive Linie der Zeit anbot, belässt es der Erzähler bei einer fast neutralen Erwähnung, dass der Freiherr und seine Tochter als Angehörige eines Widerstandskämpfers dessen Ermordung erfahren mussten und sie das Los der „Sippenhaft“ getroffen hatte.



### „Beschweigen“ und Hinwendung zur Kultur

Im weitgehenden Schweigen über die NS-Zeit zeigt sich Flakes Roman als ein literarisches Werk, das wohl den Haltungen und Verhaltensweisen des größten Teils seiner Leserschaft nahe war. Die nationalsozialistische Zeit war in den Jahre bis 1955 kaum ein Objekt der Erinnerung. Ein öffentlicher Diskurs über diese Zeit, über die Verbrechen, die in ihr verübt wurden, und über Schuld unterblieb weitgehend; die Formulierung einer „geschlossenen Verweigerungsfront“<sup>50</sup> fasst dies zusammen. Selbst die Verfolgten und die Ermordeten kamen kaum in den Blick, eher die, die an den Auswirkungen der Niederlage zu leiden hatten.<sup>51</sup> In dieser „Phase des Beschweigens“<sup>52</sup> scheint der Archivar und Professor Ewald Sparre keine Ausnahme gewesen zu sein, weder unter den Historikern noch der Bevölkerung insgesamt.

An welchem Ort steht denn nun, wenn nicht im Raum von Politik und Geschichte, das Schloss Ortenau? Ewald Sparre wird in seinem Turm zum Autor, der Fragen der Religion und Konfessionen, den Zwiespalt zwischen „Forschen und Glauben“ behandelt. Ein weiterer Mitbewohner des Schlosses, ein Gynäkologe, verfasst ein Buch über „die Themen Eros, Ehe, Frau“, ein anderer, ein Musikwissenschaftler, eine Biographie über Robert Schumann.<sup>53</sup> Ewald Sparres Idee „seines“ Schlosses knüpft außerdem an den Brauch an, den der Freiherr für die Winterzeit eingeführt hat: „Leseabende“, Abende, an denen Autoren auf verschiedene Weise, auch mit der Lesung von Auszügen aus ihren Texten, vorgestellt werden.<sup>54</sup>

Daraus entwickelt Sparre, unterstützt von der Tochter des Freiherrn, die Idee, „Sommerkurse“ auf Schloss Ortenau einzurichten und Besucher aus der Umgebung zu gewinnen.<sup>55</sup> Er selbst und die anderen Autoren des Schlosses sind die Vortragenden, die sich Fragen der Literatur, der Medizin, der Sexualität und der Musik widmen.<sup>56</sup> Dazu kommt die Arbeit an den „Schloßbeiträgen“, die zu einer Zeitschrift werden; ihre wichtigsten Beiträge sind die „Ortenauer Autoren“.<sup>57</sup> „Es schien, als wolle Schloß Ortenau eine Stätte der fruchtbaren Erörterungen werden“, glaubt Sparre im Jahr 1952, ein Ort also, an dem wichtige Fragen der Zeit diskutiert werden. Doch es kommt das Aus: Der Verleger aus Baden-Baden, der die Sommerkurse organisiert und die „Schloßbeiträge“ herausgibt, muss seinen Verlag verkaufen, denn „das Publikum verlange mehr und mehr das Exotische, das Grelle, das Kurzfristige, die Sensation“. – Der neue Besitzer des Verlages stoppt die Unterstützung der Sommerkurse und der „Schloßbeiträge“.<sup>58</sup>

Das Entscheidende am Schloss, das wird deutlich, ist nicht die Wohnung Sparres oder irgendein Vortragssaal. Schloss Ortenau ist zwar im Roman wie seine außerliterarische Entsprechung lokalisierbar, doch ist das Schloss, der „Ort“ des Romaneschehens, zu einer Chiffre geworden für ein kulturelles Zentrum, das außerhalb der literarischen Welt nicht existierte, aber auch im Roman selbst nicht erreichbar ist. In diesem Sinne ist das „Schloß“ eine doppelte Utopie.

Die Vorstellung eines kulturellen Aufschwungs als zentraler Entwicklungszug der Nachkriegszeit existierte nicht nur im Roman *Otto Flake*. Der Historiker Friedrich Meinecke drückte seine Vorstellung darüber so aus: „In jeder deutschen Stadt und größeren Ortschaft wünschen wir uns also künftig eine Gemeinschaft gleich gerichteter Kulturfreunde [...].“<sup>59</sup> Die Schlossgesellschaft, ihre zu Schriftsteller werdenden Mitglieder, die mit Vorträgen und einer Zeitschrift ein breiteres Publikum erreichen, entspricht diesen „Kulturgemeinden“ Meineckes. Die Hoffnung auf eine „kulturelle Renaissance“ war weit verbreitet.<sup>60</sup> Allerdings ging sie oft mit einer erfahrungsgesättigten Enttäuschung über die Politik Hand in Hand. Hannah Arendt, die Philosophin, die aus Deutschland fliehen musste, wies auf die andere Seite dieser Begeisterung für die Kultur hin. Sie sah eine „Flucht der Menschen vor der Wirklichkeit, die zugleich eine Flucht aus der Verantwortung“ war.<sup>61</sup> Das weitgehende „Beschweigen“ der nationalsozialistischen Vergangenheit und ihrer Verbrechen war ein Teil dieser Flucht, die Begeisterung für die Kultur „Kompensation politischer Enttäuschung“ und wohl auch, in einem Ausdruck von Max Frisch, „Alibi“.<sup>62</sup>

Wie konform sich Ewald Sparre auch zur Fluchtbewegung verhält, zeigt sich, als er über das Scheitern der „Kulturutopie“ reflektiert. Er fragt sich, ob nicht das „westdeutsche Neugebilde“ sich als ein „neunundvierzigster Prosperitystaat“, als ein Anhängsel der USA entwickle. Auf diese Reflexion folgt sofort der Gedanke: „Ich wäre gern mit Sabine auf Reisen gegangen; [...].“<sup>63</sup> Ironisiert hier Flake seinen Kulturhelden Sparre, der sich doch fern von der Masse denkt, aber ihr Eintauchen in die Reisewelle der 50er Jahren durchaus teilt, jedoch seinen Wunsch mangels Geld<sup>64</sup> nicht erfüllen kann?

Flake und mit ihm sein Erzähler Sparre ist Ironie auch gegenüber der „Kulturutopie“ in der mittelbadischen Landschaft nicht fremd. Ein Lehrer, „bei den Kommunisten eingeschrieben“ und deshalb entlassen, wird auf dem Schloss als Gärtnergehilfe beschäftigt, allerdings nur unter der Bedingung, dass er seine Parteizugehörigkeit aufgibt. Er, zugegebenermaßen am Rand der Schlossgesellschaft, gründet zusammen mit einer jun-



gen Frau „einen Nudistenklub. Aus Mannheim und Karlsruhe kamen zu den Wochenenden ältere Männer und blutjunge Frauenzimmer, veranstalteten Nackttänze im Wald und wurden von den aufgebrachten Bauern verprügelt. Der Lehrer verschwand.“<sup>65</sup> Diese Episode spielt für das Romangeschehen keine Rolle. Aber möglicherweise spielte Flake mit ihr auf der Ebene der „Nacktkultur“ das Schicksal eines Bundes durch, der in seinem Scheitern parallel ging zum „Kulturbund“ der eigentlichen Schlossgesellschaft und zu ihrer „Kulturutopie“.

### Zur Rezeption des Romans: eine Verdrängung?

Als der Roman 1955 veröffentlicht wurde, stellte ihn Rolf Gustav Haebler im folgenden Jahr in der Zeitschrift „Die Ortenau“ vor, als „eine dichterische Gestaltung des mittelbadischen Raumes“<sup>66</sup>. Um zu klären, was „diesen Roman zu einer umfassenden Deutung des mittelbadischen Raumes“<sup>67</sup> macht, gibt er eine Reihe von Textauszügen wieder, in denen Flake den Erzähler Sparre die Landschaft um das Schloss Ortenau aufscheinen lässt. Auf eine Klärung des Stils dieser Textstellen oder ihrer Funktion im Roman geht Haebler nicht ein. Das alles macht Haebler durchaus im Bewusstsein, seine Darstellung des Romans weitgehend auf einen einzelnen Aspekt – Landschaft – zu reduzieren.<sup>68</sup> Sein Ergebnis: Man könne zu Recht die Auffassung vertreten, Flake, „bezogen auf die Literatur und die Literaten der oberrheinischen Landschaft, (sei) eine Erscheinung von einem so hohen Rang, daß ihm – in dieser Begrenzung, wohlverstanden – keiner unmittelbar an die Seite gestellt werden kann.“<sup>69</sup> Diese Bewertung soll hier nicht geprüft werden.

Aber: Folgte Haebler, vielleicht auch ein großer Teil des Publikums, mit dieser Reduzierung einer Falle, die im Roman angelegt war? In ihm wird eine Kulturutopie entwickelt, die Fragen nach Schuld und Verantwortung für die Zeit des Nationalsozialismus verdrängte, vielleicht sogar Schuld und Verantwortung kompensierte. „Selbstverständlich ist gelegentlich auch von der Politik die Rede“, stellt Haebler fest.<sup>70</sup> In welcher Weise dies geschieht, lässt er allerdings offen.

Also auch in der Rezeption ein Bruch mit der Politik und der damaligen Zeitgeschichte, nun eine Verschiebung zugunsten der Landschaft? Haebler, den die Nationalsozialisten verfolgt hatten,<sup>71</sup> kann sich aus den zeitgenössischen Vorstellungsstrukturen nicht befreien. Das zeigt sich im Detail. Bei Flake kommt Schwester Maria Domenika, die österreichische Nonne, ins Schloss Ortenau, nachdem Hitler ihr Kloster geschlossen hatte.<sup>72</sup>

Bei Haebler liest sich das anders: Sie habe, „von den Russen aus Österreich vertrieben, [...] auf Schloß Ortenau Zuflucht gefunden [...].“<sup>73</sup> Schuld trifft in dieser Rezeption Stalin, „die Russen“, nicht Hitler, geschweige all diejenigen, die ihm folgten.

Flake selbst, und das ist ihm anzurechnen, thematisierte wenigstens kurz und beiläufig das Problem, als er Sparre den beginnenden Wirtschaftsaufschwung im westlichen Deutschland betrachten lässt, wenn er auch die Zeit des Nationalismus mit der Chiffre „1945“ eher verdeckte. „Man lebte geradezu in einem Musterstaat; ich misstraute ihm, es ging zu schnell. Die Deutschen taten, als liege 1945 hundert Jahre zurück, als sei alles vergeben und vergessen. Aber da waren die Russen, und da waren die Franzosen; irgend etwas stimmte in diesem Europa nicht.“<sup>74</sup>

### Eine Amazone

Ganz ohne Ironie hat Flake eine Figur in seinen Roman eingeführt, die aus dem Schloss und seiner Gesellschaft ausbricht, dann aber wieder zeitweise zurückkehrt, schließlich in seiner Umgebung lebt, aber auch immer wieder in die Welt zieht. Es ist Alma, die Tochter des Generals von Löwenstein; sie war Sparres Begleiterin, als Mr. White, der Amerikaner, in Sasbachwalden das Schloss Ortenau suchte. Zu dieser Zeit, am Anfang des Romangeschehens, war sie schwanger, hatte die Hilfe Sparres gefunden, nachdem der Vater des Kindes, ein verheirateter französischer Offizier und Richter, sie verlassen hatte.

Sie ist eine attraktive Frau. „Ihre brünette Schönheit und ihr Temperament waren zu auffällig, alle Männer starrten sie an.“ „Sie ist schön, temperamentvoll, jeder gesellschaftlichen Stellung gewachsen [...].“ Ihren Lebensunterhalt verdient sie als Dolmetscherin und Übersetzerin: „Ich muß meinen Weg allein gehen und gehe ihn auch.“<sup>75</sup> Während ihrer Schwangerschaft lebt sie auf Vermittlung Sparres bei dem pensionierten Gynäkologen in Sasbachwalden, der später zum Mitglied der Schlossgesellschaft wird,<sup>76</sup> gibt jedoch ihre Pläne nicht auf: Sie will als Dolmetscherin an vielen Orten der Welt tätig sein, vielleicht auch „Reporterin“ werden, und kommentiert das selbst: „Ein verlockender Beruf, gerade für eine Frau, die sich anzuziehen weiß und Sprachen kennt. Sie dringt leichter als ein Mann zu General Franco oder der Präsidentin von Argentinien vor.“<sup>77</sup>

Nach der Geburt ihres Kindes verliebt sich Karl Junkermann in sie, der Sekretär bei Freiherr von Ortenau geworden ist und Aussichten hat, sein Verwalter und Direktor des Weingutes zu



werden. Seinen Heiratsantrag nimmt sie im Bewusstsein an, ihn nicht zu lieben, verheimlicht das auch nicht – eine Heirat unter der Bedingung, dass sie jederzeit aus beruflichen Gründen in die neue Hauptstadt Bonn gehen kann, um „es doch noch aus eigener Kraft zu etwas zu bringen“<sup>78</sup>.

Unter Berufung auf diese Abmachung verlässt sie ihn und das Schloss nach einem Jahr, um in München bei einer Illustrierten zu arbeiten. Später ist sie in Rom, dann geheim im kommunistischen Ungarn, schließlich in Abessinien – so erlebt sie einen raschen Aufstieg als Journalistin und Fotografin. Sie bleibt länger als geplant in Abessinien, verliebt sich in einen Amerikaner, wird wieder schwanger. „Das Gefühl, hier im königlichen Hochland zu sitzen, dem übervölkerten Europa entrückt, täglich dem Unerwarteten zu begegnen, jagen zu dürfen, überwältigt mich“, schreibt sie an Karl Junkermann und bittet ihn um ihre Freiheit. Er willigt darauf in die Scheidung ein.<sup>79</sup> Aber Alma trennt sich auch bald von ihrem zweiten Mann.<sup>80</sup>

Den Grund erfährt Sparre über seinen Mitbewohner, den Gynäkologen, der notierte, was ihm Alma mitgeteilt hatte: „Mister J., Amerikaner, siedelte in den Schwarzen Erdteil über, weil er für weiße Frauen zu stark gebaut war. Als er sich in Addis Abeba niederließ, ging ihm ein Ruf voraus, der die Neugier der weißen Damen erregte. Frau A., amazonisch, ließ sich auf das Wagnis ein, wurde Mutter, heiratete ihn und löste die Ehe auf, der sie physisch nicht gewachsen war.“

Von ihrem geschiedenen Mann materiell gut ausgestattet, kehrt Alma nach Europa zurück, lässt sich in der Nähe des Schlosses nieder, besorgt für ihre zwei Kinder eine Obhut und setzt rasch ihre Karriere bei der Münchener Illustrierten fort. „Nicht lange, und sie stand wieder in den Illustrierten, mit dem neuen Porsche fuhr sie oft nach München.“ Seinem Erzählerbericht setzt Sparre in der ihm eigenen Lakonik, vielleicht auch nicht ohne Selbstironie, hinzu: „Auch ich kam zu meinem Auto, es war ein Volkswagen.“

Ewald Sparre sieht in ihr „Atalante, die geschürzte Jägerin“, eine jungfräuliche Amazone und Jägerin der griechischen Mythologie, die schnellste Läuferin, die nur durch eine List einem Mann unterliegt – die Mythologie weglassend, „das, was sie vor drei Jahren hatte werden wollen, die unabhängige Frau, die alles sich selbst verdankt“. Dass sie auf ein Frauenbild verweist, das für die Jahre der Entstehung und Veröffentlichung des Romans nicht alltäglich war, braucht nicht betont zu werden; es genügt, Pfarrer Obrecht anzuführend, der milde über die „schöne Dämonin“ seufzt.<sup>81</sup> Ihr Bild, in den 50er Jahren noch

Utopie, bleibt unangetastet, im Gegensatz zur Utopie des kulturellen Zentrums, das sich auflöst.

### „Schloß Ortenau“ – eine skeptische Hinwendung zur Gegenwart?

Flake ist nicht frei von Ironie gegenüber dem Konzept eines „Kulturzentrums“ im ländlichen mittelbadischen „Goldenen Land“. Trotzdem lässt er seinen Helden Sparre den Weg zu ihm einschlagen. Die Utopie scheitert, am Mangel an Geld, aus der Sicht Sparres und wohl auch Flakes an der Neigung zur Trivialisierung des Lebens, am Materialismus, an der „Amerikanisierung“ der Bundesrepublik.

Diese Entwicklungen sieht Sparre skeptisch, aber auch die fehlende Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Zeit. Als 1955 die Bundesrepublik die Souveränität erhalten sollte, wendet sich Sparre der unmittelbaren Gegenwart so zu:

*„Ich konnte unter Deutschen sagen: Ihr hättet rechtzeitig an die zerstörten Städte, die Millionen Toter, die Flüchtlinge denken sollen, für das alles seid ihr selbst verantwortlich; nicht aber konnte ich den Überlebenden erklären: Seid zufrieden, daß man euch atmen und Geld verdienen läßt, die Freiheit und die Mündigkeit habt ihr verspielt.“<sup>82</sup>*

Als Wichtigstes sieht Sparre, wie viele Deutschen zu dieser Zeit, die Chance zu mehr Souveränität zu kommen, zu „Freiheit und Mündigkeit“. In seiner Äußerung ist jedoch auch die Möglichkeit eingeschlossen, die Deutschen an ihre Verantwortung für die NS-Zeit zu erinnern, allerdings ohne direkten Bezug zu den NS-Verbrechen.

Hier deutet sich an, wie nahe Sparre vielen in der Zurückhaltung ist, diese Verbrechen zu benennen. Andererseits sieht er zumindest die Möglichkeit, die Deutschen mit der Vergangenheit und der Frage nach der Verantwortung zu konfrontieren. Darin stehen er und der Autor Flake an der Spitze der kulturellen Prozesse in der frühen Bundesrepublik: Bald nach der Veröffentlichung seines Romans 1955 setzten in der Bundesrepublik Veränderungen ein, die die „Verweigerungsfront“ gegen die Auseinandersetzung mit dem nationalsozialistischen Deutschland zu durchbrechen begannen.<sup>83</sup>

Trotz seiner skeptischen Distanz lebt Sparre auch im dritten Teil des Romans, in der Zeit nach dem Tod von Sabine, der Welt und den Menschen zugewandt. Er genießt einfache und festliche Mahlzeiten mit regionalen Produkten in der Gesell-



schaft von Seelenverwandten.<sup>84</sup> Er will auch die letzten Lebensjahre ein philosophierender Schriftsteller sein: „Das Thema (seines nächsten Buches, GM) brauchte nicht gesucht zu werden, ich würde wieder den Grundfragen nachgehen, den Urtatsachen, der Natur, der Geschichte, dem Geist, der Sinngebung.“<sup>85</sup>

Vor allem ist er immer wieder angezogen von Frauen, denen er voller Wohlwollen und Verehrung gegenübertritt, gerade dann, wenn sie auf ihren Rechten und Ansprüchen bestehen. Nachdem er seine erste Frau verloren hat, verliebt er sich in Sabine, die junge und selbstbewusste Tochter des Freiherrn von Ortenau. Nach ihrem Tod wendet er sich erneut einer viel jüngeren Frau zu. Und immer wieder begegnet er Alma von Löwenherz, als Ratgeber und als Helfer in der Not, immer als ihr Bewunderer.

Nicht ohne Grund lassen Sparre (und Flake) im letzten Teil des Romans nochmals sie zu Worte kommen, die alleinziehende, zweimal geschiedene, beruflich erfolgreiche, mystisch überhöhte Amazone und Jägerin. In einer kleinen, im Rahmen der Mittfünfziger bürgerlichen Festgesellschaft bittet sie der Gastgeber, sie möge doch „über ihre Tätigkeit, ihre Empfindungen, ihr Verhältnis zu diesem Zeitalter des stürmischen Fortschritts“ sprechen. Ihre, wie sie betont, erste Rede wird zum Lobpreis der Gegenwart. „Ist es nicht herrlich, daß man sich bewegen kann, gestern im Reich der Schneekönigin,<sup>86</sup> morgen im Hochland, dem die Quellen des Nils entspringen? Aus diesem Grund allein müßte ich mein Zeitalter lieben, und in die Liebe mischt sich Dankbarkeit, es erlaubt den Frauen, an der Freiheit teilzuhaben.“

Nachdem sie mit den Historikern abgerechnet hatte, die vom Leben ausgeschlossen die Gegenwart und Zukunft geringschätzen, fährt sie fort: „Warum sagt man, die Menschheit sei alt, da man geradesogut sagen könnte, sie sei blutjung, sie richte sich eben erst auf Erden ein, sie habe noch alles vor sich, das Zeitalter der bewußten und grundsätzlichen Menschenrechte beginne.“ Sie schließt: „Das Wesen dieser Zeit mag die Unsicherheit sein – nun, dann sind wir endlich auf dem Weg zur richtigen Einstellung. Unsicher und gefährlich und mutig leben, das ist der Trinkspruch dieser Zeit.“<sup>87</sup>

Otto Flake schieb einen Roman mit einem Historiker-Erzähler, der als Archivar die Dokumente der Vergangenheit zu bewahren hatte, sich aber mit Gegenwart und Vergangenheit des nationalsozialistischen Deutschlands nicht sehr intensiv auseinandersetzte – wie die meisten Deutschen zur Zeit des Romans. Flakes „Held“, in der Freiheit seiner letzten Lebensjahre Schrift-

steller und Philosoph geworden, war sich aber anders als die meisten Deutschen seiner Zeit bewusst, dass diese Auseinandersetzung erforderlich war. Und er ist in der Lage, Alma von Löwenstein fast am Ende seiner Erzählung zum Preis von Gegenwart und Zukunft das Wort zu geben.

Ewald Sparre, in Distanz zur großen Politik, begründet in der mittelbadischen Landschaft einen „Kulturbund“ und ein kulturelles Zentrum, das hinauswirken soll in die Welt. Mit der Hinwendung zur Kultur, die auch eine Abwendung von der Politik ist, lässt ihn Flake zeittypische Denkfiguren aufgreifen. In ihrem Scheitern werden sie fragwürdig. Dass manche seiner Leser Flakes Roman auf ein Loblied auf die mittelbadische Landschaft reduzierten, lag wohl daran, dass auch sie sich mit den zeitgenössischen Problemen nicht auseinandersetzen wollten. Aus der Sicht Sparres, Alma von Löwensteins und wohl auch unserer dürften auch sie sich fragwürdig verhalten haben.

Mit ihrer Rede überspringt Alma von Löwenstein diese Probleme und schlägt einen kühnen Bogen von der Erklärung der Menschenrechte hin zur Emanzipation der Frauen. Im Verlauf des Romans wird aus der adligen Tochter, die der Verführung durch den französischen „Okkupanten“ erliegt, eine selbständige, in ihrem Beruf erfolgreiche Frau. So ist sie eine Protagonistin des Wertewandels, der sich in der Bundesrepublik erst zehn Jahre nach dem Erscheinen von „Schloß Ortenau“ durchzusetzen begann. Sparres Sympathie hat sie begleitet. Es wäre erstaunlich gewesen, wären ihr oder Otto Flake in den 1950er Jahren viele Leser und Leserinnen gefolgt.



## Anmerkungen

- 1 Flake, Otto: Schloß Ortenau. Roman. Frankfurt 1984. Fischer Taschenbuch 5787, S. 171. Alle Verweise auf den Text des Romans beziehen sich auf diese Taschenbuchausgabe. Die Erstausgabe erschien 1955 im Verlag Hundt, Hattingen. Die zitierte Textstelle befindet sich auf S. 171. In der Folge wird im Text für Schloss Ortenau, ausgenommen die Zitate, auch dann die neue Rechtschreibung verwendet, wenn das fiktionale Schloss genannt wird.
- 2 Otto Flake wurde 1880 in Metz geboren. (Sein Vater war Kanzlist in der Polizeiverwaltung in Metz im damaligen „Reichsland Elsaß-Lothringen“, ein Gebiet, das Frankreich nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1871 hatte abtreten müssen.) Nach einem nicht abgeschlossenen Studium der Germanistik, Philosophie und Kunstgeschichte in Straßburg wurde er Schriftsteller. Er schrieb u. a. zahlreiche Romane, die zum Teil in der Gegend am Oberrhein spielen. Immer wieder thematisierte er das deutsch-französische Verhältnis mit dem Bestreben, zu einem besseren Verhältnis der beiden Staaten und Völker beizutragen.  
1933 unterschrieb er zusammen mit anderen Schriftstellern eine Loyalitätserklärung für den Reichskanzler Adolf Hitler, und zwar auf Ersuchen seines Verlegers Samuel Fischer, der als jüdischer Deutscher um die Zukunft seines Verlages fürchtete und dessen Existenz sichern wollte. Viele demokratisch gesinnte Schriftsteller distanzieren sich darauf von Flake. Die Nationalsozialisten ihrerseits verhinderten jedoch zunehmend den Druck der Bücher Flakes. Gründe dafür waren wohl die Inhalte mancher seiner Schriften als auch seine Ehe mit, nach den rassistischen Kategorien der Nationalsozialisten, einer „Halbjüdin“.  
Nach Jahren in Berlin und Zürich entschied sich Flake 1928 für Baden-Baden als Wohnort. An seine Erfolge in der Weimarer Republik konnte er nach 1945 nur kurzfristig anknüpfen, als bei einer Neuauflage einiger seiner Werke (1958) in etwa zwei Jahren ungefähr eine Million seiner Bücher verkauft wurden. Er zog daraus keinen großen Nutzen, sondern lebte eher in finanzieller Not und zunehmend in Depressionen. Flake starb 1963 in Baden-Baden. Eine Biographie Flakes oder eine Analyse seiner Haltung in der Zeit des Nationalsozialismus und der Nachkriegszeit liegt nicht vor. Die Stadtbibliothek Baden-Baden verwaltet seinen Nachlass; ein Raum ihres Literaturmuseums ist Flake gewidmet. Der Leiterin der Stadtbibliothek, Frau Sigrid Münch, danke ich für die Überlassung des Fotos von Otto Flake.
- 3 Schloß Ortenau, S. 10.
- 4 Ebd., S. 9.
- 5 Ebd.
- 6 S. 10.
- 7 S. 12.
- 8 Ebd.
- 9 S. 11 f., Zitat S. 12.
- 10 Zur Geschichte des Schlosses Rittersbach zuletzt Schneider, Hugo: Das Schloß Rittersbach. In: Die Ortenau. Zeitschrift des historischen Vereins für Mittelbaden, Offenburg, 64, 1984, S. 149 f.
- 11 Schloß Ortenau, S. 14 f.
- 12 Ebd., S. 12. „Laterne“ heißt in der Sprache der Architektur ein kleiner Turm mit Fenstern als Abschluss über einer Kuppel.
- 13 Schloß Ortenau, S. 13.
- 14 Ebd., S. 16.
- 15 S. 19.
- 16 S. 122.
- 17 S. 28.
- 18 S. 60. Bei dem Gericht handelt es sich um das in Rastatt 1946 eingesetzte „Tribunal Général“, dem höchsten französischen Militärgericht in der Besatzungszone. Es verhandelte u. a. über NS-Verbrechen.
- 19 S. 61 f., Zitate ebd.
- 20 S. 165.
- 21 S. 41.
- 22 S. 65.

- 23 Ebd.
- 24 S. 165.
- 25 S. 53.
- 26 Flake, Otto: *Es wird Abend. Bericht aus einem langen Leben. Mit einem Nachwort von Peter de Mendelssohn*, Frankfurt am Main 1980. Fischer TB 2272 (Erstausgabe: Gütersloh 1960, Neuauflage der Taschenbuchausgabe 2005), S. 564. Der Roman „Schloß Ortenau“ und die Autobiographie, die Flake 1947 schrieb, enthalten viele gemeinsame Motive, ein Zusammenhang, der noch zu klären ist.
- 27 Schloß Ortenau, S. 52.
- 28 Ebd., S. 53. In der Realität außerhalb des Romans handelt es sich bei dem „Wasserschloß“ um das Schloss Waldsteg, das von 1789 bis 1963 als Pfarrhaus genutzt wurde. Heute befindet sich darin das Stadtgeschichtliche Institut Bühl. Zur Geschichte des Schlosses Götz, Patrick und Rumpf, Michael: *Geschichte Schloß Waldsteg*. In: Stadt Bühl, Stadtgeschichtliches Institut (Hrsg.), *Schloß Waldsteg. Geschichte und Bestände*, Bühl, o. J., S. 15–35. Dem Stadtgeschichtlichen Institut, besonders Herrn Dr. Marco Müller, danke ich für die Überlassung von Fotos für diese Veröffentlichung.
- 29 Schloß Ortenau, S. 55 f.
- 30 Ebd. S. 57.
- 31 S. 55.
- 32 S. 30 f.
- 33 S. 24–26, Zitate ebd.
- 34 S. 68 f., Zitate ebd.
- 35 Leo Wohleb war von 1947 bis 1952 Präsident des Landes Baden. Das Land Baden war identisch mit Südbaden, das aus der französischen Besatzungszone gebildet wurde. Südbaden umfasste im Norden den Landkreis Rastatt, den Stadtkreis Baden-Baden und den Landkreis Bühl, so dass auch das fiktionale „Schloß Ortenau“ in Südbaden bzw. in der französischen Besatzungszone lag. Mit der Kreisreform und mit der Gründung des Regierungspräsidiums Freiburg zum 1.1.1973 veränderten sich die Grenzen.
- 36 Schloß Ortenau, S. 69.
- 37 Ebd.
- 38 S. 73.
- 39 S. 69.
- 40 S. 8.
- 41 S. 22.
- 42 S. 10.
- 43 S. 1.
- 44 S. 17.
- 45 S. 27, Zitat ebd.
- 46 Zum Novemberpogrom in Baden-Baden: Schindler, Angelika: *Der verbrannte Traum. Jüdische Bürger und Gäste in Baden-Baden*. Bühl 1992, S. 128–144.
- 47 Flake, *Es wird Abend werden*, S. 474.
- 48 de Mendelssohn, Peter: *Nachwort. Zu Otto Flakes 100. Geburtstag*. In Flake, Otto, *Es wird Abend. Bericht aus einem langen Leben. Mit einem Nachwort von Peter de Mendelssohn*, Frankfurt am Main 1980. Fischer TB 2272. Erstausgabe: Gütersloh 1960, S. 609–614, hierzu S. 612.
- 49 Schloß Ortenau, S. 43.
- 50 Berghoff, Hartmut: *Zwischen Verdrängung und Aufarbeitung. Die bundesdeutsche Gesellschaft und ihre nationalsozialistische Vergangenheit in den Fünfziger Jahren*. In: *GWU* 49 (1998), S. 96–114, Zitat S. 114.
- 51 Eike Wolgast, *Vergangenheitsbewältigung in der unmittelbaren Nachkriegszeit* (1997, ohne Seitenzählung). In: [http://www.uni-heidelberg.de/uni/presse/RuCa3\\_97/wolgast.htm](http://www.uni-heidelberg.de/uni/presse/RuCa3_97/wolgast.htm), aufgerufen 21.2.2013.
- 52 Wette, Wolfram: *Vergangenheitsbewältigung war gestern. Erinnerungskultur vor neuen Herausforderungen*. In: *Forum Pazifismus*, Nr. 49-I/2011. *Zeitschrift für Theorie und Praxis der Gewaltfreiheit*. In: <http://www.schattenblick.de/infopool/buerger/fr-gesel/dfber238.html>, aufgerufen 21.2.2013.
- 53 Zu den Themen der Vorträge und Bücher „Schloß Ortenau“, S. 112 f., S. 93 und S. 111.



- 54 Schloß Ortenau, S. 103f. und S. 132ff.
- 55 Ebd., S. 194ff.
- 56 S. 197.
- 57 S. 206–209.
- 58 S. 214f., Zitate ebd.
- 59 Zitat nach Lepenies, Wolfgang: Kultur und Politik. Deutsche Geschichten. München und Wien 2006, S. 274.
- 60 Ebd., S. 284–286. Lepenies verweist hierbei auf die Eindrücke Theodor W. Adornos bei seiner Rückkehr aus der Emigration.
- 61 Ebd., S. 287.
- 62 S. 288.
- 63 Schloß Ortenau, S. 215, Zitate ebd.
- 64 Ebd., S. 216.
- 65 S. 202.
- 66 Haebler, Rolf G(ustav): Schloß Ortenau. Otto Flake und sein letzter Roman: Eine dichterische Gestaltung des mittelbadischen Raums. In: Die Ortenau. Veröffentlichung des Historischen Vereins für Mittelbaden 36 (1956), S. 147–158, Zitat aus der Überschrift. Haebler (1888–1974) war Schriftsteller und Lehrer. Eine über Wikipedia hinausgehende Informationsquelle zu ihm scheint es nicht zu geben. Vgl. Seite „Rolf Gustav Haebler“. In: Wikipedia. Die Freie Enzyklopädie, Bearbeitungsstand Juli 2012, 14:47 UTC: [http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Rolf\\_Gustav\\_Haebler&oldid=105730123](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Rolf_Gustav_Haebler&oldid=105730123), aufgerufen 18.2.2013, 15:39 UTC).
- 67 Ebd., S. 148.
- 68 Ebd.
- 69 Schloß Ortenau, S. 156.
- 70 Ebd., S. 155.
- 71 Rolf Gustav Haebler. In: Wikipedia. Die Freie Enzyklopädie, Bearbeitungsstand Juli 2012, 14:47 UTC: [http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Rolf\\_Gustav\\_Haebler&oldid=105730123](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Rolf_Gustav_Haebler&oldid=105730123), abgerufen 18.2.2013, 15:39 UTC).
- 72 S. 17.
- 73 Haebler, Schloß Ortenau. Otto Flake und sein letzter Roman, S. 155.
- 74 Schloß Ortenau, S. 215.
- 75 Ebd., S. 121, S. 125 und S. 121.
- 76 S. 165 ff.
- 77 S. 170. Francisco Franco (1892–1975): spanischer Diktator. „Präsidentin von Argentinien: Anspielung auf Evita Peron (1919–1952). Sie war die Frau von Juan Peron (1895–1974), Präsident Argentiniens seit 1946, wiedergewählt 1951. Evita Peron wurde zeitweise eine entscheidende Rolle in der Politik Argentiniens zugesprochen. Sie setzte das Frauenstimmrecht in Argentinien durch.
- 78 Schloß Ortenau, S. 186–188, Zitat S. 188.
- 79 Ebd., S. 205 ff., Zitat S. 205.
- 80 S. 219.
- 81 Alle Zitate S. 226–228.
- 82 S. 239.
- 83 Die These, dass nach 1955 die „Verweigerungsfront“ schwächer wurde, vertritt Berghoff, Zwischen Verdrängung und Aufarbeitung, S. 114.
- 84 Schloß Ortenau, S. 291.
- 85 Ebd., S. 292.
- 86 „Reich der Schneekönigin“: eine Anspielung auf Hans Christian Andersens Märchen „Die Schneekönigin“. Das „Reich der Schneekönigin“ ist hier wohl Nordeuropa; vorher erwähnte Alma von Löwenstein eine Reise nach Finnland.
- 87 Schloß Ortenau, S. 277 f., Zitate ebd.

## Literaturliste

- Berghoff, Hartmut: Zwischen Verdrängung und Aufarbeitung. Die bundesdeutsche Gesellschaft und ihre nationalsozialistische Vergangenheit in den Fünfziger Jahren. In: *GWU* 49 (1998), S. 96–114.
- de Mendelssohn, Peter: Nachwort. Zu Otto Flakes 100. Geburtstag. In: Otto Flake, *Es wird Abend. Bericht aus einem langen Leben*. Mit einem Nachwort von Peter de Mendelssohn, Frankfurt am Main 1980. Fischer TB 2272, S. 609–614. Neuauflage 2005. Erstausgabe: Gütersloh 1960.
- Flake, Otto: *Schloß Ortenau*. Roman. Frankfurt 1984, Fischer TN 5787. Erstausgabe: Hattingen 1955.
- Flake, Otto: *Es wird Abend. Bericht aus einem langen Leben*. Mit einem Nachwort von Peter de Mendelssohn, Frankfurt am Main 1980. Fischer TB 2272, Neuauflage 2005. Erstausgabe: Gütersloh 1960.
- Haebler, Rolf G(ustav): *Schloß Ortenau. Otto Flake und sein letzter Roman: Eine dichterische Gestaltung des mittelbadischen Raums*. In: *Die Ortenau. Veröffentlichung des Historischen Vereins für Mittelbaden* 36 (1956), S. 147–158.
- Rolf Gustav Haebler. In: Wikipedia. Die Freie Enzyklopädie, Bearbeitungsstand Juli 2012, 14:47 UTC: [http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Rolf\\_Gustav\\_Haebler&oldid=105730123](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Rolf_Gustav_Haebler&oldid=105730123), aufgerufen 18.2.2013, 15:39 UTC)
- Schindler, Angelika: *Der verbrannte Traum. Jüdische Bürger und Gäste in Baden-Baden*. Bühl 1992, S. 128–144.
- Wette, Wolfram: Vergangenheitsbewältigung war gestern. Erinnerungskultur vor neuen Herausforderungen. In: *Forum Pazifismus*, Nr. 49-I/2011. Zeitschrift für Theorie und Praxis der Gewaltfreiheit. In: <http://www.schattenblick.de/infopool/buerger/fr-gesel/dfber238.html>, aufgerufen 21.2.2013.

## Abbildungsnachweise

- Abb. 1: Stadtbibliothek Baden-Baden – Literaturmuseum  
Abb. 2: Stadtgeschichtliches Institut Bühl  
Abb. 3: Stadtgeschichtliches Institut Bühl  
Abb. 4: Stadtgeschichtliches Institut Bühl  
Abb. 5: Stadtgeschichtliches Institut Bühl  
Abb. 6: Stadtgeschichtliches Institut Bühl  
Abb. 7: Stadtgeschichtliches Institut Bühl  
Abb. 8: Archiv des Verfassers  
Abb. 9: Stadtgeschichtliches Institut Bühl



„Ich hoffe, daß du dich von den Umtrieben der Internationalen ferne hältst“

## Der Schiltacher Schiffer Adolf Christoph Trautwein schreibt seinem Sohn Wilhelm (1871)

Hans Harter

### Vorbemerkung

In seinem Aufsatz „Die Geschichte der Schiltacher Schifferschaft“ zitierte der Heimatforscher Hermann Fautz (1898–1979)<sup>1</sup> aus einem Brief des Schiffers Adolf Christoph Trautwein vom 27. Juli 1871,<sup>2</sup> den ihm der Sägewerksbesitzer Gottlieb Wagner (1889–1964), ein Enkel Trautweins,<sup>3</sup> überlassen hatte. Aus dessen Nachlass kam aufgrund glücklicher Umstände<sup>4</sup> nun das Original des verloren geglaubten, auf blauem Papier verfassten, vierseitigen Briefs zutage, der aufgrund seines dokumentarischen Gehalts lokal-, wirtschafts- und allgemeineschichtlich von hohem Interesse ist. Um ihn als Zeitdokument zu erschließen, soll er hier, unter Wahrung seines persönlichen Charakters, mit den wichtigsten Erläuterungen ediert werden.

Das Leben Adolf Christoph Trautweins (1818–1898) ist aufgrund seiner Autobiografie bekannt wie sonst kein anderes aus Schiltach im 19. Jahrhundert:<sup>5</sup> Geboren als sechstes Kind des Flößers und Schiffers Christian Wilhelm Trautwein und seiner Ehefrau Maria Magdalena, die ihrerseits aus einer Flößerfamilie stammte,<sup>6</sup> besuchte er von 1824 bis 1833 die Volksschule in Schiltach und begann sein Arbeitsleben 1834 als Flößer auf der Wutach. Nachdem er durch große Sparsamkeit eine Barschaft von 400 Gulden, eine Taschenuhr und einen Anzug besaß, verheiratete er sich 1846 mit der Flößertochter Maria Magdalena Koch (1825–1901), mit der er neun Kinder hatte. 1850 nahmen ihn sein Vater und die Brüder Ulrich und Johannes in ihr Holzhandelsunternehmen auf, das als „Gebrüder Trautwein“ firmierte. Mit ihnen, die hauptsächlich auf der Kinzig nach Willstätt und Kehl flößten, arbeitete er als Holzaufkäufer und Flößer, wie viele Schiltacher seiner Zeit und lange davor. Die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzende technisch-industrielle Entwicklung brachte diese traditionelle, aus dem Mittelalter stammende Art des Holztransports<sup>7</sup> jedoch mehr und mehr ins Hintertreffen. Auch die schwerfällige Struktur als Familienunternehmen trug dazu bei, dass Adolf Christoph Trautwein, inzwischen dessen Senior, 1889 das Geschäft aufgab, fünf Jahre, bevor im Kinzigtal das überhaupt letzte Floß abging.<sup>8</sup>



Der Briefschreiber:  
Adolf Christoph  
Trautwein. – Foto:  
Albert Schittenhelm,  
Villingen und Schwen-  
ningen (um 1896). –  
Vorlage: H. Harter

1883 wurde er Bürgermeister seiner Heimatstadt und in diesem Amt zweimal bestätigt. Er förderte den Bahnbau Wolfach–Freudenstadt (1886) und Schiltach-Schramberg (1892), betrieb die Errichtung einer neuen Volksschule (1893) und die Modernisierung der Wasserversorgung (1898), wobei er bis zu seinem Tod am 30. September 1898, seinem 80. Geburtstag, amtierte.

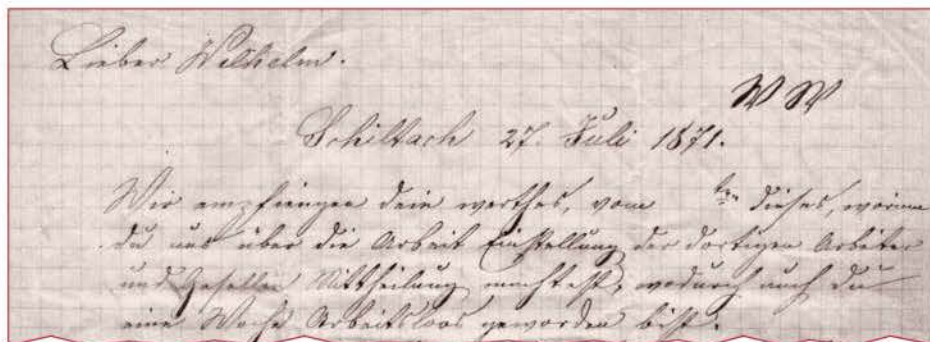
Sein einziger das Kindesalter überlebender Sohn,<sup>9</sup> der 1849 geborene Wilhelm, trat nicht in die familiär vorgeprägten Fußstapfen der Flößerei, sondern wurde Rotgerber. 1871 weilte er auf Wanderschaft in Wien,<sup>10</sup> wo ihn der vorliegende Brief erreichte. Dort erlebte er einen längeren

Streik der „Arbeiter und Gesellen“, der ihn mit Arbeits- und Verdienstlosigkeit betraf. 1877 verheiratete er sich in Alpirsbach mit Anna Maria Armbruster, mit der er acht Kinder hatte.<sup>11</sup> Wilhelm Trautwein begründete in der Gerbergasse eine Rotgerberei, die nach seinem Tod 1925 von seinen Söhnen und Enkeln bis in die 1970er Jahre weitergeführt wurde.

Von den Themen, die sein Vater ihm gegenüber brieflich abhandelt, sind folgende von besonderem Interesse und starker Ausdruckskraft:

- seine Einstellung zum Wirken der „Internationalen“ und zur aktuellen sozialen Frage;
- sein wirtschaftliches Denken und seine Erwerbsmentalität;
- das ihnen zugrundeliegende Menschenbild;
- seine Problembeschreibung des Kinzigtäler Holzhandels;
- die Schwierigkeit, sich im Familienbetrieb innovativ durchzusetzen;<sup>12</sup>
- die Verdienstchancen der Flößer als Experten für Holztransport in Siebenbürgen;<sup>13</sup>
- die gute Lage des Handwerks, besonders der Gerber, die zur Geschäftsgründung einlädt.

Der Briefanfang. –  
Vorlage: H. Harter





Edition<sup>14</sup>

Lieber Wilhelm.

WW

Schiltach 27. Juli 1871.

Wir empfiengen dein werthes, vom <sup>15</sup> ten dieses <sup>16</sup>, worinn du uns über die Arbeit Einstellung der dortigen Arbeiter und Gesellen Mittheilung machtest, wodurch auch du eine Woche arbeitsloos geworden bist.

Das bestreben der Innernationalen, nach größeren Löhnen, und weniger Arbeitszeit, hat sich seit einigen Jahren sehr fühlbar gemacht, und obschon sie auf der einen Seite mit ihren theilweißen Forderungen gerecht da stehen, tragen doch wieder einige Bedenklichkeiten bey sich, so daß mann sich wohl bedenken möge, ehe mann sich mit seiner Zuneigung ganz dazu hin gibt. Es ist Allerdings nicht zu verwerfen, wenn sich ein Arbeiter <sup>17</sup> Alles gefallen läßt, um etwas für sich und seine Familie zu erwerben, und bey Aller Mühe und Sparsamkeit kaum so viel verdienen soll, daß er sich und seine Fammile kaum das Allernothwendigste beschaffen kann, während er mit eigenen Augen oft die Wahrnehmung machen muß, daß sein Arbeitgeber mit seinem ihm sauer gewordenen Schweiß, in Saus und Praus leben kann, wenn dann einem solchen Arbeiter der Gedanken kommt, ist es auch recht, daß diese Menschen sollen Alles, und wir nichts haben.

Allein es gibt eben dann doch auch viele Arbeiter bey denen auch bey einer bedeutenden Lohnerhöhung der Verdinst nicht ausreichen, weil sie nicht sparsam damit umgehen, und deßhalb können die Internationalen Prinzipien bey sparsamen Menschen keine Simpathieen fünden.

[S. 2] Ich hoffe, daß du dich von den Umtrieben der Internationalen ferne hältst, da ich der Ansicht bin, daß ihr Zweck nie zu einem gedeihlichen Ziele führen kann, da die Reichen und Bemitelten sich nicht so leicht zu einer Theilung werden verständigen.

Überhaupt ist meine Ansicht diese, daß wenn mann heute die Verhältniße Aller Menschen gleich stellen würde, und mann in einigen Tagen die Sache untersuchte, würde man schon nicht mehr Alles gleich antreffen. Meine Ansicht ist, wenn es die Menschheit so weit bringen will, daß der eine soll so viel haben als der Andere, daß sich dann auch jeder Mensch bemühen muß, Alles was in seinen Kräften steht aufzubieten, um seinem Nebenmenschen nützlich zu sein, er muß Allen Ei-



gennutz ablegen, und nur das Gemeinnütziges suchen zu befördern und zu pflegen. Und biß die Menschheit diese Grundsätze als Lebens Aufgabe zur Richtschnur aufzustellen im Stande ist, werden noch viele Jahr Hunderte vergehen.

Was unser Holzhandel anbelangt, können wir ihn nur als ganz schlecht bezeichnen, obwohl in Kehl und Strahßburg viel gebaut wird, können wir doch fast gar keine Geschäfte machen, da sich die Baumeister meistens an das geschnittene Holz halten, und wird dasselben ihnen von Allen vier Winden auf der Eisenbahn zugeführth, es kommt sehr vieles geschnittenen Holz von Ober Baiern nach Strahsburg und ist sehr schön und billig, wie die Leute bestehen können ist uns unbegreiflich. Ich habe schon einige Jahre zu meinen Brüder gesagt wir müssen uns eine Seegmühle die etwas leisten kann nach Neumühl<sup>18</sup> bauen, und ist mir in Emmendingen eine ganz neue Dampfseege zu einem sehr billigen Preiß angetragen worden, man hätte sie abbrechen können,

[S. 3] und in Neumühl wieder aufrichten können da sie ganz von Holz war, allein sie giengen nicht darauf ein, und so unterblieb die Sache.<sup>19</sup>

Die Benützung der geseegten Bauhölzer greift immer mehr um sich, und vertreibt eben so rasch unsern Langholzhandel ab dem Markt, denn die Zimmersgesellen sind zu kostspielig, als daß man sie noch lange zum Holz beschlagen hin stellen kann.

Wenn nicht bald eine Änderung in unserem so kostspieligen und doch so nutzloosen Holzgeschäft eintritt, so gebe ich das Geschäft ganz auf, gehe entweder auch noch nach Siebenbürgen, wo gute Löhne bezahlt werden, oder aber ich werde dich nach Hauße kommen lassen, um eine Gerberey auf gemeinschaftliche Rechnung zu gründen.

Mit Engelwirth hier haben wir den Kuhbacher Hoof abgetheilt,<sup>20</sup> und gegenwärtig ist der große Geometer Klippel (welcher früher bey dem Straßenbau hier war) hier, um uns unsere Hälfte in fünf Theile zu vermessen, und wenn sie vermessen sind, werden sie unter uns fünf verloßt.

Wir haben mit Engelwirth bey Verloßung den Speicher und das Leibgeding Haus, und Engelwirth das Bauernhaus erhalten, Engelwirth hat am Wald die vordere Hälfte auf Kinzigthaler Gemarkung, und wir die Hintere Hälfte, und auf Bergzeller Gemarkung haben wir die vordere Hälfte, und Engelwirth die Hintere Hälfte, an der großen Hauswieße haben wir jetzt die obere Hälfte und Engelwirth jetzt die untere.



Der Ulrich<sup>21</sup> ist gegenwärtig auch in Urlaub biß zum 15. August. Heute tauft man dem Rößlewirth schon das 3<sup>te</sup> Mädchen.<sup>22</sup> Des Ulrich Veters Adolf<sup>23</sup> geht die Nächste Woche in die Fremde, er ist schon in der Reserfe, und darf ohne Krieg nicht mehr einrücken.

Schreibe uns recht bald, und auch mehr als sonst.

WWWW

[S. 4] Überhaupt dürftest etwas offener sein, und uns mehr von deinem Befünden, und deinen Verhältnißen mittheilen, ob du auch etwas verdienst und vorwärts kommst oder nicht.

Des Beken seine zwei Söhne im oberen Städtle, welche nach Siebenbürgen sind<sup>24</sup> hat jeder schon f 100. nach Hauße geschickt, überhaupt alle Flößer welche von hier dort sind, sie haben per Tag f 1.45.x. Süddeutsche Währung oder auch Oestreichischer 1.f 85.x; wenn die Leute sparsam sind, so können sie in 3. Jahren ein schönes Stück Geld vor sich bringen.

Die Gerberey geht hier sehr gut, sie haben immer starken Absatz, dein Lehrmeister fragt immer nach dir, er sagte mir letzthin du sollest dich nicht so lange in der Fremde herum schlagen, du hättest hier Arbeit genug. Ich möchte dir zwar deine schöne Wanderjahre nicht verkürzt haben, Allein der Ansicht bin ich doch auch nicht, daß du den Fremden Leuten deine beste Jugendkraft fast umsonnst zum Opfer bringen sollst, und die Welt hast jetzt auch zum grosen Theil gesehen, und hast Gelegenheit gehabt etwas zu lernen und zu erfahren, entweder zu deinem Seegen und Nutzen, (oder zu deinem Schaden.)

Ich will nun schließen mit der Hoffnung daß dich mein Schreiben gesund und wohl antreffen möge, wie es uns verläßt, und grüße dich mit aufrichtiger Liebe

dein Vater

Christoph Trautwein

Deine Schwester Rikele<sup>25</sup> laßt

dich noch besonders grüßen, sie geht schon in die Schule und macht schon wesentliche Fortschritt.



Das Briefende. –  
Vorlage: H. Harter.

## Anmerkungen

- 1 Vgl. Wolfgang Bühler: Hermann Fautz – Ehrenbürger von Schiltach. In: Die Ortenau 53 (1979) 7–8. – Julius Hauth: Ehrenmitglied Gewerbeschulrat a. D. Hermann Fautz zum Gedenken. In: Die Ortenau 60 (1980), 10–12.
- 2 In: Die Ortenau 28 (1941), 150–212, hier 199. – Auch als Sonderdruck (mit eigener Paginierung), ebd. 52.
- 3 Sippenbuch der Trautwein aus Schiltach, bearb. von Hartmut Hauth, Annegret Trautwein, Hans Trautwein und Rolf Rombach, hrsg. von der Stadt Schiltach (Schiltach 2009), Nr. 789.
- 4 Von Ursula Wagner, Schiltach, der Schwiegertochter von Gottlieb Wagner und Frau von Hermann Wagner (1934–2008), dankenswerterweise zur Verfügung gestellt. – Der Brief wurde dem Stadtarchiv Schiltach übergeben (Signatur: fra-183).
- 5 Chronik oder Lebensbeschreibung des Adolf Christoph Trautwein von Schiltach 1818–1898, hrsg. und mit einem Flößerteil ergänzt im Jahre 2008 von Dr. Berndolf Fischer. Privatdruck (Stuttgart 2008) 12. – Die Autobiografie wurde 1896–1898 verfasst, sie befindet sich im Stadtarchiv Schiltach. – Vgl. Hermann Fautz: Adolf Christoph Trautwein, ein Floßherr und Bürgermeister zwischen gestern und heute. In: Die Ortenau 43 (1963), 103–116.
- 6 Sippenbuch (wie Anm. 3), Nr. 292.
- 7 Vgl. Hans Harter: Schiltach. Die Flößerstadt (Schiltach 2004).
- 8 Vgl. Hans Harter: Schiltacher Schiffer an Wutach, Hochrhein, Bodensee und Kinzig. In: Die Ortenau 91 (2011), 31–60, hier 50–57.
- 9 Die Söhne Christian, geb. 1854, Christian Friedrich, geb. 1856, und Adolph Christian, geb. 1860, verstarben im Kindesalter: Sippenbuch (wie Anm. 3), Nr. 425.
- 10 So Fautz (wie Anm. 2).
- 11 Sippenbuch (wie Anm. 3), Nr. 588.
- 12 Vgl. Harter (wie Anm. 8), 52 f.
- 13 Vgl. Harter (wie Anm. 7), 42; 58–65.
- 14 Die originale Schreibweise und Zeichensetzung sind beibehalten.
- 15 Lücke im Text.
- 16 zu ergänzen: Monats.
- 17 einzufügen: nicht.
- 18 An der unteren Kinzig (bei Kehl).
- 19 Dieses Vorhaben ergänzt die Bemerkungen bei Harter (wie Anm. 8), 52 f.
- 20 Der vor Kuhbach liegende Hof (damals Gemeinde Bergzell, heute Gemarkung Schiltach) war 1859 gemeinsam vom Schiffer und Engelwirt Christian Trautwein sowie den fünf Teilhabern der Gebrüder Trautwein erworben worden, seine Aufteilung unter die beiden Parteien erfolgte am 12.6.1871, vgl. Helmut Horn: Der Kuhbacher Hof. Geschichte, Bedeutung und Bewohner (Manuskript, Schiltach 2003), 6–8.
- 21 Johann Ulrich Trautwein (geb. 1849), der jüngste Sohn seines Bruders Johannes, vgl. Sippenbuch (wie Anm. 3), Nr. 422, VIII.
- 22 Christian Wilhelm Trautwein, Rößlewirt (1841–1887), der älteste Sohn seines Bruders Johannes, dem 1869, 1870 und 1871 drei Töchter geboren wurden, vgl. Sippenbuch (wie Anm. 3), Nr. 422, III; Nr. 584.
- 23 Wohl Adolph Christoph Trautwein, Rotgerber (geb. 1848), Sohn seines Bruders Ulrich, vgl. Sippenbuch (wie Anm. 3), Nr. 421, IX.
- 24 Bäcker im oberen Städtle (Schloßbergstr. 1) war Christian Koch (1815–1874). Sein Sohn Johann Georg kam Ende Juli 1871 als Flößer in Siebenbürgen infolge eines plötzlichen Hochwassers des Aranyos-Flusses ums Leben, vgl. „Der Kinzigtäler“ vom 3.8.1871. – Vgl. Harter, Flößerstadt (wie Anm. 7), 42.
- 25 Friederike Trautwein, verh. Schenk (1864–1961), vgl. Sippenbuch (wie Anm. 3), Nr. 425 IX.



## „Die Welt, die ich kannte, liegt im Staub“

Kurt Offenburg (1898–1946) aus Offenburg, jüdischer Journalist

Martin Ruch

Am 25. November 1898 wurde er in Offenburg geboren und als Kurt Dreifuß mit israelitischem Bekenntnis ins Standesregister eingetragen. Seine Eltern (Josef und Rosa, geb. Halle) hatten hier in der Kornstraße 4 ein Einrichtungsgeschäft gegründet. Von Beruf war Josef Dreifuß Tapezierer, und er betrieb, so die Meldekarte, eine Möbelhandlung. Am 8.5.1866 war er in Schmieheim zur Welt gekommen. Im Ersten Weltkrieg ist er am 17.7.1915 gefallen, im Alter von 49 Jahren. Rosa Dreifuß, geb. 6.2.1873, stammte aus Hockenheim. Sie starb ein Jahr nach ihrem Gatten, am 28.7.1916, war zu diesem Zeitpunkt also 43 Jahre alt. Da waren die Kinder noch klein: der älteste war Kurt, dann kamen Paul (2.8.1902), Ilse (31.1.1908), Egon (4.5.1910) und Friedrich (8.10.1912). Die beiden jüngsten Waisen im Alter von vier und sechs Jahren wurden nach dem Tod der Mutter nach Dürnheim geschickt, sehr wahrscheinlich in



Kurt Offenburg –  
aus: Struve,  
s. Anm. 29

Zu- und Vornamen:	Dreifuß Kurt.	
Beruf:	Einrichtungsgeschäft.	
Geburtsort:	Offenburg.	
Geburtszeit:	25. 11. 98.	
Religion:	Jüdisch	
Staatsangehörigkeit:	Deutsch	
Militärverhältnis:	Friede	
Ob früher schon in Offenburg	auf Kornstraße 4, im Hause des Vaters.	
Letzter Aufenthalt:	Offenburg.	
Legitimiert durch:		
Jahr und Tag der		Wohnung
Anmeldung	Abmeldung	
25. 7. 16	26. 4. 16	auf Kornstraße 4, im Hause des Vaters.
	9. 8. 16	

Abb. 1: Meldekarte  
Offenburg

das 1912 dort gerade eröffnete „Erholungsheim für israelitische Kinder und minderbemittelte Erwachsene“, das „Friedrich-Luisen-Hospiz“. Kurt war bereits am 15.8.1915, kurz nach dem Tod des Vaters, nach Frankfurt gezogen, die Offenburger Meldekarte nennt ihn damals bereits einen „Kaufmannslehrling“. In Frankfurt wird er am 17.8.1915 als „kaufmännischer Lehrling“ in der „Feststrasse 5, 2. Stock, bei Loew“ angemeldet. Er zieht am 6.1.1916 um in die „Weberstrasse 8 bei Breitenstein“ und kehrt am 18.4.1916 nach Offenburg zurück, zieht wieder nach Frankfurt am 24.4.1916, meldet sich am 25.7.1916 erneut nach Offenburg ab. Da sind es nur noch drei Tage bis zum Tod der Mutter, wahrscheinlich hat er sich als nun schon 18-jähriger um die Geschwister gekümmert. Nach der Beerdigung (die Eltern sind auf dem jüdischen Friedhof Offenburg begraben unter einem Stein mit der Inschrift „Die Seele des Menschen ist eine Leuchte Gottes“) kehrt er am 9.8.1916 nach Frankfurt in die Weberstr. 8 zurück. Dann muss er eingezogen worden sein, er spricht jedenfalls in seinem letzten Buch „World in Dust“ von Kriegserfahrungen während des Ersten Weltkrieges in Flandern. Zurück in Frankfurt zieht er im Verlauf der folgenden Jahre mehrmals um, im November 1924 wohnte er im Baumweg 30. Dann verlieren sich seine Spuren in den amtlichen Personalkarten.<sup>1</sup> Die Nennung des Berufes auf der Meldekarte macht aber den eingetretenen Wandel deutlich: „kfm. Lehr-

*Dreifuss  
Kurt Dreifuss  
geb. Offenburg*

Vor- und Zuname, Stand oder Gewerbe	Tag und Jahr der Geburt	Geburtsort, Kreis, Staat	Staats- an- gehörig- keit	Religion	Legitimation und sonstige Bemerkungen
<i>Bürger</i>	<i>25.11.</i>	<i>Offenb.</i>	<i>Bad.</i>	<i>14.</i>	<i>Legit. Offenb. 10.8.15</i>
<i>Dreifuss</i>	<i>1915</i>	<i>lung</i>			<i>Legit. Offenb. 31.7.15</i>
<i>Offenburger</i>					
<i>Dreifuss</i>					
					in Wohnung gemeldet
					seit Str. No. bei
					<i>50 Offenburg</i>
					<i>17.8.15 51.11.15 52 Loew</i>
					<i>1) 6.1.16 Weberstr. 8 bei Breitenstein</i>
					<i>18.4.16 Offenburg</i>
					<i>2) 19.12.18 Baumweg 30 Offenb.</i>
					<i>24.6.20 Baumweg 30 Offenb.</i>
					<i>21.12.22 Baumweg 30 Offenb.</i>
					<i>11.12.22 Baumweg 30 Offenb.</i>
					<i>11.12.22 Baumweg 30 Offenb.</i>
					<i>11.12.22 Baumweg 30 Offenb.</i>

INSTITUT FÜR STADTGESCHICHTE  
FRANKFURT a. M.  
Müll-Kartei:  
Kasten Nr.: 322

Form. M. A. 3.

Abb. 2: Meldekarte Frankfurt



ling“ ist nun durchgestrichen und dafür „Dreifuß Schriftsteller gen. Offenburg“ gesetzt.

Erste poetische Zeilen hatte der junge Kurt ausgerechnet zum Kriegsausbruch im August 1914 veröffentlicht. Der damals 16-jährige dichtete in der lokalen Zeitung „D'r alt Offeburger“ des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Adolf Geck eine der typischen Siegeshymnen jener euphorischen Kriegstage im August 1914, nicht ahnend, dass in Jahresfrist auch der eigene Vater unter den Opfern sein würde. Und natürlich auch nicht ahnend, dass er selbst Jahre später diese Kriegsslyrik einmal aufs Schärfste verdammen wird ...

**Sieg!**

*Schmückt mit Eichenlaub die Hallen  
Laßt ein deutsches Lied erschallen.  
Hoch unser Kaiser und sein Heer  
Er hat erstritten Sieg und Ehr.*

*Und drei lange, lange Tage  
Tobt die Schlacht und wankt die Wage  
Dreimal sank die Sonn zum Meere  
Bis der Sieg ward unserm Heere.*

*Siegreich ist die Schlacht geschlagen,  
Der noch in den fernsten Tagen  
Voller Ehrfurcht man gedenkt  
Und dem, der herrlich sie gelenkt.*

Offenburg, 21. August 1914,  
Kurt Dreifuß

(In: D'r alt Offeburger, August 1914)

Wie und wann Kurt nach dem Ersten Weltkrieg in Frankfurt zum Journalismus kam und ziemlich bald als Korrespondent und Mitarbeiter der angesehenen „Frankfurter Zeitung“ und der „Büchergilde Gutenberg“ arbeitete, ist leider noch offen. Offiziell nannte er sich damals noch Dreifuß, er unterzeichnete aber seine Artikel bereits mit ko (= Kurt Offenburg), manchmal ofb (Offenburg), und unterschrieb Ende der 1920er Jahre im Literaturblatt „Kurt Offenburg“. (Abb. 3, S. 178) Für die „Frankfurter Zeitung“<sup>2</sup> hat er über Jahre hinweg gearbeitet, wie noch in den australischen Archiven zu lesen sein wird: „He was formerly the



Abb. 3: *Der englische Boccaccio*

representative of the German Newspaper ‚Frankfurter Zeitung‘ in the Far East“. Er war Fern-Ost-Korrespondent der bedeutenden deutschen Zeitung gewesen, gewissermaßen also ein „Scholl-Latour“ der 1920er Jahre ...

Einige Bücher hat er in jener Frankfurter Zeit unter dem Pseudonym „Offenburg“ veröffentlicht, zum Beispiel eine Prosa-Version von Geoffrey Chaucers bekannten „Canterbury Tales“ mit dem Titel „Der englische Boccaccio“ („nacherzählt von Kurt Offenburg“, 1924/25 erschienen im Sibyllen-Verlag, Dresden). Im Nachwort schrieb Kurt Offenburg: „Bei Chaucer ist jeder Mensch in seiner ganzen Rundung erfaßt; kein Sohn ist nur Vaterhasser, kein Kaufmann nur Wucherer, kein Weib nur Dirne, wie es heute archaisierende Mode ist.“ Die Presse jener Jahre schrieb wohlwollend über das Buch: „Kurt Offenburg hat aus dem überreichen Schatz der Geschichten eine Reihe ausgewählt, die er vom Überfluß des Erzählten befreite. (...) So muß uns diese Veröffentlichung in unserer humorlosen Zeit äußerst willkommen sein.“ (Berliner Börsenzeitung). – „Das Buch wird seinen Weg machen, eben weil es darauf verzichtet, auf niedere Instinkte zu spekulieren.“ (8 Uhr Abendblatt Nürnberg). – „Kurt Offenburg ist mit zarter Rücksicht sowohl auf das Original als auch auf Mentalität und Geschmack des deutschen Lesepublikums vorgegangen.“ (Wiener Extrablatt).

Das Deutsche Literaturarchiv Marbach besitzt im „Bestand Armin Theophil Wegner“ einen Brief<sup>3</sup> von Kurt Offenburg an Wegner<sup>4</sup>, datiert Frankfurt 14.11.1925. Den Briefkopf ziert ein Holzschnitt im futuristischen Stil, eine Art Automatenmensch hält drei Pferde und sechs Bauern eines Schachspiels am Zügel. Der Brief spricht auch die beiden Bücher an, die Kurt Offenburg gerade vorlegte, nämlich die erwähnte Chaucer-Ausgabe und einen „sehr böartigen Buchhändler- und Verleger-Roman“, womit er sein Buch „Elf/Zehn“ (s. u.) meinte. Dass er in der SPD-Zeitschrift „Lachen links“ unter dem Pseudonym „Rastignac“ mitarbeitete, geht ebenfalls aus dem Brief hervor. Ansonsten ist der lebendigen Brief-Schilderung noch zu entnehmen, dass bei Kurt Offenburg damals Geldmangel herrschte:

*„Lieber Herr Wegner, wenn Sie im Januar hierher kommen, erwarte ich bestimmt, dass Sie sich bei mir sehen lassen. Als Sie das letzte mal in einem kleinen Zirkel der Liga lasen, wusste ich wohl um Ihr Hiersein, aber ich habe einen Horror, auch ‚mit dabei zu sein‘ – u. so versäumten wir unsere Begegnung. Schreiben Sie mir, bitte, vorher einige Zeilen, damit ich weiss, wann Sie hier sind. – Inzwischen bin ich aus der Redaktion der Rundfunkzeitschrift ausgetreten, da die Herrschaften das Blatt auf ein Niveau drück-*





Abb. 4: Brief an Armin Wegner

ten, das ich nicht mehr mit meinem Namen decken konnte. Überdies habe ich mit den Herausgebern zwei Prozesse, einen wegen der Honorare für die Mitarbeiter, den anderen wegen einer Bagatelle von Gehalt. – Die Volkstimme (S. P. D. Blatt) zahlt nur mäßig; ich glaube kaum, dass sich für Sie die Mitarbeit lohnt. – ‚Die Strasse‘ kenne ich schon aus den Korrekturfahnen. Ich will mir die Besprechung für einen neuen Essay über Sie vorbehalten. Aus diesem Grunde bat ich Sie auch verschiedene male mir Ihre früheren Bücher schicken zu lassen (auch die bei Kater), was leider bis heute nicht geschah. Bei mir gibt es wenig Neues. Dass im Laufe dieses Monats im Sibyllen eine Übertragung aus dem Altenglischen von mir erscheint, werden Sie wissen. Bis zum Frühjahr wird voraussichtlich ein sehr bösariger Buchhändler und Verleger-Roman erscheinen u. vielleicht noch ein Band Essays. Im übrigen ernährt man sich schlecht u. recht mit kritischen Arbeiten für Zeitungen u. Zeitschriften. Es ist eine Lust zu leben. – Haben Sie keine Blätter an der Hand, bei denen ich mitarbeiten könnte (evt. Zweitdrucke); ich bin gerne bereit bei meinen Zeitungen für Sie zu intervenieren. ‚Lachen links‘ etc. kommt nicht in Frage, da ich dort schon mitarbeite. ‚Rastignac‘ – c’est moi. Bis wann erscheint von Ihnen ein neuer Band? Wieder Sibyllen? Darüber werden wir uns einmal unterhalten. Ich hoffe bald von Ihnen zu hören. Mit den besten Grüßen Ihr Kurt Offenburg.“

Tatsächlich ist in dem erwähnten Heft „Lachen links“ ein expressionistisch anmutendes Gedicht abgedruckt,<sup>5</sup> unterzeichnet mit „Rastignac“<sup>6</sup>, also von Kurt Offenburg, und mit dem Titel: „§ 218. Eine Legende“. Es befasst sich mit einem Mann, der einer jungen Mutter bei einer Abtreibung helfen wollte. Die



Abb. 5:  
Der ewige Garten

Mutter starb bei dem Versuch, der Mann kam vor Gericht, wurde verurteilt. Das Ende des Gedichtes:

*Zwei Polizisten nahmen ihn in ihre Mitte.  
Die Richter gähnten. Im Zuhörerraum nervöser Füße Scharren.  
Im Flur der Wachpatrouille dumpfe Tritte.  
Er aber dachte: Es ist wohl Menschensitte,  
dass ihrem Werk sie Sklaven sind und Narren  
und immer noch des jüngsten Tages harren.  
(...)*

Eine weitere Publikation jener Zeit ist „Der ewige Garten. Ein Buch der Einkehr. Von Kurt Offenburg.“<sup>7</sup>

Die Einleitung der Anthologie enthält das Bekenntnis: „Auf den folgenden Seiten ist der bescheidene Versuch gemacht, das ewig Gleichartige in der ewigen Verschiedenheit menschlichen Empfindens zu zeigen: in solchen Dichtungen, in denen der tiefste und elementarste Zusammenklang des menschlichen Herzens widertönt – in der Dichtung über Blume und Pflanze. Das Material ist unerschöpflich, so weit wie die Welt. Die Auswahl ist nach dem Gesichtspunkt getroffen, daß nicht allzu Bekanntes, aber auch nicht allzu Präziöses und Abseitiges wiedergegeben wurde. Dies Buch soll dem arbeitenden Menschen nach harter Fron etwas vom unvergänglichen und unverlierbaren Gut geben, das ihm gehört. Frankfurt am Main, Sommer 1928.“

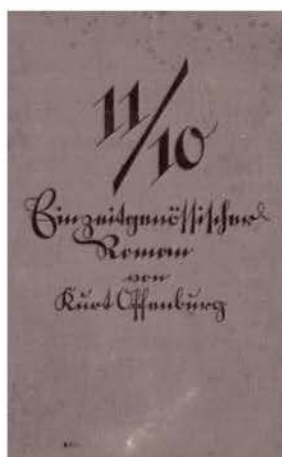


Abb. 6: Elf/Zehn,  
ein zeitgenössischer  
Roman

„Elf-Zehn. Ein zeitgenössischer Roman“.<sup>8</sup> Die Handlung: Ruben Erzmann, ostjüdischer Herkunft, ist armer Reisender für eine Münchner Buchhandlung: „Was schadete es, daß er sich die Zunge aus dem Hals redete, bis er nach wiederholten Besuchen ‚Kümmelmeiers Weltgeschichte‘ auf Ratenzahlung an den Mann gebracht hatte ... Es genügte zum Schulgeld für die drei Kinder, die etwas lernen sollten.“

Der Titel „Elf/Zehn“ erklärt sich aus einer geschäftlichen Regel im Kaiserreich und meint das eigentlich nicht selbstverständliche elfte Freiemplar beim Kauf von zehn Büchern. Erzmann macht sich selbstständig, steigt nach und nach zum Großunternehmer im Bücher-, schließlich auch im Zeitungsmarkt auf und verdient im Krieg so gut wie in der Republik. Selten nur kommt der Autor Offenburg auf das Jüdische des Verlegers zu sprechen: „Erzmann war gläubig in einem fatalistischen Sinn.“ Er zieht nach Berlin und engagiert sich dort im Großhandel mit Büchern, verkauft blendend als Heereslieferant von Armeeseestoff, für dessen Massenproduktion er viele



Schriftsteller engagiert. „Da kamen Leute, die ihr Lebtage in pazifistischem Sozialismus geschwelgt hatten und nun jährlings die blutrünstigsten Verse schmieden“ (S. 114). Seine Frau stirbt, „Erzmann hielt die alte Trauer seiner Väter.“ Der älteste Sohn wird wahnsinnig – und der andere Sohn, der Hoffnungsträger, gesteht ihm, dass er zum katholischen Glauben konvertieren wird, er möchte sogar Priester werden. Ein Schlag für Erzmann, der aber gestehen muss: „Es ist wahr. Ich schon bin vom Glauben meiner Väter abgefallen, ich habe die Gesetze nicht gehalten.“ Allmählich zieht sich Erzmann vom Geschäft zurück und er erkennt: „Sein Dasein war ärmer geworden als zu jener Zeit“ des Anfangs als kleiner Reisender.

Der noch heute lesenswerte Roman bietet einen guten Einblick in die Welt des deutschen Buchhandels vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg. Indem er den Aufstieg eines kleinen Bücherkolporteurs zum Großverleger schildert, kann Kurt Offenburg alle Aspekte des Literaturgeschäftes erwähnen. Der Roman behandelt wie wenige andere Romane die Machenschaften im Buchgewerbe und schreckt dabei vor höhnischen Seitenhieben gegen einige Vertreter der entsprechenden Sparten nicht zurück. Vor allem kritisiert er, dass die Veredelung, die besondere Betonung des Bucheinbandes, also letztlich das Marketing, für den Verkauf entscheidend ist, und nicht die Qualität der Literatur: „Wat fürs Auge sieht nach Bildung aus ...“

Als „erschienen“ wird 1925 auch ein weiterer Band des Autors mit dem Titel „Profile Europäischer Romanciers“ im Mittelland-Verlag Frankfurt vermerkt. Diese Sammlung mit Essays konnte aber noch nicht nachgewiesen werden. In diversen Zeitschriften hat Kurt Offenburg jedoch die Einzelstudien zu diesen „Profilen“ über Schriftsteller wie Heinrich Mann, Thomas Mann, Arthur Schnitzler, Jakob Wassermann, Max Brod, Emile Zola, Guy de Maupassant, Anatole France, Knut Hamsun, Herman Bang u. a. m. zuvor veröffentlicht. Aus der Vorankündigung des Verlages: „Diese knappen Aufsätze geben höchstlebendige Impression und die Atmosphäre von Werk und Persönlichkeit. Diese Essays haben die Eigentümlichkeit des Aphorismus, das Wesentliche scharf herauszuheben und Erkenntnisse unterhaltsam und einprägsam zugleich darzubieten.“

Durchgängig ist im Werk jener Jahre von Kurt Offenburg ein sozialdemokratischer Grundton in Prosa und Poesie feststellbar. In der „Volksstimme“, dem Organ der Sozialdemokratie für Südwestdeutschland, erschien am 2. Oktober 1930 folgendes Gedicht von ihm, das beispielhaft die antikapitalistische Haltung des Autors zeigt:

*Die Riesentrusts – das Kapital*

*Wer hat die Dinge so gedreht,  
Daß keiner mehr auf festen Beinen steht?  
Nicht mehr der Mann in der Fabrik,  
Nicht mehr der Händler hinterm Ladentisch?  
Wer bricht dem Fleißigen das Genick?*

*Es gab sich so  
Und keiner weiß,  
Wie es geschah –  
Weil er nicht denkt.  
Er wird gelenkt  
Von Riesentrusts,  
Vom Kapital;  
Und seine arme Menschenqual –  
Wen schert sie schon?*

*Wer duldet schweigend diesen ganzen Dreh,  
Daß seine Kraft schmilzt wie der Frühlings Schnee?  
Nicht mehr in Arbeit und kein Brot,  
Nicht mehr die alte treue Kundschaft!  
Und täglich steigen Bitternis und Not.*

*Es gab sich so (...)*

*Wie lange noch trägst folgsam du die Kette  
Im Glauben, daß ein Gott dich rette?  
Nicht mehr das Salz zum Brot wird dir geschenkt,  
Nicht mal die Luft bekommst du unversteuert!  
Begriffe doch, wer dich zum Abgrund drängt.*

*Es gab sich so (...)*

Kurt Offenburg.

Kurt Offenburg ist häufig als Mitarbeiter beim „Bücherkreis“, einer sozialdemokratischen „Arbeiterbuchgemeinschaft“ nachzuweisen.<sup>9</sup> Sein Name taucht oft unter den Namen seinerzeit berühmter Schriftsteller auf, er scheint sich damals also bereits einen guten Ruf verschafft zu haben.

Auch als Mitarbeiter in der „Deutsche Republik“<sup>10</sup> ist Kurt Offenburg hervorgetreten. Diese Zeitschrift bot in der Meinung der Zeitgenossen „hervorragende Publizistik“ und galt als „das



Sprachrohr aller kämpferischen Republikaner“.<sup>11</sup> Pro Jahrgang sind 52 Hefte erschienen, andere regelmäßige Mitarbeiter waren Julius Bab, Robert Breuer, Friedrich Dessauer, Ludwig Haas, Oscar Müller, Heinrich Teipel, Paul Wahl u. a. Unter den gelegentlichen Beiträgern ist auch Theodor Heuß zu nennen. Ein wohl nicht vollständiges Werkverzeichnis der Beiträge von Kurt Offenburg in der „Deutschen Republik“ über zeitgenössische Autoren nennt folgende Titel: Jack London, der Mann und das Werk; Martin Anderson Nexö; Heinrich Mann; Knut Hamsun; Maxim Gorkis Werk und Leben; Joyce, Jugendbildnis; Klopstock und Friedericus Rex; Sinclair: Petroleum; Mensch und Länderschicksal; Revolutionär und Schieber; Hamsun: Landstreicher.<sup>12</sup>

Ein Beitrag von Kurt Offenburg über James Joyce aus der „Deutschen Republik“ (Frankfurt, April 1928) wurde erst in jüngerer Zeit wieder abgedruckt.<sup>13</sup> Darin schrieb er: „Das Werk beruht auf einer neuen Art Seelenforschung, die man mit Recht Tiefenpsychologie nennen kann (...) Was ist uns der Ire Dädalus mit allen Eierschalen seiner Kindheitslibido und dialektischen Glaubensspielerei, was ist uns der englisch-jüdische Kleinbürger Leopold Bloom und seine aus Sexus und Kleingeld gebaute Lebensgefährtin Marion? – man ist schon auf Seite 300 durch Wiederholungen und Abschweifungen bis in die Nerven irritiert, und man wird auf Seite 301 hineingerissen in den Drehrausch dieses Werkes: ist selbst Dädalus und Bloom und das Weib bis zur letzten Seite! Also: Trotz Formchaos, trotz Überindividualisierung das starke Werk eines Dichters. (...) Joyces ‚Ulysses‘ ist wie Geburt und Welterlebnis seines Verfassers: eine abseitige und einmalige Angelegenheit.“

„Glühende Welt“: unter diesem Titel erschien 1928 im Arbeiterjugend-Verlag ein schmales Bändchen mit Gedichten von Julius Zerfass (1886–1956), eines Arbeiterdichters und späteren Exilschriftstellers, für das Kurt Offenburg ebenfalls eine Einleitung geschrieben hatte.<sup>14</sup> Schon in seiner Anthologie „Arbeiterdichtung der Gegenwart“ (1925) hatte Kurt Offenburg über Zerfass geschrieben und dessen Texte (Gedichte und Märchen) vorgestellt: „Man spürt in den Arbeiten von Zerfass den Gärtner: die harmonische Bindung an Erde und Pflanze. Die Gedichte haben etwas von dem Gleichmaß des Säens und dem freudevollen und gelassenen Warten auf die Ernte. Auch die Prosa dieses Dichters ist wie in einer ruhigen Einsamkeit ersonnen; und selbst wenn Aufruhr, Raserei der Städte und vorwärtsdrängender Schrei der Technik in den Werken erscheint, – so werden sie unwirklich und behutsam. Wie so



Kurt Offenburg –  
aus: *Struve*,  
s. Anm. 29

mancher Arbeiter ist auch dieser Abseitige und Einsame durch die Arbeiterbewegung in die Welt des geistigen Schaffens gezogen worden.“<sup>15</sup>

Im Jahr 1978 erschien eine Sammlung mit Beiträgen über den Schriftsteller Erich Mühsam.<sup>16</sup> Sie enthielt eine repräsentative Auswahl aus seinem Werk und zudem Aussagen von Freunden und Zeitgenossen, darunter Texte von bekannten Namen wie Johannes R. Becher, Oskar Maria Graf, Max Herrmann-Neiße, Egon Erwin Kisch, Klaus Mann, Walter Mehring, Kreszentia Mühsam, Martin Andersen Nexö, Erwin Piscator, Ludwig Renn, Rainer Maria Rilke, Joachim Ringelnatz, Ernst Toller – und Kurt Offenburg, letzterer mit einem Beitrag über Mühsams 1920 erschienenen Gedichtband „Brennende Erde. Verse eines Kämpfers“. Kurt Offenburg: „Erich Mühsam, der wegen seiner Beteiligung an der Errichtung der Räterepublik von Bayerns Konterrevolution zu fünfzehn Jahren Festung verdonnert wurde, sendet aus seiner Zelle einen schmalen Band Gedichte: ‚Brennende Erde‘ in die Welt. Diese ‚Verse eines Kämpfers‘ spiegeln den begeisterten Freiheitssoldaten wider – Fleckenlosigkeit der Gesinnung und unbeugsamer Charakter einigen sich zu vollster Harmonie –, der sein ganzes Ich restlos in den Dienst der Unterdrückten stellt. Mühsams jüngstes Versbuch ‚Brennende Erde‘ gibt Gelegenheit zu fragen, ob jeder seit dem November 1918 begeisterte Revolutionssänger sich Rechenschaft ablegen kann, in wessen Dienst er seine Leier stellte in den ‚Jubeljahren‘ 1914–1918; und die Antwort, die als Bilanz zu werten ist, wird dem Arbeiter Gelegenheit geben, die Konsequenz zu ziehen, ob er auch weiterhin sich von literarisch-ästhetischem Pöbel bedichtet sehen will oder ob er es endlich nicht doch vorzieht, statt diesen scheinheiligen überzeugungsdrapierten Schmockergezeugnissen die Dichtungen derer zu lesen und zu kaufen, die in vorderster Reihe den Befreiungskampf des Proletariats mitkämpfen.“

Als Herausgeber stellte Kurt Offenburg 1925 auch eine Anthologie von Arbeiterliteratur zusammen (die später auch auf englisch erschien unter dem Titel „Worker’s Poetry“): „Arbeiterdichtung der Gegenwart.“<sup>17</sup> Als „wichtige Anthologie“ wird sie noch 2009 der Antiquariatshandel bezeichnen,<sup>18</sup> denn sie enthielt Texte seinerzeit bekannter Arbeiterschriftsteller.<sup>19</sup>

Arbeiterdichtung und Volksdichtung, so die einleitende These, haben viel gemeinsam, vor allem „dass sie kein zufälliges oder einmaliges Gefühl der Einzelseele aussprechen, sondern daß ihre Empfindungen, ihre Inhalte der Ausdruck des Men-



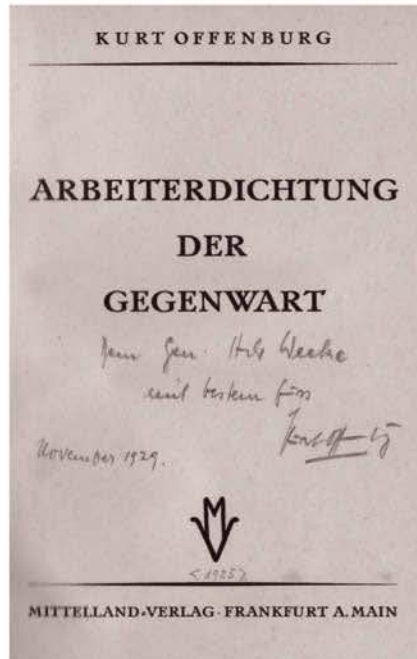
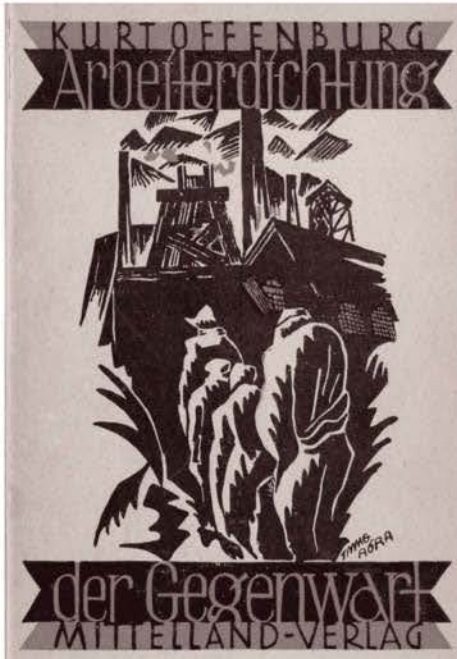


Abb. 7a: Arbeiterdichtung der Gegenwart

Abb. 7b: Von KO signiertes Exemplar, 2013 im Internetbuchhandel erworben

schen, des Stammes, des Typus, der Klasse sind. Die Eigenschaften des alten Volksliedes zeigen sich wieder, wenn wir die Dichtungen der Männer lesen, die heute aus dem Proletariat emporsteigen. Das Bildungsmaterial, das sich die meisten von ihnen in brennender Sehnsucht und unter großen Opfern angeeignet haben, ist nicht immer nüchtern verarbeitet. Das Gefühl schmilzt abgegriffene und unverstandene Prägungen der bürgerlichen Kultur um und erfüllt sie mit neuem Leben.“ (S.10) Für die Sammlung wählte KO nur Dichtungen aus, die „von Männern des Proletariats, von Arbeitern und Arbeiterkindern geschaffen wurden“. Als Resümee stellte er fest: „Daß die vierte Klasse, die Klasse der Arbeiter, ihren Anteil an der Gestaltung der politisch-ökonomischen Welt und schließlich ihre Stimme in der geistigen Welt, in der Formung der Kultur erstritten hat, beweist das vorliegende Buch“ (S. 14).

Schließlich schrieb Kurt Offenburg noch für eine andere Anthologie, „Dreitausend Jahre Welthumor“<sup>20</sup>, die Einleitung: „Unsterblich wie der Schmerz ist die Freude, und vielartig wie die Formen der Trauer sind die heiteren Momente des Daseins. Das Lachen des Menschen kann mehr sein als Glück. (...) Das vorliegende Buch bringt ein außerordentlich reiches und weit auseinanderliegendes, seltenes Material an humoristischer Literatur der ganzen Welt und bietet damit, weit über die nur unterhaltende Lektüre hinaus, ein Kulturdokument für die vergleichende Völkerpsychologie.“

Abb. 8: Büchergilde  
1927, Kurt Offenburg  
über Jack London



Kurt Dreifuß, der deutlich merkbar der Sozialdemokratie oder den Sozialisten nahestand (die einschlägigen deutschen Partei- und Gewerkschaftsarchive sind jedoch entweder vernichtet oder melden ihn nicht, so dass diese Aussage nicht verifiziert werden kann) reiste spätestens 1930 erstmals nach Südostasien als Auslandskorrespondent. Bereits 1931 wurden ihm gute Kontakte zur australischen Labourregierung nachgesagt, und so wundert es nicht, dass er 1936 offiziell als „Kurt Dreifus Offenburg“ in Australien einwanderte, dort die Staatsbürgerschaft beantragte und auch erhielt. Hier arbeitete er wieder als Publizist und Autor. Über seine große Reisetätigkeit in den Jahren zuvor berichtete er selbst in mehreren Schreiben, die in seiner Einbürgerungsakte im Australischen Nationalarchiv verwahrt werden<sup>21</sup>:

Er unterschrieb den Antrag auf „Naturalisation“ am 5.11.1936 als Kurt Offenburg, füllte jedoch die entsprechenden Formulare mit dem Namen aus: Kurt Dreifus Offenburg. Seine Adresse war damals 71/73 Victoria Street, Potts Point, Sydney, NSW (New South Wales). Beigelegt waren dem Antrag verschiedene Empfehlungsschreiben von Persönlichkeiten mit Reputation, die ihm gute Englischkenntnisse attestierten. Ein gewisser Sydney Long von der Royal Art Society School beispielsweise schrieb, er kenne K.D. Offenburg seit sechs Jahren, also seit dessen erstem Aufenthalt in Australien. Ein Mitglied der University of Sydney meinte, Kurt Offenburg sei „a fit and proper person“. Ausführlich schilderte Kurt Offenburg dann selbst seinen Werdegang: Er sei am 25.11.1898 in Offenburg im Staate Baden geboren, sein Vater Josef sei wie die Mutter Deutsche gewesen. Sich selbst beschrieb er als 37-jährigen Autor, 5 Fuß und 7,5 Inch groß, mit dunkelbraunen Haaren und grünen Augen, nicht verheiratet (Single). Am 6.10.1930 sei er zum ersten Mal nach Australien gekommen, damals von Deutschland (Reisepass ausgestellt in Frankfurt 9.12.1928) über Java mit dem Schiff „Neu-Holland“, das er in Sydney verlassen habe. Zunächst habe er im Hotel Australia gewohnt, ab Februar 1934 in der Victoria-Street. Folgende Länder habe er seither besucht zum Zweck „Study and Writing“: Neuseeland: 4.12.1930–27.3.1931, Britisch Malaysia, Ceylon: 23.5.1931–29.6.1931,



Deutschland: 8.8.1931–8.12.1931, Hongkong, Japan, China: Januar 1932–Mai 1932, Neuseeland: Januar 1933–März 1933, Hongkong: Mai 1933–Januar 1934. Die Behörde hatte sich über Dreifus erkundigt, und bestätigte, dass er sich nie unloyal dem Englischen Königshaus gegenüber verhalten habe. Der Grund für seinen Antrag auf Einbürgerung sei im Übrigen, dass er so bald wie möglich ein australisches Mädchen in Perth heiraten und deshalb britischer Staatsbürger werden wolle. Die Schreibweise des Namens in den offiziellen Papieren änderte sich zwischendurch wieder. Nun hieß er: Offenburg, Kurt Dreifus. Er bestätigte, er werde stolz auf seine australische Nationalität sein und werde alle Zeit sein Bestes tun für dieses große Land. Und so verzichtete Kurt Dreifus Offenburg am 2.11.1936 auf seine deutsche Staatsangehörigkeit, wurde Australier, ein Mitglied des British Empire, und schwor beim Allmächtigen Gott, seiner Majestät, dem König Edward VIII., Treue und Gehorsam (Abb. Akte mit Unterschrift).

Schon 1931 hatte er in der „Frankfurter Zeitung“ detailliert über Australien berichtet gehabt. Sechs Artikel unter dem Generaltitel „Das australische Experiment“ erschienen im Mai 1931.

1934 schrieb er bereits „Civis Britannicus Sum“ (= Ich bin ein britischer Bürger). Und er stellte wenige Jahre später fest, dass er zum Weltbürger geworden war: „Nationality is normally no more than an accident of birth. But to set out to choose one's nationality implies not only a repudiation, but also a deliberate acceptance. It implies that one has made the sublime endeavour to analyse ruthlessly the elements which went into one's own mental making in the years of development and early growth: school, university, service to the State: and parallel with it one's own education, study, and, perhaps, an ultimate higher level of culture.“<sup>22</sup>

1943 plante Kurt Offenburg den Erwerb eines Grundstückes in Pymble (NSW), Livingstone Avenue, und musste hierzu einen bürokratischen Weg einschlagen, der verschiedene Stellungnahmen und Formulare<sup>23</sup> erforderlich machte. In der Statutory Declaration ist festgehalten, dass er am 18.12.1938 in Sydney die Dulcie Irene Cooke geheiratet hatte, die als echte Australierin im Februar 1897 geboren worden war. Als Wohnort gab er damals die Glen Avenue in Warrawee, New South Wales, an. Aus einer offiziellen Beurteilung des Antragstellers: „Er ist Autor von 12 Büchern in Deutschland, eines davon ist von einem Professor in Sydney übersetzt und gedruckt worden. Seit er hier ist, arbeitet er hauptsächlich für den Rundfunk. Sie kennen ihn

sicherlich von seinen Kommentaren. Gegenwärtig arbeitet er als Nachrichtenredakteur für einen kommerziellen Sender, arbeitet auch für den Sydney Morning Herald“ (Übers. Ruch). Und eine andere Stellungnahme notierte: „Der Antragsteller ist gut bekannt als Kommentator der Weltpolitik am Australischen Rundfunk“ (Übers.).

Tatsächlich zeigen auch seine in Australien auf englisch erschienenen Arbeiten, dass er sich der Analyse der politischen Zustände in Fernost zugewandt hatte und auch in einer eigenen Rundfunksendung seine Meinung kundtat.

In Australien entstanden die folgenden Publikationen: „War in the Pacific?“ (1941), „Does Russia Matter?“ (1941), „Japan is at our gates“ (1942), „These glorious crusaders“ (1943), „World in dust“ (1945).



Abb. 9: *War in the Pacific*, 1941

#### **War in the Pacific? (= Krieg im Pazifik?)<sup>24</sup>**

Aufschlussreiche Details zur Biographie finden sich im Klappentext (Übers.): „Kurt Offenburg bereiste als Zeitungskorrespondent viele Erdteile. In den vergangenen 15 Jahren war er in den Vereinigten Staaten, Britisch Malaysia, Java, Sumatra, Celebes, Philippinen, China, Mandschurei, Japan. Einige dieser Länder besuchte er zwei-, manche dreimal. Als Sonderkorrespondent für eine der führenden europäischen Zeitungen berichtete er über die erste und zweite Phase der Japanischen Eroberung Asiens. Er kennt die meisten Europäischen Länder zwischen Ostsee und Schwarzem Meer und traf die wichtigsten Personen, Staatsmänner und Abenteurer sowohl in Europa als im fernen Osten. KO ist Autor von sieben Büchern. Er arbeitet für führende Tages- und Wochenpublikationen in Australien und in Übersee. Die letzten sechs Jahre berichtete er zu Internationalen Angelegenheiten für ABC (Australian Broadcasting Commission).

KO schreibt nicht vom Hörensagen. Viele Jahre reiste er durch den Fernen Osten, den Pazifischen Raum und durch Europa und erhielt so aus erster Hand jene Informationen, die es ihm erlauben, in seinen Berichten und Rundfunkmeldungen ein genaues Bild der politischen Entwicklungen im Krieg zu geben. Wir glauben, dass dieses kurzgefasste Buch eine der wichtigsten Darstellungen für viele Jahre sein wird. Hier wird mehr als tote Geschichte geboten, hier entsteht ein lebendiges Bild der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft. In knappen Zügen zeichnet er die Entwicklung Japans zum mächtigen Staat und seinen Expansionsdrang nach Süden, Chinas



Kampf um Demokratie, die Haltung der USA und er zeigt, wie Hitlers ‚Totaler Krieg‘ im Westen Holländisch Ost-Indien berührt, Indochina und schließlich auch Australien.“

### **Does Russia Matter? (= Kommt es auf Russland an?)<sup>25</sup>**

Übers. aus dem Klappentext: „Warum schlossen die Nazis erst einen Vertrag mit den Russen, um ihn dann zu brechen? Wer ist Alfred Rosenberg? Was denken deutsche Generäle über die Rote Armee? Diese und viele andere Fragen werden in den folgenden Kapiteln beantwortet. Sie zeigen uns ein aktuelles Bild von Deutschland und die weitreichenden Folgen der Hitler-Attacke. Dieses Buch stellt viele politische, ökonomische und strategische Aspekte zusammen und veranschaulicht sie in leicht lesbarer Weise. Kurt Offenburg hat uns damit eine weitere zeitgenössische Studie geliefert, die – wie sein Buch „Krieg im Pazifik“ – auf einem soliden Faktenmaterial basiert und uns ein lebendiges Bild von Gestern, Heute und Morgen vermittelt.“

Kurt Offenburg (Übers.): „Ich beendete diese Seiten am 10. Juli 1941, gegen Ende der dritten Woche des russischen Widerstandes gegen den deutschen Angriff. Gegenwärtig gibt es eine Pause, wie üblich vor einer neuen Offensive ... Alles dreht sich um die Frage: Does Russia Matter? Kommt es auf Rußland an? Die gegenwärtigen Ereignisse sind nur die ausgeführten Pläne von früher. Sie waren nie ein Geheimnis. Sie können in der Naziliteratur der letzten 15 Jahre nachgelesen werden. Unter dem bombastischen Nonsens der ‚Rassereinheit und Nordischen Überlegenheit‘ liegen die Entwicklungen und Meinungen, die taktischen und strategischen Überlegungen der deutschen Welteroberungspläne verborgen. Hitlers ‚Mein Kampf‘ ist nicht die einzige Anleitung für die Naziambitionen. Es gibt auch andere, weit grundsätzlichere, wenn auch weniger bekannte als die Nazi-Bibel ‚Mein Kampf‘. Ein Bestseller über Jahre war Alfred Rosenbergs ‚Der Mythos des 20. Jahrhunderts‘.“

### **Japan at our gates**

**The Thermopylae of Australia is at Singapore.<sup>26</sup>**

Übers. aus dem Vorwort: „Die folgenden Kapitel wurden beendet Anfang Dezember 1941, als Japan seinen unerklärten Krieg gegen das Britische Empire und die USA begann. Nur wenige Ergänzungen waren notwendig, um die Kapitel auf den neuesten Stand zu bringen, wenn das überhaupt möglich ist in dieser Zeit der raschen Veränderungen. (...)“



Abb. 10: *Does Russia Matter*, 1941

Abb. 11: *Japan at our Gates*, 1942



Schon vor 1930, unter dem Eindruck zweier ausgedehnter Reisen in den pazifischen Ländern, erkannte ich, dass der Krieg in unserem Weltteil nur eine Frage der Zeit ist, nicht eine Frage des Wann und Ob überhaupt! Zwölf Jahre sind eine lange Zeit im Leben eines Menschen, aber es ist nicht mehr als ein Atemzug im Leben einer Nation, und es ist noch weniger im Lebenslauf der Zivilisation. Als ich nach all den Jahren im Fernen Osten nach Australien zurückkehrte, war ich nur erstaunt über die Interesselosigkeit, mit der man das Geschehen in unserem Nahen Norden beobachtete. (...) Auf den Punkt gebracht: dieses Land ist in Todesgefahr. Die schlimmsten Befürchtungen des Autors – in „war in the pacific“ noch vorsichtig formuliert – sind wahr geworden.

Ich danke der Australischen Rundfunk Commission (ABC), die mir erlaubt hat, Material aus meinen aktuellen Kommentaren seit 1936 zu verwenden. Mit verständlichem Stolz kann ich sagen, dass fast jede Prognose eingetroffen ist und dass alle meine Statements auf realen Fakten basierten, wenn ich auch damals ein Phantast oder Pessimist genannt wurde.

Japan steht vor unseren Türen. Hongkong ist gefallen, Manila ist gefallen, alles spricht dafür, dass auch die Philippinen fallen werden. ... Das Südchinesische Meer ist schon zum Japanischen Binnengewässer geworden. (...)

Die Demokratien begingen den verhängnisvollen Fehler, jene Aussagen unbeachtet zu lassen, die in Hitlers ‚Mein Kampf‘ festgehalten sind. Es waren keine leeren Worte. Sie wurden ausgeführt, buchstabengetreu. Das Memorandum des Premiers Tanaka ist das japanische ‚Mein Kampf‘. Auch dieses Buch wurde und wird getreu ausgeführt.“

### World in dust

Im Prolog zu seinem letzten Buch „World in dust“ (1945), das im Jahr des Kriegsendes erschien, und das er im Untertitel auch einen „personal record“ nannte, finden sich auch diese persönlichen Anmerkungen: „Ich blicke zurück auf die Welt, die ich kannte, und sehe: sie liegt im Staub. Viele Städte, die ich liebte, sind nicht mehr. Viele Freunde, die ich liebte, sind nicht mehr.“ Er beschreibt noch einmal die Reisen, die ihn um den Erdball geführt haben, „I have travelled all over the Seven Seas, without limits, without bounds. Have I not watched the very same moon rise over Mount Bernina in Switzerland and over Mount Ruapehu in New Zealand? The Symphony of Travel, which is a symphony of transformation, rings and sings in one’s breast. (Übers.: Ich habe alle sieben Meere befah-



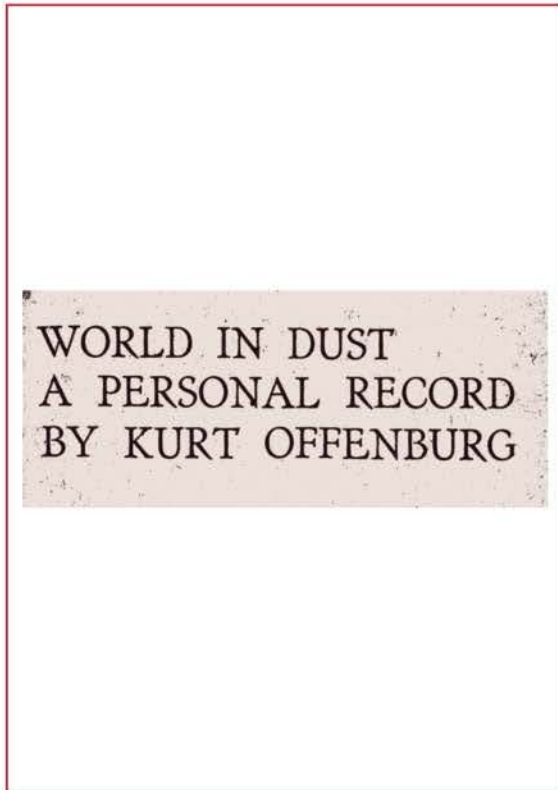


Abb. 12: *World in Dust*, 1945

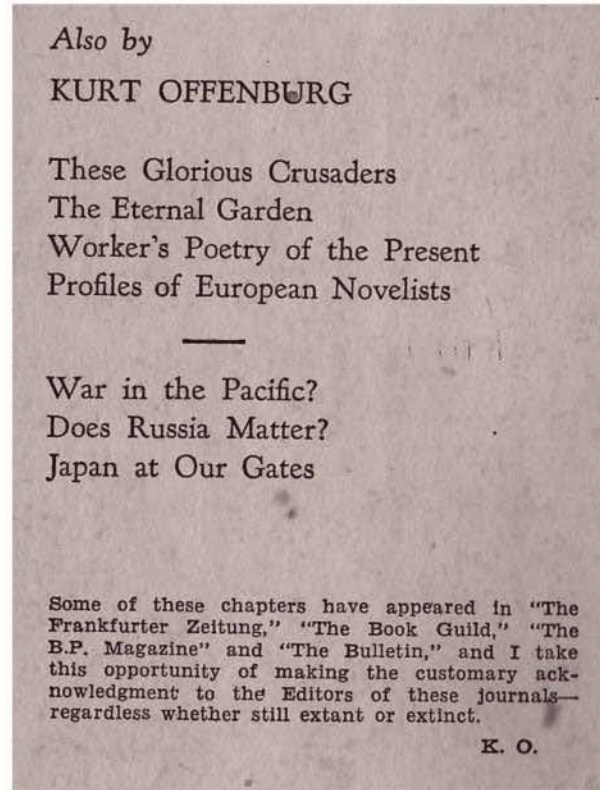


Abb. 13: *World in Dust*, Anzeige

ren, ohne Grenzen, ohne Bindungen. Habe ich nicht den selben Mondaufgang über der Bernina in der Schweiz gesehen wie über dem Ruapehu in Neuseeland? Die Symphonie der Reise ist eine Symphonie des Übergangs, sie klingt einem in der Brust).

Kurt Offenburg starb am 15. Mai 1946. Der Nachruf vom 17. Mai im Sydney Morning Herald erinnerte noch einmal an seine sozialistischen Verbindungen, bereits sein Vater sei nämlich ein bekannter Sozialist gewesen.

Sein Grab fand er unter der Nummer COE/J4/0014<sup>27</sup> auf dem Friedhof in Macquarie Park, Sydney. Eine Oase der Erholung in der schnelllebigen Welt, so beschreibt ihn die Internetanzeige der Institution im Jahr 2013: „Welcome to Macquarie Park, Cemetery and Crematorium. Our parklands have served the needs of Sydneysiders since the early 1900's. The first burial within our grounds took place in 1922. OPEN EVERY DAY – 6AM – 7PM. Our gardens are a welcome respite from the hurried world ...“<sup>28</sup> Eine Oase der Ruhe im hektischen Weltgeschehen also auch für Kurt Offenburg.

Noch im Todesjahr des Schriftstellers wurde übrigens am 30. September 1946 in Australien der „Kurt Offenburg Memo-

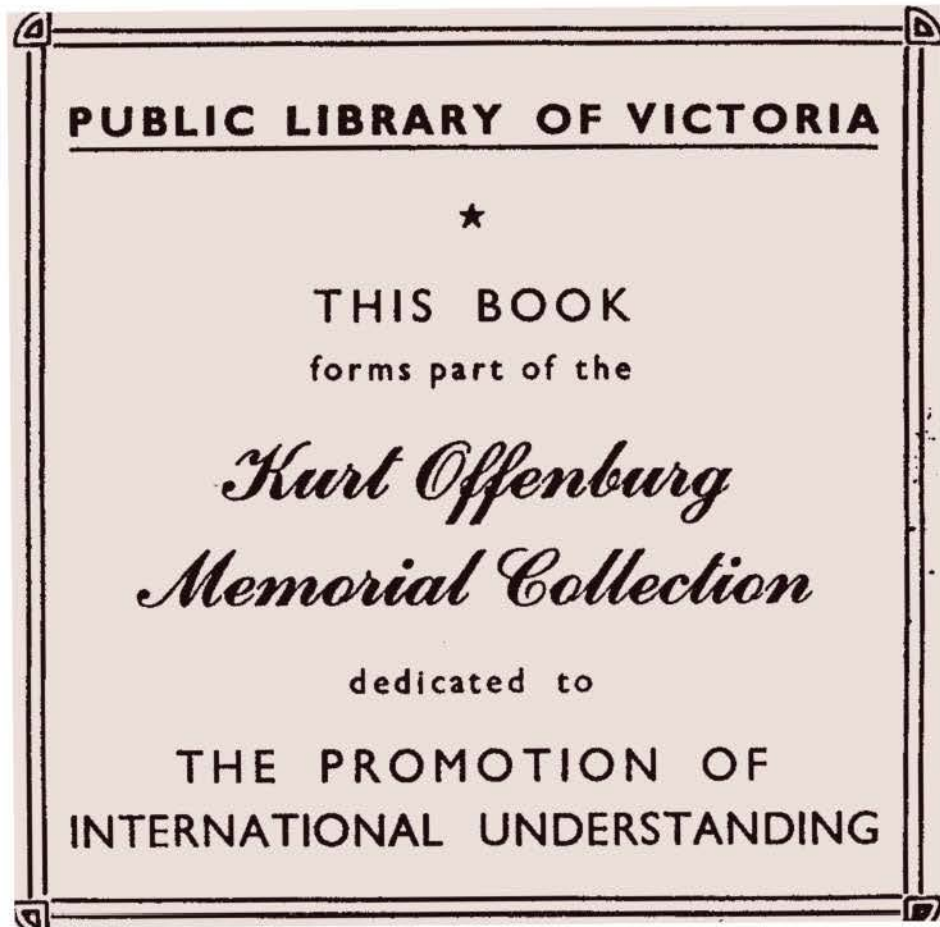


Abb. 14: Kurt Offenburg Memorial

rial Fund“ von Freunden gegründet. Sein Anliegen war, in Vorträgen den Kampf um die Internationale Verständigung zu unterstützen, für die sich Kurt Offenburg in Rundfunksendungen und Publikationen stets eingesetzt hatte. Später änderte man dieses Anliegen ab und plante eine öffentliche Bibliothek mit den Büchern Offenburgs als zentralem Baustein. Im April 1950 wurden Exlibris mit dem Text gedruckt „This book forms part of the Kurt Offenburg Memorial Collection, dedicated to the Promotion of International Understanding“ (Dieses Buch stammt aus der Sammlung Kurt Offenburg, gewidmet der Förderung der Internationalen Verständigung). Schließlich wurde am 2. Juni 1950 im Rahmen einer schlichten Feierstunde „The Kurt Offenburg Memorial Collection at the State Library of Victoria“ eröffnet. Doch im Lauf der Jahrzehnte wurde die Sammlung vergessen. Erst im Jahr 2006 hat ein australischer Autor geklagt: „Offenburg and the Offenburg Collection are indeed bricks to treasure. How is it that we had allowed them to be forgotten ...?“ (Kurt Offenburg und die Offenburg-Sammlung sind Bausteine eines Schatzes. Wie konnten wir sie in Vergessenheit geraten lassen?).<sup>29</sup>



## Anmerkungen

- 1 Dank an das Frankfurter Institut für Stadtgeschichte.
- 2 Die Frankfurter Zeitung wurde im Jahr 1943 eingestellt. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ) erschien erstmals 1949; sie ist nicht der direkte Nachfolger der Frankfurter Zeitung.
- 3 Sign. HS001678388WEGNER.
- 4 Wegner, Armin Theophil, (16.10.1886 Elberfeld – 17.5.1978 Rom), studierter Jurist, Schriftsteller und Journalist. Während der Weimarer Republik bekannte er sich nicht nur zeitweilig zum Pazifismus, sondern auch in öffentlichen Diskussionen mit Vertretern der Kirche zum Menschenglauben. Am Ostermontag, dem 11. April 1933, schrieb Armin T. Wegner einen Brief an Adolf Hitler, in dem er ihn aufforderte, die antisemitischen Maßnahmen in Deutschland einzustellen: „Ich wende mich an Sie als ein Deutscher, dem die Gabe der Rede nicht geschenkt wurde, um sich durch Schweigen zum Mitschuldigen zu machen. (...) Gerechtigkeit war stets eine Zierde der Völker, und wenn Deutschland groß in der Welt wurde, so haben auch die Juden daran mitgewirkt ... Wir haben das Blutopfer zwölftausend jüdischer Männer im Kriege angenommen, dürfen wir mit einem Rest von Billigkeit im Herzen ihren Eltern, Söhnen, Brüdern, Enkeln, ihren Frauen und Schwestern verwehren, was sie sich durch viele Geschlechter erworben haben, das Recht auf Heimat und Herd? (...) Ich beschwöre Sie! Wahren Sie den Edelmut, den Stolz, das Gewissen, ohne die wir nicht leben können, wahren Sie die Würde des deutschen Volkes!“ Die Antwort war brutal: Wegner wurde verhaftet und in Konzentrationslagern misshandelt, bevor er 1934 nach England fliehen konnte. Anschließend emigrierte er nach Italien und lebte bis zu seinem Tod in Rom.
- 5 Lachen links. Heft 42, 1924, S. 521.
- 6 Eugen von Rastignac ist eine Figur aus den Romanen von Honoré de Balzac, über die Balzac geschrieben hat: „R. ist einer jener sehr gescheiterten jungen Leute, die alles versuchen und den Eindruck machen, als tasteten sie die Menschen ab, um zu erfahren, was die Zukunft bringt. Während er das Alter des Ehrgeizes abwartet, macht er sich über alles lustig, er besitzt geistige Eleganz und Selbständigkeit, zwei Eigenschaften, die darum so selten sind, weil sie einander ausschließen.“ Aus: Honoré de Balzac: Pariser Novellen, Berlin, Rowohlt, o.J. Übersetzt von Otto Flake.
- 7 Der ewige Garten. Verlag der Büchergilde Gutenberg, Berlin 1928. 190 Seiten; Bilderanhang.
- 8 Elf/Zehn. Mittelland-Verlag, Frankfurt 1925, 220 Seiten.
- 9 Vgl. Melis, Urban van: Die Buchgemeinschaften in der Weimarer Republik: mit einer Fallstudie über die sozialdemokratische Arbeiterbuchgemeinschaft. Der Bücherkreis. Stuttgart, 2002.
- 10 Deutsche Republik. Begründet von der republikanischen Arbeitsgemeinschaft Ludwig Haas, Paul Löbe, Josef Wirth. Hrsg. von Reichskanzler a. D. Josef Wirth. 1.–4. Jahrgang, November 1926–September 1930.
- 11 Günther Wirth, Berlinische Monatsschrift.
- 12 Deutsche Republik, 2. Jahrgang 1. Teil (Okt–März 1927/1928): H 3, S. 84; H 9, S. 277; H 16, S. 513; H 22, S. 707; H 25, S. 799; H 3, S. 94; H 24, S. 777; H 9, S. 285; H 11, S. 360; H 20, S. 649; H 22, S. 714.
- 13 In: Kritisches Erbe: Dokumente zur Rezeption von James Joyce im deutschen Sprachbereich zu Lebzeiten des Autors; ein Lesebuch, hrsg. und eingel. von Wilhelm Füger. Amsterdam 2000.
- 14 Zerfass (1886–1956) wurde 1933 nach Dachau verschleppt, konnte später einer erneuten Verhaftung durch Flucht in die Schweiz entgehen. Dort veröffentlichte er 1936 unter dem Pseudonym Walter Hornung die kämpferisch-antifaschistische Schrift „Dachau. Eine Chronik“.
- 15 Arbeiterdichtung, S. 188.
- 16 „Färbt ein weißes Blütenblatt sich rot ...“ Ein Leben in Zeugnissen und Selbstzeugnissen. Hrsg. v. Wolfgang Teichmann. 1. Aufl. Berlin (O.), Buchverlag Der Morgen, 1978.
- 17 Mittelland-Verlag, Frankfurt am Main, 1925, 206 Seiten.
- 18 <http://www.zvab.com>, Abruf 5.8.2013.
- 19 Die Ruhr-Universität Bochum – Haus der Geschichte des Ruhrgebietes – besitzt in der Bibliothek des Archives für soziale Bewegungen ein Exemplar des Buches, sign. AB 74/66.
- 20 Rehm, Hermann Siegfried (Hrsg.). Das Lachen der Völker. Dreitausend Jahre Welthumor. Ein Buch fröhlicher Kunst. Einleitung von Kurt Offenburg. Leipzig: Fikentscher Verlag, 1927. Mit ca. 600 Textill. u. 40 Tafeln, zum Teil in Farbendruck, nach Originalen und Zeichnungen alter und moderner Meister. 539 Seiten, Olwd.

- 21 National Archives of Australia, Canberra, Sign. A1/15,1936/11104: Kurt Dreifus Offenburg. – Der Autor dankt Irene Sullivan vom Access and Informations Services des Nationalarchives für die freundliche Hilfe!
- 22 The Sydney Morning Herald, 30 July 1938, p.13.
- 23 National Archives of Australia, Canberra, Sign. A 12217, L 7348.
- 24 The Gayle Publishing Company, Sydney 1941,94 p.
- 25 The Gayle Publishing Company, Sydney 1941,92 p.; erste Auflage Juli 1941, zweite Auflage August 1941.
- 26 The Gayle Publishing Company, Sydney 1942,96 p.; erste Auflage Februar 1942, zweite Auflage März 1942.
- 27 COE = Church of England, d.h. er wurde auf dem anglikanischen Friedhofsteil, nicht auf dem unmittelbar benachbarten jüdischen Platz beerdigt.
- 28 <http://www.maccem.com.au>
- 29 Struve, Walter: 'Dedicated to the Promotion of International Understanding': A Memorial for Kurt Offenburg at the State Library. In: The La Trobe Journal, N. 78 Spring 2006. State Library of Victoria Foundation, p. 56–70.



## Irma Goeringer

### Zur Erinnerung an die vergessene Literatin von Bad Rippoldsau

*Ralf Bernd Herden*

Der Name Irma Goeringer (mit vollem Namen Irma Friedrike Marie Karolin Adolphine Georinger<sup>1</sup>) ist heute völlig in Vergessenheit geraten. Selbst in ihrer Heimatgemeinde Bad Rippoldsau-Schapbach, wo sie am 6. Februar 1876 als Tochter des Badbesitzers Otto Goeringer und seiner Ehefrau Ida Mathilde geb. Hironimus das Licht der Welt erblickte, findet sie kaum, jedenfalls keine ihr Werk würdigende und ihr angemessene, Erwähnung.

Die nachfolgende Darstellung ist ein in fast zwanzigjähriger Recherche zusammengesetztes Mosaikbild, das durchaus noch nicht ganz vollständig und abgeschlossen ist. Trotzdem erscheint auch die fragmentarische Darstellung einer Vita gerechtfertigt, welche sonst gänzlicher Vergessenheit preisgegeben wäre: Das Leben einer Schriftstellerin aus dem Schwarzwald, die jedoch hinaus in die Welt gestrebt ist. Und dabei wohl ein sehnsüchtiges Verlangen nach ihrer Heimat behielt.

Zu ihrer Zeit aber war Irma Goeringer eine hoffnungsvolle und beachtete Literatin, welche nicht nur ihrer unabhängigen Lebensweise, sondern auch der Tatsache wegen, „heiße Eisen“ anzupacken, bekannt war. Sie hätte sich sicherlich zumindest in der auch heute erfolgreichen Sparte der „Halbweltliteratur“ erfolgreich etablieren können. Denn sie sprach Neues an, und stillte Bedürfnisse, als andere die Entwicklungen der Zeit noch nicht wie sie erkannt hatten.

Man kann durchaus sagen, Irma Goeringer habe an Gottfried Kellers erfolgreiche, literarische Gleichnisse anzuknüpfen versucht. Durchaus mit Willen zum Tiefgang in Inhalt und Darstellung, dann aber in der Sprache manchmal doch mehr Ludwig Ganghofer folgend. Aber in einer ungekünstelten, reichen und bildhaften Sprache. Selbst wenn ihr kein Weltruhm beschieden worden wäre, so hätte sie doch das Talent gehabt, eine erfolgreiche Schriftstellerin mit eigener „Fangemeinde“ zu werden. Durch ihren frühen Tod blieb sie jedoch eine Literatin mit salonsozialistischem Anklang und emanzipatorischem Anspruch zugleich. Sicher keine Suffragette, aber eine fortschrittlich denkende, selbstbewusste und weltoffene junge Dame mit bewusstem Ausblick. Eine für ihre Zeit reichlich außergewöhnliche Entwicklung.

## Kindheit und Jugend

Die Eltern Otto und Ida Goeringer hatten 1874 geheiratet, und ließen sich 1890 scheiden.<sup>2</sup> Über Irma heißt es im Allgemeinen nur, „sie habe auswärts geheiratet“,<sup>3</sup> und lediglich Chronist Adolf Schmid widmet ihr einen Absatz. Hiernach habe Irma Goeringer im Jahre 1896 den Frankfurter Architekten Jacobi<sup>4</sup> geheiratet, sich 1899 wieder scheiden lassen und sei danach unter ihrem Mädchennamen – sie habe in zweiter Ehe Schurter geheißten – schriftstellerisch tätig gewesen.<sup>5</sup>

Über ihr frühes Schicksal wissen wir bisher noch nichts. Es ist anzunehmen, dass sie nach dem Besuch der örtlichen Grundschule in Bad Rippoldsau „den Weg junger Damen der besseren Stände“ ging und auf ein Pensionat geschickt wurde. Dabei wurde damals mehr auf kulturelle, als auf wissenschaftliche oder praktische Fähigkeiten Wert gelegt. Eine junge Dame von Stand hatte ja standesgemäß zu heiraten.

Wissensdurstig und lernbegierig muss sie gewesen sein. Es ist anzunehmen, dass sie in einem für damalige Zeiten ungewöhnlichen Umfang Privatstunden erhielt. Man muss daran denken, dass Frauen in Deutschland erstmals im Sommersemester 1900 vollen Zugang zum Studium erhielten – und zwar an den beiden badischen Landesuniversitäten Freiburg und Heidelberg. Dabei war die Medizin eines der bevorzugtesten Fächer der Damen. Irma Goeringers Werke legen eigentlich an mehreren Stellen auch eine sehr intensive Beschäftigung mit der Medizin nahe. Nicht nur in ihrem Aufsatz „Vergiftet – Tagebuch eines Arztes“<sup>6</sup> kommt diese Kenntnis wissenschaftlicher und sozialer Gepflogenheiten des medizinischen Bereichs zum Ausdruck. Wobei die Handlung als solche mit der ärztlichen Heilkunst nichts zu tun hat.<sup>7</sup> Persönliche Bezüge zur Medizin gab es für Irma Goeringer aber nicht nur im väterlichen Bad Rippoldsau, sondern auch im Umfeld der geschiedenen Mutter. Trotzdem wandte sie sich, wohl aus innerem Antrieb, der Literatur zu.

Wir finden sie ab 1899 in Zürich – wo doch auch kurz zuvor Rosa Luxemburg Volkswirtschaft studiert hatte.

Die Matrikel der Universität Zürich nennen unter der Matrikel-Nummer 12550 die Studentin „Frau Jacobi, Irma“, welche an der philosophischen Fakultät Literatur, Kunstgeschichte und Geschichte belegte, und von 1899 bis zu ihrer Streichung am 15.06.1903 eingeschrieben war. Als Vorbildung waren Privatstunden genannt, Geburtsdatum und Geburtsort stimmen





überein, vor allem aber auch die Angabe des Vaters: Otto Goeringer, Bad Rippoldsau.<sup>8</sup>

Zu einer Zeit, in der in Deutschland das Frauenstudium noch fast gänzlich unüblich und außergewöhnlich war, ließ Otto Goeringer seine Tochter in Zürich studieren. Es ist anzunehmen, dass sie damals noch finanzielle Unterstützung durch den – vermögenden – Vater erhielt. Vielleicht wollte man auf diesem Weg die sicher individualistische, junge Person aus dem (vermeintlich) ruhigen Bad Rippoldsau fern halten. Vielleicht war auch der Tochter die Überschaubarkeit des Tales zu eng geworden. Obwohl Bad Rippoldsau damals kein verwünschtes Dornröschendasein pflegte, sondern ein Bad mit Weltruhm war. Also sicherlich kein Plätzchen, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagten, sondern wo sich gerade die große, internationale Gesellschaft die Hand reichte. Inmitten des Geschehens: Die Badbesitzerfamilie Goeringer. Die Tochter Irma aber strebte hinaus. Doch auch in Zürich scheint sich Irma Goeringer auf Dauer nicht wohlgeföhlt zu haben. Ihr Immatrikulationsvermerk endet mit der Bemerkung „Gestrichen. Fort ohne Abmeldung“.

*Das Jagdzimmer von Otto Goeringer sen., wohl einige Jahre nach seinem Tode (1920) aufgenommen.*



### Leben und Hauptwerke

Aus Irma Goeringers Feder stammen die Werke „Die letzte Strophe“ (1904), „Kinder der Seele“ (1905), „Das Wunder – Eine Geschichte aus dem Schwarzwald“ (1905) und „Schlingpflanzen“ (1908).<sup>9</sup> Weitere Daten sind bisher kaum von ihr bekannt. Das Literaturlexikon nennt nur die zweite Ehe (1903) und deren Scheidung, zugleich aber auch als Todestag den 08. April 1910 mit Bezug auf Berlin<sup>10</sup>. Irma Goeringer soll als regelmäßige Autorin für die „Frankfurter Zeitung“, für die Zeitschrift „Jugend“, aber auch die „Süddeutschen Monatshefte“ und das „Literarische Echo“ geschrieben haben.

Jedes ihrer Werke verdient sicher eine eigene Würdigung. Dabei geht die Spanne der Betrachtung und Bewertung jedoch durchaus weit auseinander. Während man „Das Wunder“ wohlwollend als Heimat-Liebesroman mit deutlich sozialem und etwas emanzipatorischem Anklang (dieser aber von fester, katholisch orientierter Glaubensstreue überdeckt) bezeichnen kann, geht das Werk „Kinder der Seele“ viel tiefer nicht nur in grundsätzliche, emanzipatorische Fragen: Die Frage der Stellung der Frau wird hier offener, gestaltender, kritischer – auch aufmüpfig, statt aufopfernd, dargestellt.

In dieser Hinsicht, nämlich der Frage der Emanzipation und der aktiven Selbstbestimmung war Irma Goeringer wohl in ihrem Werk und in ihrer selbstorientierten Lebensgestaltung ihrer Zeit weit voraus. Ob der Mut zur Selbstgestaltung nach ihrem individuellen Verständnis sie glücklicher gemacht hat, oder ob sie trotzdem unter den Zwängen der Konventionen ihrer Zeit litt – diese Frage könnte die Autorin wohl nur selbst erschöpfend behandeln. Anklänge auf Antworten finden sich jedoch in ihrem Werk.

Es lässt manches vermuten, dass Irma Goeringer für ihre Unabhängigkeit im Denken und Handeln einen nicht geringen Preis zahlen musste. Konventionen waren damals noch quasi sakrosankt, und ein Verstoß gegen das, „was sich ziemt“, konnte aus einer jungen Dame schnell einen gesellschaftlichen Paria werden lassen.

Ihre Tätigkeit in Zürich für die „Züricher Post“, wo auch ihr Ehemann Jacob Schurter als Redakteur tätig war, rückt Irma Goeringer ins politisch linke Spektrum. Die 1879 gegründete Zeitung war zumindest dem linksdemokratisch-liberalen Spektrum zuzuordnen.<sup>11</sup> Dass Irma Goeringer zu den sogenannten „Salonsozialisten“ – die Schweizer würden „Cüpli-Sozialisten“



(Cüpli im Sinne von Champagnerglas) sagen – gehörte, kann durchaus angenommen werden. Ob sie sich dieser politischen Bewegung im Laufe ihres Lebens tatsächlich mit aller Konsequenz zuwandte, muss heute noch offen bleiben.

### Freitod und Nachruf

Die „Literarische Praxis“<sup>12</sup> widmet ihr im Jahre 1910 einen kurzen Nachruf, der hier wörtlich wiedergegeben werden soll: „Die Schriftstellerin Irma Goeringer in Berlin ist im Alter von dreißig Jahren freiwillig aus dem Leben geschieden. Die Verstorbene (...) war zuerst mit einem Herrn Jacoby – Frankfurt am Main – und in zweiter Ehe mit einem Redakteur der ‚Züricher Post‘, Jacob Schurter, verheiratet. Irma Goeringer zählte zu den ständigen Mitarbeitern des Feuilletons der ‚Frankfurter Zeitung‘. Zwei Bücher sind im Verlage von Egon Fleischel Co. erschienen, die Novellensammlung ‚Die letzten Strahlen‘ und der Roman ‚Kinder der Seele‘. Ihre letzte Arbeit, der Roman ‚Schlingpflanzen‘, ein Schlüsselroman, der mit widernatürlichen Neigungen behaftete Persönlichkeiten der Berliner Theaterwelt schildert, entfremdete sie ihren eigenen Eltern und nächsten Angehörigen.“

Die „Schlingpflanzen“ erschienen im Verlag Reinhard Piper (München und Leipzig), welcher erst im Jahre 1904 gegründet worden war und sich der Avantgarde widmete. Es war genau jener Verlag, der auch den Almanach „Der blaue Reiter“ herausgab. Der Verlag gehört heute zur schwedischen Bonnier-Gruppe, und musste sich während der NS-Zeit auf „Unterhaltungsliteratur“ beschränken.

### Die letzte Strophe (1904)

Das erste Buch Irma Goeringers erschien im Verlag von Egon Fleischel und Co. in Berlin. Dieser Verlag ist eher dem Spektrum progressiver Verlage seiner Zeit zuzuordnen.

„In diesem Buch sind elf Novellen und Skizzen vereint, die ausnahmslos den Stempel der Eigenart tragen. Die Dichterin schaut mit klaren, klugen Augen ins Leben und nichts ist ihr fremd. ... Die Stoffe, die Irma Goeringer aufgreift, entbehren nicht eines gewissen Reizes, sofern sie mit großer Freiheit und ohne Zynismus höchst wichtige Phasen des menschlichen Lebens behandeln. ... Ihr Erstlingswerk sei hiermit aufs Wärmste empfohlen.“<sup>13</sup>

„Irma Goeringer spielt in ihren Novellen nur eine Seite des Lebens aus: Frauenliebe. Die aber variiert sie in den zartesten

und feinsten Tönen, von heißester Leidenschaft bis zur weichsten Hingebung. Die Männergestalten treten meist nur in ziemlich schemenhaften Umrissen auf; alle, die uns hier etwas zu sagen haben, sind Frauen, liebende und zugleich unglückliche Frauen. ... Der Zug verstehenden Erbarmens, der durch das Buch geht, macht es besonders lieb.“<sup>14</sup> „Das Buch bietet mehr als nur Unterhaltungslektüre und wird sich gewiss bald viele Liebhaber aus dem Leserkreis erwerben.“<sup>15</sup>

Die Novellen tragen Titel wie „Liebe“, „Das Haushaltsbuch“, „Schwesterchen“, „Abschied“ und „Wenn die Blume stirbt“. Sie alle erscheinen, auch in ihrer Emotionalität, direkt aus dem Leben gegriffen zu sein.

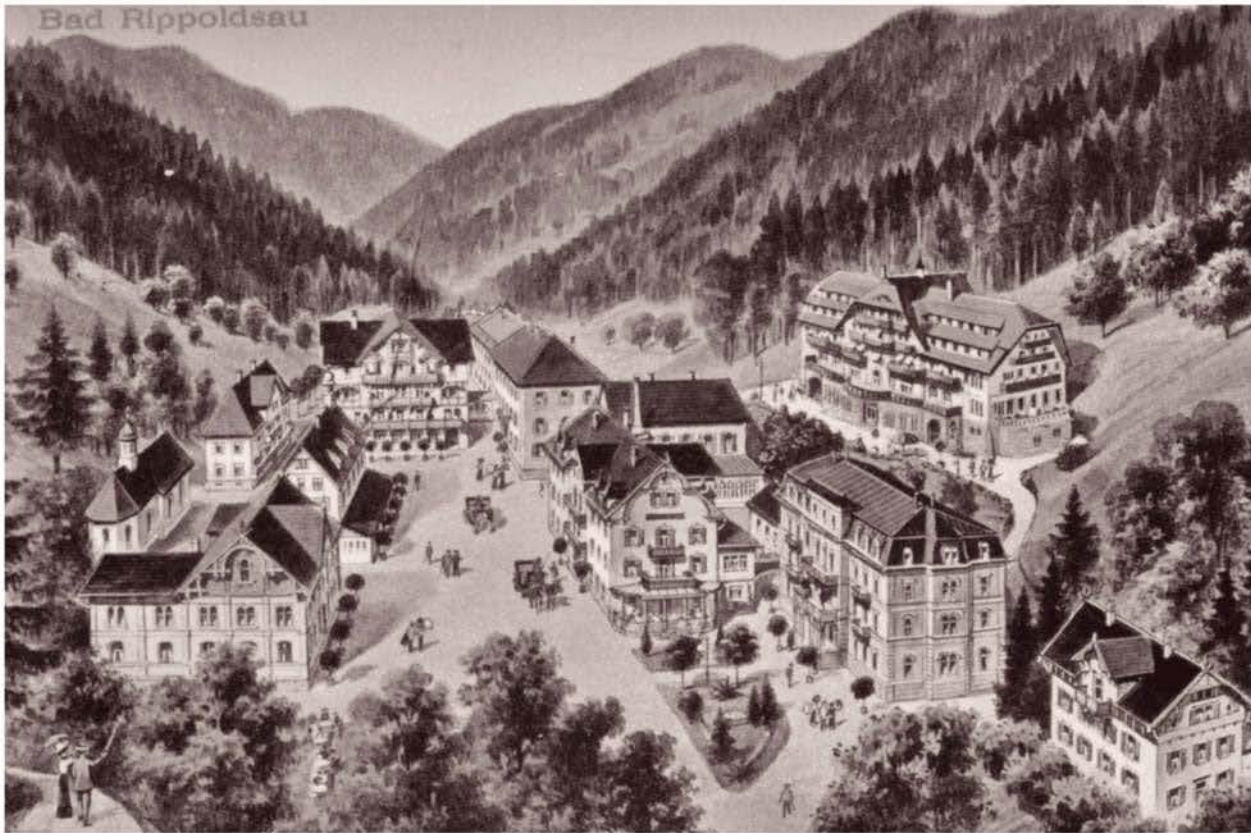
Mancher, der unter dem vermeintlichen Ordnungswahn der wilhelminischen Zeit litt, konnte sich dabei die Freude gönnen, in den Fehlern seinen – vielleicht nicht besonders geliebten – Nachbarn zu sehen. Der wurde auch in seinen Fehlern aber mit Würde behandelt – vielleicht erkannten die Betrachter nur nicht, dass ihnen die Autorin wohl selbst einen Spiegel vorhalten wollte. Es kann durchaus angenommen werden, dass Irma Goeringer auch in diesem Werk eigene Lebenserfahrungen verarbeitet hat. Direkte, örtliche Bezüge zu Bad Rippoldsau sind jedoch nicht feststellbar. Dies wird dann ganz anders in ihrem nächsten Werk, dem 1905 erschienenen Roman „Das Wunder“.

### Das Wunder (1905)

„Das Wunder – Eine Geschichte aus dem Schwarzwald“ erschien im Jahre 1905 im Verlag W. Schäfer in Schkeuditz. Schkeuditz, heute eine „Große Kreisstadt“ in Sachsen, ist gelegen zwischen Leipzig und Halle. Das Büchlein enthält einen Liebes- und Schicksalsroman, der in gewisser Weise an Gottfried Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ erinnert – wenn man davon absieht, dass bei Goeringer die Familien der Liebenden nicht zerstritten waren – und zugleich in Stil und Sprache an Ludwig Ganghofer. Salopp gesagt, würden wir das Werk heute als „schmalzig“ betrachten. Es spielt jedoch sicherlich in Bad Rippoldsau, ohne den Ortsnamen zu nennen.

Die Handlung ist ganz kurz dargestellt: Ein junges Paar aus einem Schwarzwaldtal findet sein Glück, das leider nur von kurzer Dauer ist. Ein unbarmherziges Schicksal raubt der Frau kurz nach der Geburt des Sohnes den über alles geliebten Mann, wenige Jahre später den Sohn als letzten Lebensinhalt. Der Vater der jungen Witwe drängt unbarmherzig auf Wieder-





heirat – schließlich braucht das „Gütle“ einen Mann. Doch vor dem Traualter sagt die junge Witwe und neue Braut entschieden „Nein“ – und bricht, an Scharlach erkrankt, zusammen. Sie ringt lange mit dem Tode und überlebt schließlich, bleibt jedoch in geistiger Umnachtung, in der sie in sich ihr Glück wiederfindet: Sie sorgt als vermeintlich eigenes Kind für ein Kind aus dem Dorf ...

Eine Handlung, wie sie für die damalige Zeit durchaus nicht unrealistisch erscheint. Zu erwähnen ist dabei, dass es im Wolfstal in der Jugendzeit Irma Goeringers mehrere, epidemisch verlaufende Krankheiten gab. Beispielhaft seien hier Zahlen und Fakten aus dem Ortsteil Schapbach genannt. Im Jahr 1893 gab es in Schapbach 50 (davon 34 Kinder unter 14 Jahren) Sterbefälle, im Jahr 1894 71 (davon 40 Kinder unter 14 Jahren) Sterbefälle.<sup>16</sup> Der Jahresdurchschnitt der Jahre 1890–1900 (jeweils einschließlich) lag bei 32,7 Todesfällen (insgesamt 360 Todesfälle), der Durchschnitt bei Kindern unter 14 Jahren lag bei 11,8 – wobei in den Jahren 1890–1892, 1897 und 1900 gar keine Todesfälle von Kindern unter 14 Jahren aufgeführt sind. Die Schule in Schapbach blieb im Jahr 1893 vom 26. Oktober an für vierzehn Tage (Keuchhusten) geschlossen, wegen Masern sogar vom 22.12.1893 bis zum 02.04.1893.<sup>17</sup>

*Ansichtskarte Bad Rippoldsau (Bad), um 1910: Man sieht deutlich: Das Goeringer'sche Bad ist ein eigenes Zentrum, das sich sehen lassen konnte. Rechts „Fürstenbau“ und am Hang „Villa Sommerberg“ (erbaut 1908), links „Konversationshaus“ und am Hang die „Magdalenenkapelle“.*

### Biographie oder Fiktion?

Das Buch erscheint wie die Biographie einer Person, welche vielleicht sogar real existiert hat. „Annele Schmid, die einzige Tochter des Dorfschusters, feiert heute ihre Hochzeit mit dem Waldarbeiter Hans Huber.“<sup>18</sup> Das war nach der Militärdienstzeit des Hans Huber: „Endlich kam der Hans heim. Drei Jahre war er fort gewesen. Vom Bahnhof der nächsten, kleinen Stadt bis zum Dorfe war ein tüchtiger Weg. Hans hatte geschrieben, wann er ankomme, und das Annele gebeten, ihm ein Stück entgegen zu gehen.“<sup>19</sup> „Sie waren die breite Fahrstraße gegangen, die mitten durch den Wald führt, rechts und links nur Tannen und drüber der blaue Himmel. (...) Einzig der Kirchturm, der aus der Tiefe ragte, und den man von dort oben sehen konnte, erinnerte daran, dass menschliche Heimstätten in der Nähe waren.“<sup>20</sup> Die beigegegebene Zeichnung, aus der Feder von Hertha Garbe, passt genau zum Text und zeigt eindeutig, dass man von Freudenstadt kam, und den Weg wohl über den Kniebis gewählt hatte. Die Straße vom Kniebis nach Bad Rippoldsau war schon 1826 fertiggestellt worden, die Straße über den Zwieselberg sollte erst 1882 gebaut werden.<sup>21</sup>

### Handlungsort Bad Rippoldsau ...

Auch spätere Stellen beweisen, dass die Handlung in Bad Rippoldsau spielt: „Die Kirche liegt ein paar Schritte seitwärts vom Rathaus“.<sup>22</sup> Besser könnte man die Situation vor Ort nicht beschreiben. „Das Hauptportal der Kirche liegt ziemlich hoch über der Straße. Auf der obersten Stufe der Steintreppe blieb das Brautpaar stehen. Schräg gegenüber stand das Schulhaus, dahinter floss der Bach, unschuldig mit seinem hellen Bergwasser plätschernd, so nieder, dass ein Kind ihn durchschreiten konnte. Und wie oft wurde im Frühling oder Herbst aus dem friedlichen Wässerlein ein unheilwirkender Zerstörer. Am anderen Ufer, hart am Waldesrand, lag der Friedhof“.<sup>23</sup>

In Bad Rippoldsau sind Rathaus und Schulhaus seit dem Jahre 1876/77 in einem Gebäude untergebracht. Man hatte für damalige Verhältnisse großzügig gebaut, mit Lehrerwohnung, Bürgersaal, Räumen für Berufsschule und Kochunterricht sowie sogar einem Turnkeller.<sup>24</sup> Und nicht nur in den Jahren 1951, 1990 und 1991 führte die Wolf katastrophal Hochwasser – dies war bereits in früheren Jahrhunderten so. Der Fluss trägt nicht umsonst seinen Namen ...



„Das kleine Haus des Waldarbeiters ... liegt hoch oben am Berg. Zwei steile Waldrücken begrenzen ein kleines Wiesenplateau, auf dem das Haus errichtet ist. Ein paar Quadratmeter sind mit unendlicher Mühe in Äcker umgewandelt worden – Kartoffel und einige Kohllarten, das ist alles, was sich der harte Boden abringen lässt. Gleich hinter dem Hause rauschen die Tannen.“<sup>25</sup> So oder ähnlich sah die Lebenssituation sehr vieler Waldarbeiter und Tagelöhner in Bad Rippoldsau aus. Sie war durchaus nicht untypisch für jene Zeit.

Auffällig ist, dass auch die Namen „Schmid“ und „Huber“ zu den alten, Rippoldsauer Familien zählen, auch wenn z. B. im Einwohnerbuch 1939<sup>26</sup> der Name Huber nur beim Farrenwärter Lorenz Huber genannt ist, während der Name Schmid fast vierzig Mal auftaucht, davon sind drei der Familienvorstände von Beruf Schuhmacher. Damals wurden in die Adressbücher nur die Familienvorstände aufgenommen, zu denen zwar Witwen, nicht aber unverheiratete, erwachsene Söhne oder Töchter im Elternhaus gezählt wurden.

### Der Arzt und der Waldhüter

Nicht im Adressbuch tauchen die Namen „Kaiser“ (des Arztes) und „Jordan“ (des Waldhüters) auf. Sie sind auch alten Rippoldsauern nicht bekannt, ein Dr. Kaiser auch nicht in der Liste der Bad Rippoldsauer Ärzte enthalten.

Langjähriger Arzt in Bad Rippoldsau (laut Adolf Schmid von 1852 bis zu seinem Tode 1893)<sup>27</sup> war Dr. Friedrich Feyerlin. Der am 31. Mai 1825 in Konstanz geborene Bodearzt Dr. Feyerlin, Ehrenbürger der Gemeinde Bad Rippoldsau seit dem 22. Dezember 1892, war vom 14. Juli 1850 bis zum 21. Januar 1853 „Hülfssarzt“ (heute würden wir sagen, Assistenzarzt) in der Heil- und Pflegeanstalt Illenau (damals landläufig „Irrenanstalt“ genannt) bei Achern gewesen.<sup>28</sup>

Vom 26. Juli 1851 bis zum 27. April 1855 war ein weiterer „Hülfssarzt“ in der Illenau tätig: Dr. Bernhard Gudden, geboren im preußischen Cleve am 7. Juni 1824. Er war der Mann, der mit König Ludwig II. von Bayern im Starnberger See ertrank. Dort ertrank er allerdings als Dr. Bernhard von Gudden, weil er zwischenzeitlich geadelt worden war. Der Bodearzt mit der längsten Dienstzeit und größten Bedeutung für Bad Rippoldsau war also ursprünglich von seiner Facharztausbildung her Psychiater gewesen.

Dr. Feyerlin war sicherlich schon ein außergewöhnlich gebildeter, kenntnisreicher und erfahrener Arzt, als er den Weg

nach Bad Rippoldsau fand. Am 28. Mai 1849 war ihm die Befähigung zur Ausübung der Chirurgie zuerkannt worden<sup>29</sup>, am 27. Juni 1850 erhielt der „Friedrich Feyerlin, Wundarzt von Konstanz“ die Befähigung zur Ausübung der Inneren Heilkunde und auch die Befähigung zur Ausübung der Geburtshilfe zuerkannt.<sup>30</sup> Dr. Friedrich Feyerlin war für seine Zeit sicher auch eine der führenden, medizinischen Kapazitäten in der Balneologie, dem ein großes Verdienst um Bad Rippoldsau und seine Entwicklung zukommt. Leider ist von Dr. Feyerlin bisher kein Bildnis bekannt – sollte er etwa die Barttracht wie Kaiser Wilhelm I. gepflegt haben, und deshalb den Spitznamen „Kaiser“ erhalten haben? Jordan jedenfalls könnte vielleicht auch eine Verklausulierung des im Wolfstal verbreiteten Namens „Bächle“ sein.

### **Kinder der Seele (1905)**

Gewidmet dem Vater Otto Goeringer in Bad Rippoldsau ist dieser durchaus tiefgründige Beziehungsroman. Ganz kurz dargestellt geht es um eine junge Dame namens Hilde, die Gattin eines Arztes, welche aus Liebe und den Zwängen der Konventionen heraus auf eine künstlerische Karriere als Sängerin verzichtet, und sich liebevoll im Familienleben aufopfert. Als aber die zukünftige Schwiegertochter eine Bühnenkarriere als Schauspielerin ergreifen will, unterstützt sie diese mit aller Kraft. Die geplante Ehe mit dem eigenen Sohn – für ihn als Offizier ist eine Ehe mit einer Schauspielerin undenkbar – kommt nicht zustande. Sie verhilft jedoch der (verhinderten) Schwiegertochter zu den ersten Schritten einer Theaterkarriere, und letztendlich findet auch der Sohn sein Glück in einer „standesgemäßen Beziehung“.

Auch in diesem Werk kommen deutliche Bezüge zu Bad Rippoldsau vor, dass hier unter dem Pseudonym „Großwerdau“ erwähnt wird.

„Ganz versteckt, inmitten hoher und dunkler Tannenwälder, liegt Großwerdau. Das Herrschaftshaus, das Ökonomiegebäude und die kleine Hauskapelle runden sich zu einem abgeschlossenen Ganzen. Was sonst noch zur Gemeinde Großwerdau gerechnet wird, das hat sich da und dort am Waldrand, an Hügeln und Hängen angebaut.“

Früher war das Gut fürstliches Besitztum. Dann kaufte ein bürgerlicher Pächter dem regierenden Herren so viel Land und Bauten ab, als er bezahlen konnte, und gab damit sich und seinen Nachkommen das kraftbringende Gefühl, ein Stück Erde zu besitzen.



Über hundert Jahre waren vergangen, und noch immer saßen die Hartwiger auf Großwerdau. Scheinbar blieb auch sonst alles beim Alten, in Lebensführung und Gewohnheit. Erst in den letzten Jahren gab es eine Veränderung: Frau Anna Hartwiger lebte im Winter nicht auf Großwerdau.<sup>31</sup>

Dies entspricht der Situation in Bad Rippoldsau, wo der der Familie Goeringer gehörende Badbereich, den man 1824 vom Hause Fürstenberg erworben hatte, ein eigenes, kleines „Zentrum“ darstellte, mit Wohn- und Wirtschaftsgebäuden und der Magdalenenkapelle. Die Goeringer waren übrigens zuvor seit 1777 Badpächter des Hauses Fürstenberg gewesen.

„Großwerdau braucht eine Herrin, einen Erben. Ich weiß, dass es nicht der Geldverlust ist, der Sie beunruhigt. Sie fürchten nur, in der Heimat fremd zu werden durch die Fremde. Seien Sie aufrichtig: Hatten Sie denn je eine Heimat? Waren Sie jemals wirklich zu Hause dort, wo Sie geboren sind? Was bindet Sie und die Ihren zusammen? Nichts, was Sie durch die Heimat verlieren. Darum gönnen Sie Ihrem Vater sein Glück, vielleicht wird er wirklich glücklich. Ihr Heim ist hier bei Ihrem Mann, bei denen, die Sie lieben aus eigener Wahl, nicht aus Gewohnheit.“<sup>32</sup>

Diese Darstellung gibt die Lebenssituation des Vaters Otto Goeringer wieder. Nach der Scheidung der ersten Ehe und dem Tod des geliebten Sohnes Kurt (angeblich im Jahre 1892, aber bisher nicht belegbar), war Bad Rippoldsau ohne (männlichen) Erben.

„... Was haben Sie dann davon, wenn Sie in diesem Trubel Ihre junge Stiefmutter kennen lernen? Einen Eindruck von Ihrem Wesen kriegen Sie nicht, oder höchstens einen falschen. An seinem Hochzeitstag ist kein Weib normal. Dann scheint mir auch die ganze Situation etwas peinlich. Auf der einen Seite der Bräutigam, der sich vor seiner erwachsenen Tochter vielleicht unbehaglich fühlt, die Braut, die gerade an diesem Tag nicht gern daran erinnert wird, dass sie die zweite Frau ist.“<sup>33</sup>

Die zweite Gattin Otto Goeringers, Julie geborene Stierlein, war 1872 geboren, also nur wenig älter als die Stieftochter Irma, welche 1876 das Licht der Welt erblickt hatte. Irma Goeringer hat sich dann wohl entschlossen, nicht zur Heirat ihres Vaters nach Bad Rippoldsau zu fahren.

„Von ihrem Vater bekam sie auf die Absage einen bedauernden Brief, dem man in jeder Zeile die Erleichterung anmerkte, und ein Bild seiner Braut. ... Lange saß sie schweigend und durchforschte Zug für Zug des fremden Gesichtes. ... Endlich nahm Hilde das Bild, hob es an ihre Lippen und drückte einen innigen Kuss darauf.“<sup>34</sup>

Wie alte Fotos zeigen, war die neue Gattin Julie Goeringer eine damals durchaus attraktive Persönlichkeit mit nicht unsympathischer Ausstrahlung. Der Leidensweg, den sie noch vor sich hatte – Verarmung, Erkrankung und letztendlich den Tod in der Vergasungsanstalt Grafeneck – sollten ihr Erscheinungsbild später wandeln. Sicher ist jedoch, dass Otto Goeringer sen. von ihr den ersehnten Stammhalter erwartete.

„Da kam am Gründonnerstag ein Telegramm: – Heinz, der Stammhalter, erfreute uns heute durch sein Erscheinen. Erwarten Euch Pfingsten zur Taufe. Vater. – Hilde lachte und weinte in einem Atem. ‚Ein Brüderchen. Fritz, ich hab ein Brüderchen. Wie mag es nur aussehen? Ob es schwarz ist wie die Mutter oder blond wie der Papa? Natürlich ist es blond. Alle ersten Söhne sind blond bei den Hartwigers.‘“<sup>35</sup> Otto Goeringer jun., der Halbbruder aus II. Ehe des gemeinsamen Vaters Otto sen., war übrigens blond, wie aus dem Eintrag in seinem Reisepass und Kinderbildern eindeutig hervorgeht.<sup>36</sup>

Irma trat dann die Reise ins heimatliche Bad Rippoldsau an. Sie war wohl sehr lange Eisenbahnfahrten gewöhnt. Woher sie allerdings 1901 anreiste, konnte bisher noch nicht geklärt werden.

„Die Eisenbahnfahrt dauerte nur kurz. In der letzten halben Stunde fuhren sie durch ein Tal, das begrenzt war von den Ausläufern des heimischen Gebirges. Hilde hatte zwei Jahre lang die dunklen Tannenwälder, auf denen der blaue Himmel wie eine schwere Kuppel lag, nicht gesehen. Kein Bauernhaus mit spitzem Giebel und breit nach den Seiten abfallendem Strohdach, mit kleinen Schiebfenstern und dunklen Kuhställen, mit Holz umzäunten, winzigen Gemüsegärten und üppigen Nelkenstöcken, mit barfüßigen, gelbblonden Kindern und müden, verwitterten Müttern – keines dieser in der Jugend aufgenommenen und fürs Leben festgehaltenen Bilder hatte sie gesehen zwei Jahre lang. Nun lag sie wieder vor ihren Augen, so lockend und so vertraut, so nah ihrem Verständnis, so teuer ihrem Herzen wie kein Stück der Erde selbst – die Heimat. An einer kleinen Station stiegen sie aus.“<sup>37</sup>

Es ist anzunehmen, dass man durch das Kinzigtal von Offenburg her über Hausach am Bahnhof in Wolfach ankam. Die Bahnlinie von Hausach nach Wolfach war bereits 1878 erbaut worden.

„Von hier fuhr man mit guten Pferden noch zwei Stunden bis Großwerdau. Da stand auch schon der Kutscher, der alte, brave Hans, und schaute sich suchend um. Hilde lief auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand. ...“<sup>38</sup> Auch die Zeitangabe dürfte den





damaligen Fahrtverhältnissen mit einer guten Kutsche der Distanz und der Fahrzeit von Wolfach nach Bad Rippoldsau entsprechen. „Sie waren fast zwei Stunden scharf gefahren, als sie plötzlich nach einer kühnen Straßenbiegung in die breite Lindenallee einfuhren, an deren Ende helle Häuser schimmerten. ... Nun hielt der Wagen. Vor dem Eingangsportal des Wohnhauses stand Heinrich Hartwiger. Mit der mächtigen, straff auf gerichteten Gestalt, dem starken Kopf auf breiten Schultern, dem von der Luft rotbraun gebrannten Gesicht, aus dem graue Augen klug und selbstbewusst unter buschigen Brauen hervorschauten, glich er dem Bilde eines mittelalterlichen Recken, der auf sein Schwert vertraut und den Teufel nicht fürchtet.“<sup>39</sup>

Sowohl die Beschreibung der (heute nicht mehr existierenden) Lindenalle (von Rippoldsau-Klösterle in Bad einfahrend), wie auch die Beschreibung des Herrn Papas sind sehr treffend. Und an anderer Stelle geht die Autorin auf die Erfahrungen von Zimmervermietern ein:

„Wer jahraus, jahrein Zimmer vermietet, der hat Gelegenheit, einen Blick in die verschiedensten Menschenschicksale zu tun, der eignet sich Kaltblütigkeit an mitten im heißen, ringenden Kampf der Seelen und der Leiber. Der wird auch klug, von jener kalten, nie erstaunenden Klugheit, die keinen Glauben kennt und kein Vertrauen.“<sup>40</sup>

*Ansichtskarte Bad Rippoldsau (Klösterle), um 1900: Am der Kirche „Mater Dolorosa“ gegenüberliegenden Hang der Friedhof, rechts (leicht hinter der Kirche) das Rat- und Schulhaus.*

Doch zurück zur ersten Begegnung nach der zweiten Hochzeit des Vaters und Geburt des ersehnten männlichen Erben Heinz (der im wahren Leben Otto hieß):

„Am Abend, als die Herren im Rauchzimmer bei Bier und Zigarren plauderten, folgte Hilde ihrer Stiefmutter beim Gang durch die Wirtschaftsgebäude. Dabei imponierte ihr die junge Frau nicht nur durch bestimmtes und sicheres Auftreten der Dienerschaft gegenüber, sondern auch durch Sachkenntnis und gewissenhaften Fleiß. Hilde dachte an ihre zarte und kränkliche Mutter, und sie musste sich gestehen,<sup>41</sup> dass Großwerdau unter der Obhut der neuen Herrin sehr viel besser gedeihen würde. Auch ihr Vater musste sich an der Seite einer Frau, die aus natürlicher Veranlagung seine Interessen teilte, glücklich fühlen, abgesehen davon, dass sie jung, liebenswürdig, schön und die Mutter seines Sohnes, des ersehnten Erben, war.“<sup>42</sup>

Das ausschließlich mit eigenen Trophäen geschmückte Jagdzimmer, das wohl zugleich auch als Herrenzimmer diente, war Otto Goeringers Refugium und ganzer Stolz. Julie Goeringer, seine zweite Frau, war vom Gastronomiefach: Sie war die Tochter des Hirschwirts von Untertürkheim und hatte vor der Ehe im „Hotel Post“ in Freudenstadt (dem Stammhaus der Gastronomendynastie Luz von Freudenstadt) als Buffetdame gearbeitet.

### Schlingpflanzen (1908)

Dieses Werk ist ein Schlüssel-Roman aus dem homosexuellen-Milieu einer bestimmten Theaterwelt im Berlin der Zeit um die Jahrhundertwende – es schwebt zwischen den engen Moralpflichten der Kaiserzeit und der offeneren Gesellschaft und Freiheit der Gegenwart. In der Zeit des Nationalsozialismus hätte dieses Werk die Autorin zumindest die Freiheit gekostet.

Es geht das Gerücht um, der Roman sei nach seiner Veröffentlichung sogar beschlagnahmt worden, ein Nachweis hierfür war jedoch bisher nicht aufzufinden.

Lassen wir die Autorin kurz selbst in ihr Werk und seine Handlung einführen: „Warum ich sie Euch erzähle? Weil viele törichte und falsche Dinge über die Leute gesprochen werden, die ich ‚die Anderen‘ nenne, weil man sie entweder als Helden und Märtyrer feiert oder aber sie schilt als ruchlose Verbrecher. Sie sind jedoch weder das eine, noch das andere. Sie sind willenslose Kranke, deren naturwidriges Gebaren den Abscheu der Gesunden erregen muss.“<sup>43</sup>



Irma Goeringer beschreibt das Schicksal eines mittellosen Kapellmeisters, der nach enttäuschter Liebe zu einer jungen Dame von einem finanziell unabhängigen Tenor freundschaftliche Hilfe erfährt. Diese verbirgt hinter sich jedoch das Begehren einer homosexuellen Beziehung.

„Nichts zog diesen normal empfindenden Mann zu den ‚Anderen‘, ihr Trieb war ihm unverständlich und seine Äußerungen widerlich. Aber trotzdem fühlte er Mitleid mit ihnen, die die Natur selbst ausgeschlossen hatte von der innigen Vereinigung mit den übrigen Menschen.“<sup>44</sup>

Der Roman enthält übrigens keine Darstellung irgendwelcher sexuellen Handlungen, sondern bleibt rein bei der Beschreibung von Gefühlen.

Abgesehen von einem erzwungenen Kuss, der zu einer handgreiflichen Zurückweisung und zur Trennung der ungleichen Freunde führt. Und letztendlich wendet sich der Kapellmeister dann einer jungen Dame (einer erwachsenen Schülerin seiner Kunst) zu, die ihm (pekuniär durch eigenes Vermögen besser gestellt) dann doch weit über das Materielle hinaus Hilfe und Stütze wird.

Dem Theaterdirektor, bei dem der Kapellmeister und der Tenor beide gearbeitet hatten, war es gleichgültig, in welcher Beziehung seine Künstler untereinander standen. „Übrigens, mir kann’s gleich sein, ob’s mit den Weibern scharmuzieren oder untereinander – wann’s nur ihre Pflicht tun. Das andere ist ihre Privatsach.“<sup>45</sup> Ein Wiener in Berlin ...

Man kann vielleicht sagen: Die Zeit war noch nicht reif für ein solches Werk.

### Antisemitismus in ihren Werken

Erstaunlich ist, dass Irma Goeringer, welche sicherlich eine weltoffene und tolerante Persönlichkeit war, in ihren Werken einen nicht unbedingt häufigen, aber deutlichen Antisemitismus pflegte. Sofern von Juden die Rede ist, werden diese eindeutig negativ charakterisiert:

*„Ich tobte ein bisschen mit dem Schicksal, bis mir dieser ekelhafte Rosenbaum in die Finger lief.“<sup>46</sup>*

*„... über des kecken Juden drolliges Mundwerk und (...) dem stets zu allen Schelmereien aufgelegten Geist und dem klugen, kaufmännischen Verstande ...“<sup>47</sup>*

*„Der Sekretär, ein kleiner, pfißiger Jude ...“<sup>48</sup>*

*„Sein keckes Judengesicht schob sich mit gemachter Ängstlichkeit durch den Türspalt.“<sup>49</sup>*

Das Bild des hilfsbereiten, freundlichen oder liebenswerten Juden sucht man hingegen vergebens.

Die antisemitische Darstellung ist jedoch für den eigentlichen Inhalt und Zweck des Werkes völlig unnötig. Gleiche Handlungen hätte auch jeder Nichtjude begehen können. Auch dramatisch sind diese Entgleisungen nicht erforderlich. Hatte Irma Goeringer persönlich unangenehme Erfahrungen mit einem Juden gemacht und diese unfairerweise auf alle Juden übertragen?

### Die Reaktion der Familie

Die Freude der Familie über den Schlüsselroman „Schlingpflanzen“ hielt sich begreiflicherweise sehr in Grenzen. Ob dabei die angesprochene Thematik der Homosexualität ausschlaggebend war, kann aber durchaus bezweifelt werden.

Vater Otto Goeringer wird sich vor allem darüber entsetzt haben, dass der negativ dargestellte Hauptprotagonist „Joseph Waldeck“ hieß. In Freudenstadt hatte der 1841 als Sohn des Schuhmachers Andreas Braun geborene Bierbrauer Wilhelm Braun 1891 das Hotel „Waldeck“ erbaut. Die Witwe veräußerte das Haus nach seinem Tode (1895) im Jahre 1898/99 an Carl Luz (Stammhaus Hotel „Post“).<sup>50</sup> Die Hotelierskollegen genossen in Freudenstadt höchstes Ansehen, weshalb dem Vater diese Parallele sicher höchst unangenehm war. Dass die Tochter eine Beziehung zu diesem Hotel herstellen wollte, ist aber wohl eher unwahrscheinlich. Vielmehr ist anzunehmen, dass sie den – aus ihrer Sicht jüdischen Namen – im Hinblick auf Begegnungen im Hessischen – wo dieser Name nicht nur als Ortsnamen vorkommt – gewählt hat. Letztendlich geschadet hat die Namenswahl wohl doch nicht, denn Carl Luz inserierte 1912 für sein Hotel Waldeck im Fremdenblatt von Bad Rippoldsau.<sup>51</sup>

Dem Vater ist aber ganz sicher der Antisemitismus übel aufgestoßen. Wie sollte er seinem Aufsichtsrat der 1908 gegründeten „Goeringers Mineral- und Moorbad Rippoldsau Bad Aktiengesellschaft“, Dr. Isidor Rosenfeld<sup>52</sup> aus Mannheim, der mit hoher Wahrscheinlichkeit Jude war, die antisemitischen Entgleisungen der Tochter erklären? Man hatte übrigens auch jüdische Teilhaber in der neu gegründeten Aktiengesellschaft. Und schließlich hatte man auch jüdische Gäste, die man als zah-



lungskräftige Kunden schätzte. Dem Vater muss dieser Teil des Werkes sehr unangenehm gewesen sein.

Irma Goeringer hatte aber sicher auch Kontakt zu ihrer geschiedenen Mutter, Ida Mathilde Goeringer geborene Hironimus. Ob nachfolgende Textstelle das Verhältnis zu eigenen Mutter charakterisiert? „Eva ließ sich eben nicht als Wunderkind aufputzen, und kam der Eitelkeit ihrer Mutter in keiner Weise entgegen. Auch sonst waren die beiden Frauen sehr verschieden. Eva saß am liebsten im stillen Winkel mit einem Buch, dessen Titel ihrer Mutter bereits ein Grausen einjagte, oder sie lief ohne Rücksicht auf Teint und weiße Hände hut- und handschuhlos im Walde umher.“<sup>53</sup>

Mama Ida trat als Sängerin der Lieder von Hugo Wolf an die Öffentlichkeit, und sie war in zweiter Ehe mit einem Herrn Dr. Siegfried verheiratet.<sup>54</sup> Sollte es sich dabei um jenen Dr. Siegfried gehandelt haben, der von 1893 bis 1897 Chefarzt im Kurzentrum des Vaters in Bad Rippoldsau war?<sup>55</sup> Der Chefarzt von Bad Rippoldsau, Dr. Martin Siegfried, veröffentlichte 1895 ein Buch über die Frage, wie Radfahren gesund ist.<sup>56</sup> Später folgte, bei „John Bale, Sons & Danielsson, London, Oxford House“ eine englische Abwandlung.<sup>57</sup> Aus diesem Werk wissen wir nun zumindest den Vornamen des Arztes, der wohl nach seiner Zeit in Bad Rippoldsau die „Kurpension und Freiluftinstitut von Dr. Martin Siegfried“ in Bad Nauheim betrieb, und zwar als „Institut für Gymnastik und Bewegungstherapie“<sup>58</sup>.

Die Festschrift zum 300-jährigen Jubiläum des königlichen Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin nennt einen Dr. med. Martin Siegfried, geboren am 28. September 1855 in Berlin, Stabsarzt a. D., als „praktischer Arzt in Nauheim (im Winter in Berlin)“<sup>59</sup>. Und in einer medizinischen Fachzeitschrift wird ein Dr. Martin Siegfried in Bad Nauheim als Assistenzarzt in der Privatklinik von Herrn Dr. Boas in Berlin genannt.<sup>60</sup> Professor Dr. Ismar Boas war der Begründer der Gastroenterologie, er lebte bis 1936 in Berlin – floh als Jude vor den Nazis und beging 1938 in Wien Selbstmord.<sup>61</sup>

Somit hatte auch die Mutter in ihrem engsten Umfeld mit jüdischen Geschäftspartnern und wohl auch Freunden zu tun. Auch deshalb ist der Antisemitismus der Tochter sicher übel aufgestoßen, weshalb der Satz – „Ihre letzte Arbeit, der Roman ‚Schlingpflanzen‘, ein Schlüsselroman, der mit widernatürlichen Neigungen behaftete Persönlichkeiten der Berliner Theaterwelt schildert, entfremdete sie ihren eigenen Eltern und nächsten Angehörigen“<sup>62</sup> – sicher zutreffend ist und für Irma Goeringer wohl auch eine menschliche Katastrophe bedeutet

hat. Es ist anzunehmen, dass sich die gesamte Familie wohl vor allem des Antisemitismus wegen von ihr losgesagt und den Kontakt abgebrochen hat. Ob letztendlich dies – oder ein anderes Beziehungsproblem – zum absoluten Zusammenbruch und zum Suizid geführt hat, wäre noch zu klären. Und ungeklärt wird auch die Frage bleiben, ob die Familie den Antisemitismus grundsätzlich ablehnte – oder nur aus Gelddrücksichten gegenüber Geschäftsfreuden kultiviert sein wollte.

### Jugend (1908/1910) – das „Spätwerk“?

„Jugend: Münchner illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben“ erschien 1896 bis 1940 in München. Anfangs äußerst progressiv, gab sie dem „Jugendstil“ seinen Namen. Sie war nicht nur künstlerisch, sondern auch politisch akzentuiert: Muckertum und Spießertum waren ihre Gegner, aber auch die katholische Kirche und die politische Rechte. Lovis Corinth und George Grosz zählten zur erlauchten Künstlerschar des Blattes, Ludwig Ganghofer, Maxim Gorki und Jakob Wassermann zum Kreis der Autoren. Irma Goeringer veröffentlichte mindestens vier Arbeiten in der „Jugend“: „Weißt Du, was Sehnsucht ist?“<sup>63</sup>, „Liebe, stille Trauer“<sup>64</sup>, „Ich habe Dich geliebt“<sup>65</sup> und „Es ist ein köstlich Ding“<sup>66</sup>.

„Weißt Du, was Sehnsucht ist“ ist eine tiefgründige, vielleicht auch aus persönlichen Erfahrungen geprägte Arbeit, die von Traurigkeit, wenn nicht gar Depression geprägt ist. Sehnsucht sei nicht das Sehnen des Kindes nach mütterlicher Fürsorge, nicht das Sehnen des Mannes nach „Tat und Erfüllung“. Eine Sehnsucht kennt keinen Frieden und wisse nichts von Ruhe: „Sie wohnt in Seelen armer, müder Menschen, die einst ein Glück besaßen – ein Glück, das fest gefügt in Erz und Marmor schien und schwach wie Sandstein in der Hand zerfiel. Das ist die Sehnsucht nach dem toten Glauben an Menschenwert und Menschenwort.“

„Liebe, stille Trauer“ verfolgt in ihrem Inhalt die gleiche Richtung: „Am Arm der Liebe wußt ich nichts davon, dass auch Du lebst, liebe, stiller Trauer. – Dann kam ein Tag, da ward der Schmerz, der hehre, stille Schmerz, der heiligt und entsühnt, der Allherr meiner armen Seele. Er scheucht den Hass von meiner Seite ...“. Auch hier stand wohl eine schwere Enttäuschung der Feder Pate. „Ich habe dich geliebt“ setzt die Folge eigentlich konsequent fort: „Ich hab’s gelitten, dass die Treue Du verraten, gelitten und trotzdem geliebt! Doch seit die Liebe Du verrietest, seit dieser Stunde – lieb’ ich Dich nicht mehr.“



„Es ist ein köstlich Ding“, erst nach dem Tode der Autorin veröffentlicht, setzt wohl den Schlusspunkt – literarisch, wie auch persönlich: „Ich hab geglaubt wie du und ward betrogen, ich hab gehofft wie du und ward enttäuscht. Ich hab gekämpft und wurde unterworfen.“ In dieser Arbeit könnte eine Art Abschiedswerk Irma Goeringers liegen.

### Literaturverzeichnis:

- Die literarische Praxis: Deutsche Schriftsteller-Zeitung, Verlag Deutsche Schriftsteller-Zeitung GmbH, Berlin-Moabit, 1. Jahrgang 1901 ff.
- Einwohnerbuch für den Landkreis Wolfach, Ausgabe 1939, Vollständiges Einwohnerbuch sämtlicher Gemeinden des Landkreises Wolfach. Verlag Adalbert Nagy in Stuttgart, Druckerei Wilhelm Hinckel in Wertheim, August 1939.
- Fremdenblatt für den Kurort Bad Rippoldsau: Herausgegeben von der Bad Rippoldsau AG, 6. Jahrgang 1912, Redaktion H.J. Zeller in Freudenstadt, Druck durch Oskar Kaupert in Freudenstadt.
- Goeringer, Irma: Die letzte Strophe. Novellen. Verlag Egon Fleischel und Co. Berlin 1904.
- Goeringer, Irma: Kinder der Seele. Roman. Verlag Egon Fleischel und Co. Berlin 1905.
- Goeringer, Irma: Das Wunder. Eine Geschichte aus dem Schwarzwald. Verlag von W. Schäfer, Schkeuditz 1905.
- Goeringer, Irma: Schlingpflanzen. Roman. R. Piper Verlag München und Leipzig 1908
- Großherzoglich Badisches Regierungsblatt. Druckerei und Verlag Malsch und Vogel, Karlsruhe 1849 und 1850.
- Illenau: Geschichte, Bau, inneres Leben, Statut, Hausordnung, Bauaufwand und finanzielle zustände der Anstalt. Herausgegeben von der Direktion der Großherzoglichen Heil- und Pflegeanstalt Illenau. Bielefeldsche Hofbuchhandlung Karlsruhe 1865.
- Jenss, Harro: Ismar Boas – Erster Spezialarzt für Magen- und Darmkrankheiten, Begründer der Gastroenterologie. Jüdische Miniaturen Band 96. Verlag Hentrich und Hentrich und Centrum Judaicum, 1. Auflage Berlin 2010.
- Jugend: Münchner illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben. Von Georg Hirth und Fritz von Ostini gegründete Kunst- und Literaturzeitschrift. Erschien 1896 bis 1940 in München.
- Nachlass Otto Goeringer jun.: Der Autor dankt Herrn C.F.L. für die Möglichkeit, in diesen Einsicht nehmen zu dürfen. Auch die Bilder zu dieser Arbeit entstammen dem Nachlass von Otto Goeringer jun.
- Rentschler, Regula: Die Linkspresse Zürichs im 19. Jahrhundert, Europa-Verlag, Zürich 1967.
- Schmid, Adolf: Bad Rippoldsau. Geschichte eines Schwarzwälder Kurtales. Selbstverlag der Gemeinde Bad Rippoldsau 1974.
- Schmid, Adolf: Bad Rippoldsau. 800 Jahre Heimatgeschichte. Herausgegeben von der Gemeinde Bad Rippoldsau. Druck von G. Braun Karlsruhe 1966.
- Schwarzmann-Schafhauser, Doris: Orthopädie im Wandel – Die Herausbildung von Disziplin und Berufsstand im Bund und Kaiserreich (1815–

- 1914). Wissenschaftsgeschichte im Verlag Franz Steiner Wiesbaden GmbH, Stuttgart 2004.
- Siegfried, Dr. Martin: Wie ist Radfahren gesund – Hygienische Studien auf dem Zweirade. Verlag J. F. Bergmann Wiesbaden 1895.
- Siegfried, Dr. Martin: The applicability of certain form of apparatus in the mechanic-balneological treatment (Nauheim Treatment) of heart disease. A paper, read before the balneological society of Berlin. John Bale, Sons & Danielsson, London, Oxford House, 1903.
- Süddeutsche Monatshefte. Herausgegeben von Paul Nicolas Cossmann. München 1904-1936, hier verwendet: Jahrgang 1908.
- Wetzel, Dr. Erich (Oberlehrer und Adjunkt): Festschrift zum dreihundertjährigen Jubiläum des Königlichen Joachimsthalschen Gymnasiums am 24. August 1907, Eigenverlag des Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin. Halle an der Saale, Buchhandlung des Waisenhauses 1907.
- Zeitschrift für diätetische und physikalische Therapie: Band 8, G. Thieme Verlag Stuttgart 1905.

## Anmerkungen

- 1 Geburtseintrag, Standesamt Bad Rippoldsau Nr. 4 vom 7. Februar 1876. Auskunft des für Bad Rippoldsau-Schapbach (früher: Bad Rippoldsau) heute zuständigen Standesamtes Freudenstadt, Frau Graf, vom 28.8.2012.
- 2 Aus dieser Ehe ging noch ein Sohn, Kurt Goeringer, hervor, geboren 1877. Auch sein Schicksal „er starb 15-jährig 1892“ liegt bis heute noch im Dunkeln. Für keines der Goeringer-Kinder, auch nicht aus der zweiten Ehe, gibt es einen Sterbucheintrag in Bad Rippoldsau – weder beim Standesamt noch in den (römisch-katholischen) Kirchenbüchern. Auskunft des für Bad Rippoldsau-Schapbach (früher: Bad Rippoldsau) heute zuständigen Standesamtes Freudenstadt, Frau Graf, vom 28.8.2012 und des Kath. Pfarramtes Mater Dolorosa, Hochw. Herr Pfarrer Frank Maier vom 11. September 2012 an den Verfasser. Für die Kinder aus zweiter Ehe (mit Julie Stierlen) gibt es Geburts- und Taufeinträge im Kirchenbuch der Evangelischen Kirchengemeinde Wolfach.
- 3 So auch Rudolf Franz in: Schwarzwälder Bote vom 5.4.2011: „Badgut um 1900 in voller Blüte“.
- 4 Beim Standesamt Frankfurt am Main wurde im Jahre 1896 keine Ehe Goeringer/Jacobi (Jacoby) geschlossen. Auskunft des Magistrats der Stadt Frankfurt am Main, Herr Schmidt, vom 18.10.2012 an den Verfasser.
- 5 Adolf Schmid: Bad Rippoldsau. Geschichte eines Schwarzwälder Kurtales S. 111.
- 6 Süddeutsche Monatshefte, Jahrgang 1908, Seiten 511–520.
- 7 Der Autor hat auch hier den Verdacht, dass das Leben das Vorbild für diesen Text gab, kann dies aber noch nicht belegen.
- 8 Matrikeledition der Universität Zürich, abgerufen im Internet unter [www.matrikel.uzh.ch](http://www.matrikel.uzh.ch) am 10. Januar 2013.
- 9 Kosch, Wilhelm: Deutsches Literaturlexikon. Das 20. Jahrhundert. Verlag K.G. Saur München 2008, Spalte 386: Goeringer, Irma.
- 10 Jedoch wurde in keinem der Berliner Standesämter 1910 der Sterbfall Irma Goeringer, geschiedene Jacobi, geschiedene Schurter, beurkundet. Schriftliche Auskunft vom 9. Januar 2013 (Standesamt Berlin-Mitte betreffend) des Landesarchivs Berlin, Frau Marks, an den Verfasser, sowie Auskunft des Landesarchivs Berlin, Frau Marks, per e-mail vom 5. Oktober 2012 (betreffend die Alt-Berliner Standesämter).
- 11 Rentschler, Regula: Die Linkspresse Zürichs im 19. Jahrhundert, S. 221 ff. Ich danke dem Stadtarchiv Zürich, Frau Barbara Haldimann, für den freundlichen Hinweis in dieser Sache.
- 12 Die literarische Praxis – Deutsche Schriftsteller-Zeitung, Verlag Deutsche Schriftsteller-Zeitung GmbH, Berlin-Moabit, 11. Jahrgang Nr. 12 vom 21. April 1910, S. 91.



- 13 Allgemeine Zeitung (München). Zitiert nach der Werbeanzeige am Ende des Buches „Kinder der Seele“.
- 14 Münchner Neueste Nachrichten. Zitiert nach der Werbeanzeige am Ende des Buches „Kinder der Seele“.
- 15 Leipziger Tageblatt. Zitiert nach der Werbeanzeige am Ende des Buches „Kinder der Seele“.
- 16 Schriftliche Auskunft von Herrn Johannes Furtwängler, Schapbach, vom 28. August 2012, auf der Grundlage des Totenbuches der Kath. Pfarrei Schapbach.
- 17 Schriftliche Auskunft von Herrn Johannes Furtwängler, Schapbach, vom 28. August 2012, auf der Grundlage des Protokollbuches des Ortsschulrates in Schapbach.
- 18 Das Wunder, S. 6.
- 19 Das Wunder, S. 11.
- 20 Das Wunder, S. 12.
- 21 Schmid, Adolf, Bad Rippoldsau: Geschichte eines Schwarzwälder Kurtales, S. 58.
- 22 Das Wunder, S. 18.
- 23 Das Wunder, S. 21.
- 24 Schmid, Adolf: Bad Rippoldsau: 800 Jahre Heimatgeschichte, S. 119.
- 25 Das Wunder, S. 27.
- 26 Einwohnerbuch für den Landkreis Wolfach, Ausgabe 1939, Vollständiges Einwohnerbuch sämtlicher Gemeinden des Landkreises Wolfach. Verlag Adalbert Nagy in Stuttgart, Druckerei Wilhelm Hinckel in Wertheim, August 1939, S. 152f.
- 27 Schmid, Adolf: Bad Rippoldsau. Geschichte eines Schwarzwälder Kurtales. Selbstverlag der Gemeinde Bad Rippoldsau 1974, S. 94.
- 28 Illenau. Geschichte, Bau, inneres Leben, Statut, Hausordnung, Bauaufwand und finanzielle Zustände der Anstalt. Herausgegeben von der Direktion der Großherzoglichen Heil- und Pflgeanstalt Illenau. Bielefeldsche Hofbuchhandlung Karlsruhe 1865, S. 20.
- 29 Großherzoglich Badisches Regierungsblatt, Nr. XXXVI vom 5. Juli 1849, S. 313.
- 30 Großherzoglich Badisches Regierungsblatt, Nr. XXXIII vom 13. Juli 1850, S. 246.
- 31 Kinder der Seele, S. 1.
- 32 Kinder der Seele, S. 55.
- 33 Kinder der Seele S. 58.
- 34 Kinder der Seele, S. 59.
- 35 Kinder der Seele, S. 61.
- 36 Deutsches Reich, Reisepass Otto Georinger jun., badischer Staatsangehöriger, ausgestellt vom Badischen Bezirksamt Wolfach. Reisepass Nr. 369, ausgestellt am 25. Juni 1923, ausgestellt für das Inland einschließlich besetzter Gebiete und das Ausland. Der badische Staatsangehörige Otto Goeringer musste dafür Gebührenmarken im Wert von 300 Mark kleben und entwerten lassen. Nachlass Otto Goeringer.
- 37 Kinder der Seele, S. 77.
- 38 Kinder der Seele, S. 78.
- 39 Kinder der Seele, S. 79.
- 40 Schlingpflanzen, S. 57.
- 41 Kinder der Seele, S. 82.
- 42 Kinder der Seele, S. 83.
- 43 Schlingpflanzen, S. 5.
- 44 Schlingpflanzen, S. 49.
- 45 Schlingpflanzen, S. 56.
- 46 Kinder der Seele, S. 73.
- 47 Schlingpflanzen, S. 93.
- 48 Schlingpflanzen, S. 133.
- 49 Schlingpflanzen, S. 160.
- 50 Auskunft des Stadtarchivs Freudenstadt, Frau Richmann, nebst Texten aus dem „Grenzer“ vom 3. Juni 1933 und vom 15. Oktober 1953 zur Geschichte des Hotels „Waldeck“.
- 51 Fremdenblatt für den Kurort Bad Rippoldsau, 4. Jahrgang 1912, vom 14. Juli 1912.
- 52 Adolf Schmid: Bad Rippoldsau. Geschichte eines Schwarzwälder Kurtales, S. 109.

- 53 Schlingpflanzen, S. 67.
- 54 Die literarische Praxis – Deutsche Schriftsteller-Zeitung, Verlag Deutsche Schriftsteller-Zeitung GmbH, Berlin-Moabit, 11. Jahrgang Nr. 12 vom 21. April 1910, S. 91.
- 55 Adolf Schmid: Bad Rippoldsau. Geschichte eines Schwarzwälder Kurtales, S. 96.
- 56 Dr. Martin Siegfried: Wie ist Radfahren gesund – Hygienische Studien auf dem Zweirade. Verlag J.F. Bergmann Wiesbaden 1895.
- 57 The applicability of certain form of apparatus in the mechanic-balneological treatment (Nauheim Treatment) of heart disease. A paper, read before the balneological society of Berlin.
- 58 Doris Schwarzmann-Schafhauser: Orthopädie im Wandel – Die Herausbildung von Disziplin und Berufsstand im Bund und Kaiserreich (1815–1914). Wissenschaftsgeschichte im Verlag Franz Steiner Wiesbaden GmbH, Stuttgart 2004, S. 304.
- 59 Dr. Erich Wetzel (Oberlehrer und Adjunkt): Festschrift zum dreihundertjährigen Jubiläum des Königlichen Joachimsthalschen Gymnasiums am 24. August 1907, Eigenverlag des Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin. Halle an der Saale, Buchhandlung des Waisenhauses 1907.
- 60 Zeitschrift für diätetische und physikalische Therapie, Band 8, G. Thieme Verlag, Stuttgart 1905.
- 61 Hierzu sehr schön: Jense, Harro: Ismar Boas – Erster Spezialarzt für Magen- und Darmkrankheiten, Begründer der Gastroenterologie.
- 62 Die literarische Praxis – Deutsche Schriftsteller-Zeitung, Verlag Deutsche Schriftsteller-Zeitung GmbH, Berlin-Moabit, 11. Jahrgang Nr. 12 vom 21. April 1910, S. 91.
- 63 Jugend 1908, 13. Jahrgang Heft 10, Seite 222.
- 64 Jugend 1908, 13. Jahrgang Heft 33, Seite 774.
- 65 Jugend 1910, 15. Jahrgang Heft 10, Seite 222.
- 66 Jugend 1910, 15. Jahrgang Heft 34, Seite 792.

Alle Bilder Nachlass Otto Goeringer jun.

Der Autor dankt dem ungenannt bleiben wollenden Herrn C.F.L. für die diesbezügliche freundliche Unterstützung.



## Der Malerpoet Eugen Falk-Breitenbach (1903–1979)

„'s Hansjaköble von Huuse“

Frank Armbruster

### Der Lebensweg

Am 26. Februar 2013 jährte sich der Geburtstag von Eugen Falk-Breitenbach, den seine Freunde und Verehrer auch gerne „'s Hansjaköble von Huuse“ nannten, zum 110. Mal. In Offenburg kam er als Sohn eines Lokführers auf die Welt. Als er acht Jahre alt war, wurde der Vater nach Hausach versetzt. Die Vorfahren der Falks stammen aus Haslach; einer von ihnen ist der von Hansjakob geschilderte „Jägermurer“, der so genannt wurde, weil er im Sommer Maurer und im Winter Jäger war. Früh zeigte sich, dass der junge Eugen künstlerisch begabt war. „Ich sah jeden Maler für einen Heiligen an, und es wurde in mir der Wunsch wach, auch einmal ein Maler zu werden,“ sagte er einmal im Rückblick.<sup>1</sup> Aber für den Vater war es selbstverständlich, dass sein Sohn „was Rechts“ zu lernen habe. So musste der nach dem Besuch der Realschule in Offenburg eine Lehre als Mechaniker und technischer Zeichner absolvieren. Aber 1928 ging er an die Kunstschule in Nürnberg und wurde Schüler bei den Professoren Gradl und Wertner. Bevor er sich jedoch uneingeschränkt der Kunstmalerei verdingen konnte, war er u. a. als Uhrenschildmaler tätig (wie übrigens auch Hans Thoma). 1936 bezog er mit seiner Frau Emma, die als Bollenhutmacherin bekannt wurde, das „Molerhiisli“ in Hausach (am Eingang des Breitenbach-Tales), das heute ein Museum ist.

Er war eine Institution im „Städtle“, und jedermann kannte den Mann mit dem breitrempigen Hut und der schwarzen Pelerine und der Umhängetasche, in der er seine Malerutensilien für Skizzen auf seinen Streifzügen durch die Natur mit sich führte. Aber auch am politischen und kulturellen Leben seiner Heimatgemeinde nahm er regen Anteil. Er war Mitglied von Vereinen und der Narrenzunft. Fast vierzig Jahre lang entwarf er alljährlich einen Heimatbrief für die Hausacher daheim und in aller Welt. Auch Aufgaben des Natur- und Denkmalschutzes übernahm er. Manch alter Bauernhof blieb durch seinen Rat erhalten oder wurde renoviert. Er unterstützte Professor Schilli beim Aufbau des Gutacher Freilichtmuseums. Die Erhaltung von altem Brauchtum, Volksliedern, Volkstänzen und Trachten



Eugen  
Falk-Breitenbach

war sein Motiv bei der Mitarbeit an der Zeitung „Lichtgang“ des Bundes Heimat und Volksleben. Seine Schaffenskraft wurde im Alter durch zwei Schicksalsschläge beeinträchtigt. 1973 verlor er seine geliebte Frau Emma, wodurch er in eine tiefe Depression gestürzt wurde. Dann suchte ihn noch ein Augenleiden heim, für einen Maler eine schwere Beeinträchtigung. Doch er hatte das Glück, in Margarethe, geb. Weniger, einer pensionierten Rektorin aus dem Rheinland und Verehrerin seiner Kunst, eine liebevolle zweite Frau zu finden, die ihn in seinen letzten Lebensjahren umsorgte. Am 26. Februar 1978, anlässlich seines 75. Geburtstags, ehrte ihn seine Heimatgemeinde Hausach durch einen großen Festakt. Nur anderthalb Jahre später, am 9. Juli 1979, starb er.

### „Hailig Wort un Bild“

Falk begann als bildender Künstler, aber irgendwann drängte es ihn, das, was er nicht malen konnte, im Gedicht mitzuteilen. „Herr alles Seins, Schöpfer aller Dinge, verleihe mir die Kraft und die Sinne, daß ich im Dichtgebet an meine liebe Heimat nie müde werde.“<sup>2</sup> Mit diesem Gebet leitet er seinen ersten Gedichtband „Hailig Wort un Bild“ ein. Damit hat er auch das Motiv seines künstlerischen Schaffens formuliert:

Die Schönheit der Heimat in Wort und Bild festhalten.

*„D' Haimet isch mr immer 's liebscht gsii,  
Alles zämme, Huuch un Oode!“<sup>3</sup>*

Und die Heimat ist das schöne Kinzigtal:

*„Ich setze mich auf die Erde und schaue still hinab in das schöne Kinzigtal. Odem, Atem der Dinge. – Es ist sicher eine reine Freude, ja ein großes Glück, hier leben und atmen zu dürfen.. Was will man mehr!? Hier seine Heimat zu haben, hier leben und schauen zu dürfen, hier sich selbst zu sein; alles gehört mir und dir, uns allein, es gehört unserem Sinnen.“<sup>4</sup>*

Im künstlerischen Gestalten gewinnt er Klarheit über sein Wesen.

*„Ich glaube, ich male und schreibe, um mich als der, der ich bin,  
zu verdeutlichen.“<sup>5</sup>*

*„Frei willi zuem Usdruck bringe,  
Bärg un Daal, i hätt's nie gahnt,  
Mii Lääwe mechti diir verdinge,  
Haimet, duu hesch mii hit gmahnt.“*



*Alli diini liewi Nämme,  
Tragi gärn im goldige Schild,  
O duen dii Stämpel in mii bränne,  
Hailig isch mr Wort un Bild!“<sup>5</sup>*

In vielen seiner Gedichte sucht er Antworten auf das Woher und Wohin unseres Daseins.

„Woo bliibt der Sinn?“<sup>7</sup> „Wäär duet’s mir didde oder lääse?“<sup>8</sup>  
„Un mr suecht un suecht.“<sup>9</sup> „Härrgott, de Wääg zue diir isch  
schtainig, schwäär un wit.“<sup>10</sup> Aus dem Grübeln, zu dem er sich  
versteigen kann, „zeewerscht zue de hegschte Booge,“<sup>11</sup> bringt  
ihn der Glaube zurück.

*„Es isch de Gott in Raum un Zit,  
In Lut un Liecht un Schatte,  
Er isch sii Rueh un’s liided de nit,  
De suechsch, un findsche, woo de wit,  
In Wald un Fäld un Madde.“<sup>12</sup>*

Dem mit der Natur tief Verbundenen wird Gottes Dasein zur  
Gewissheit.

*„Duu bisch’s, i han kai Zwiifel meh!“<sup>13</sup>*

Und sein Gedicht wird zum Preisgesang:

*„I mecht des alles zämmetrage  
Zuere große Melodie.  
Oh, des mießt am Härrgott gfalle,  
Wänner schpiilt im Schtärnesaal,  
Uf siire grooße Himmelsorgel  
Des Liedli usem Kinzigdaal.“<sup>14</sup>*

Wie der sinnende Knabe fühlt er sich „mit allen Bäumen, Grä-  
sern, Steinen und Wurzeln verwachsen und verbunden, und  
viele wurde für ihn durchschaubarer.“<sup>15</sup>

### **Kinzigtäler Originale**

Wie sein Lehrer und Vorbild Hansjakob will er auch knorrigen  
und kernigen Originalen ein sprachliches Denkmal setzen. Mit  
dem greisen Volksschriftsteller war schon der neunjährige  
Eugen in des Wortes wahrer Bedeutung in Berührung gekom-  
men, als er von diesem nämlich eine Ohrfeige erhielt, weil er  
seine Chaise verunreinigt hatte.

*„Jeeder Namme isch e Stärnli  
Un duet am Haimethimmel gluuse.“<sup>16</sup>*

Die Träger dieser „Namme“ stellt er in seinen Prosastücken vor.

*„Hut ab vor solchen alten Menschen! Wir wollen ihnen mehr Aufmerksamkeit und Liebe schenken, du und ich!“<sup>17</sup>*

Es sind Menschen die gemäß ihrer Eigenart zu leben verstanden.

„Sie kommen aus keinen Gewächshäusern oder Ziergärten, und ihre Bildung ist sehr oft ausgeprägter als üblich. Sie lieben die Freiheit mehr als alles übrige; ihr Können und Wissen schöpfen sie meistens aus Lebenserfahrungen und sonstigen Begebenheiten, die sie bewegen. Ihr Tun und Lassen scheint ihnen angeboren zu sein, und ihre Bildung im besonderen kommt mehr oder weniger aus dem Inneren.“<sup>18</sup>

*Thomas vun der Gumm ist eine solche typische Schwarzwälder Persönlichkeit. Seine Hilfsbereitschaft, seine Kenntnis über Sternbilder, Bauernregeln, Wetter und Tierkrankheiten brachten ihm Achtung und Zuneigung ein;<sup>19</sup>*

*oder Cölestin, der Totengräber, der seine religiöse Philosophie aus der Erde schaufelte;<sup>20</sup>*

*oder der Hiisli-Hermann, der es beim „Militarismus“ zum Unteroffizier gebracht hat und davon durch einen Helgen (eigentlich Heiligenbild) Kunde gibt;<sup>21</sup> oder das sonderbare prophetische Weiblein, der „Geißenkäther“ genannt;<sup>22</sup>*

*oder das „schwarze Eichhörnchen“, eine Frauensperson, die wie ein Eichhörnchen auf Bäume kletterte und Vogelnester ausraubte;<sup>23</sup>*

*oder Simon, der Knecht, dem sein Fensterln gar sauer wurde,<sup>24</sup>*

und viele andere.

„Jugend und Alter, Bube und Meidli, Mann und Frau werden lebendig, alle Stände vom Handwerksburschen bis zum Pfarrherrn, im Dorf und in der Großstadt stehen vor uns, jeder in seine ihm zukommende ‚Landschaft‘ gestellt. Darin ist der Wert dieser Sammlung zu sehen, die auf das Große und Kleine in der Natur, im Menschenleben, im Alltag wie in der Pestzeit zu weisen sich bemüht.“<sup>25</sup>

Auch Brauchtum und Sagen der Heimat will Falk-Breitenbach durch seine Erzählungen lebendig halten. In einer Erzählung und in einem Gedicht berichtet er von dem sagenhaften Kobold, der die Reichtümer unter der Erde Hauserbachs behütet und des Nachts vorüberziehende Menschen neckt.<sup>26</sup> Er berichtet vom Schellenmarkt auf dem Biereck und dem Fohrenbühl<sup>27</sup>; er lässt den Hansili sein Narrenlied singen<sup>28</sup>.



## Mahnung

In anderen Gedichten und Erzählungen ermahnt er seine Leser, sich nicht der Hektik und Oberflächlichkeit der Gegenwart zu unterwerfen. In einem Zwiegespräch mit Heinrich Hansjakob beklagt er, dass viele Zeitgenossen in ihrer Angst und Unsicherheit nach Lebensbefriedigung suchten. Aber in einer Zeitepoche der Unbesinnlichkeit fänden sie kein unzerstörbares Wertbild mehr, das sie „über Tage banger Unruhe“ hinwegtrage. Aber wie könnten sie auch, da ihnen die schöpferische Ruhe entglitten sei, sie nur noch in realen Dingen Erfüllung suchten und so in jedem Sinn maßlos lebten? Diese Maßlosigkeit treffe mit gewaltigen technischen Möglichkeiten zusammen, und so entstehe die Gefahr der Selbstzerstörung.

*„In viile isch e gruusig Aane,  
Wie will die Wält ihr Wirrsal bahne?  
Wänn all die fiischer Mänschekunscht  
Nint meh bringt wie Rauch un Dunscht,  
Wenn ganzi Velker, Meer un Land  
Vergehn in Schwääfel, Bluet un Brant?!*

*Mii Härz verschockt, es duet mi briere,  
's Bluet will in miine Oodre gfriere,  
Merkt niemet, wie's in d'Diefe goht!?  
De morgig Daag, isch's nit schu z'schpoht  
Wänn niemet meh e Uswääg kännt,  
Noo het des Narreschiil si Änd.*

*Es goht e Schuuder durch Mark un Bai,  
Wäär haltet ii? Wäär häärt mii Schrai!?“<sup>29</sup>*

Als Heilmittel empfiehlt der Dichter: „... suche die Stille, aus ihr kommt die Kraft und Stärke und aus der Einsamkeit die Andacht. Seid das, was ihr sein sollt, sonst hat euer Sein keinen Sinn.“<sup>30</sup>

## Die Mundart

*„Mii Muederschproch isch wiene Brunne,  
Si schpruulet usem diefe Grund,  
un alles Liebs isch nii verschpunne,  
daß's aim haimlig iwerkerunt.  
Sie moodlet sich im Härze drinn  
Un isch sich sälwer un uns aige,  
De häärsch drus de uurigscht Sinn,  
Un in dr schwinge alli Saite.“<sup>31</sup>*

Eugen Falk-Breitenbach schreibt seine Gedichte in niederallemannischer Mundart, die überwiegend in der Ortenau gesprochen wird. Er bemüht sich um lautgerechte Wiedergabe des gesprochenen Wortes. Ein erklärtes Ziel ist es auch, Wörter des alemannischen Dialekts, die immer seltener verwendet werden und der vor allem durch die Massenmedien bewirkten sprachlichen Nivellierung zum Opfer fallen, in seinen Gedichten zum Klingen zu bringen, um sie der Nachwelt zu erhalten. Er versteht es, den Klangreichtum des Alemannischen zu nutzen, vor allem die gedehnten und volltönenden Vokale.

Wie eindringlich lauten solche Verse:

*„Un jeeder draht sii Lieb un Laid  
im sääre Härze mit.“<sup>32</sup>*

Ein „herbstliches Stimmungsbild“ entsteht mit folgenden Worten:

*„D’Nääwel schpinne dicki Tropfe,  
Un’s Krieselaub fällt firzindrood,  
Heimeszue boldert e Karre...“<sup>33</sup>*

Im folgenden Gedicht sind Form und Inhalt meisterhaft aufeinander abgestimmt:

*„Liisli siisle Wind und Wiide,  
bruuschig ruusche Wuehr un Wehr,  
un-es waaiht e simmrig Giige  
Durch e zidig Hälmemeer.*

*Gsäagnet goht e jungi Mueder  
Zwische Hälme, Wuehr un Wehr,  
Siht e Schiffli uni Rueder,  
Un-es wurd-re bang un schwäär.*

*Bruuschig ruusche Wehr un Wuehre  
Iwer d’Ähre waaiht de Wind,  
D’Wälle spiegle un dien luure –  
Us-em Kornfeld schreit e Kind.“<sup>34</sup>*

Die Häufung des hellen Vokals „i“ in der ersten Strophe betont das sanfte Rauschen des Windes in den Weiden und im Getreidefeld; das dunkle „U“ deutet auf die Gefahr der lauenden Wellen; die in jeder Strophe wiederkehrende Alliteration „Wuehr un Wehr“ verdeutlichen eindringlich die Gefahr, in der die junge Frau sich befindet. Das Wasser stürzt sich in die Tiefe und lockt die verzweifelte Frau hinab. Ihr Zustand und der



der Natur entsprechen einander. Sie ist „gsäägnet“, das „Hälme-meer“ ist „zidig.“ Wie ein ruderloses Schiff ist sie, ohne Schutz und Hilfe des Vaters. Aber der Wille zum Leben setzt sich durch, aus dem reifen Kornfeld schreit das Kind.

### Anerkennung

Ab 1950 publizierte Falk-Breitenbach vier Gedichts- und zwei Prosabände: „Hailig Wort un Bild“ (1950); „Goldiges Land“ (1955); „Aus der Stille“ (1958); „Auf der Ofenbank“ (1963); „Menschen, Täler, Wälder“ (1968) „Zwischen den Bergen“ (1971). Aus Anlass seines 75. Geburtstages veröffentlichte der Schauenburg Verlag in Lahr 1978 eine Sammlung seiner Gedichte: Gott, Natur und Menschenherz.

Etwa 30 seiner Gedichte wurden vertont; so komponierte Otto Siegel 1970 einen vierstimmigen Männerchor auf Worte von Falk-Breitenbach; Robert Pracht vertonte 1955 „Der erste Tag“ für Männer und Kinderchor und Oskar Baumann 1946 „Zwi Auge“.

Wer des Japanischen mächtig ist, kann Gedichte des Poeten sogar auf Japanisch lesen. Prof. Jumihiko Yokawa von der Universität Hiroshima übertrug sie. In der „New York Times“ erschien im August 1969 ein Artikel über den Malerpoeten, in dem er als berufener Kündler seiner Schwarzwaldheimat gewürdigt wurde. Dies war höchstes Lob für ihn, der dazu aufgerufen hatte: „Lien de Haimetfunke nie verglimme!“<sup>35</sup> Die Worte, die er seiner Frau zum Geburtstag geschrieben hatte, gelten auch für ihn: „De bisch de Haimet nitzlich gsi!“<sup>36</sup> Heimatliebe und Gottvertrauen waren die Leitsterne seines Lebens:

*„Duen duu schaffe, ährlich lääwe,  
Bisch de Läbdig froh un frei.*

*Un in diinem Härze traage,  
Was dr lieb un hailig isch.  
Alli Dääg am Härrgott danke,  
Dafß'r immer bii dr isch.“<sup>37</sup>*

## Anmerkungen

- 1 Südwestfunk am 15.11.1948.
- 2 Hailig Wort un Bild, Selbstverlag 1950.
- 3 Der Brunnentrog am Büchereck, in: Aus der Stille, Lahr 1958, S. 53.
- 4 Im Gechbachtal, in: Menschen, Täler und Wälder, Lahr 1968, S. 43 f.
- 5 Aus einem unveröffentlichten Manuskript.
- 6 Heilig Wort und Bild, in: Aus der Stille, Lahr 1958, S. 28.
- 7 Woher, wohin die Zeit? In: Aus der Stille (siehe Anmerkung 6), S. 57.
- 8 Suchen, Fragen, Zweifeln, in: Aus der Stille (siehe Anmerkung 6), S. 22.
- 9 Das Tal ohne Herberge, in: Aus der Stille (siehe Anmerkung 6), S. 40.
- 10 An Gott, in: Aus der Stille (siehe Anmerkung 6), S. 58.
- 11 Tage der Reife, in: Aus der Stille (siehe Anmerkung 6), S. 40.
- 12 Besinnlichkeit, in: Aus der Stille (siehe Anmerkung 6), S. 10.
- 13 Dasselbst S. 11.
- 14 Der Frühling im Tal, in: Aus der Stille (siehe Anmerkung 6), S. 9.
- 15 Der Knabe und das Erlenblatt, in: Zwischen den Bergen, Wolfach 1971–1972, S. 120.
- 16 Alt-Hausach im Kinzigtal, in: Auf der Ofenbank, Lahr 1963, S. 43.
- 17 Die alte Strickerin aus dem Gutachtal, in: Menschen, Täler, Wälder (siehe Anmerkung 4), S. 132.
- 18 Simon der Knecht, in: Zwischen den Bergen (siehe Anmerkung 15), S. 44.
- 19 Thomas von der Gumm, in: Menschen, Täler, Wälder (siehe Anmerkung 4), S. 148–151.
- 20 Cölestin, der Totengräber, daselbst S. 144–147.
- 21 Der Hiisli-Hermann, daselbst S. 139–143.
- 22 Der Geißenkäther, daselbst S. 133–138.
- 23 Das „Schwarze Eichhörnchen“, in: Zwischen den Bergen (siehe Anmerkung 15), S. 36–44.
- 24 Simon, der Knecht, in: Zwischen den Bergen (siehe Anmerkung 15), S. 44–53.
- 25 Siehe Otto Basler, in: Zwischen den Bergen (siehe Anmerkung 15), S. 9.
- 26 Das Bergmännlein von Hauserbach, in: Menschen, Täler, Wälder (siehe Anmerkung 4), 28–30.
- 27 Der Schellenmarkt auf dem Schwarzwald, in: Auf der Ofenbank (siehe Anmerkung 16), 46 f.
- 28 Hausacher Narrenlied, daselbst S. 45 f.
- 29 Das letzte große Narrenspiel, in: Auf der Ofenbank (siehe Anmerkung 16), S. 36.
- 30 Ein Tannenbaum, in: Menschen Täler, Wälder (siehe Anmerkung 4), S. 58.
- 31 Meine Muttersprache, in: Aus der Stille (siehe Anmerkung 6), S. 38.
- 32 Aus der Stille, in: Aus der Stille (siehe Anmerkung 6), S. 7.
- 33 Dasselbst, S. 30.
- 34 Gesegnetes Ährenfeld, in: Auf der Ofenbank (siehe Anmerkung 16), S. 12.
- 35 Der Traum am Waldrand, in: Aus der Stille (siehe Anmerkung 6), S. 45.
- 36 Meiner lieben Frau zum Geburtstag am 1.1.1957, in: Aus der Stille (siehe Anmerkung 6), S. 24.
- 37 Heilig Wort und Bild, daselbst S. 28.



## Lohkäse, Bollenradhüte und gesottene Erdäpfel

### Die Kindheitserinnerungen und Tagebücher August Ganthers

Irmgard Schwanke

#### *D' Küechli*

*D'liab Mueder bacht Küechli; d'r flachsköpfig Bue,  
Der lährt in d'r Biw'l un luegt ere zue.*

*„Du, Müederli“, sait 'r, „was bisch au so still?“  
„Eh“, meint sie, „eh, wil i net schwätze grad will.“*

*„Weisch“, sait 'r, „des Stillsi, i ka 's nit v'rtrage;  
Gang, Müederli, sag ebbs.“ – „Was soll i denn sage?“*

*„He,“ meint 'r un blettert druf los in sim Büechli,  
„De kinntsch emol sage: Wottsch nit au e Küechli?“*

August Ganther (Dannezapfe us em Schwarzwald)

Bis heute kennen viele Ortenauer in der Schulzeit gelernte Gedichte des Oberkircher Ehrenbürgers August Ganther auswendig. Dr. Philipp Brucker, der ehemalige Lahrer Oberbürgermeister, schrieb einmal, er habe in seiner Kindheit keine größere Familienfeier erlebt, bei der nicht ein Verwandter Gedichte August Ganthers rezitiert habe.<sup>1</sup> Hotelier Karl Müller, der frühere Inhaber des Hotels „Grüner Baum“ in Oberkirch-Ödsbach, kann von einem Besuch von Senator Franz Burda erzählen, bei dem Burda zu Müllers Überraschung aus dem Gedächtnis ein Gedicht August Ganthers vortrug:

#### *Grüeß Gott*

*D'r neu Herr Pfarrer kummt in Ödschbach ni;  
Bim Baumwirt kehrt 'r i.*

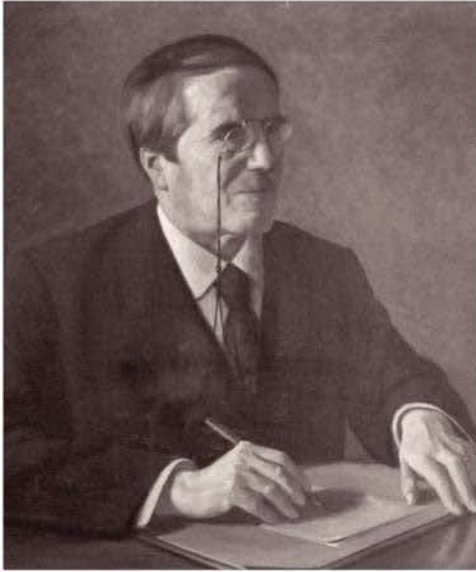
*„Grüeß Gott, Herr“, sage–n alli mitenand,  
Und jedes git em d'Hand.*

*Bloß grad 's klei Hänsli druckt sich schü un dumm  
Im Ofewink'l rum.*

*„Saisch gli: ‚Grüeß Gott‘, du Dachskopf“, murt d'r Alt.  
„Als fürri, oder 's knallt!“*

*G'schwind rennt 'r hi zuem Herr, d'r nudlig Flachskopf,  
Un sait: „Grüeß Gott, du Dachskopf!“*

August Ganther (Dannezapfe us em Schwarzwald)



*Porträt August Ganthers im Besitz der Oberkircher August-Ganther-Schule. Das Ölgemälde wurde 1924 von Kunstmaler Hermann Eder in Freiburg gefertigt. Foto: Heimat- und Grimmelshausenmuseum Oberkirch.*

Die beiden Beispiele deuten an, was den Reiz der Gedichte August Ganthers ausmacht. Oft sorgen sie für Heiterkeit oder zumindest ein Schmunzeln. Im Mittelpunkt stehen häufig Kinder oder „einfache“ Menschen, die die Zuhörer durch ihre Naivität zum Lachen bringen. Obwohl vordergründig unterlegen und gelegentlich auch etwas einfältig, erweisen sie sich häufig als besonders gewitzt und schlau.

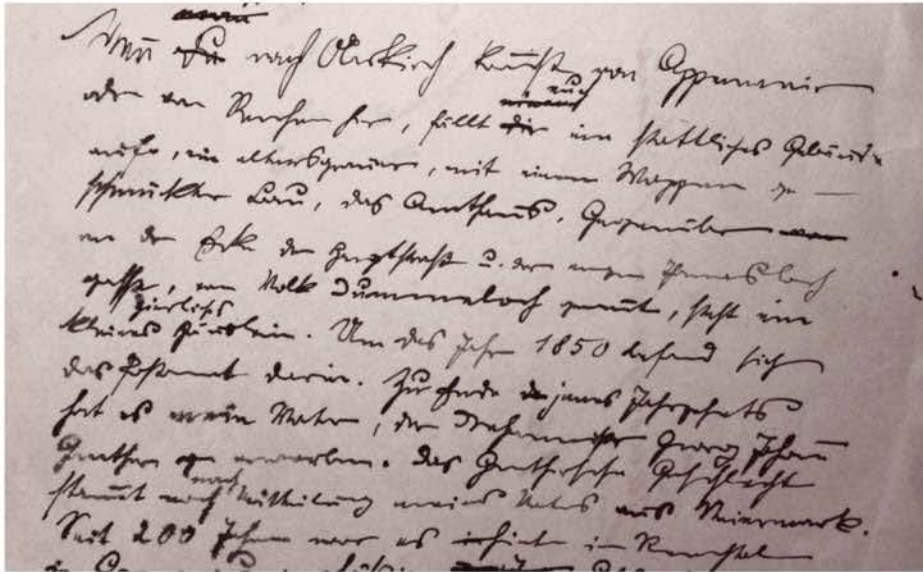
Mittlerweile sind die Gedichte Zeugnisse einer längst vergangenen Zeit. Sie spielen in der Dorfschule, der Kirche und dem Wirtshaus und zeigen die großen und kleinen Alltagsorgen der Menschen. Dabei gaukeln sie keine heile Welt vor. Auch Kriege oder der Verlust von Angehörigen

werden thematisiert. Bei manch einem Gedicht bleibt dem Zuhörer das Lachen im Halse stecken.

Wie die Gedichte, so spielen auch die Prosatexte August Ganthers häufig in südwestdeutschen Dörfern und Städten, die dem Autor vertraut waren. Der Schauplatz der Mundartgeschichte „D'r silwerig Cyriakes“ ist beispielsweise Oberkirch. August Ganther erzählt hier, wie zwei Jungen die silberne Statue des Oberkircher Kirchenpatron bei einer Prozession mittragen und in einem Kornfeld abstellen, als er ihnen zu schwer wird. Dort suchen sie den heiligen Cyriak später vergeblich. Erst bei der Ernte taucht er wieder auf. Als Jahrzehnte nach August Ganthers Tod der Oberkircher Walter Lepold in einem Gedicht das gleiche Ereignis beschrieb, war in einer Anmerkung zu lesen, die Informationen stammten aus einem Tatsachenbericht. Ob die Episode wirklich so stattgefunden hat oder ob eine von August Ganther erfundene Geschichte immer wieder erzählt wurde und so als Tatsache in das kollektive Gedächtnis eingegangen ist, bleibt unbekannt. Den silbernen Cyriak besitzt die katholische Kirchengemeinde jedenfalls bis heute.<sup>2</sup>

Eine andere Mundartgeschichte mit regionalem Bezug – „'s groß Los in der Moos“ – spielt in Gengenbach und stellt eine Verbindung zu dem Barockschriftsteller Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen und dessen Hauptroman – dem „Simplicissimus“ – her. Das Werk des in Offenburg, Gaisbach, auf der Ullenburg bei Tiergarten und in Renchen lebenden Grimmelshausen war August Ganther bestens bekannt. In August Ganthers Kurzgeschichte sucht Franz, ein Büchernarr und Lehrjunge des Gengenbacher Schuhmachers Speckbaschi, nach einer Auseinandersetzung mit dem Meister einen Zufluchtsort. Er erinnert sich an den Aufenthalt von Grimmelshausens Romanfigur





Aus den Kindheits-  
erinnerungen August  
Ganthers  
Foto: Stadtarchiv  
Oberkirch

auf der Moos und zieht sich ebenfalls dorthin zurück. Als er seinem verarmten Meister zu einem großen Logsgewinn verhilft, nimmt die Geschichte für alle Beteiligten ein glückliches Ende.<sup>3</sup>

August Ganther hat nicht nur ein umfangreiches literarisches Werk, sondern darüber hinaus autobiographische Aufzeichnungen hinterlassen, die im Stadtarchiv Oberkirch aufbewahrt werden. Es handelt sich dabei um Tagebücher ab 1882. Zudem liegen im Erwachsenenalter verfasste Kindheitserinnerungen vor.<sup>4</sup> August Ganthers Notizen geben tiefe Einblicke in die Lebensgeschichte des Autors und die politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklungen von den 1860er Jahren bis in die Anfangszeit der NS-Herrschaft. Sie beschreiben das Schicksal des Waisenjungen August Ganther, seine unsichere Existenz als Junglehrer und das Wachsen seiner Familie. Gleichzeitig sind sie eine bedeutende stadtgeschichtliche Quelle.

Als Egodokumente sind sie von hoher Aussagekraft, weil sie eine Verbindung zwischen individueller Lebensgeschichte und historischen Ereignissen herstellen.<sup>5</sup> Deshalb sollen die Aufzeichnungen im Mittelpunkt der folgenden Biographie über August Ganther stehen. Dabei kann nicht ausführlich auf das gesamte Themenspektrum eingegangen werden. Der Schwerpunkt liegt auf den Erlebnissen des Dichters in der Ortenau, insbesondere im Renchtal und in Oberkirch.

### Kindheit in Oberkirch

August Ganther wurde am 9. März 1862 in Oberkirch geboren.<sup>6</sup> Sein Großvater stammte aus Oppenau und zog um 1817 nach Oberkirch, wo er das Färbereihandwerk betrieb und mit seiner

*August Ganthers  
Geburtshaus in der  
Oberkircher  
Hauptstraße.  
Foto: Stadtarchiv  
Oberkirch*



Familie direkt am Mühlbach wohnte.<sup>7</sup> 1824 wurde August Ganthers Vater Johann Georg geboren. Er arbeitete als Hilfsschreiber auf dem Amtsgericht, bevor er das Dreherhandwerk erlernte und Brigitta Götz aus Weisenbach im Murgtal heiratete. Das Paar hatte vier Kinder. 1860 kam Maria Theresia (Marie) zur Welt, 1862 August (Taufname Georg August), 1864 Karl und 1866 Elisabeth (Elise). Das Geburtshaus August Ganthers befindet sich in der Hauptstraße 69 an der Abzweigung zur Thomaslohgasse, die wie August Ganther erwähnt früher „Dummeloch“ genannt wurde.<sup>8</sup>

Seine ersten acht Lebensjahre verbrachte August Ganther als glückliches und wohlbehütetes Kind. Er beschrieb seine Großmutter als „mutige“ Frau, die ein „fröhliches Wesen“ gehabt habe, obwohl sie zwei Kinder durch Unglücksfälle verloren hatte. Einer Tochter wurde, als sie vor dem Rathaus spielte, der Kopf vom Huftritt eines Pferdes zerschmettert, ein Sohn ertrank im Mühlbach. Auch ihren Mann verlor sie früh. Ihn kannte August Ganther aus Erzählungen als „Spaßvogel“, der „gerne zu [...] Schabernack aufgelegt war. So soll er einmal einigen Weibern, die weiter unten am Mühlbach wuschen, ordentlich Angst eingejagt haben. Längelang ließ er sich vom Bach forttragen an den Waschweibern vorbei.“ Die entsetzten Frauen glaubten, er sei tot und zogen ihn aus dem Wasser. Da sprang er mit einem „mächtigen Gumper“, also einem großen Satz, davon. Auf das Schimpfen der Frauen soll er geantwortet haben: „Donner und Schlag, [...] ist man tot, schreien sie wie verrückt, und wird man lebendig, noch viel mehr.“<sup>9</sup> August





*Die Oberkircher  
Bachanlage um 1870.  
In dem Haus links  
betrieb der Großvater  
von August Ganther  
vermutlich seine  
Färberei.  
Foto: Stadtarchiv  
Oberkirch, Blanche  
von Voigts-Rhetz.*

Ganther machte aus dieser Begebenheit das Gedicht „Am Mühlbach“.<sup>10</sup>

Seine Eltern beschrieb August Ganther als an Musik, Literatur und Theater interessiert. Das „Vaterhaus“ habe ihn zur Beschäftigung mit „Gesang, Vortragskunst und Dichtkunst“ angeregt. Zuhause sei oft gesungen worden, der Vater habe Verse geschrieben, Gedichte rezitiert und den Kindern am Sonntagabend Geschichten über Wilhelm Tell und Andreas Hofer erzählt.<sup>11</sup> Als eine Schauspielgesellschaft im großen Saal des Badischen Hofes gastierte, habe der Vater als „großer Freund des Theaters“ regelmäßig die Vorstellungen besucht. Der junge August wurde vom Dienstmädchen mitgenommen. Ihn beeindruckte weniger die Aufführung als vielmehr die Kulisse, die ein

Regal mit schönen Büchern zeigte, außerdem eine der Schauspielerinnen, „ein schlankes, blondes Fräulein. [...] Dieses Wesen übte eine mächtige Wirkung auf mich aus.“ Er habe sich an ihr wie an dem Bücherregal nicht satt sehen können. August Ganther schrieb weiter: „Merkwürdig, daß die zwei gewaltigen Eindrücke – Buch und Dame – in meinen späteren Jahren mich am mächtigsten beleben sollten.“<sup>12</sup>

An Ostern 1867 kam August Ganther im Alter von fünf Jahren in die Volksschule am Kirchplatz, die heutige Altstadt-schule. Der erste Schultag blieb ihm vor allem in Erinnerung, weil er sich „einem befreundeten Mädchen aus der Nachbarschaft folgend“ mitten unter die getrennt von den Jungen platzierten Schülerinnen setzte und aus diesem Grund für große Heiterkeit sorgte.<sup>13</sup> Zur ersten Lektüre Augusts zählte ein Band mit Gedichten Johann Peter Hebels, die der Vater in seiner Bücherschublade aufbewahrte: „Kaum, dass ich notdürftig lesen konnte, noch nicht 6 Jahre alt, machte ich mich hinter den Mann im Mond, hinter das Hexlein und hinter das Liedlein vom Kirschbaum.“<sup>14</sup> Als erstes eigenes Buch erwarb August Ganther im Alter von 14 Jahren Hebels „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes“. „Ich [...] weiß noch genau, dass ich den Wunsch in mir trug, wie Hebel will ich auch einer werden. Wenn es abends ist, will ich meinen Nachbarn vorlesen und ihnen mit meinen Geschichten Freude bereiten.“<sup>15</sup>

Doch der Junge interessierte sich nicht nur für Literatur. Mit einem Nachbarskind spielte er mit Bleisoldaten.<sup>16</sup> Gerne hielten sich die Buben am Lohhäuslein hinter dem Stadtgraben auf, wo der „Hundlisepp“ für sie Kasperletheater spielte. Das Lohhäuslein gehörte zu einer der benachbarten Gerbereien. Hier wurde die ausgelaugte Lohe – ein Nebenprodukt der Gerberei – gestampft, in Formen gepresst und in Holzgestellen getrocknet, um dann verfeuert zu werden. August Ganther beschrieb das Lohhäuslein folgendermaßen: „Die Vorderwand des Häusleins war mit einem Lattengitter versehen. Auf diesem saßen die runden Lohkäse, [...]. Solange die Lohkäse auf den Latten saßen, wagten wir uns nicht an das Häuslein heran. Sobald sie aber zur Feuerung weggeholt wurden, erschienen uns die Latten als Treppen. Husch, husch, ging es im Eilflug an ihnen empor.“ Lohkäse war also kein Nahrungsmittel, sondern ein Heizmaterial.

Ständig waren die Jungen in Oberkirch und der Umgebung unterwegs. Sie beobachteten bei Metzger Bernhard Huber im Thomasloh das Töten der Tiere, das sie gleichermaßen faszinierte wie abstieß.<sup>17</sup> Als der sogenannte Eselsteg, der Vorgänger der heutigen Wendelinusbrücke, errichtet wurde, „um einen





Übergang nach Butschbach zu ermöglichen“, kletterten sie auf der noch nicht fertigen Brücke umher und August Ganther fiel in die Rench. Er zog sich eine Stirnwunde zu, die mit sechs Stichen genäht werden musste.<sup>18</sup>

Wesentlicher Bestandteil des Alltags waren kirchliche Veranstaltungen. August Ganther wurde zu seiner Freude Messbube. „Eines aber entrüstete mich, daß wir lateinisch zu sprechen hatten, ohne die Worte recht zu verstehen. Ich betrachtete dieses Plappern als Betrug, den man Gott gegenüber begehe.“<sup>19</sup>

### Schicksalsschläge

Im Jahr 1870 starb August Ganthers Mutter überraschend im Alter von 40 Jahren. Sie überanstrengte sich bei der Renovierung eines Zimmers und zog sich einen „Leibschaden zu, der sehr bedenklich wurde“ – vermutlich einen Leistenbruch. Die weiteren Ereignisse werfen ein Licht auf die unzureichenden medizinischen Verhältnisse. Zwar hatte Oberkirch ein Spital in der heutigen Löwengasse. Dort standen jedoch nur einige wenige Betten für Kranke zur Verfügung. Die restlichen Zimmer waren von Armen und Pfründnern belegt. Erst in dem 1890 bezogenen Krankenhausneubau in der Gaisbacher Straße gab es mehr Platz und zumindest einen „improvisierten Operationsaal“.<sup>20</sup> Im Todesjahr der Mutter wurden Kranke noch überwiegend zuhause versorgt. August Ganther schrieb über die Behandlung: „Am Morgen des 1. September [...] kamen Dr. Schneider und Dr. Mast, um eine Operation an der Kranken vorzunehmen. Sie ging schlimm aus. Mittags, zur Stunde, wo Tausende bei Sedan ihr Leben lassen mussten, starb [...] meine Mutter. Ich sehe noch meinen Vater, wie er tränenden Auges uns in seine Arme schloß und wiederholt ausrief: O ihr armen Tröpflein.“<sup>21</sup>

Die Tatsache, dass die Mutter am Tag der Schlacht bei Sedan gestorben war, inspirierte August Ganther später zum Gedicht „Mi Müederli“.<sup>22</sup> Der Schlacht fielen rund 10000 deutsche und französische Soldaten zum Opfer. In August Ganthers literari-

*Anzeige des Vaters von August Ganther in der Lokalzeitung „Der Renchthäler“ vom 19. April 1870. Foto: Stadtarchiv Oberkirch.*

scher Verarbeitung des Themas muss die Mutter aufgrund des großen Andrangs tagelang am Himmelstor anstehen. Als sie schließlich doch in den Himmel kommt und am Ende einer langen Tafel Platz nehmen möchte, wird sie von den dort sitzenden Soldaten abgewiesen. Petrus führt sie an die Spitze des Tisches, wo Generäle und Fürsten sitzen, und sagt zu ihr:

*Wer so wia du het Dorne g'ha  
Uf siner rauhe Erdefahrt,  
Wer so het g'sorgt und g'schafft un g'spart,  
Un so si Ma het pflegt und g'ehrt,  
Un so de Kindli Guets het g'lehrt,  
Dem g'hört trutz Fürscht und General  
D'r fürnemmscht Platz im Himm'Issaal.*

Der deutsch-französische Krieg 1870/71 ist auch Thema in August Ganthers Kindheitserinnerungen. Zahlreiche Oberkircher Männer waren damals im Kriegseinsatz und fielen. Von Oberkirch aus konnte man das Kriegsgeschehen jenseits des Rheins sehen und hören, zudem mussten Soldaten einquartiert werden. Die Jungen spielten auf den Straßen „Soldätles“.<sup>23</sup> Deutsche Siege waren Anlass für Feierlichkeiten. So berichtete August Ganther: „Später folgte der Fall von Paris, den wir im Städtchen mit unbeschreiblichem Jubel feierten. Wir Schüler wurden mit Kaffee und Kuchen bewirtet, jede Schulklasse in einem anderen Wirtshause. Unsere Klasse feierte in der unteren Linde. Mit einem Fackelzug endigte der denkwürdige Tag.“<sup>24</sup>

Auch das Kriegsende wurde in Oberkirch gefeiert. Dabei nahmen die Festlichkeiten ein spektakuläres Ende: In der darauffolgenden Nacht wurde der Turm der katholischen Kirche durch einen Brand zerstört. Die Kirche war gerade einmal knapp fünf Jahre zuvor eingeweiht worden und bestand aus einem neuen Langhaus und dem vom Vorgängergebäude übernommenen alten Turm. Die Presse gab dem jungen Messmer die Schuld an dem Unglück. Er habe nach Beendigung der Friedensfeiern mit einer brennenden Zigarre die am Turm angebrachten Fahnen eingeholt.<sup>25</sup> In der Erinnerung August Ganthers hatten zwei Kapläne den Brand ausgelöst: „Zwei Herren der hochwürdigen Geistlichkeit, die Kapläne Steiert und Pfaff, hatten am Tage den Kirchturm bestiegen und ihrer Siegesfreude durch zahlreiche Pistolenschüsse Ausdruck verliehen. Dabei sollen die Eulennes-ter im Turm Feuer gefangen haben. Ob dem so war oder nicht, gleichviel, in der Nacht brach im Turm Feuer aus und lichterloh stand er in Flammen. Meine Schwester Marie und ich wurden





vom Vater geweckt. Er eilte zur Löschmannschaft, während wir 2 Kinder auf der Amtshausstaffel kauerten und von dort aus die flammende Turmspitze entsetzt anstarrten. [...] Mit großer Mühe löschte die Feuerwehr die gefährdeten Häuser. Der Brand leuchtete weit in die Rheinebene hinaus und aus vielen Orten eilten die Feuerwehren herbei. Vergeblich doch war ihr Mühen. Der Turm brannte ab. [...] Die im Turm hängenden Glocken schmolzen mit der Zeit und das flüssige Metall tröpfelte in die Tiefe. [...] Nach vielen Tagen und Wochen noch wühlten wir Buben im Schutt und suchten und fanden die Metalltropfen. Manch junge Männer trugen sie später als Anhänger an der Uhrenkette.“<sup>26</sup>

Auch über den Einzug der neuen Kirchenglocken und in diesem Zusammenhang über den Zustand der Oberkircher Straßen berichtete August Ganther ausführlich: „An einem regnerischen Sonntag kamen die Glocken ins Tal. [...] Mit Kreuz und Fahnen, die Geistlichkeit voraus, wurden sie in feierlicher Prozession abgeholt. Auch ich schritt im Zuge mit und neben mir mein Bruder. Der Weg war feucht und kotbedeckt. Hinter uns ging der Sohn des Postmeisters, Eugen Grimm. Dem Unhold machte es Freude, den Straßenkot massenweise hochzuschleudern und uns, die wir nagelneue braune Sonntagsanzüge trugen, bis an den Hals hinauf über und über zu besudeln.“<sup>27</sup>

*Die katholische Kirche vor dem von August Ganther beschriebenen Kirchtumbrand im Jahr 1871. Foto: Stadtarchiv Oberkirch, Blanche von Voigts-Rhetz.*



*Prozession um 1868  
vermutlich in der  
unteren Hauptstraße  
in Richtung Fernacher  
Platz. Foto: Stadt-  
archiv Oberkirch,  
Blanche von Voigts-  
Rhetz.*

Am Tag darauf erlebten die Schulkinder eine willkommene Abwechslung, als sie auf den Kirchplatz gerufen wurden, um die Taufglocke auf den Turm zu ziehen: „Ein langes, langes Seil lag auf der Erde. Das ergriffen wir und mit Feuereifer zogen wir das kleine Glöcklein hinauf, das fürderhin mit seinem hellen Schalle bei der Taufe eines Kindleins geläutet werden sollte. [...] Höher und höher schwebte das glänzende Glöcklein und oben bei den Schalllöchern wurde es von den Arbeitern in Empfang genommen.“<sup>28</sup>

Den Tod der Mutter hatte der achtjährige August Ganther als tiefe Zäsur erlebt. Nachdem zunächst eine Verwandte und dann eine Haushälterin die Familie versorgt hatten, heiratete der Vater Albertine Antonia Gartenhäuser aus Offenburg. Das Verhältnis zu der Stiefmutter war angespannt. Laut August Ganther war sie selbst von ihrer Stiefmutter misshandelt worden. „Statt mild gestimmt zu sein durch das selbst erlebte Leid, hielt sie uns



hart, haßte uns alle, mißhandelte uns, drehte uns die Arme um, hielt uns knapp im Essen. Wenn wir irgendetwas begangen hatten, das ihr nicht paßte, wurden wir durch Nahrungsentziehung bestraft. Dann und wann mußten wir ohne Nachtessen – neuerdings Abendbrot genannt – zu Bett gehen. [...] Unter diesen Umständen sah der Vater nicht freudestrahlend in die Welt. Meist herrschte Unfrieden im Haus.<sup>29</sup> Vermutlich verschlimmerten sich die Verhältnisse noch, als 1874 der Stiefbruder August Ganthers im Alter von nur vierzehn Monaten starb.<sup>30</sup>

Im Jahr 1875 verlor der knapp dreizehnjährige August auch seinen Vater. Jedes der vier Kinder erbt rund 3000 Mark und erhielt damit die Grundlage für eine ordentliche Mitgift oder eine gute Ausbildung.<sup>31</sup> Das Haus stand laut Ehevertrag der Stiefmutter zu.<sup>32</sup> Sie heiratete 1876 Fridolin Braun aus Erlach. Nach ihrem frühen Tod 1877 ging das Anwesen in den Besitz von Braun über, der bald darauf erneut heiratete und in dem Haus einen Kaufmannsladen einrichtete. Obwohl nicht direkt mit der Familie Braun verwandt, blieb das frühere Elternhaus für August Ganther jahrzehntelang eine Anlaufstelle. Immer wieder erwähnte er in seinen Tagebüchern Besuche bei den Brauns.<sup>33</sup>

Doch zunächst einmal musste er nach dem Tod des Vaters Oberkirch verlassen.<sup>34</sup> Während die ältere Schwester als Arbeitskraft bei der Stiefmutter bleiben konnte, wurden August und seine beiden jüngeren Geschwister von ihrem Vetter – also dem Taufpaten – Xaver Höhr (auch Hoer) in Lautenbach aufgenommen, allerdings gegen den Willen von dessen Ehefrau. Bislang hatten die Kinder sie als freundliche Frau kennengelernt, zu der sie an Ostern zum „Has jagen“ gingen und die ihnen beim Bäcker Spitzwecken kaufte, wenn sie ihr in Oberkirch begegneten. Doch nun begrüßte sie die Waisen mit den Worten: „So isch 's jetz do, des Lumbegsindel.“ „Wir wagten kaum zu atmen. Besser als die Mutter nahmen uns die Kinder auf, zwei halbwüchsige Maidli [...] und der schwarzglutäugige Bub. Sie fuhren uns lieb über die Köpfe [...]. Und als es Essenszeit war, wiesen sie uns Plätze am großen Tisch zu und munterten uns zum Zugreifen auf.“ Die Kinder aßen mit dem Knecht und der Magd getrennt vom Hausherrn und seiner Frau. Das Essen „war gut und reichlich. Grobkörnige Gerstensuppe gab es und Kohl und Speck. [...] Am Abend gab es Sauer Milch und gesottene Erdäpfel.“ Dies waren in der damaligen Zeit ganz typische Mahlzeiten.<sup>35</sup>

Trotz der guten Verpflegung überkam August Ganther in der ersten Nacht das Heimweh. „Ich sah die Kammer im Vaterhaus, sah den Mond, der über die Schauenburg emporstieg und sah



*Das frühere Waisenhaus in der heutigen Josef-Geldreich-Straße. Das Gebäude wurde in den 1970er Jahren abgerissen. Foto: Stadtarchiv Oberkirch, Fritz Erdrich.*

das Glück, das ich dort besessen und nun verloren hatte.“ Der Junge schlich sich aus dem Haus und ging nach Oberkirch. „Fort ging es die Straße talfürri der Heimat zu. Das Städtchen lag still im nächtlichen Dunkel, als ich nach einstündigem Marsche dort anlangte. Das Elternhaus war geschlossen. Ich setzte mich auf die harte Steinstaffel [...] und schlief ein.“ Doch der Aufenthalt in Oberkirch währte nicht lange. Schon am nächsten Morgen ließ die Stiefmutter den Jungen durch den Polizeidiener nach Lautenbach bringen, wo ihn „eine schwere Tracht Prügel“ erwartete.

Schließlich gab der Taufpate dem Drängen der Ehefrau nach und August Ganther und sein Bruder Karl kamen ins Oberkircher Waisenhaus.<sup>36</sup>

„Eines schönen Tages steckte sich 's Rosili, die älteste Tochter, in ihr schmuckes Bauerngewand, nahm den großen Bollenradhut an den Arm und ein kleines Zainli, in dem sich unsere Sonntagskleider befanden, auf den Kopf und schritt mit den beiden hergeloffenen Buben talab, Oberkirch zu. Wir weinten dem Vetterhause keine Träne nach, wanderten vielmehr überglücklich dem Waisenhaus zu, wo wir von den Schwestern menschenfreundlich aufgenommen wurden. [...] Ein Jahr ungefähr blieb ich bei den guten, lieben Schwestern.“

August Ganthers Beschreibung dient hier als anschauliche Quelle für Kleidungsgewohnheiten. Sie lässt darauf schließen, dass die Jungen eine einfache Garnitur für Wochentage und eine gute für den Sonntag besaßen. Die Begleiterin der beiden Buben trug die Tracht der Renchtäler Frauen. Dazu gehörte da-





mals ein Rosenhut – hier „Bollenradhut“ genannt – ein Strohhut, auf dem sieben rote Wollrosen angebracht waren. Der Rosenhut wurde häufig nicht auf dem Kopf, sondern als Schmuck am Arm getragen, während die Frauen – wie von August Ganther beschrieben – auf dem Kopf Lasten transportierten.

Als August Ganther dreizehn Jahre alt war, hatte er die achte und letzte Klasse durchlaufen. Er blieb jedoch ein weiteres Jahr an der Schule und ging dem Lehrer zur Hand. Wenn Lehrer Thoma während des Unterrichts den Organistendienst versah oder bei Beerdigungen musizierte, durfte der Jugendliche ihn vertreten. Thoma war es auch, der vorschlug, dass August Ganther Lehrer werden könnte.

Zur Ausbildung in Gengenbach und Karlsruhe verließ August Ganther seine Heimatstadt mit der gerade eröffneten Renchtalbahn: „Am 1. Oktober [1876], einem Sonntage, stand ich mit [einem] kleinen Koffer, der meine Habseeligkeiten barg, am Oberkircher Bahnhof. Aus dem Zug, der aus dem Hintertal einlief, winkte mir frisch, froh und freundlich mein Vetter und Vormund. Glückstrahlend setzte ich mich an seine Seite und fort ging es zum Heimattale hinaus. Mit großen Augen starrte ich die [...] Lokomotiven an, die auf dem lebhaften Bahnhof von Appenweiler hin- und herliefen. [...] Nach kurzer Fahrt gings über Offenburg ins [...] Kinzigtal hinein und im turm- und torreichen Gengenbach erreichten wir das Ziel unserer Fahrt. [...] Für mich schließt dieser Tag mit Tränen. Wie oft habe ich des Abends gedacht, an dem ich das Heimweh mächtig verspürte.“<sup>37</sup>

*Oberkirch mit dem neuen Bahnhof und dem neu errichteten Kirchturm.*

*Foto: Stadtarchiv Oberkirch, Blanche von Voigts-Rhetz.*

### Ausbildung in Gengenbach

Die Lehrerausbildung war im deutschen Südwesten lange kaum institutionalisiert. Erst im 19. Jahrhundert wurden Seminare eingeführt, die eine einheitliche Ausbildung gewährleisteten. August Ganther besuchte als Abgänger der Volksschule zunächst die Präparandenschule in Gengenbach, auch Vorseminar genannt, danach das Lehrerseminar in Karlsruhe. Im Vergleich zu der ausführlichen Beschreibung der Kindheit in Oberkirch sind seine Aufzeichnungen über die Zeit in Gengenbach knapp gehalten.<sup>38</sup>

August Ganther wohnte dort gemeinsam mit einigen anderen Schülern bei einem Hutmacher. Neben nicht näher genannten Unterrichtsinhalten lernte er Notenlesen und Klavierspielen. Einer ausführlichen Beschreibung waren August Ganther zwei Gefahrensituationen wert, bei denen er beinahe ertrunken wäre: „In Gengenbach war es, im Jahre 76. Hinter dem mächtigen alten Klostergebäude, in dem das Vorseminar untergebracht war, schlängelte sich ein kleiner Bach hin, der nicht weit vom Prälatenturm sich in die breitspurig daherflutende Kinzig ergoß.“ In diesem Bach entdeckten August Ganther und einige Mitschüler einen Kahn. Die Jungen sprangen hinein, einer nahm die Ruder „und im Handumdrehen waren wir auch draußen in der Kinzig unweit der Stelle, wo die breite Brücke über den Fluß führt. Eine Schar Leute liefen auf der Brücke zusammen und starrten ängstlich“ auf den Kahn, der „dem unterhalb der Brücke jäh abfallenden Wehr zutrieb.“ „Wir [...], unerfahren und angstvoll [...], kamen mehr und mehr dem schäumenden, brausenden Wehr nahe. Im letzten Augenblick vor dem Fall kam uns Hilfe [zu]. Ein mutiger Mann kam vom Ufer her gerannt, sprang in den [Kahn] und lenkte ihn mit wuchtigen Ruderschlägen ans Land,“ wo er die Jungen als „gottverdammte Lusbuewe“ und „Dummköpf“ beschimpfte.

„Noch einmal, im Sommer des folgenden Jahres, kam ich durch die tückische Kinzig in Lebensgefahr. Unterhalb des schon genannten Wehrs führte ein vom Flusse abgeleiteter Kanal durchs Wiesengelände. Seinen Weg nahm er durch das städtische Schwimmbad. Da hing ich eines schönen Tages an einer Stange und übte mich im Schwimmen. Weiter oben war, wenn ich nicht irre, eine Stellfalle. Diese muß durch jemand dummerweise geöffnet worden sein. Ein ungeheurer Wasserschwall strömte plötzlich in das Bad, riß mich mit unheimlicher Wucht von der Stange weg. [...] Doch, Welch ein Glück! Einer meiner Mitschüler, Adam Stein, bemerkte meine Todesnot.



Blitzschnell sprang er in die Flut und riß mich dem Tode aus den Klauen.“ Wie in Gengenbach lagen öffentliche Schwimmbäder damals häufig an fließenden Gewässern.

Nachdem August Ganther in Oberkirch bereits wie beschrieben in die Rench gefallen war und später an der Murg beinahe unter ein halbes Dutzend Baumstämme geriet, die zum Flößen in den Fluss rollten, meinte er, es seien immer die Wasser des Schwarzwaldes gewesen, „wo sich Schreckensszenen für mich abspielten.“ Viermal habe dort der Tod „die griffbereite Knochenhand“ nach ihm ausgestreckt.

### Lehrer, Schauspieler, Sänger und Autor

Nach dem Besuch des Lehrerseminars in Karlsruhe trat August Ganther 1881 seine erste Stelle in Malsch bei Rastatt an. Zu seiner großen Freude lebte er nun wieder in der Nähe seiner älteren Schwester Marie, die im gleichen Jahr heiratete und ins Murgtal zog: „Dadurch bekam ich wieder einen Halt in der Welt. Manch schönen Sonntag verbrachte ich im schwesterlichen Heim.“<sup>39</sup> 1882 wechselte der Junglehrer nach Pforzheim. Eine erneute Versetzung im Jahr 1884 lehnte er ab. Er schied aus dem badischen Schuldienst aus und zog nach Frankfurt, wo sich seine Schwester inzwischen mit ihrem Mann niedergelassen hatte.<sup>40</sup>

August Ganther trug sich nun mit dem Gedanken, Schauspieler zu werden. Seit der Ausbildung in Karlsruhe war er ein überaus eifriger Theaterbesucher. Doch schon nach einem kurzen Engagement in Höchst schrieb er in sein Tagebuch: „Ich bin zu solid, um die niederen Stufen der Theaterlaufbahn zurückzulegen. Mir graut vor dem Halbvagabundentum.“ Außerdem sei ihm klar geworden, dass er aufgrund seiner geringen Körpergröße allenfalls für Rollen in Lustspielen infrage komme. In den folgenden Jahren trat er noch mehrfach in Laienspielgruppen auf. In Freiburg schrieb er mehrere Jahre lang Theaterkritiken für die Zeitung.

Im Januar 1885 starb Schwester Marie in Frankfurt im Alter von nur 24 Jahren. Dies ging August Ganther so nahe, dass ihn noch vier Jahrzehnte später die Erinnerungen an den Verlust quälten.<sup>41</sup> Das Verhältnis zu seinem Bruder war angespannt.<sup>42</sup> Karl Ganther war Buchdrucker und wanderte 1882 nach Nordamerika aus. Er fand in der Fremde offenbar keinen Halt und keine feste Anstellung. 1895 kam er an Tuberkulose erkrankt nach Oberkirch zurück, wo er drei Jahre später 34-jährig im Spital starb.<sup>43</sup> August Ganthers jüngere Schwester Elise (Elisabeth) wanderte ebenfalls aus.<sup>44</sup>

Nach dem Tod der älteren Schwester kehrte August Ganther ins Badische zurück. Er wurde im Kreis Engen als Lehrer eingestellt: zunächst in Immendingen und kurz darauf im benachbarten Möhringen.<sup>45</sup> 1887 erhielt er eine Stelle in Freiburg, wo er bis zu seiner Pensionierung tätig war. In den ersten Berufsjahren haderte August Ganther oft mit dem Lehrerdasein. So vermerkte er 1886 in seinem Tagebuch: „[...] mit der Schauspielerlei ists nichts, meiner kleinen Figur wegen. Nichts bleibt einem, als ein Schulmeister-Packesel zu sein.“<sup>46</sup> Hinzu kam die finanzielle Unsicherheit als Berufsanfänger. Nach der Einstellung in Freiburg musste August Ganther noch neun Jahre warten, bis er eine feste Stelle als Hauptlehrer und die damit verbundene Pensionsberechtigung erhielt.<sup>47</sup>

Je größer jedoch seine Erfolge bei der Arbeit mit den Schülern waren, desto zufriedener wurde August Ganther auch in seinem Beruf.<sup>48</sup> Seine Lehrmethoden waren vergleichsweise fortschrittlich. Er legte Wert darauf, dass die Kinder den Unterrichtsstoff nicht nur „herplapper[te]n“, sondern ihn verstanden.<sup>49</sup> Außerdem war es ihm wichtig, die Schüler nicht zu schlagen. Dabei fiel es ihm gelegentlich schwer, für Disziplin zu sorgen. In sein Tagebuch schrieb er 1890: „Will man aber lieb und belebend unterrichten, so muß die Ordnung leiden.“<sup>50</sup>

1890 gründete August Ganther eine eigene Familie. Er heiratete Helene Deger, die Schwester einer Kollegin.<sup>51</sup> Die beiden verband eine tiefe Liebe zu Literatur und Musik. Neben dem Theater und der Schriftstellerei war nämlich der Gesang eine der großen Leidenschaften August Ganthers. Er machte sich als ausgezeichneter Sänger einen Namen und trat in kleiner Runde wie vor großem Publikum auf.<sup>52</sup> Mit seinen Aufführungen, der schriftstellerischen Tätigkeit und der Erteilung von Privatunterricht besserte er das knappe Familieneinkommen auf.

August und Helene Ganther hatten drei Kinder, deren Entwicklung der stolze Vater detailliert in seinen Tagebüchern festhielt. Die Eintragungen reichen vom ersten Lächeln über die ersten Zähne bis hin zu gemeinsamen Spaziergängen und zeugen von der Zuneigung des jungen Vaters zu den Kindern. So schrieb er über Sohn Rudolf: „Rudolfchen kann jetzt schon 10–20 Schrittchen nacheinander machen, allein. Er sagt oft: Ada, Baba, Mama, Gaga, Buwa.“ Oder: „Rudolf gibt ohne Angst einem Kaminfeger 2 mal die Hand. Er ist so lieb, so lieb. Jedermann bewundert ihn ob seiner Schönheit und Freundlichkeit.“<sup>53</sup>

Im Jahr 1898 begann August Ganthers schriftstellerische Karriere. Damals erschien sein erstes Buch mit Mundartgedichten: „Tannezapfe [später Dannezapfe] us em Schwarzwald“.<sup>54</sup> Es



folgten weitere Gedichtbände und Erzählungen in Mundart und Hochdeutsch, außerdem verfasste August Ganther Dramen und Romane, die allerdings nur zum Teil veröffentlicht wurden. Bei manch einem Werk unternahm er unzählige Versuche, einen Verleger oder ein Theater zu finden, das zur Aufführung bereit war. Mittlerweile sind die Prosatexte fast in Vergessenheit geraten. Bekannt war und ist August Ganther für seine Mundartgedichte. Die Gedichtbändchen erwiesen sich als Bestseller, die immer wieder neu aufgelegt wurden. 1977 kam von Ganthers Erstlingswerk die dreizehnte Auflage heraus.<sup>55</sup> Der Autor wurde zum Vortrag seiner Gedichte in ganz Südwestdeutschland eingeladen. 1917 unternahm er eine Vortragsreise an die Westfront.<sup>56</sup> Selbst im Rundfunk war er zu hören.<sup>57</sup>

Im Übrigen nutzte August Ganther sein Talent auch zum Schreiben von Alltagsversen. Als er im Jahr 1920 durch das Finanzamt aufgefordert wurde, ein bereits vor sechs Monaten zugesandtes Formular auszufüllen, ansonsten drohten ein Tag Haft oder fünf Mark Strafe, antwortete er humoristisch in Reimen:

*In Haft zu hocken ist ein Graus,  
Und Strafe zahl ich auch nicht gern.  
Füll lieber dumm den Bogen aus  
Und schick ihn dem gestrengen Herrn.*<sup>58</sup>

### Heimat und Politik

Zeit seines Lebens war für August Ganther die Beschäftigung mit der Heimat von großer Bedeutung. Dies zeigt sich sowohl in seinem schriftstellerischen Werk wie in den autobiographischen Aufzeichnungen. Bereits als Kind und Jugendlicher erlebte er den Umzug vom Elternhaus zur Familie des Taufpaten sowie den Wegzug von Oberkirch nach Gengenbach als Verlust der Heimat. Dies muss ihn so sehr bewegt haben, dass er sich noch Jahrzehnte später im Detail daran erinnerte. Im Oktober 1926 schrieb er in sein Tagebuch: „Heute vor 50 Jahren die Heimat verlassen, mit Vetter Hoer nach Gengenbach.“<sup>59</sup>

In seiner Frankfurter Zeit kommentierte er eine Fahrt zu einem beliebten Ausflugsziel in der Umgebung mit den Worten: „Wie man wegen des Bergchens und seiner Aussicht nur so begeistert sein kann. Mit süßer Sehnsucht erinnerte ich mich meiner treuen Heimat und der wonnigen Tage, die ich im herrlichen Schwarzwald verbracht.“<sup>60</sup> Als er bei einem Besuch in Oberkirch auf die Schauenburg wanderte, schrieb er in sein Tagebuch die ein gutes Jahrzehnt zuvor verfassten, bekannten

Zeilen Ludwig Auerbachs: „O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön.“<sup>61</sup> Nach und nach wurde für August Ganther nicht allein Oberkirch und das Renchtal, sondern ganz allgemein der Schwarzwald zur Heimat.

Heimat definierte sich für den Waisenjungen, der früh beide Eltern und die ältere Schwester verloren hatte, jedoch nicht alleine über eine vertraute Landschaft, sondern auch über die Erinnerung an geliebte Menschen. Im Gedicht „D' Haimet“ beschreibt er eine Frau, die mit ihrer Heirat den Schwarzwald verlässt. Sie sehnt sich jahrelang nach der alten Heimat. Als jedoch ihre Kinder und ihr Mann sterben, denkt sie nicht mehr an eine Rückkehr. Nun fühlt sie sich an dem Ort zuhause, an dem ihre Familie bestattet ist: „... Doch wo mini Kinder schlofe / Un mi Ma, – bin I dehaim.“<sup>62</sup>

In das beschauliche Oberkirch zog es August Ganther im Erwachsenenalter nur noch zu Besuchen. Hier kam ihm mittlerweile „alles lächerlich klein vor“<sup>63</sup>. Dennoch fühlte er sich seiner Geburtsstadt und dem Renchtal eng verbunden. Er verfasste zu den unterschiedlichsten Anlässen Gedichte, so zum 600-jährigen Jubiläum der Verleihung der Oberkircher Stadtrechte 1926 oder zur Eröffnung des letzten Teilstücks der Renchtalbahn von Peterstal nach Griesbach 1933. Auch zeigte er sich hoch erfreut, als 1927 in Oberkirch eine Straße nach ihm benannt wurde.<sup>64</sup> 1937 wurde ihm die Ehrenbürgerwürde verliehen.<sup>65</sup>

Mittlerweile bewegte sich der ehemalige Bewohner des Waisenhauses in den höheren Kreisen der Oberkircher Gesellschaft. Bei einem Aufenthalt im Januar 1929 wurde er im Rathaus empfangen, er besuchte die Fabrikantenfamilie Koehler und den Pfarrer und hielt sich bei der Familie des Oberkircher Drogisten Parisel auf: „Abends musikalische Unterhaltung bei Parisels. Vater und Sohn spielen ein Celloduet.“ Wenig angegan hatten es ihm die Oberkircher Schüler: „Um 11 Uhr Vortrag in der Volksschule Oberkirch. Stupide Gesellschaft.“ Und am nächsten Tag: „Morgens früh Vortrag an Realschule. Auch stupides Volk.“<sup>66</sup>

Offenbar hatte August Ganther keine Berührungsängste gegenüber den neuen Machthabern. Als der nationalsozialistische Bürgermeister Doll ihn 1937 um ein Gedicht zur Einweihung des Kriegerdenkmals im Oberkircher Stadtgarten bat, kam er diesem Wunsch nach.<sup>67</sup> In den Tagebüchern August Ganthers von 1933 und 1934 zeigt sich eine gewisse Sympathie für die NSDAP. Sie gründete offenbar in erster Linie aus dem Entsetzen über den Ausgang des 1. Weltkrieges und die Bedingungen des



Versailler Vertrags, das August Ganther mit vielen Zeitgenossen teilte.<sup>68</sup> Wie zahlreiche Deutsche befürwortete er es, dass Deutschland 1933 aus dem Völkerbund austrat, nachdem dem NS-Staat aufgrund berechtigter französischer Ängste vor einer deutschen Wiederaufrüstung die sofortige militärische Gleichberechtigung verwehrt worden war: „Deutschland verläßt den Völkerbund, ganz mit Recht, nachdem es 14 Jahre am Narrenseil herumgeführt worden. Abends bei Maier die Hitlerrede angehört, die Hand und Fuß hat.“ Eine Rede Hitlers zwei Wochen später kommentierte er mit den Worten: „Schwächer, weil sich die Stimme vor Wut zerschlägt.“<sup>69</sup>

Öffentliche politische Äußerungen August Ganthers sind nicht bekannt, ebenso wenig eine Mitgliedschaft in der NSDAP.<sup>70</sup> Die nationalsozialistischen Machthaber, die Begriffe wie Heimat und Brauchtum für ihre Propaganda missbrauchten, wussten den Dichter dennoch für ihre Sache zu nutzen. Ein August-Ganther-Abend im Jahr 1937, zu dem Bürgermeister Doll einlud, wurde in der Presse mit folgenden Worten kommentiert: „Unser Volk hat für heimatverbundenes Dichttum wieder Verständnis und Liebe gefunden. [...] So wurde der Heimatabend [...] zu einem Erlebnis für die Gemeindefamilie und zu einem Fest der Volksgemeinschaft [...]“<sup>71</sup> Als im darauffolgenden Jahr am Geburtshaus August Ganthers eine Gedenktafel enthüllt wurde, „erinnerte Bürgermeister Doll daran, daß es einmal eine Zeit gab, in der solche Feiern unmöglich waren, eine Zeit, in der man für Dichter und Sänger deutscher Art, deutschen Brauch- und Volkstums nichts übrig hatte. Daß dem heute nicht mehr so ist, verdanken wir unserem Führer.“ Weiter forderte der Bürgermeister „Lehrer und Schüler auf, in Dankbarkeit unsern Führer und Reichskanzler mit einem dreifachen Sieg Heil zu grüßen. Das Deutschlandlied und Horst Wesel-Lied beendeten die Feier.“<sup>72</sup>

Kurz darauf, am 5. April 1938, verstarb August Ganther in Vöhrenbach, dem Wohnort seines Sohnes, im Alter von 76 Jahren.<sup>73</sup> In Oberkirch tragen eine Straße und eine Schule seinen Namen. Auf dem Friedhof erinnert der Grabstein von Helene und August Ganther an den Dichter und seine Frau. Er wurde nach Auflösung des Freiburger Grabes nach Oberkirch gebracht. 1989 wurde von der Stabhalterei Walachei und der Stadt Oberkirch der August-Ganther-Brunnen in der Hauptstraße gegenüber Ganthers Geburtshaus gestiftet. Der Oberkircher Bildhauer Michael Huber hat für den Brunnen Ganthers Wahlspruch „Mir sin fürs Ohr! Gang, trag' üs vor!“ künstlerisch umgesetzt.



*Der August-Ganther-Brunnen in der Oberkircher Hauptstraße.  
Foto: Stadt Oberkirch,  
Heinz Erhardt.*

### Schluss

Biographen haben darauf hingewiesen, dass August Ganther von der Literaturgeschichte kaum zu Kenntnis genommen worden sei.<sup>74</sup> Es seien auch nicht alle Texte August Ganthers „große Dichtung“.<sup>75</sup> Manch ein Gedicht sei „zu sehr dem Augenblick verhaftet. Anderes ist nur der Gaudi wegen geschrieben, einiges ist überzeichnet oder überpointiert.“<sup>76</sup> Romane wie „Schäfers Goldhaarige“<sup>77</sup> würden „an Melodramatisches“ grenzen und fänden kaum noch Leser.<sup>78</sup>

Dennoch bleibt festzuhalten, dass gerade die Mundartgedichte August Ganthers bis heute begeistern und vielen Liebhabern vertraut sind. Dies haben die gut besuchten Lesungen in Oberkirch anlässlich des 150. Geburtstag des Dichters 2012 gezeigt.<sup>79</sup> Der Lahr-Verlag hat im Jubiläumsjahr ein Buch mit einer kleinen Auswahl von Texten August Ganthers herausgebracht und damit an den Autor erinnert.<sup>80</sup>

Über das literarische Interesse hinaus kann August Ganthers Werk auch als historisches Zeitdokument gelesen werden. Die Mundartgedichte und Mundarterzählungen sind zudem Zeug-



nisse für einen Dialekt, der zwar nach wie vor gepflegt wird, sich jedoch seit August Ganthers Tagen verändert hat. Viele Begriffe, die damals noch ganz selbstverständlich verwendet wurden, sind heute kaum noch in Gebrauch.

Die autobiographischen Aufzeichnungen August Ganthers geben tiefe Einblicke in die Lebensgeschichte des Autors. Sie beschreiben eindrücklich die glücklichen Kindheitsjahre und deren frühes durch den Tod der Eltern verursachtes Ende. Bemerkenswert ist vor diesem Hintergrund August Ganthers weiterer Lebensweg als erfolgreicher Lehrer, Autor und liebevoller Familienvater. Es erstaunt dagegen wenig, dass die Prägungen aus den Kindertagen die literarischen Texte August Ganthers beeinflusst haben. Diese beschäftigen sich häufig mit der Heimat, dem Schicksal von Waisenkindern und der Zuneigung zwischen Eltern und Kindern.

Über biographische Erkenntnisse hinaus sind die Kindheits-erinnerungen und Tagebücher August Ganthers eine wertvolle Quelle für die Oberkircher Stadtgeschichte. In ihnen werden nicht nur das Leben des Oberkircher Ehrenbürgers, sondern auch alltägliche Dinge wie Nahrung oder Kleidung beschrieben. Wir erfahren aus den Dokumenten, womit sich Oberkircher Kinder beschäftigt haben und wie es um die medizinische Versorgung bestellt war. August Ganther entwirft in seinen Kindheitserinnerungen das Bild eines Städtchens, in dem fast jeder jeden kannte und in dem ein großer Teil der Bürger einem Handwerk nachging, darunter auch fast vergessene Berufszweige wie die Gerberei. Tätigkeiten wie das Wäschewaschen oder Tuchbleichen am Mühlbach werden in Erinnerungen gerufen.

In diesem Sinne soll August Ganther noch einmal zu Wort kommen. Er erwähnt in seinen Aufzeichnungen die obere Tuchbleiche. Diese lag am Mühlbach auf einem Gelände zwischen der heutigen Josef-Geldreich-Straße und der Papierfabrik Koehler. Dort wurde die Wäsche in der Sonne ausgelegt und mit Wasser aus dem Bach befeuchtet – eine Tätigkeit, die auch der junge August Ganther übernahm. Eines Tages habe sich an der Tuchbleiche eine tragische Szene abgespielt: „Tuchbleichers hatten einen schönen, weißen Spitzhund. Die 1875<sup>81</sup> erbaute Eisenbahn, die Appenweier mit Oppenau verband, führte an der Tuchbleiche vorbei, und so oft ein Zug nahte, sprang der Hund zum großen Vergnügen der Zuschauer, besonders des Lokomotivführers, dicht vor der Lokomotive über die Gleise. Einmal jedoch, ich hatte Gelegenheit, den Vorgang selbst mit anzusehen, erwischte das Rad den Frechdachs und schnitt ihn mittendurch. Links und rechts der Schienen lag eine Hälfte. Armer Spitz!“<sup>82</sup>

## Anmerkungen

- 1 Brucker, Philipp: August Ganther. Ansprache beim Festakt am 9. März 1987 in Oberkirch. In: Alemannisch dunkt üs guet 3/4, 1987, 3–15, hier 4–5. Siehe zu August Ganther auch Pillin, Hans-Martin: Oberkirch. Die Geschichte der Stadt in großherzoglich-badischer Zeit 1803–1918, Oberkirch 1978, 311–313; Bender, Helmut: August Ganther. Niederalemannischer Mundartdichter und volkstümlicher Erzähler. In: Ekkehart 1980, 135–144; Butz, Josef: Zum 40. Todestag des Heimat- und Mundartdichters August Ganther. Des Schwarzwälders „Kleine Welt“. In: Der Lichtgang 28, 1978, 9–10; Schlageter, Emil: August Ganther (1862–1938). In: Freiburger Almanach 10, 1959, 104–109.
- 2 Kopie des Gedichtes von Walter Leopold in den Unterlagen der Verfasserin. Die Mundartgeschichte ist veröffentlicht in: Ganther, August: Stechbalma. Luschdigi Schwarzwaldg'schichte in nieder=alemannischer Mundart, Stuttgart 1902, 28–51.
- 3 Freundlicher Hinweis von Alexander Bächle. Abdruck neuerdings in Brucker, Philipp: August Ganther zum 150. Geburtstag. Herausgegeben von Michael Jacob. Mit einem Nachwort von Karl Ebert sowie der Erzählung „'s groß Los in der Moos“ und Gedichten von August Ganther, Lahr 2012.
- 4 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, Kindheitserinnerungen.
- 5 Schulze, Winfried (Hrsg.): Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Berlin 1996.
- 6 Hierzu und zum Folgenden: Weber, Max: Schwarzwaldtäler, Schwarzwaldleute. Bleibendes aus dem Lebenswerk von August Ganther, Stuttgart (2. Auflage) 1975, 10–11; Staatsarchiv Freiburg L 10 Nr. 3595, Bild 219 (Heirat Großeltern), Nr. 3596, Bild 74 (Geburt Vater), Nr. 3601, Bild 241 (Geburt August Ganther), Nr. 3601, Bild 193 (Geburt Schwester).
- 7 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 2; Stadtarchiv Oberkirch, Lagerbuch 1876, Grundstück Nr. 84. Vermutlich handelte es sich um das Haus zwischen der Gerbergasse, dem Walachenbrunnen und dem Mühlbach.
- 8 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 1.
- 9 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 2.
- 10 In Ganther, August: Summervögili us em Schwarzwald, Stuttgart (2. Aufl.) 1908, 55–56.
- 11 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 8–10.
- 12 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 27–28.
- 13 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 6.
- 14 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 31.
- 15 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 65.
- 16 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 11.
- 17 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 32.
- 18 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 23 und 51.
- 19 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 24–25.
- 20 Städtisches Krankenhaus St. Bernhard in Oberkirch. Festschrift der Stadt Oberkirch anlässlich der Einweihung des Krankenhauses am 26. Juli 1953.
- 21 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 16.
- 22 In Ganther: Summervögili (wie Anm. 10), 50–51.
- 23 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 17.
- 24 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 18.
- 25 Scheurer, Werner: Pfarrkirche St. Cyriak Oberkirch (Renchtal), Lindenberg 2005, 6–8; siehe auch Pillin (wie Anm. 1), 255–260.
- 26 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 18.
- 27 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 20.
- 28 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 21.
- 29 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 22–23.
- 30 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 21; Geburtenbuch Oberkirch 41/1873; Sterbebuch Oberkirch 47/1874.
- 31 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 4.
- 32 Grundbuchamt Oberkirch, Grundbuch Oberkirch XV, S. 529, Nr. 84, 27.4.1875.



- 33 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 21.7.1885, 12.2.1917, 4.9.1920.
- 34 Hierzu und zum Folgenden Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 36–40.
- 35 Vgl. z. B. Von Sperrnächten, Morgensuppen und den Gemeinderäten im Wald, Acher-Rench-Zeitung, 14.12.1984.
- 36 Hierzu und zum Folgenden Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 42–45.
- 37 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 48–50.
- 38 Hierzu und zum Folgenden Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 50–59.
- 39 Hierzu und zum Folgenden Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 74.
- 40 Hierzu und zum Folgenden Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 6.11.1884 ff.
- 41 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 24.2.1885 ff., 29.6.1924.
- 42 Siehe z. B. Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 7.8.1886, 1.8.1887, 15.7.1892 ff., 19.5.1895 ff., 5.5.1896 ff.
- 43 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 25.1.1898, 26.1.1898; Staatsarchiv Freiburg, B 727/12, Nr. 4649.
- 44 Erwähnung z. B. in Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 19.5.1885, 24.6.1921.
- 45 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 2.8.1885 ff.
- 46 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 4.4.1886.
- 47 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 23.4.1887, 2.2.1892, 15.4.1893, 31.12.1893, 2.10.1896, 31.12.1896.
- 48 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 24.6.1890 ff.
- 49 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 17.4.1890.
- 50 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 7.11.1890.
- 51 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 18.8.1890.
- 52 Siehe z. B. Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 12.2.1887 sowie Programmzettel von Auftritten.
- 53 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 17.2.1899, 24.8.1899.
- 54 Siehe dazu auch Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 10.11.1898, 31.12.1898.
- 55 Die Werke August Ganthers. In: Alemannisch dunkt üs guet 3/4, 1987, 20.
- 56 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 26.12.1917 ff.
- 57 Siehe z. B. Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 8.2.1927 oder 9.3.1932.
- 58 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 22.5.1920.
- 59 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 3.10.1926.
- 60 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 15.3.1885.
- 61 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 19.7.1885.
- 62 Ganther: Sommervögeli (wie Anm. 10), 122.
- 63 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 26.1.1898.
- 64 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 5.10.1927.
- 65 Stadtarchiv Oberkirch, 1/A-1584.
- 66 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 7.1.1929, 8.1.1929.
- 67 Stadtarchiv Oberkirch, 1/A-3624.
- 68 Z. B. Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 8.5.1919, 28.7.1919.
- 69 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Tagebücher, 14.10.1933, 28.10.1933.
- 70 Auch nach Angaben des Bundesarchivs finden sich in den relevanten Beständen keine Hinweise auf eine Parteimitgliedschaft August Ganthers.
- 71 Stadtarchiv Oberkirch, 1/A-1971.
- 72 Stadtarchiv Oberkirch, 1/A-1584.
- 73 Stadtarchiv Oberkirch, 1/A-1584.

- 74 Bender (wie Anm. 1), 135, 143.
- 75 Bender, Helmut: August Ganther. In: Badische Biographien, Neue Folge, Bd. III, Stuttgart 1990, 96–98.
- 76 Brucker (wie Anm. 1), 8.
- 77 Ganther, August: Schäfers Goldhaarige. Roman aus dem Schwarzwald, Berlin 1910.
- 78 Bender (wie Anm. 1), 142; Brucker (wie Anm. 1), 4.
- 79 Siehe dazu auch Alemannisch dunkt üs guet 2, 2011, Innenseite Rückumschlag, sowie die Beiträge von Friedel Scheer-Nahor und Willi Bächle in 1, 2012, 64–65.
- 80 Brucker (wie Anm. 3).
- 81 Einweihung 1876.
- 82 Stadtarchiv Oberkirch, Nachlass August Ganther, Kindheitserinnerungen, 7.



## Jean-Paul Sartre und das Elsass

Stefan Woltersdorff

„En Alsace/Im Elsass ...“: Mit diesen Worten beginnt die Autobiographie *Les mots* (1964) von Sartre (1905–1980), jenes „Erz-Pariser“, der den einen Teil seines Lebens an der Seine verbrachte und im anderen sich dorthin zurücksehnte. Kann man sich Sartre am Oberrhein vorstellen, durch ein elsässisches Fachwerkdorf schlendernd, womöglich am Tresen einer „Winstub“ sitzend? In das gängige Bild, das viele sich von dem französischen Dichter-Philosophen machen, passt dies zumindest nicht. Doch die Familie von Sartres Mutter stammt aus dem Elsass, er selbst verbrachte hier entscheidende Wochen und Monate seines Lebens: als Knabe vor und nach dem Ersten Weltkrieg, als Romancier und Soldat im Kriegsjahr 1939/40 und als weltberühmter Denker und diskreter Besucher in der Nachkriegszeit. Vor allem aber spielt das Elsass eine nicht zu unterschätzende Rolle in seinem Werk: als realer Produktionsort literarischer und philosophischer Schriften (z. B. *L'âge de raison*, *L'être et le néant*) sowie als fiktionaler Schauplatz seiner Romane und Erzählungen (z. B. *La mort dans l'âme*, *Les mots*).

Wissenschaftliche Forschungen zu diesen Texten gibt es freilich „wie Sand am Meer“, und der vorliegende Text erhebt nicht den Anspruch, diesem bereits ansehnlichen „Sandstrand“ ein neues und womöglich besonders gewichtiges Korn hinzuzufügen. Vielmehr will er doppelte Einladung zum Reisen und zum Lesen verstanden sein: Ersteres, um fünf elsässische Orte (und einen lothringischen), an denen sich Sartre aufgehalten hat, zu erkunden, und letzteres, um sich mit diesem Wissen auch seinen Texten zu nähern. Da Sartre nirgends auf literarisch „unbestelltes“ Gebiet traf, habe ich (stellvertretend für viele) jeweils einen Autor mit erwähnt, der die ausgewählten Orte ebenfalls erlebt und beschrieben hat, wenn auch meist auf sehr andere Weise. Es würde mich freuen, wenn durch diese Gegenüberstellung Sartres spezifischer Blick auf das Grenzland deutlicher wird und sie neugierig auf mehr macht.

### 1. Die „Schweitzer“-Jahre – Meudon/Pfaffenhoffen 1907–1917

Die erste Ortserkundung führt ins linksrheinische Hanauerland, genauer gesagt: nach Pfaffenhoffen. Eine ehemalige Simultankirche (1685–1885 von Protestanten und Katholiken gemeinsam genutzt) und eine der ältesten Synagogen des Elsass (1791) zeugen von einer langen Tradition der religiösen und kulturellen Toleranz. Auch in literarischer Hinsicht ist Pfaffenhoffen kein „unbeschriebenes Blatt“: Von 1785 bis zu seinem Tode wirkte hier Gottfried Johann Schaller (1762–1831), der als Ortspfarrer die Französische Revolution und die Napoleonischen Kriege miterlebte. Neben seiner Tätigkeit als Seelsorger verfasste er Schriften in deutscher, französischer und lateinischer Sprache, in denen er sich kritisch mit seiner Zeit auseinandersetzte.

Seit dem 19. Jahrhundert ist Pfaffenhoffen auch die Stadt der Familie Schweitzer. Im 17. Jahrhundert vermutlich aus Hessen ins Elsass eingewandert, lebte sie hier als angesehene protestantische Lehrerfamilie (1875–86 war Philippe-Chrétien Schweitzer sogar Ortsbürgermeister). 1870 riss der französisch-preußische Krieg die Familie in zwei Teile: Philippe-Chrétien und sein Sohn Louis (später Pastor in Gunsbach und Vater des „Urwalddoktors“ Albert Schweitzer) blieben im vom neu geschaffenen Deutschen Reich annektierten Elsass und wurden damit deutsche Staatsbürger. Sein ältester Sohn Auguste und sein jüngster Sohn Charles (genannt „Karl“) zogen über die Vogesen nach Frankreich, verließen also ihre Heimat, blieben aber dadurch Franzosen. Auguste wurde Geschäftsmann, Charles, der, wie Sartre berichtet, erst mühsam Französisch lernen musste, Deutschlehrer. In Mâcon, seinem ersten Wohnort, heiratete er Louise Guellemin, eine Katholikin. Gemeinsam hatten sie zwei Söhne und zwei Töchter, die alle katholisch getauft wurden und erst in Lyon, dann in Meudon bei Paris aufwuchsen. 1904 heiratete Anne-Marie (genannt „You“), die jüngste Tochter von Charles und Louise, einen Marine-Arzt aus Südwestfrankreich namens Jean-Baptiste Sartre, dem sie nach Paris folgte. Doch der junge Ehemann starb bereits 1906, nur 15 Monate nach der Geburt seines ersten Sohnes Jean Paul (genannt „Petit-Paul“, „Merveille“ oder „Poutou“). In seiner Autobiographie *Les mots* sprach Sartre später davon, er sei quasi „im Galopp“ gezeugt worden.

Die erst 24-jährige Witwe kehrte ins Haus ihrer Eltern nach Meudon (ab 1911: Paris) zurück, wo sie jedoch nicht mehr als Mutter, sondern von ihren Eltern als „Kind“ (sie wohnte mit ihrem Sohn im „Kinderzimmer“) und von Jean-Paul als



„Schwester“ wahrgenommen wurde (bis zu ihrem Tod 1969 aß Sartre bei ihr jeden Sonntag zu Mittag). Statt ihrer übernahm der elsässische Großvater die wirtschaftliche Versorgung (obwohl bereits im Ruhestand, nahm er wieder seine Tätigkeit als Deutsch- und Französischlehrer auf) und kulturelle Erziehung seines Enkels (bis 1915 unterrichtete er ihn selbst). Damit wurde Charles zur wichtigsten Bezugsperson für den jungen Sartre. Der für beide wichtigste Ort in der Wohnung war die mehrere tausend Bände umfassende und mit deutschen und französischen Klassikern gleichermaßen gut bestückte Bibliothek des Großvaters. Sie erschien Jean-Paul wie ein Tempel, Literatur wurde für ihn zum Religionsersatz (Charles war Agnostiker). Noch Jahrzehnte später schwärmte Sartre in seiner Autobiographie *Les Mots* (1964):

*So entschied sich mein Schicksal in der Rue le Goff Nr.1, in einer Wohnung im fünften Stock, unter Goethe und Schiller, über Molière, Racine und La Fontaine, gegenüber von Heinrich Heine und Victor Hugo.*

(Sartre: *Mots*, S. 133, Ü: S.W.)

Ein deutsch-französischer Bildungssockel war also gelegt, doch wo blieb das spezifisch Elsässische? Elsässische Autoren scheinen in Charles' Sammlung keine Rolle gespielt haben, wohl aber zwei elsässische Zeichner: der Straßburger Gustave Doré (dessen drastische Darstellungen des Rolandsliedes den jungen Sartre beeindruckten) und der Colmarer Jacques Waltz, besser bekannt als „Hansi“.

Neben diesem „geistigen Elsass“ sollte Sartre schon bald auch das reale (damals deutsche) Elsass kennen: Regelmäßig fuhr Charles mit seiner Frau, seiner Tochter und seinem Enkel dorthin, um seine Familie zu besuchen: den Bruder Louis Schweitzer in seiner oberelsässischen Pfarrgemeinde Günsbach, seinen Neffen Albert Schweitzer in Straßburg, wo dieser als Vikar und Philosophiedozent arbeitete, und seine Schwester Caroline Biedermann in Pfaffenhofen. Sie bewohnte dort das ehemalige Haus ihres Vaters Philippe-Chrétien Schweitzer, der im Jahr 1900 gestorben war (35 Rue Albert Schweitzer), bis heute bekannt als „Maison Schweitzer“.

Im Parterre betrieb sie, zum Entsetzen der protestantischen Verwandtschaft, ein Geschäft für Miederwaren. Ihre Wohnräume befanden sich im oberen Stockwerk. Im letzten Friedenssommer 1913 sah der junge Sartre von dort oben zum ersten Mal deutsche Soldaten, die die Dorfstraße entlang zogen (in *Les mots* wurde die Szene nach Straßburg verlegt). Es sollte nicht

das letzte Mal sein. Außerdem entstand hier sein allererster Roman *Pour un papillon* (Für einen Schmetterling), die Geschichte eines Gelehrten, dessen Tochter und eines Abenteurers, die zu dritt den Amazonas erkunden, um einen seltenen Schmetterling zu finden. In *Les mots* gab er später zu, den Titel, die Personen und die Handlung einer Erzählung „entlehnt“ zu haben, die kurz zuvor erschienen war. Aber gerade deshalb erschien dem angehenden Schriftsteller das Ergebnis seiner Arbeit „notwendigerweise wahr“. In seinem Kriegstagebuch (Eintrag vom 22.12.1939) erinnert er sich:

*An einer Straßenecke sah ich einen großen, ockerfarbenen, sehr hässlichen Bau, mit Schieferdach, Erker und Stufengiebel: das war das Geschäft Biedermann (...). Ich erinnere mich vage an das silberne Glänzen eines deutschen Regiments, das unter schrillen und schneidenden Flötentönen unter unserem Fenster vorbeimarschierte. Pfaffenhofen gelten meine frühesten „literarischen“ Erinnerungen. Am Schreibtisch sitzend, das Fenster im Rücken, schrieb ich an einem Abenteuerroman.*

(Sartre: Carnets, S. 370/374, Ü: S. W.)

Im Haus auf der gegenüber liegenden Straßenseite befand sich das Schreibwarengeschäft „Rosenfelder“ (in *Les Mots* taucht es als Lebensmittelgeschäft „Blumenfeld“ auf). Dort kaufte Sartre für einige Pfennige alles, was er für sein Romanprojekt benötigte: Papier, Schreibfedern und viele Bonbons. Hierzu noch einmal ein Auszug aus obigem Eintrag ins Tagebuch:

*Es hatte sich in mir eine merkwürdige Verbindung zwischen diesen Bonbons und diesen Federn und Heften eingestellt, und ich aß sie mit dem Gefühl, als kaute ich auf Papier. Für mein Herz waren dies fleißige Bonbons, etwas langweilig, und gerade darum noch anziehender, eben Arbeits-Bonbons.*

(Sartre: Carnets, S. 371, Ü: S. W.)

Fassen wir zusammen: Die französisch-elsässische Bibliothek in Meudon war Sartres wichtigster Leseort, die deutsch-elsässische Gemeinde Pfaffenhofen (amtliche Schreibung damals mit nur einem F) sein erster Schreibort. Lesen und Schreiben waren die für ihn prägenden Erfahrungen dieser „Schweitzer“-Jahre, wie er sie selbst nannte (seine Autobiographie *Les mots* ist in die beiden Teile „Lire“ und „Ecrire“ aufgeteilt). Und beides stand im Zeichen des Elsass.

Als im Sommer 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, waren französische Besuche im Elsass erst einmal nicht mehr möglich. Stattdessen verbrachte man den Sommer nun in Arcachon an



der Atlantikküste. Vom patriotischen Taumel angesteckt, verfasste Charles Schweitzer dort ein kleines Theaterstück über die ersehnte „Befreiung“ des Elsass. Sartre durfte bei der anschließenden Aufführung die Rolle eines jungen Elsässers übernehmen, der vor den Deutschen über die Vogesen nach Frankreich flieht. Dort erwartet ihn bereits sein Vater (gespielt von Sartres Großvater). Das Elsass blieb somit auch im Südwesten Frankreichs emotional präsent.

Im Oktober 1914 (angesichts des drohenden deutschen Vormarsches auf Paris hielt sich die Familie noch immer am Atlantik auf) machte sich Sartre daran, selbst ein Stück „blau-weiß-roter“ Literatur zu verfassen: So entstand die Geschichte vom Soldaten Perrin, der den deutschen Kaiser zunächst entführt, dann im ritterlichen Zweikampf besiegt und so gleichzeitig den Frieden und die Herausgabe von Elsass-Lothringen erzwingt. Nicht ohne Selbstironie berichtete Sartre später in *Les mots* von diesem Ausrutscher ins „Mantel-und-Degen“-Genre.

1917 heiratete Sartres Mutter erneut und folgte ihrem neuen Mann Joseph Mancy zusammen mit ihrem Sohn in die französische „Provinz“ nach La Rochelle. Damit endeten für Sartre die „Schweitzer“-Jahre, doch die Verbindungen nach Paris und ins Elsass rissen dennoch nicht ab: Schon bald nach Kriegsende kehrte er in die Hauptstadt zurück, um dort das Gymnasium und ab 1924 die „Ecole Normale Supérieure“ zu besuchen, eine renommierte Hochschule zur Ausbildung des französischen Lehrernachwuchses. Ebenfalls bald nach Friedensschluss besuchte er das wieder französisch gewordene Pfaffenhoffen (nun wieder mit zwei F geschrieben). Statt für Bonbons interessierte sich der junge Mann diesmal allerdings verstärkt für seine beiden Kusinen Mathilde und Anna. Freilich scheinen Sartres erotische Erwartungen ebenso unerfüllt geblieben zu sein wie die Hoffnung der beiden jungen Damen, dem „Innerfranzosen“ einige Brocken Elsässisch beibringen zu können. Immerhin scheinen die Worte „Pippele“ (Püppchen) und „Rippele“ (Rippchen) hängen geblieben zu sein.

Ein letztes Mal sah Sartre den Ort seiner Kindheit am 22. Dezember 1939: Aus Morsbronn-les-Bains, wo er als französischer Soldat stationiert war (s. Kap. 4), fuhr er mit dem Lastwagen über Haguenau hierher, um Wasserstoffflaschen für seine Wetter-Ballons zu besorgen. Am gleichen Abend schrieb er an seine Lebensgefährtin Simone de Beauvoir (genannt „Castor“):

*Heute habe ich die Pilgerfahrt gemacht. Punkt sieben Uhr dreißig bin ich mit einem Lastwagen ein paar Kilometer weit gefahren, um Wasserstoffflaschen zu holen (...). Die Mission hat fast allein*

*in Trinken bestanden. Wir kamen an, luden Wasserstoffflaschen auf, und dann gingen wir in ein kleines Café, wo gerade ein Meteorologe saß, der am selben Abend auf Urlaub fuhr. Er zahlte eine Runde Schnaps, dann ich, dann die Ordonnanz, die mir half, die Flaschen zu tragen, dann der Fahrer und wieder der Meteorologe und schließlich ich (...). Danach irrte ich auf der Suche nach meinen Erinnerungen durch die Stadt. Vergeblich (...). Und dann ging ich wieder zurück ins Café; der Fahrer zahlte eine Runde Schnaps – und dann Grener und dann ich, und gegen Mittag kehrten wir „in unser Hotel“ zurück. Eine mißglückte Pilgerfahrt, aber ein reizender kleiner Vormittag ...*

(Sartre: Briefe, S. 521f.)

Diese „Pilgerfahrt“ sollte noch lange nachwirken: Nach dem Krieg setzte sich Sartre intensiv mit den Orten seiner Kindheit und den damit verbundenen Erlebnissen auseinander. Das Ergebnis war ein autobiographischer Roman, den er erstmals 1954 unter dem Titel *Jean sans terre* (Johann ohne Land) veröffentlichte. Zehn Jahre später erschien unter dem neuen Titel *Les mots* (Die Wörter) eine zweite Fassung. Die Familie Schweitzer reagierte darauf mit Empörung, die literarische Öffentlichkeit hingegen mit Begeisterung. Und tatsächlich ist *Les mots* wohl eines der besten Bücher Sartres, mit dem er das Genre der Autobiographie wesentlich erneuert hat. Am 22. Oktober 1954 wurde ihm dafür sogar der Literaturnobelpreis angeboten, den er jedoch auf spektakuläre Weise ablehnte.

## 2. Die Rückkehr – Marmoutier September/Oktober 1939

Marmoutier geht auf ein im 8. Jahrhundert gegründetes Kloster zurück, um das herum eine blühende Ortschaft entstand. Wie Pfaffenhoffen hat auch diese ihren „Hausdichter“: Von 1545 bis zu seinem Tod lebte hier der Straßburger Humanist Jakob Frey (1520–1562) als Stadtschreiber. Mit seinen in elsässischer Mundart verfassten Schwänken wollte er die Bürger seiner Stadt von der Melancholie befreien, eine nicht ganz unbegründete Maßnahme: Mit den Bauernkriegen setzte noch zu Freys Lebzeiten eine Phase des Niedergangs ein.

Im Herbst 1939 führte ein anderer Krieg den Philosophielehrer Jean-Paul Sartre hierher. Nach dem erfolgreichen Abschluss seines Studium hatte er von 1931 bis 1936 zunächst in Le Havre, dann in Laon und ab 1937 in Paris unterrichtet. Doch es blieben ihm kaum zwei Jahre in seiner geliebten Stadt: Nach Hitlers Überfall auf Polen erklärten England und Frankreich Deutschland den Krieg. Und auch Sartre, der 1929/31 in Tours



seinen Militärdienst abgeleistet hatte, wurde trotz seiner starken Kurzsichtigkeit eingezogen: Als Obergefreiter sollte er in der Funktion eines Wetterbeobachtungssoldaten an der Maginot-Linie seinen Dienst tun.

Es war ein tiefer Einschnitt in Sartres Leben: Er tauschte die Pariser Großstadt gegen die elsässische Provinz, die Frauenwelt, in der er sich bisher vorzugsweise bewegt hatte, gegen eine reine Männerwelt, und die Existenz eines philosophischen „Luftmenschen“, der seine Mitmenschen vom „Hochsitz“ aus beobachtete, mit der eines „Froschmenschen“ (beide Begriffe stammen von Sartre). Der Krieg und damit die ständig drohende physische Vernichtung trugen ihr übriges dazu bei, den Bohémien langsam, aber sicher in einen Existenzialisten zu verwandeln.

Der Truppentransport Richtung Elsass führte zunächst in die alte lothringische Hauptstadt Nancy, deren Bahnhof damals voller Uniformierter war. Im Jahr darauf durchfuhr Sartre den gleichen Bahnhof noch einmal: diesmal als Kriegsgefangener auf dem Weg nach Trier. Doch nun war die Halle von den deutschen Besatzern hermetisch abgeriegelt und daher gespenstisch leer. In dem Roman *La mort dans l'âme* (1949) berichtet er davon:

*Der Zug bewegt sich nicht mehr schnell, er fährt an den langen, verlassenem Bahnsteigen entlang, Brunet liest auf einer Tafel: „Ausgang. Unterführung“. Der Zug beschleunigt wieder. Der Bahnhof ist tot.*

(Sartre: *Mort*, S. 419; Ü: S. W.)

Doch zurück ins Jahr 1939: Von Nancy führte Sartres Weg über Saverne nach Marmoutier, ein „schmuckes und gepflegtes kleines Dörfchen mit grünen und rosa Häusern, umgeben von lauter Gärten, die von Obst überquellen“ (Sartre an Simone de Beauvoir am 13.9.1939). Vom 11. September bis zum 3. Oktober 1939 war er hier stationiert und lernte seine Kameraden kennen, mit denen er die folgenden Monate verbringen sollte: den Schlafwandler Paul, den fußlahmen Hypochonder Pieter (eigentlich: Pieterkowski, ein Jude polnischer Abstammung) und den dicken Schnarcher Keller. Der vergleichsweise friedliche Auftrag der vier bestand darin, mit Gas gefüllte Luftballons aufsteigen zu lassen, deren Flugrichtung zu beobachten und ihren Vorgesetzten darüber Meldung zu machen – die diese vermutlich in den Papierkorb warfen. Immerhin verhalf ihnen diese Tätigkeit gelegentlich zu einer Dienstfahrt in die Nachbarstadt Saverne, um dort (wie später

in Pfaffenhofen) Gasflaschen zu besorgen. Von einem Ausflug dorthin am 14. September berichtete Sartre noch am gleichen Abend Simone de Beauvoir:

*Ich war heute morgen „in der Stadt“, um bei den Meteorologen eine Wasserstoffflasche zu erbitten. Ein reizendes altes Städtchen, durch das zu gehen in anderen Zeiten lustig wäre, mit Kneipen im deutschen Stil und Häusern mit steilen Dächern. Die Kaserne ist aus rosa Sandstein wie die Kirche des Dorfes, in dem wir wohnen. Wir, der Gefreite Paul und ich, sind im Lastwagen hingefahren; ich saß hinten im Lastwagen, Pfeife im Mund, Helm auf dem Kopf, bei jedem Stoß hüpfend. Wir haben die schwere Wasserstoffflasche bis zum Lastwagen geschleppt und dann, bevor wir zurückkehrten, unsere Einkäufe gemacht. Tabak, Tabaksbeutel, Bonbons für die Tochter unserer Wirtin, Zeitungen. In einer dieser Kneipen haben wir etwas getrunken: rohe Holztische, Zwischenwände aus rohem Holz bis zur halben Höhe, niedrige, gewölbte Fenster. Dann sind wir zurückgefahren.*

(Sartre: Briefe, S. 309)

Die von Sartre erwähnte „Kaserne“ ist das Zaberner Schloss, die „Wirtin“ hieß Madame Gross. Zwei Wochen wohnte er bei ihr, zusammen mit seinen Kameraden, dann nahm er sich ein Hotelzimmer in Bahnhofsnähe. Auch an seinen anderen Einsatzorten in Brumath und Morsbronn-les-Bains sollte er an diesem etwas „exklusiven“ Lebensstil festhalten: Stets „organisierte“ er sich ein eigenes Zimmer, in dem er in Ruhe lesen und schreiben konnte. Seine Lektüre ließ er sich von Simone de Beauvoir schicken: französische, aber auch deutsche Literatur (die er teilweise in der Originalsprache las).

Doch Sartre wurde im Elsass nicht nur von Lese-, sondern auch von Schreibwut befallen: Er arbeitete an seinem Roman *L'âge de raison* (eine Abrechnung mit seiner eigenen Vorkriegsexistenz) und machte sich erste Notizen zu seinem philosophischen Hauptwerk *L'être et le néant* (eine Auseinandersetzung mit den drei großen Hs der deutschen Philosophie: Hegel, Husserl und Heidegger). Außerdem schrieb er täglich mehrere Briefe an Simone de Beauvoir und seine diversen „Nebenfrauen“. Simone revanchierte sich mit Briefen an ihren „doux petit“ (süßen Kleinen) – Sartre war recht klein von Statur – in denen sie offen von ihrem Pariser Leben und ihren diversen Liebschaften (mit Männern und Frauen) berichtete.

Und schließlich führte Sartre auch noch zum ersten Mal in seinem Leben Tagebuch. 15 Hefte waren es am Ende. Sie enthielten Vorarbeiten zu seiner Erzählung *La mort dans l'âme*, zu dem



gleichnamigen Roman und zu seiner Autobiographie *Les mots*. Lange galt dieses Tagebuch als verschollen. Erst seit 1983 liegt unter dem Titel *Carnets de la drôle de guerre* (Aufzeichnungen aus dem Sitzkrieg) eine Ausgabe von fünf wieder aufgetauchten Heften vor. 1995 kam ein sechstes Heft dazu.

### 3. Der Besuch – Brumath Oktober 1939 bis April 1940

Brumath zählt zu den ältesten Ortschaften des Elsass, seit den Kelten ist eine kontinuierliche Besiedlung nachweisbar. Im 19. Jahrhundert wurde sie von der Kunst und den Künstlern entdeckt: 1863 fand in Bad Ems die Uraufführung der Operette „Lieschen und Fritzchen“ statt, deren Libretto Paul Bosselot und deren Musik Jacques Offenbach verfasst hatte. Die beiden Titelhelden sind Elsässer aus Brumath, die sich in Paris kennen und lieben lernen. Sechs Jahre später wurde in Brumath Gustave Stoskopf (1869–1944) geboren, der als Maler und Dramaturg zu den Hauptakteuren der elsässischen Kulturszene im frühen 20. Jahrhundert gehörte. Als Begründer des „Musée alsacien“ und Autor des „Théâtre alsacien“ (beides in Straßburg) trug er wesentlich zur Renaissance der elsässischen Identität und des Elsässischen als Literatursprache bei. Als Sartre zu Beginn des Krieges nach Brumath kam, lebte der mittlerweile 70-jährige Stoskopf dort noch immer. Doch die beiden scheinen sich nicht wahrgenommen zu haben, zu unterschiedlich waren die literarischen Sphären, in denen sie sich bewegten.

Und doch hatte Brumath damals etwas zugleich „Operettenhaft-Offenbachisches“ und „Folkloristisch-Stoskopfisches“: Hier ruhten sich die Soldaten vom Fronteinsatz aus, Theater, Kino, Variété und nicht zuletzt die elsässische Küche sorgten für willkommene Ablenkung. Der Tod schien weit weg zu sein (das erste Todesopfer war am 8. November 1939 zu beklagen, weil ein Soldat nachts in das Flüsschen Zorn gestolpert und ertrunken war).

Gleich zweimal, vom 6. Oktober bis zum 5. Dezember 1939 und erneut vom 15. März bis zum 30. April 1940 waren Sartre und sein Trupp hier stationiert, deutlich länger als in Marmoutier. Ihre erste Unterkunft war ein Klassenzimmer in der lokalen Grundschule. In einem Brief an seine Geliebte Simone Jolivet (genannt „Toulouse“) berichtet Sartre davon:

*Für mich hat der Krieg noch nicht begonnen. Und ich weiß nicht, ob er je beginnen wird. Ich bin im Augenblick nur ein viel zu alter Schüler in einem Grundschulzimmer, dessen Lehrer ein schwächlicher und sehr höflicher Stabsfeldwebel ist. Du musst Dir vorstel-*

*len, dass ich Dir an einem der Schultische schreibe, alle meine Sachen um mich, Tabak, Feuerzeug, Zigaretten – mein Roman in Reichweite (...). Meine Kumpane sind an anderen Pulten ebenfalls in ihre Beschäftigungen vertieft, Lesen, Schreiben, Nähen oder Zeichnen. Der Stabsfeldwebel am Lehrerpult liest mit hochgezogenen Augenbrauen, gekräuseltem Mund und einem Ausdruck extremen Eifers einen Kriminalroman, den ich ihm gegeben habe. Die zwei Wandtafeln sind von Sinuskurven bedeckt, weil er seinen Gehilfen manchmal die Geheimnisse der Artillerie erklärt. Man könnte meinen, wie Du siehst (abgesehen von den Sinuskurven), es handle sich um ein Rehabilitationszentrum für geistig Behinderte wie Ville-Évrard. Nur eine Gasmasken, die neben einem unanständigen Gekritzel auf einem Tisch liegt (die dem Stabsunteroffizier gehört), gibt dem Zimmer einen Anstrich von surrealistischer Ausstellung. Dort bin ich den ganzen Tag.*

(Sartre: Briefe, S. 361)

Schon bald war Sartre des beengten Lebens in der Schule überdrüssig und mietete sich wieder ein eigenes Zimmer, diesmal bei einer Madame Vogel. Auch sonst war er bemüht, seinen Lebensstil aus Friedenszeiten wieder aufzunehmen, in dem Cafés und Restaurants eine wichtige Rolle spielten: Sein Frühstück nahm er im Restaurant de la Rose ein, dessen hübsche Bedienung er schätzte. Zu Mittag aß er meist im Lion d'Or, nachmittags trank er seinen Kaffee in der Taverne du Cerf, ab November (nach einem Streit mit der Wirtin) in einem Hinterzimmer des Restaurants de l'Ecrevisse, wo ihn zwei hübsche Bedienungen bezauberten. Wie weit diese Bekanntschaften gingen, verrät der Dichter nicht. In dem oben zitierten Brief erwähnt er allerdings, dass sich zahlreiche Lokale in Bordelle verwandelt hätten und „Venus in unseren Reihen bisher viel mehr Schaden angerichtet“ habe als Mars. Abends schließlich besuchte Sartre bisweilen Theater- und Variété-Aufführungen, etwa die der „Maginot Boys“.

Die Taverne du Cerf und das Restaurant de l'Ecrevisse ersetzten Sartre damals die Literatencafés von Paris: Hier las er deutsche und französische Bücher, die er sich weiter von Simone de Beauvoir schicken ließ, hier schrieb er das Essay *L'Homme ligoté* (über seinen Schriftsteller-Kollegen Jules Renard), hier arbeitete er an den letzten Kapiteln seines Romans *L'âge de raison* und an den ersten seines philosophischen Hauptwerks *L'être et le néant*. Und natürlich verfasste er hier auch viele Briefe an seine Pariser Freundinnen, vor allem an Simone de Beauvoir.



Am 31. Oktober 1939 traf diese, ausgestattet mit einem 24-Stunden-Visum, am Bahnhof von Brumath ein, um Sartre zu besuchen. Wie vereinbart (Sartre hatte ihr einen selbst angefertigten Stadtplan mit seinen Lieblingsadressen geschickt) fand sie ihren mittlerweile bärtigen und im „Sitz-Krieg“ etwas dick gewordenen Lebensgefährten schreibend in seinem Stammlokal vor, der Taverne du Cerf. Um keinen Ärger mit Sartres Vermieterin zu bekommen, verbrachten die beiden ihre erste Nacht im Hotel „Ville de Paris“ (13 Rue Général Rampont). Nachdem es Simone de Beauvoir dank ihres resoluten Auftretens gelungen war, ihr Visum im Rathaus der Gemeinde verlängern zu lassen, nahmen sie sich für ein paar Tage ein gemeinsames Zimmer im „Boeuf Noir“ (2 Place Geoffroy Velten). Unter anderem lektorierte Simone de Beauvoir hier Sartres aktuelles Romanmanuskript, wie sie es schon mit früheren getan hatte. Sie habe ihn damals „in seinem Sumpf aufgerüttelt“ und „zutiefst glücklich“ gemacht, bekannte Sartre in einem Brief vom 6. November 1939. Zu diesem Zeitpunkt war sie bereits seit einem Tag wieder Richtung Paris unterwegs. Dabei musste sie in Saverne einen Tag lang auf ihren Anschlusszug warten, wovon sie Jahre später in ihrer Autobiographie *La force de l'âge* (1960) berichtet:

*Saverne; 9 Uhr, gewaltiger schwarzer und vor Menschen wimmelnder Bahnhof. Es gibt nur einen Wartesaal mit Imbiss, wo man nicht trinkt (...). Der Schnellzug fährt erst um Mitternacht ab und ich fühle mich etwas verängstigt. Der Wartesaal stinkt nach Krieg; die dicht aneinander gerückten Tische sind mit traurigen Gepäckstücken bedeckt: Matratzen, Decken, Koffer von Evakuierten; die Evakuierten drängen sich auf den Stühlen, inmitten eines dichten Qualms und der ungesunden Hitze eines Kohle-Ofens. Ich stehe aufrecht in einer Ecke und lese; dann gehe ich hinaus. In den Unterführungen sind Säcke gestapelt, auf denen Soldaten sitzen und essen; andere ruhen sich auf den Treppenstufen aus; der Bahnsteig ist so mit Soldaten überfüllt, dass man keinen Schritt machen kann. Ich bleibe kerzengerade stehen, wie ein Säulenheiliger, und lasse mich so von meinen Gedanken forttragen, dass ich kaum merke, wie die letzte Stunde der Wartezeit verstreicht.*

(Beauvoir, S. 432f.)

#### 4. Der Angriff – Morsbronn-les-Bains Dezember 1939 bis Juni 1940

Morsbronn-les-Bains, der „Todes-Brunnen“, ist ein Name, der wohl so manchem Soldaten Gänsehaut verursachte, aber spätestens seit dem 6. August 1870 gerechtfertigt erscheint: Während der Schlacht im benachbarten Woerth hatten preußische Truppen das Dorf besetzt. Beim französischen Gegenangriff wurden bei Morsbronn in wenigen Minuten ca. 700 französische Kürassiere niedergemetzelt. Einige von ihnen liegen auf dem Gemeindefriedhof neben der Kirche begraben.

Auch als „Kärichschmier-Ländel“ ist die Gegend bekannt, denn im benachbarten Pechelbronn wurde Erdöl gefördert. 1904 begann man auch in Morsbronn zu bohren und stieß dabei auf eine 44 °C heiße Mineralquelle. Bald schon entwickelte sich ein bescheidener Badebetrieb, durch den der Ort erstmals Eingang in die Literatur fand: 1911 besuchte der Schriftsteller Otto Flake (1880–1963) dieses „Bädchen im Land“ und lobte in einem Reise-Essay dessen volkstümlichen Charakter (in Abgrenzung zum benachbarten, aber elitäreren Niederbronn-les-Bains).

Bis vor kurzem stand noch der alte hölzerne Bade-Pavillon, den Flake damals kennen gelernt hatte. Um ihn herum waren in den zwanziger Jahren Hotels und ein Thermalbad (Etablissement thermal) aus dem Boden geschossen, die das „Bädchen“ in einen echten Kurort verwandelten. Gerade diese Hoteldichte jedoch machte den Ort für die Militärs interessant: Nach Kriegsausbruch wurden im „Etablissement thermal“ die Offiziere und ein Soldatenradio einquartiert, die übrigen Einheiten wurden auf die kleineren Hotels verteilt. Eines davon war das „Belle Vue“, heute ein Appartement-Haus (5 Rue de Haguenau). Von Anfang Dezember 1939 bis Februar 1940 und, nach einem Zwischenaufenthalt in Brumath, von Anfang Mai bis Mitte Juni 1940 bewohnte Sartre ein Einzelzimmer im ersten Stock dieses Hotels: mit eigenem Bett, eigenem Schreibtisch und freiem Blick auf das „Etablissement thermal“, ein ungeahnter Luxus. Über den ersten Aufenthalt gibt das Tagebuch Auskunft, die Hefte über den zweiten sind verschollen. Die Atmosphäre, die in dem Haus herrschte, wird so beschrieben (Eintrag vom 06.12.1939):

*Alle Dienste sind hier untergebracht. Die Soldaten und die Offiziere schlafen im Hotel, der Colonel nimmt sein Frühstück in einem der Speisezimmer ein – und dort essen die Offiziere auch zu Mittag, an einem runden, mit einem Wachstuch bedeckten Tisch,*



*wo fast den ganzen Tag ihr Gedeck liegt, mit Serviettenringen, in die sie mit Messern ihre Dienstnummern eingeritzt haben (...). Von außen ist es noch ein Hotel – eines zweiter Klasse (offenbar lassen sich vor allem kleine Leute in Morsbronn behandeln – diverse Kassenpatienten). Aber sobald man es betritt, schlägt einem ein Geruch von Vernachlässigung, von langsamer Fäulnis in die Nase, der so typisch für evakuierte Gebäude ist. Die Zimmer riechen nach Schimmel (...).*

*Überall da, wo es Toiletten für Frauen und Toiletten für Männer gibt, in den Schulen, den Postämtern und Rathäusern, nehmen die Offiziere die Toiletten für Frauen für sich in Anspruch, man schreibt darüber W.C. „Officers“. Das verleiht ihnen einen Hauch von Fräulein, der gut zu ihrer Uniform passt, zu ihrer Westpantaille. Ich gebe es gerne zu, die Offiziere sind das weibliche Element der Armee. Und wir sind die Drohnen, mit unseren breiten Latschen und starren Zügen, wir sind die Männchen (...).*

*Zweihundert Meter von unserem Hotel entfernt, hatte die Feldküche Stellung bezogen, aber der Colonel Deligne verlangte, dass sie wieder verschwände, da ihm der Anblick der Männer mit ihren Essgeschirren den Appetit verderbe.*

(Sartre: Carnets, S. 308–311, Ü: S. W.)

Das „Belle Vue“ war für Sartre Wohn- und Arbeitsstätte, aber auch sozialer Lebensmittelpunkt: Im Parterre befand sich eine Telefonzentrale, die er zu bedienen hatte. Hier feierte er mit Champagner und Gebäck das Weihnachtsfest 1939, hier erfuhr er vom deutschen Angriff auf Belgien. Dazwischen vollendete er seinen Roman *L'âge de raison* und sein Essay über Jules Romains. Ferner vertiefte er sich in französische und deutsche Klassiker, darunter die Gedichte von Heinrich Heine und *Dichtung und Wahrheit* von Johann Wolfgang Goethe (die Bände hatte er in der Hotelbibliothek aufgespürt). Gut möglich, dass Goethes Autobiographie ihn zu seiner eigenen inspirierte.

Östlich vom „Belle Vue“ befindet sich das Hotel-Restaurant „Beau Séjour“ (3 Rue de Haguenau), in dessen oberem Stockwerk 1939/40 ein Soldatenheim (Foyer du Soldat) der Heilsarmee untergebracht war. Wenn Sartre Ruhe suchte, zog er sich zum Lesen und Schreiben in diesen etwas düsteren Saal zurück. Vielleicht hat ihn diese Lokalität zu seinem späteren Stück *Huis clos* (Geschlossene Gesellschaft) inspiriert. In dem 1944 uraufgeführten Drama begegnen sich nach ihrem Tod ein Mann und zwei Frauen in einem fensterlosen Hotel-Salon, „Hölle“ genannt. Doch obwohl die Tür nicht verschlossen

ist, scheuen sie den Schritt hinaus (In die Freiheit? In den Krieg?).

Am östlichen Ortsausgang von Morsbronn-les-Bains, gegenüber vom ehemaligen Bahnhof (heute „Syndicat des Eaux“), liegt das frühere „Restaurant de la Gare“ (4 Rue de Haguenau). Heute ist die Inschrift kaum noch zu entziffern, doch im Winter 1939/40 war dies Sartres liebste Adresse, ein bescheidener Ersatz für die Pariser Kaffeehäuser (und die Gasthöfe von Brumath). Er feierte hier nicht nur das Neujahrsfest 1940 (mit elsässischer „Choucroute“), sondern hielt sich auch sonst so oft wie möglich in dem Gasthof auf, möglichst schon zum Frühstück. Seinem Tagebuch vertraute er die Gründe dafür an: Einerseits war die „Stub“ besser beheizt als sein Hotel, andererseits hatte Sartre an einer jungen Bedienung Gefallen gefunden. Sie hieß Charlotte Maier, von Sartre „La belle Serveuse“ getauft. Als 1997 ein Sartre-Forscher die mittlerweile hochbetagte Dame besuchte, konnte sie sich jedoch nicht mehr an den Dichter erinnern.

Am 10. Mai, während Sartres zweitem Aufenthalt in Morsbronn-les-Bains, begann der deutsche Angriff auf Frankreich, der dem „Sitzkrieg“ ein abruptes Ende bereitete. Da der Vorstoß nicht am Rhein, sondern über Belgien stattfand, waren die im Elsass stationierten Truppen zu quälender Untätigkeit verurteilt. Um dieser und dem schlechten Wetter zu entgehen, flüchtete Sartre am 18. Mai 1940 ins Thermalbad, wovon er Simone de Beauvoir noch am gleichen Tag in einem Brief berichtete:

*Mein Leben ist fade und fleißig. Heute Morgen war ich baden in der Badeanstalt. Auch sie ist von oben bis unten besetzt – zumindest 12 Badezimmer, in denen man noch baden kann – von Soldaten, die sich in den Badewannen oder daneben Betten aufschlagen. Auch sie sieht jetzt komisch aus: sie ist ganz grün und in dieses Aquariumslicht getaucht, das für Badeanstalten typisch ist. Niedrige Flure, meergrün erleuchtet, mit dicken Wänden. Und dann zu beiden Seiten Kabinen. Sie wirkt, ich weiß nicht, warum, wie ein Bordell und ein alter Palast, nur weil man weiß, daß sie jetzt von Männern bewohnt ist, die darin ihre Geschichte und ihr Schicksal haben. Man trifft selbstverständlich überall Soldaten. Das Wasser ist natürlich schwefelhaltig, warm und stinkt nach faulen Eiern.*

(Sartre: Briefe, S. 518)

Am 23. Mai erhielt Sartre die Nachricht, dass der Abmarsch von Morsbronn-les-Bains unmittelbar bevorstand. Am glei-



chen Tag fiel sein einstiger Studienkollege und enger Freund Paul Nizan (1905–40), ein bedeutender Romancier, Essayist und Übersetzer, beim deutschen Angriff auf Dunkerque (Dünkirchen). Sartre erfuhr davon erst viel später, doch plagten ihn dunkle Ahnungen: Obwohl er nicht einmal wusste, an welchem Frontabschnitt sich Nizan befand, teilte er am 30. Mai Simone de Beauvoir schriftlich mit, wie sehr er sich um seinen Freund Sorge. Gleichzeitig bemühte er sich, seiner Gefährtin (und damit wohl auch sich selbst) Mut „zuzuschreiben“. Ob er das, was er dabei zu Papier brachte, wirklich glaubte, ist fraglich.

### 5. Der Zusammenbruch – Haguenau Juni 1940

Haguenau ist die Stadt von Friedrich Barbarossa und Reinmar dem Alten, der hier den höfischen Minnesang begründet haben soll. Aber es ist auch die Stadt, in der Alfred Döblin das Ende des 1. Weltkriegs und den Ausbruch der Revolution erlebte. In seiner Roman-Tetralogie *Bürger und Soldaten* berichtet er davon. Von alldem erfuhr Sartre in den wenigen Tagen, die er hier verbrachte, wohl nichts. Immerhin zweimal hat er sich hier aufgehalten: Am 22. Dezember 1939 sah er auf der Durchreise von Morsbronn-les-Bains nach Pfaffenhoffen die noch bewohnte Stadt, am 11. Juni 1940 hingegen eine verlassene Geisterstadt. Haguenau war ab dem 17. Mai wegen des deutschen Beschusses evakuiert worden. Die beklemmende Atmosphäre in den menschenleeren Gassen schildert Sartre in seiner Erzählung *La mort dans l'âme* (1942), die nicht mit dem gleichnamigen Roman (1949) verwechselt werden darf. Auch dieser hat zwar die französische Niederlage von 1940 zum Gegenstand, doch ist dessen Handlung nicht im Elsass, sondern in Lothringen und Paris angesiedelt:

*Wir haben nichts zu tun. Wir haben nie irgend etwas zu tun, das ist ein schlechtes Zeichen (...). Fünf Alarme heute. Merkwürdige Alarme, mit dem Stöhnen eines Tieres, dem man die Gurgel durchschneidet, die wie Schreckensschreie zum Himmel aufsteigen, zu den Flugzeugen, und die niemand in der toten Stadt hört (...). Plötzlich stoßen wir auf einen Platz. Schöne und hohe Häuser mit bunten Fassaden – blau, weiß, grün und rosa – mit Giebeln und Türmchen; große Läden. Die eisernen Rollläden sind nicht einmal heruntergelassen, die Schaufenster blinken. Lediglich der Türgriff wurde beim Verlassen des Hauses entfernt.*

(Sartre: *Ecrits*, S. 640/643, Ü: S. W.)

Für drei Tage wurde ein Hagenauer Schulgebäude zu Sartres neuem und zugleich letztem Quartier im Elsass (neben dem „Musée Historique“). Die angesichts der drohenden Niederlage zunehmend verzweifelte Atmosphäre beschreibt er in einem (undatierten) Brief an Simone de Beauvoir sowie in seiner Erzählung *La mort dans l'âme* (1942):

*Es ist ein alter Bau aus rosa Sandstein; zwei Agaven in grünen Kübeln flankieren den Eingang. Ein asphaltierter Hof davor, ein Garten dahinter. Wir werden im Klassenzimmer der Jüngsten schlafen (...). An den Wänden sind blaue und goldene Bilder angebracht: die Jungfrau, das Jesuskind; auf Regalen stehen männliche und weibliche Heilige in Gärtchen aus Gips. Es riecht nach Kräutertee und Klosterschwester. Durch das offene Fenster reckt eine große Linde voller Vögel ihre Äste bis ins Zimmer, und das Licht dringt durch ihr Laubwerk. (...) „Total still hier“, sagt Dupin. Ja. Eine pflanzliche Stille, die nicht die Abwesenheit von Lärm bedeutet: Da sind diese Tauben in dem dichten, grünen Laubwerk, wie Grillen im Kräuterdickicht, diese schnurrenden, funkelnden Motoren – man könnte es für den Klang der Sonne halten – und dann diese Stadt, die gänzlich gegen uns ist, am Ende des Gartens, auf der anderen Seite der Mauer, diese verbotene Stadt.*

(Sartre: *Ecrits*, S. 639, Ü: S. W.)

Vom Durst getrieben wagt sich der Ich-Erzähler mit seinen Kameraden schließlich doch noch in die „verbotene“ Stadt. In Zentrumsnähe, vermutlich ist die „Rue de la Redoute“ gemeint, entdecken sie eine Kaschemme, deren Eingang Sartre wie das Tor zur Unterwelt beschreibt. Es wird von einem unheimlichen Finsterling bewacht, dem Kneipenwirt:

*Wir gehen von Café zu Café und rütteln an den Türen. Schließlich gibt eine nach, wir treten in einen niedrigen, gewölbten und sehr düsteren Saal. Am Tresen steht ein Mann, den man kaum erkennt.*

*„Kann man hier einen trinken?“*

*– „Na, dann kommt schnell rein. Und macht die Tür zu: Soldaten darf ich nicht bedienen. Geht rüber ins Nebenzimmer.“*

*(...) Der Wirt kommt zu uns, er wirkt italienisch, mit seinen langen, schwarzen, nach hinten gekämmten Haaren und seinem schwarzen Schnurrbart. Er trägt Pantoffeln und schlurft.*

*Er hat einen Seidenblick und ein brutales Lächeln.*

*„Was bringe ich euch?“*

*– „Vier Schnäpse.“*



*Pierné fragt:*

*„Haben Sie Zeitungen?“*

*Das Lächeln des Typs wird noch schärfer:*

*„Keine Zeitungen mehr.“*

*Nach einem Moment fügt er hinzu:*

*„Es werden nie wieder Zeitungen aus Paris kommen.“*

(Sartre: *Ecrits*, S. 647, Ü: S. W.)

Die von Sartre beschriebene Kneipe gab es tatsächlich. Unter deutscher Besatzung führte sie der Kneipenwirt Albert Cariccio-pulo – der tatsächlich italienischer Abstammung war – unter dem sehr deutschen Namen „Zur Walhalla“ weiter. Noch nach dem Krieg wurde sie von der einheimischen Bevölkerung spöttisch „Vallallá“ genannt. Möglich, dass nach Sartre hier auch dessen deutscher Kollege Arno Schmidt (1914–1979) verkehrte, der von Januar bis Oktober 1941 in Haguenau stationiert war. Wäre er Sartre begegnet, hätte er sich mit ihm wohl gut verstanden: Beide waren überzeugte Anti-Militaristen, beide erlebten die Niederlage der eigenen Seite und die anschließende Kriegsgefangenschaft. Noch während seines Kriegsdienstes begann Schmidt mit der Arbeit an seinem Erzählband *Leviathan* (1949), in dem er seine Kriegserlebnisse verarbeitete. Von Haguenau ist darin allerdings nicht die Rede.

## 6. Das Lager – Baccarat Juni bis August 1940

Am 13. Juni 1940 erhielt Sartres Trupp den Befehl, sich am nächsten Morgen in ein fünf Kilometer entferntes Dorf abzusetzen. Sie mussten sich auf eigene Faust durchschlagen, der geplante Truppentransport kam schon nicht mehr an. Am gleichen Tag erfuhr Sartre vom Einmarsch deutscher Truppen in Paris. Der zunehmend chaotische Rückzug führte Sartre in der folgenden Woche erneut nach Lothringen. Von Pétains Bitte um Waffenstillstand (16.06.) wird er gehört haben, von De Gaulles Aufruf zur Fortsetzung des Kriegs (18.06.) wohl kaum. Am 21. Juni 1940 wurde er in dem Dorf Padoux gefangen genommen. Es war sein 35. Geburtstag. Am Tag darauf trat der Waffenstillstand in Kraft. Seinen Marsch ins Gefangenenlager von Baccarat verarbeitet er in seinem Roman *La mort dans l'âme*:

*Moulû ergriff den Arm von Brunet und schüttelte ihn: „Da! Da! Der graue Schornstein.“ „Na und?“ „Das ist Baccarat.“ Er stellt sich auf die Zehenspitzen, er formt mit seinen Händen ein Sprachrohr um seinen Mund und schreit: „Baccarat! Jungs, lasst*

*uns durch: Wir kommen in Baccarat an!“ Die Männer sind erschöpft, die Sonne brennt in ihren Augen, sie wiederholen folgsam: Baccarat, Baccarat, aber es ist ihnen egal. „Baccarat, das sind Spitzenwaren?“ „Nein“, sagt Brunet, „das sind Kristallwaren“. „Ah!“ sagt Blondinet mit einer Mischung aus Gleichgültigkeit und Respekt in der Stimme. „Ah! Ah!“ Die Stadt ist schwarz unter dem blauen Himmel, die Gesichter trüben sich ein, einer sagt traurig: „Komisches Gefühl, eine Stadt zu sehen.“ Sie gehen über eine verlassene Straße; Glassplitter türmen sich auf den Gehwegen und der Fahrbahn. Blondinet lacht auf, zeigt mit dem Finger darauf und sagt: „Da sind sie, die Kristallwaren von Baccarat.“*

(Sartre: Mort, S. 298f.; Ü: S.W.)

Tatsächlich war und ist Baccarat für sein Bleikristall weltberühmt. Die „Cristallerie de Baccarat“ geht auf eine 1764 gegründete Glaswerkstatt zurück, die damals der Importware aus Böhmen Konkurrenz machen sollte. Keine hundert Jahre später gingen in Baccarat Bestellungen von Königen und Kaisern, Sultanen und Zaren ein. Der letzte russische Zar Nikolaus II. besuchte den Ort 1896 sogar persönlich. In seinem Roman *Les Forêts de la nuit* (1947) hat Jean-Louis Curtis (1917–1995) die Geschichte des Baccarat-Glases literarisch verarbeitet.

Sartre hingegen wurde Zeuge einer anderen Geschichte: Bei Kriegsausbruch war in Baccarat zunächst ein Mannschaftslager für britische Soldaten eingerichtet worden. 1940 wurde es von der deutschen Wehrmacht übernommen und in ein Zwischenlager für ca. 7000 französische Kriegsgefangene umgewandelt (andere Quellen sprechen von bis zu 30000 Internierten). Auf seinem Weg durch den vom Krieg zerstörten Ort ins Lager hat Sartre wohl auch das Flüsschen Meurthe überquert:

*Eine Brücke; die Kolonne macht halt; tausende Augen sind auf den Fluss gerichtet: Fünf nackte „Fritze“ (Spottname für die Deutschen; Anm. des Übers.) spielen im Wasser, spritzen sich an und stoßen dabei kleine Schreie aus; 20000 graue und in ihren Uniformen schwitzende Franzosen betrachten diese Bäuche und Schenkel, die zehn Monate lang von einem Wall aus Kanonen und Panzern geschützt wurden und die sich nun in einem Akt der stillen Ungehörigkeit frei zur Schau stellen. Das war es also, nur das: ihre Sieger, das war dieses weiße, verletzliche Fleisch. Ein dumpfer, tiefer Seufzer zerreißt die Menge. Sie haben ohne Wut die Parade der siegreichen Armee auf ihren ruhmreichen Panzern über sich ergehen lassen; aber diese splitter nackten Fritze, die im Wasser Bocksprünge machen, das ist eine Beleidigung. Lambert*



*lehnt sich über das Gelände hinaus und murmelt: „Wie muss das gut tun!“*

(Sartre: Mort, S. 298f.; Ü: S. W.)

Wie in den vorangegangenen Kriegsmonaten führte Sartre auch in Baccarat Tagebuch. Doch leider sind diese Hefte verloren gegangen und bis heute nicht wieder aufgetaucht. Erhalten blieb jedoch ein Teil seiner Korrespondenz mit Simone de Beauvoir. Aus dem Elsass hatte Sartre ihr täglich mehrere Briefe geschrieben, in Baccarat waren nur noch zwei pro Woche erlaubt. Der erste datiert vom 2. Juli 1940, d. h. er wurde eine Woche nach seiner Gefangennahme verfasst:

*Mein liebenswerter Castor, ich bin Gefangener und werde recht gut behandelt, ich kann arbeiten und langweile mich nicht allzu sehr, und außerdem hoffe ich, Sie recht bald wiederzusehen. Es verlangt mich so sehr danach, mein süßer, kleiner Castor. Hören Sie, Sie können mir schreiben: Soldat Jean-Paul Sartre, 20. Zug – Kriegsgefangenen-Durchgangslager Nummer 1 – Baccarat (...). Ich liebe Sie mit aller Kraft, ich denke immerzu daran, Sie wiederzusehen ...*

(Sartre: Lettres, S. 282, Ü: S. W.)

Auch in den folgenden Briefen zeichnet Sartre das Bild eines vergleichsweise angenehmen Lagerlebens, das er sogar mit einem Campingurlaub vergleicht. Doch der Wirklichkeit entsprach dies wohl kaum. Einerseits wollte Sartre wohl seine Lebensgefährtin beruhigen, andererseits musste er auf die deutsche Zensur Rücksicht nehmen. Unmittelbar nach seiner Freilassung begann er mit der Arbeit an dem Roman *La mort dans l'âme* (1949), in dem er ein völlig anderes Bild entwirft: In der ersten Woche gibt es nichts zu essen, etliche Soldaten sterben. Als einer von ihnen wie wahnsinnig zu schreien beginnt, verliert ein deutscher Wachsoldat die Nerven und eröffnet das Feuer. Es gibt mehrere Tote und zahlreiche Verletzte. Der Gefangene, der mit seinen Schreien das Massaker ausgelöst hat, wird daraufhin abgeführt und grausam misshandelt. Der Augenzeuge Gartiser berichtet davon:

*Sie wollten ihn zum Schweigen bringen, einer steckte ihm die Hand in den Mund, da hat er zugebissen. Oh, bei meiner Mutter! Wenn du sie gesehen hättest! Sie fingen an, ihn auf Charabia (Spottname für die deutsche Sprache; Anm. des Übers.) anzubrüllen, man verstand sein eigenes Wort nicht mehr, sie stießen ihn in eine Ecke des Pferdestalls und schlugen alle gleichzeitig auf ihn*

*ein, mit Fäusten, Gewehrkolben, schließlich fing es an sie zu amüsieren, denn ein paar von unseren Leuten hetzten sie weiter auf, schließlich sei dieser Hurensohn ja an allem schuld. Am Ende sah er nicht mehr schön aus, das Gesicht war zu Brei zer schlagen, ein Auge hing heraus, sie legten ihn auf eine Bahre und schafften ihn weg, ich weiß nicht, wohin, aber sie schienen weiter ihren Spaß mit ihm getrieben zu haben, denn wir hörten seine Schreie noch bis 3 Uhr morgens.*

(Sartre: *Mort*, S. 322; Ü: S.W.)

Sartre hat die Zeit der Gefangenschaft leidlich gut überstanden, nicht zuletzt dank Simone de Beauvoir. Sie wusste nur allzu gut, was er am meisten vermisste und schickte ihm daher – neben Tabak und Schokolade – viele Bücher nach Baccarat: Gedichtbände der „Lothringer“ Paul Verlaine und Paul Claudel sowie das Schulbuch *Les Temps modernes* von Albert Malet. Der Titel könnte Sartre zu der Zeitschrift gleichen Namens angeregt haben, die er ab 1945 und bis zu seinem Tode herausgab. Doch Sartre las nicht nur, er schrieb auch. Hinter dem Stacheldraht von Baccarat vollendete er seinen Roman *L'âge de raison* und arbeitete weiter an seinem philosophischen Hauptwerk *L'être et le néant*.

Im August wurde Sartre in das Gefangenenlager „Stalag XII“ nach Trier verlegt, wo er wegen seiner Deutschkenntnisse zunächst als Dolmetscher auf der Krankenstation eingesetzt wurde. Später organisierte er Vortragsabende und Theateraufführungen. Hier entstanden sein erstes Theaterstück *Bariona ou Le fils du tonnerre* (uraufgeführt im Lager am Heiligabend 1940) sowie diverse Sketche. Im März 1941 wurde er aufgrund eines ärztlichen Attests entlassen. Seitdem hat er nie wieder eine Uniform getragen.

## 7. Epilog – Das erinnerte Elsass nach 1940

Auch in den folgenden Jahrzehnten blieb für Sartre das Elsass in vielfacher Weise präsent: literarisch, politisch und privat: Unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Paris veröffentlichte er 1942, also noch unter deutscher Besatzung, die Erzählung *La mort dans l'âme*, in der er anhand seines Aufenthalts in Haguenau seine Kriegserlebnisse im Elsass thematisiert. Im Jahr darauf erschien die wohl wichtigste philosophische „Frucht“ seines Elsass-Aufenthaltes: die Abhandlung *L'être et le néant* (1991 deutsch: *Das Sein und das Nichts*). 1945, unmittelbar nach der Befreiung, folgte sein Roman *L'âge de raison*. In den späten vier-



ziger Jahren schließlich vollendete er die 1949 erschienene Romanfassung von *La mort dans l'âme*.

Doch die intensivste Auseinandersetzung mit dem Elsass stand Sartre noch bevor: In den fünfziger Jahren arbeitete er an seiner Autobiographie, deren erste Fassung 1954 und deren Endfassung 1964 unter dem Titel *Les mots* (1965 deutsch: *Die Wörter*) erschien. Und auch in den sechziger und siebziger Jahren blieb das Elsass Teil seiner „familiären Topographie“: 1960 war die Malerin Hélène de Beauvoir (1910–2001), eine Schwester von Simone de Beauvoir, in das Dorf Scharrachbergheim westlich von Straßburg gezogen (ihr Mann war Direktor für Jugend, Sport und Volkskunst am Europäischen Parlament). 1963 kaufte sich das Paar einen verlassenen Weinbauernhof in Goxwiller (bei Obernai), wo Hélène de Beauvoir bis zu ihrem Tod lebte und arbeitete. Ihr mit zahlreichen Bildern geschmücktes Zimmer blieb bis zum heutigen Tag unangetastet. Nach Aussage der heutigen Besitzerin (einer deutschen Galeristin aus Frankfurt/Main) wurde sie hier auch von Sartre besucht, ferner von den Schriftstellern John Dos Passos, Louis Aragon und Colette, dem Künstler Pablo Picasso, dem Filmemacher Claude Lanzmann (zeitweise Lebensgefährte von Simone de Beauvoir) und der Schauspielerin Juliette Gréco (einer engen Freundin Sartres). Sartre war es auch, der 1975 das Vorwort zum Katalog einer großen Ausstellung von Hélène de Beauvoir verfasste, die in Brest stattfand. Und auch am Oberrhein war die Malerin keine Unbekannte (z. B. hatte sie Ausstellungen in der Galerie „Die Treppe“ in Lahr).

Nach Sartres Tod am 15. April 1980 wurden weitere Dokumente veröffentlicht, die die enge Verbindung des Dichters zum Elsass unterstrichen: 1983 erschienen seine Feldpostbriefe an Simone de Beauvoir sowie sein Kriegstagebuch *Cahier de la drôle de guerre* (erweiterte Fassung: 1995). 1990 folgten die Briefe von Simone de Beauvoir an Sartre aus der Kriegszeit. Heute kann sein Aufenthalt im Elsass 1939/40 als der wohl am besten dokumentierte Abschnitt seines Lebens gelten, und als einer der fruchtbarsten.

## 8. Bibliographie

Simone de Beauvoir: *La force de l'âge*, Paris: Gallimard 1960.

Martin Graff: *Leben wie Gott im Elsass*, Tübingen: Klöpfer & Meyer 2012.

Jean-Paul Sartre: *Briefe an Simone de Beauvoir 1926–39* (Übersetzung: Andrea Spingler), Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt 1984.

- Jean-Paul Sartre: *Carnets de la drôle de guerre septembre 1939–mars 1940* (Hrsg. Arlette Elkaim-Sartre), Paris: Gallimard 1995.
- Jean-Paul Sartre: *Ecrits* (Hrsg.: Michel Contat, Michel Rybalka), Paris: Gallimard 1970.
- Jean-Paul Sartre: *La mort dans l'âme*, Paris: Gallimard 1949.
- Jean-Paul Sartre: *Lettres au Castor et à quelques autres* (Hrsg. Simone de Beauvoir), Paris : Gallimard.
- Jean-Paul Sartre: *Les mots*, Paris: Gallimard 1964.
- Stefan Woltersdorff. *Literarisches Lothringen. Spaziergänge mit Dichtern und Denkern Europas, Saarbrücken*: Conte-Verlag 2012.
- Stefan Woltersdorff: *Nord-Elsass für Leser. Ein kurzweiliger Führer durch Literatur und Geschichte*, Kehl: Morstadt 2007.
- Stefan Woltersdorff: *Straßburg für Leser. Ein literarischer Führer durch die Stadt und ihr Umland*, Kehl: Morstadt 2000.
- Stefan Woltersdorff: *Chronik einer Traumlandschaft. Elsassmodelle in Prosatexten von René Schickele 1899–1932*, Bern: Lang 2000.



## „Jenisch“ – eine Diebes- oder Gaunersprache?

### Über Bestandteile des „Jenischen“ in der Umgangssprache

*Klaus G. Kaufmann*

#### Die Sprache

Sprachen sind „die Systeme von Einheiten und Regeln, die den Mitgliedern von Sprachgemeinschaften als Mittel der Verständigung dienen“, so wird Sprache in Wikipedia definiert. Also dient Sprache der Verständigung innerhalb einer sozialen Gruppe. Häufig sind Sprachgrenzen auch Landes- oder Staatsgrenzen. In diesem Sinne grenzt Sprache ein und auch aus. Es gibt Zugehörige und Nichtzugehörige. Aber auch Sprache passt sich sozialen und politischen Veränderungen an. Sprecher innerhalb einer sozialen Gruppe passen sich vor allem dann an und übernehmen diese Sprache, wenn sie sich gegenüber anderen sozialen Gruppen abgrenzen und den inneren Zusammenhalt verstärken wollen. Ein typisches Beispiel ist die Jugendsprache oder der Gassenjargon. Sie oder er dient dazu, sich bewusst von der Sprache der Erwachsenen oder Eltern abzugrenzen und damit sich nur unter sich verständigen zu können.

Die Sprachsozialisation des Autors fand an der Nahtstelle zwischen dem Fränkischen und dem Alemannischen in der Ortenau statt, mit Großeltern aus dem Odenwald, einem Großvater aus dem Kraichgau, einer Großmutter aus dem Hochschwarzwald, einer Mutter vom Hochrhein und einem Vater aus der Dreitälerstadt am Schwarzwaldrand, einer Schnittstelle des Fränkischen und des Alemannisch-Schwäbischen. Pikanterweise standen Vater und Großvater in Justiz- bzw. Polizeidiensten. Vielleicht stammt auch vieles aus der langen, unfreiwilligen Militärzeit meines Vaters. Also ganz schwer zu sagen, wer woher was von den Sprachanteilen mitgebracht hat.

Wenn man die heutige Sprache mit der vor etwa 60 Jahren vergleicht, bemerkt man eine starke Zunahme an Anglizismen und eine starke Abnahme des frankophonen Wörteranteils. Wir orientieren uns an der wirtschaftlichen und politischen Vormachtstellung der USA. Wir kennen die Hochsprache, vielfältige Dialekte, Fachsprachen bestimmter Berufsgruppen, der Handwerker, der Schmiede, der Zimmerleute, der Bauern, der Steinmetze, der Bergleute, der Mediziner, der Apotheker, der Theologen, der Sprachwissenschaftler usw. Alle verwenden eine berufstypische Sprache unter ihresgleichen.

Eines meiner Forschungsthemen ist das Scharfrichterwesen. Auch die Scharfrichter und Abdecker hatten, wie jede andere Berufsgruppe, eine Fachsprache entwickelt, die es Außenstehenden schwer, wenn nicht sogar unmöglich machte, sie zu verstehen. Zu diesem Fachjargon kam ihre Umgangssprache. Diese wiederum war verwandt mit dem „Jenischen“, das sich aus dem „Rotwelschen“ entwickelte. Auch diese Sprache war mehr dazu bestimmt, dem Außenstehenden etwas zu verschleiern als zu verdeutlichen und zu offenbaren.

### Was sind „Jenische“?

Stellt sich als eine der ersten Fragen: Wer sind die Menschen, die „Jenisch“ sprechen? Gibt es doch auch den Ausdruck „jänisch“, der in meinem Sprachverständnis mit „jähzornig“ zu übersetzen wäre. Soweit ich weiß, hat der „Jänische“ mit dem „Jenischen“ allerdings nur die ähnliche Schreibweise gemein. Etwa bis in die 50er Jahre des letzten Jahrhunderts gab es sogenannte „Hausierer“, also Menschen, die von Haus zu Haus zogen, um ihre Ware feilzubieten. Da sie einem Wandergewerbe nachgingen, benötigten sie einen Wandergewerbeschein. Wohl gemerkt, dies waren keine Zigeuner, heute Sinti oder Roma genannt, obwohl sie gelegentlich auch als weiße Zigeuner bezeichnet wurden. Diese Wanderhausierer sprachen „Jenisch“. Auch im Schausteller-, Ganoven- und Rotlichtmilieu findet sich noch heute die jenische Sprache.

Bei den „Hausierern“ handelt es sich um eine Gruppe von Menschen, die meist in der wärmeren Jahreszeit unterwegs waren, von Ort zu Ort zogen, um die in der kälteren Jahreszeit, also im Winter, hergestellten oder eingehandelten „Kramwaren“ an den Mann oder die Frau zu bringen. Also Besen, Bürsten, Weidenkörbe, Schnürsenkel, Seifen, Hals- oder Sacktücher gehörten zu ihrem Sortiment. Sie zogen auch als Scheren- und Messerschleifer, als Kessel-, Pfannen- oder Schirmflicker oder als Lumpen- und Alteisenhändler durch die Lande. Es soll welche mit Hunde- oder Eselskarren gegeben haben. Ich kenne nur welche mit Koffer oder Krätze, also einem Rucktragekorb. Noch gut erinnere ich mich an die Lumpensammler in meiner Kindheit, die allerdings bereits mit einem alten Auto unterwegs waren, mit einer großen Handschelle läutend, wie ehemals der „Stadtbüttel“ oder „Stadtbott“, und laut rufend, „Lumpe, Alteise, Papier, Hasefell!“ ihre Altwaren einsammelten.

Es gibt eine Anzahl von Ortschaften in Süddeutschland, von denen man weiß, dass man dort „Jenisch“ gesprochen



hat und natürlich dort auch Jenische gewohnt haben. Leider sind die Jenischsprecher und damit auch das Jenische im Aussterben. Meines Wissens gab es Jenische in Würmersheim bei Durmersheim, Eningen bei Reutlingen, Himmlingsweiler bei Aalen, Lahr, Leinzell im Ostalbkreis, Lützenhardt (heute Gemeinde Waldachtal) bei Freudenstadt, Wildenstein, Fichtenau und Matzenbach bei Crailsheim, Burgberg und Oberberg bei Giengen an der Brenz, Offenburg, Pfedelbach bei Öhringen, Schlossberg bei Bopfingen, Singen (Hohentwiel), Tübingen, Zitzenhausen bei Stockach und für mich überraschend, auch in Wolfach. Dies sind Orte in Baden-Württemberg. Doch scheint in Wolfach bereits um 1900 das Jenische nur noch vereinzelt vorhanden gewesen zu sein.<sup>1</sup> Auch für Bayern sind Orte bekannt: Dinkelsbühl, Höchstädt an der Donau, Ichenhausen, Schillingsfürst bei Rothenburg ob der Tauber und Schopfloch bei Dinkelsbühl oder Loosdorf, allerdings in Österreich.

Diese Aufzählung erhebt natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit und man muss wissen, dass es solche Soziolekte, also Dialektformen bestimmter sozialer Gruppen, nicht nur im süddeutschen Sprachraum, sondern auch an der Mosel, in Luxemburg, in Hessen, auch in Norddeutschland gegeben hat, z. T. heute auch noch gibt. Aber ich kann und will nicht näher auf diese Gruppierungen eingehen.

Man sprach „Jenisch“ in der Schweiz, in Österreich, auch im Elsass. Es gibt Autoren, die behaupten, dass Jenische Nachfahren der Kelten und damit einem Volksstamm zuzuordnen seien. Ich kenne keinen stichhaltigen Nachweis. Jenische sind aber keine Sinti oder Roma, obwohl sie beide „Umherziehende“ waren und gleiche oder ähnliche Wanderberufe ausübten.

Jenische zählten zu einer sozialen Schicht, die man heute unter Umständen als „Nichtsesshafte“ bezeichnen würde. Ein Großteil der bekannten Jenischsiedlungen ist im ausgehenden 17. Jahrhundert entstanden. Durch Steuervorteile wurden sogenannte Vaganten oder Fahrende „von der Straße“ abgeworben. Die „Herrschaften“ versprachen sich eine Entkriminalisierung der Straße, eine wirtschaftliche Entwicklung benachteiligter Regionen, vielleicht gab es auch einen sozialen Aspekt, die Bettel zu bekämpfen.

### Woher kommt das „Jenische“?

Wie könnte sich das Jenische entwickelt haben? Wer befand sich im und nach dem 30-jährigen Krieg auf der Straße? Entlaufene und entlassene, also „gartende“ Landsknechte (siehe Schilderung im *Simplicissimus*), entwurzelte Kinder und Erwach-

sene, fahrende Händler, Juden, Quacksalber usw. Alle brachten einen Anteil ihrer Sprache mit. Allen, die unterwegs waren, war eines gemein: Selten war es möglich, allein auf legalem Wege seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Also fürchtete man die Obrigkeit jedweder Couleur. Um sich sprachlich zu verständigen, sprach man ein Kauderwelsch, das „Jenisch“. Dieses besteht zum Teil aus sinnentstellten schwäbisch-alemannischen, in anderen Regionen natürlich aus bayrischen, österreichischen, englischen, französischen, schwizer-dütschen usw., aus jiddisch-hebräischen, romanischen, etwas zigeunerischen, also die Sprache der Sinti oder Roma, bzw. rotwelschen Sprachanteilen. Das Rotwelsch gilt als eine Diebes- oder Gaunersprache. Aus diesem Rotwelschen entstand wohl das Jenische. Durch semantische Vergleiche kann man heute aufzeigen, welche weite Verbreitung das „Jenische“ hatte und welche Schnittmenge sich in den aufgezählten Orten erhalten hat.

Aber die jenische Sprache ist älter als der dreißigjährige Krieg. Schon Martin Luther (1483–1546) im „Liber vagatorum“, Sebastian Brant (1458–1521) in „Das narren schyff“ und Johann Michael Moscherosch (1601–1669) gegen Ende dieses unseligen „dreißigjährigen“ Krieges im „Soldaten-Leben“ zitieren Worte oder Verse aus dieser Sprache. Schon 1250 wurde das Wort „rotwalsch“ verwandt.

„Der Liber Vagatorum (dessen ursprüngliche Autorenschaft nicht ganz sicher ist) ist eine Zusammenschau der Bettlertypen und ihrer „Arbeitstechniken“ in der frühen Neuzeit und war dazu gedacht, dem des Lesens meist unkundigen einfachen Volk vorgetragen zu werden. Seine große Auflage wurde durch den Buchdruck mit beweglichen Lettern ermöglicht.“

Der Liber Vagatorum besteht aus drei Teilen. Der dritte Teil besteht aus einem „Vocabularius“, einem Wörterbuch des Rotwelschen. Das Vokabular stellt eine Mischung von Wörtern verschiedener geheimer Gauner- und Vagabundensprachen dar. Das „Rotwelsch“ ist eine historische Konstruktion, die von den Gegnern der Sprecher so angenommen wurde, jedoch einheitlich nie existierte.

Das 1510 erstmals in Pforzheim herausgegebene Büchlein (Liber vagatorum) wurde lange Zeit sowohl Pamphilus Gengenbach, Sebastian Brant und anderen Schriftstellern dieser Zeit zugeschrieben. Im Jahre 1450 wird das „Basler Rathsmandat wider die Gilen und Lamen“ veröffentlicht. In diesem wird auch eine ausführliche Liste von Vokabeln des Rotwelschen geliefert; Im Jahre 1528 veröffentlichte Martin Luther das Werk unter dem Titel: *Von der falschen Bettler und Büberei neu.*<sup>2</sup>



So beschreibt J. K. von Train im Jahre 1833 in seinem „Wörterbuch der Gauner- und Diebs- vulgo Jenischen Sprache“ „Chochemer Loschen“<sup>3</sup> die Jenischsprecher, bzw. die jenische Sprache:

*„Schon seit Karl V. (1500–1558) besteht eine Sprache, welche, ein Gemisch von gemeinen oberteutschen, jüdischteutschen, selbstgemachten, verdrehten und verstümmelten Worten, seit jenen Zeiten unter den europäischen Zigeunern, Dieben, Bettlern, Gaunerjuden immer gangbarer, und besonders bei ihrer Entstehung von den Gorden-Brüdern – wie sich die abgedankten Soldaten nannten, die als Bettler umherzogen und dabei stahlen und raubten – sehr geläufig gesprochen wurde.*

*Diese Sprache, welche von dem Gesindel darum angenommen wurde, um von den Unkundigen nicht verstanden zu werden, hieß anfangs die Rothwälsche. Daß Gotsched<sup>4</sup> diese Benennung vom kaiserlichen Kammergerichte zu Rothweil herleitete, weil dieses seine Urtheile ec. in so schlecht teutscher, größtenteils unverständlicher Sprache verfaßt habe, war wohl nur ein unglücklicher Witz.*

*Es ward auch die Meinung geltend, daß Rotwälsch vom italienischen ‚rotto, gebrochen‘ stamme, so daß es eine zerbrochene, kauderwälsche Sprache bedeute. ... Im Rotwälschen heißt Rot ein Bettler und Rotbos eine Bettlerherberge; wälsch ist ausländisch, fremd überhaupt; rotwälsch wäre also ganz eigentlich die Sprache der Bettler und Landstreicher.*

*In der Folge erhielt diese Sprache den Namen: ‚die jenische‘ – Die Franzosen bezeichnen sie mit ‚Jargon‘ – zu teutsch: verderbte Sprachart, kauderwälsch, Rothwälsch, unverständliche Sprache, Geschwätz – und die Gauner und die Räuberbanden nennen ihre Sprache: ‚Chochem Laschon‘ das heißt: ‚die kluge Sprache‘, welches aber im allgemeinen: ‚Kochemer Loschen‘ gesprochen wird.“*

Merkwürdigerweise haben sich sehr viele jenische und zum Teil auch jiddische Ausdrücke in meinen Wortschatz eingenistet oder eingeschlichen, ohne dass ich immer mit Bestimmtheit sagen kann, wann und wo. Aufgefallen ist mir dies erst, als ich mich mit der Sprache der Scharfrichter und Schinder (Abdecker) befasst habe! Deshalb will ich auch nicht alle jenischen Wörter erklären, die im Umlauf sind, dies wäre auch gar nicht möglich, sondern nur die, die ich als solche in meiner Umgangssprache definieren kann und ein paar solcher, die ich besonders gelungen finde und die die weite Verbreitung im süddeutschen Sprachraum deutlich machen.

In den vergangenen Jahren haben sich viele Autoren unendliche Mühe gemacht, das lokale „Jenische“ zu erfassen und wenn möglich, die Herkunft zu erläutern. Ihre Arbeit macht die meine erst möglich.

Zunächst einmal drei geflügelte Worte oder Redewendungen:

*„Den Rost runtermachen“*

Wiederum eine Verbindung zum Scharfrichterwesen: Ursprünglich, den Rosch abmacheyen; Rosch, hebräisch, ist der Kopf, das Haupt, also „einen Kopf kürzer machen“.

*„Einen guten Rutsch“*

Man wünscht zum Jahreswechsel: „Einen guten Rutsch“. Auf Hebräisch heißt das Neujahrsfest: Rosch ha-Schana. „Ein guter Rutsch“ also „Ein gutes Jahr!“

*„Der weiß, wo der Bartel den Most holt!“*

Der Bartel, der den Most holt, ist der Barsel, das Brecheisen, und der Most das Moos, der Schommies, der Kies, die Knete. Also das Brecheisen, das sich dem fremden Gelde nähert.

Ein befreundeter elsässischer Tierarzt hat mir auf elsässisch ein paar Worte der dortigen Viehhändler hinterlassen. Es ist natürlich jiddisch, aber die Nähe zum Jenischen ist unverkennbar.

Yiddish dans le commerce du bétail (Jiddisch im Viehhandel):

*Fer a hüfe Meyes hesch mer ohne Präre e Bheijme verschachert. Ech hab se miehn berappe und jetzt hawi mores das se flete geht. Du hesch kenn Pschorre und ech gang Macholle. Di Mickes het hüfe Macke kàh, hesch se awer kenne Malàuche. Besch halt e Kalöjmes de grescht in dim Kaff. Ech muess d'r d'Levite lase, oder hesch met dem Kolleg Kippe g'macht? Muesch mer jetz numme net sàge ech sei Meschugge oder Großkotzig. Ech well met mim Roufe (vétér) drewer rede.*

Versuch einer Übersetzung:

*Für einen Haufen Mäuse (Geld) hast du mir ohne Skrupel ein minderwertiges Vieh verkauft. Ich habe es bezahlen müssen und jetzt habe ich Angst, dass es flöten (kaputt) geht. Du hast verkaufen können und ich gehe kaputt. Deine mickrige Ware hat eine Menge Fehler gehabt, hab sie aber herrichten können. Bist halt ein Aufschneider, der größte in deinem Dorf. Ich muss dir eine Strafpredigt halten, oder hast du mit deinem Partner Halbe-Halbe gemacht. Musst mir jetzt nur nicht sagen, ich sei verrückt oder großsprecherig. Ich will mit meinem Tierarzt darüber reden.*



Zu Beginn des 16. Jahrhunderts angesiedelt ist „Das Narrenschiff“ von Sebastian Brandt. Ein Beispiel aus diesem „Narrenschiff“, Kapitel 63:

### „LXIII. Von Bettleren

Ich vorcht mir ging an Narren ab  
 Und han durch suecht den Bettel stab  
 Kleyn wißheit ich do funden hab:  
 Der Bettel hat auch narren vil  
 All welt die ryecht sich yetz uff gyl  
 Undt will mit bættlen neren sich  
 Pfaffen / mynchsorden sint fast rich  
 .....

(gyl = das Landstreichen<sup>5</sup>)

Der sytzen vier und zwentzig noch  
 Zü Strasburg jn dem dummenloch

(Dummenloch = enge Straße, wo die Pockenkranken lagen<sup>6</sup>)

Ohn' die man setzt' in den Waisenkasten.  
 Aber Bettler pflegen selten zu fasten:  
 Zu Basel auf dem Kohlenberk  
 Da treiben sie ihr Bubenwerk.  
 Sie wälschen durch das Terich roth

(Waisenkasten = Findelkinderhaus<sup>7</sup>)

(Freistätte zu Basel für Bettler<sup>8</sup>)

(Sie rotwälschen durch das Terich = Land<sup>9</sup>)

Und haben ihr bequemes Brod.  
 Jeder Stabil ein Hörnlüten hat,  
 Die voppt, färbt, ditzet durch die Stadt,

(Stabyl = Bettler, Brotsammler;  
 Hörnlüten = Gesellin, Weib)  
 (voppen und färben = lügen und betrügen;  
 dietzen = fechten, betteln<sup>10</sup>)

Dem Pred'ger heischt Geld ihre Stimme,  
 Der lugt, wo sei der Joham grimme,

(Joham grym = guter Wein<sup>11</sup>)

Und läuft durch alle Schöchelboß,  
 Wo Rübling junen ist recht los;  
 Hat er besevelt hier und dort,  
 So schwänzt er sich dann wieder fort,  
 Veralchend über den Breithart

(Schöchelboß = Wirtshaus<sup>12</sup>)  
 (Rübling junen = Würfel spielen<sup>13</sup>)  
 (besevelt = betrügt<sup>14</sup>)  
 (schwänzt = geht<sup>15</sup>)  
 (gehend über die weite Heide<sup>16</sup>)

Stiehlt er die Breitfüß' und Flughart,  
 Enten,  
 Damit er sie flößle und Lüßling abschneide;  
 Grantner, Klantvetzer geben ihm Geleite.

(Breitfüß und Flughart = Gänse,  
 Vögel<sup>17</sup>)  
 (flößle = ertränken; Lüßling = Ohren<sup>18</sup>)  
 (Grantner = Vixtänzer; Klant = ....;  
 vetzer = Flicker<sup>19</sup>)

Gar wunderlich geht's jetzt in der Welt:  
 Wie trachtet man doch so nach Geld!“

Beim genauen Hinschauen entdecken wir etliche Wörter, die wir heute noch umgangssprachlich verwenden, wenn auch nicht alle der Hochsprache angehören, bzw. hof- oder salonfähig sind.

### Schriftliche und andere Quellen zum Wortschatzvergleich

- A Oberbayrischer Sprachraum<sup>20</sup>
- B Burgberger Jenisch (Giengen/Brenz)<sup>21</sup>
- C Das Jenische der Wasenmeister, Werner König<sup>22</sup>
- D Jenisch Lexikon, Loosdorf (Österreich)<sup>23</sup>
- E Jenisch Lexikon, Lützenhardter Wörterbuch<sup>24</sup>
- F Jiddischdeutsch aus Kippenheim<sup>25</sup>
- G Kleines jenesches Wörterverzeichnis, Rolf Dreher; Leinzell<sup>26</sup>
- H Lahrer Jenisch<sup>27</sup>
- I Liber vagatorum (Martin Luther)<sup>28</sup>
- J Geheimsprache in Franken, Schillingsfürster Jenisch<sup>29</sup>
- K Mosel- Rheinländischer Sprachraum<sup>30</sup>
- L Narrenschiff (Sebastian Brant)<sup>31</sup>
- M Offenburger Jenisch, Uhlgraben, Martin Ruch<sup>32</sup>
- N Rotwelsch Lexikon, Peter Mangold / Gisela Dix<sup>33</sup>
- O Schopflocher Lachoudisch, F. G. Medine Schopfloch<sup>34</sup>
- P So schwätzt mr oder dibrat mr en Diebinga<sup>35</sup>
- Q Unter Räubern, Johann Michael Moscherosch<sup>36</sup>
- R Die Jenischen von Würmersheim, Johannes Werner<sup>37</sup>
- S Krämersprache in Wolfach, Rotwelsch, Friedrich Kluge<sup>38</sup>
- \*) Wort ist nicht meinem Wortschatz zugehörig, bezeichnet aber ebenfalls die Schnittmenge an Worten in jenescher Sprache an unterschiedlichen Orten.

Bei der Schreibweise ist zu beachten, dass es je nach Region zu Lautveränderungen kommt; natürlich spielt auch eine Rolle, ob im Ort vorwiegend Viehhandel betrieben worden ist, wie beim Lachoudisch, oder Loschnekoudisch.

So wird „b“ zu „p“, „g“ zu „k“, „d“ zu „t“ und umgekehrt. Endungen werden von „-a“ zu „-e“ in Richtung Baden, Richtung Bairisch wird das Endungs„-en“ zu „-n“. In Loosdorf bei St. Pölten kann man die österreichische Variante des Jenischen hören, bzw. lesen.



## „Jenisch“ im Süddeutschen Sprachraum – Spuren in meiner Umgangssprache

Wort	Übersetzung	Analogie	Vorkommen
Aale	enge Umarmung, Wange an Wange		E
abkratzen	fortgehen	sterben	I, N
acheln *)	essen	spachteln?	B, E, F, G, I, J, O
Affa	Affe	Rausch	B
ahschmiere	ansmieren, betrügen	Mit dem bisch ohgschmiert!	B
anschmuse	anwerben	Schmuser für Hochzeitswerber (bayr.); schmuse für lieblosen; Gschmuser = Werber, Kunden- zuträger im Pferdehandel	A, B, N, O
auskocht	ausgekocht	durchtrieben, klug, listig	B
Bache(r)l	grober Mensch	auch: Bub	A, D, E
bachen	hauen, schlagen	I bach (bäp) dr glei eine!	E
Baitz, Beize, Beis Boß, Juschbes	Haus, Wirtshaus	Beize, Kneipe, Wirtshaus; Beth (jidd.)	E, D, F, G, I, J, N, O, Q, S
Baitzer	Wirt	Baitzers Moss = Wirtsfrau	s. o.
baldobra	auskundschaften	ausbaldowern	B, J
b'schummeln	betrügen	schummeln, beschummeln	G
Baradebl, Debel *)	Gott		B, E
Baradeiser	Tomate	Paradiesapfel	B
Barras	Armee	Militär, auch Kommissbrot	B, E
barda *)	umwickeln	Des barded! Ja, das passt! Des battet!	B
barlen, baalen *)	reden	parler (frz.)	D, I, Q
bäbba	schlagen, eine runterhauen	Siehe bachten!	B, G
Bämull(e)	Idiot	etwas einfältiger Mensch, Bähmulle Vielleicht identisch mit dem Nachfol- genden!	B, E
Behéjme *)	Vieh (hebr.)	Beheime: Dummer, auch träger oder langsamer Mensch	F, O
Bembes	Pfennig	Bimbis, Geld	E
Benk, Bengges *)	Mann	Bink oder Pink; feiner Pinkel; pinkeln	B, C, D, E, G, J, N
beschickert	beschöchert, betrunken	Siehe: schikkerig	I, N, O, Q
betucht, beduechd	reich	vermögend	B, F, G, J, N, O
Betza(m), Bätzom *) Hätz	Ei	Bizemml	B, E, F, G, I, O, R

Wort	Übersetzung	Analogie	Vorkommen
bigga, bigge *)	bicken, picken	essen	B, E, S
Biggerzopfer *)	Zahnarzt	Zähnszieher	B
bieberisch *) biwarisch, biwan	kalt	bibbern, frieren	B, D, E, G, J
Bla(e)mb(er), Plamp, Plem(p)	Bier	Blämbel; Blämber auch für Orden oder Ansteckzeichen	B, E, N, P, R, S
blächa	blechen	bezahlen	B
blangg, bludda bl.	blank	leer, ganz ohne Geld	B
Boeniegl *)	Nikel, Teufel	Beinnickel, Boandlkramer (bayr.) = Tod	A, B
boggla	gehen	herumstolpern	G
bozgert	etwas Verbotenes tun	verbozgert	E, G
Breitfuß *)	Gans oder Ente		I, L, N
Breithart *)	weite Heide		I, L
Brezed	Rausch	Het der e Brezel im Gsicht!	E
Bschiderich *)	Amtmann	Bescheid!	I
bucklen	arbeiten	Buckel?	E
Bulver	Pulver	Geld	B
Butz, Betz		Polizist, Butzemann; Butzeilmann auch für Penis	B, E, S
Butzele	Kleinkind		B, E, I, Q
Butzen	Nasendreck	Popel, Kerngehäuse eines Apfels od. Birne	B, E
butzen, buzza	hauen, schlagen	I butz dr glei eine!	B, E, G
Bux, Boxn	Hose	im Rheinland; auch in unserem Sprachraum	D, G, K, N, R, S
Chrom	Mitbringsel	Krom, Kram; Krämer	E
daba	machen	odobe – anfassen	G
Dambes	Rausch	Dampf	B, E
Dallinger *)	Henker		I, N
Daub	Hand	Du dei Dobe do weg!	B, G
Däätz, Dez	Kopf	tête (frz.)	B, N
dibera, dibern, divern	reden, sprechen	döbern, herumdübern	B, E, G, J, N, R, S
dibbla	dibbeln	wandern; tippeln; Toppelbruder	B, J
dormen, duima, durmen	schlafen	dormir (frz.); dürmelig, schwindlig	B, D, E, G, S



Wort	Übersetzung	Analogie	Vorkommen
Doegaff	Teigaff, Bäcker	Deigaff; verhält sich unmöglich. dagef; jidd.: gut angesehen dagoff: gesund, stark	B, F, G, O, J
dudle	trinken	Der isch ganz sche bedudelt!	E
dufde doff, toff, tof	schön, gut, lieb, sauber, gesund;	Dufte, wa? Berlinerisch; massel toff = viel Glück; jidd.	D, B, F, G, J, N, O, S
Dufd *)	Kirche	auch: difdle, difftel	B, D, E, F, G, I, J, S
Dufdschaller *)	Dufdschaller	Kirchenchorsänger	B, G, J, N, S
Dullo	Rausch	Dalle, Dambes	F, E, G
dupfen, tupfen	stechen	auch für schlagen	B, D, E, S
durmelich	schläfrig	dirmlig, schwindlig	D, E
Dolman, Tholman *)	Galgen	Dallinger = Henker	I, N, Q
Dschai *)	Tschai	Mädchen, Frau, Tochter	B, E, J, N, P
Fähnle, Fetza	Kleid	dünnes, leichtes Kleid	B, E
fechten	fechten	betteln; auch ditzen	L, B
ferben *)	betrügen		L
fetzen	Holz bearbeiten, schneiden, machen	herumfetzen, Gassenfetzter	B, G, I, J
figga	reiben		B
Fiesel	Mann, Kerl; auch Freier	Fiesling: Ein schlechter Kerl Ne fiese Möp! (Köln)	B, E, G, J, K, N, O, S
Flebbe(n), Lappen	Ausweis	Fleppen für Ausweispapiere, auch für Geld	B, D, E, G, J, N
Flossa	Hand	Du dei Flosse do weg!	B
flosseln *)	bruntzen, ertränken	urinieren, auch für weinen	B, D, E, G, I, J, L, S
focheln, fackeln	schreiben	Da wird nicht lang gefackelt!	D, B, E, N
Fuusel	Fusel	Schlechtes Getränk	B
Gackenscher *)	Huhn		I, Q
Gadsch(i), Gatsche	Menschen (Nichtjenische)	Gadsch: für gering angesehene Menschen, für Sesshafter	B, D, E, N, R
gäbele machen	ohne Sinn machen	Mach kei gäbele! Ätschegäbele	E
Galch, Gal(l)ach, Goloach*)	Pfarrer, Pfaffe	Galler (jidd.)	B, D, F, I, J, N, O, P, Q, R, S
Galachschiggse *)	Pfarrersmagd		B, N
Galm(e) *)	Kind		B, E, N, R, S
Galmeguffer *) Dufder	Lehrer	wörtlich: Kinderschläger	B, E, P, S

Wort	Übersetzung	Analogie	Vorkommen
Gamisse	Hemd	Sonst: Staud oder Hanfstaud; chemise (frz.)	S
gannefe *) (jidd.)	stehlen	Ganove	F, J
Gfrieß	Gefrieß	Gesicht	B
Gfenggelder *)	Gefinkelter, Gfunkata	Branntwein, Kognak	B, D, N, S
Gigges *)	Gickes	Schnaps	B
Giggl	Gitzling, Gipfel	Brotanschnitt, ä gitzle Brot = ein kleines Stück Brot	B, I, Q
gladd	glatt	sauber, gut, hell	B
Glefere	Depp	Gleferi, Halodri	E
Gleis, Glis *)	Milch	gleißen	B, D, E, I, J, Q, R
Gleißdrambel *)	Kuh		s. o.
glitz	klein	glitzeklein	B
Glucker	Goldstücke	Glunker	E
Glucker	Hoden	Glicker	E
Gluf	Nadel	Hexeguf (Sicherheitsnadel)	E
Glufd	Kluft, Glufzge	Kleidung, Uniform	B, J, M, R
Glufer	Schneider		N
Glufemichel	diensteifriger Mensch		E
Grabbagautscher *)	Grappekautschert	Most; übersetzt: ausgepresste Krähe (Nachtkrapp)	B
Grätza, Grädda, Zaina	Krätze, Zeine	Rucktragekorb, Weidenkörbe	B, J
grandig	groß	grandiger hoh = großer Gott	B, E, S
Grantner	Veitstänzer		L, Q
griffle	anfassen, begrapschen	Du do dei Griffel weg!	D, E, I, J, S, Q
Griffling	Finger, Hand	s. o.	s. o.
Grind, Grend	Kopf	Hornisgrinde	B, E
gromen *)	kaufen	Siehe: Chrom, Kram	E
Groaniggel	Gronikel	Schwein	B, E, J
gsheard	bäurisch, dumm	Bist fei gschert! Gscherter Hamml! (bayr.) Person, nicht den Koflern (Abdeckern) zugehörig.	A, B, C, N
guffa	guffen, goffen	puffen, knuffen, schlagen	B, E, I, J, Q
Guffermente *)	Ohrfeige	Guvernante?	E



Wort	Übersetzung	Analogie	Vorkommen
Gugommer	Gugummer	Gurke	B, J
gwand *)	gut, schön, lieb, viel	gwanda schei = guten Tag	B, D, J, P, R
gyler	Landstreicher	gail = super; auch: geschlechtlich erregt	L
Hadrlomp	Haderlump	Falschspieler, Lump	B
Hanewackel	Penis	Übernamen!	E
Hausknochen	Hauschlüssel	Knochen = Mehrfachsechskant-schlüssel für Fahrrad	E
Hefd	Heft	Dorf	B
Härdlengsnibbler *) Hirtlingsbuckler	Härtlingsknippler	Herdling, Härtling, Hirtling = Messer; Gnibbler = Arbeiter Messer- oder Scherenschleifer	B, D, J, S
Hoaraboog, Haarbogen, Hornigel, Horboge *)	Kuh	Hornbock	B, C, E, I, Q, S
Houtz, Hauz *)	Bauer	Hotzenwald	I, N, Q
Hugg, Hugge *)	Hucke; altes Haus	Die Hucke voll kriegen!	B
Iltis	Stadtscherge	Polizist	I, Q
jenisch	klug, wissend, gescheit	jänisch, auch für unberechenbar zornig	B, J, N, E
Jenisch	Geheimsprache fahrender Händler		B, N
Joche	Weste	Jacke	E
Jole, Joham, Jolli Jajemm, Jaiim *)	Wein	Jole schwächen = Wein trinken. Jol auch für Most.	B, E, J, N, O, Q, S
jona, jonen, junen *)	spielen	Jauner, Gauner (vielleicht auch von Ganev, Ganove), Johner = Musikant	B, D, I, L, N, Q
kabore/kappore	kaputt	kapores, kaputt	E, N
Kaff, Kaaf	Dorf	kleines Dorf	B, F, N
Kaffer	Dummkopf, Bauer	Meist als Schimpfwort. Zulukaffer	B, E, J, S
Kafler, Caveller *)	Kofler, Schinder, Abdecker, Henker	Kafler Machones = Schindersknecht	C, E, I, N, Q
Kärch, kärchlen	Auto fahren	rumkärchle	E
Katschemm	Kaschemme	Wirtshaus, Kneipe	N, R
kiebitza	kiebitzen	Beim Kartenspiel mit unlauteren Absichten zusehen.	B
Kibbe macha *)	Kippe	Teilen; Halbe-halbe machen; fifty-fifty	B, F
Klant, Klunte, Glonde	Dirne, Hure	Kluntn	D, E, L
Klebiß, Gläab *)	Pferd	Klepper	B, I

Wort	Übersetzung	Analogie	Vorkommen
Knast	Strafe, Haftzeit, Gefängnis	Knastrologe = Knastbruder	N
knobeln	würfeln		N
kochem	klug	Cochem loschen = kluge Sprache Choochem, ein Gescheiter, ein Kluger	B, E, F
kochem schmusen	Jenisch reden	schmusen für sprechen; schmusen auch für liebkosen	B, E
Kohl	Lüge	ankohlen, verkohlen	B, E
Kohldampf	Hunger		B, N
kohlen	lügen	verkohlen; siehe Kohl	B, E, J, O
Kolben	Nase	Die alten LötKolben waren sehr klobig!	B, E
kotz	reich, reicher, Angeber	Großkotz	B
krallen	klauen		E
kritzlen	schreiben		E
Lapp(e)	Mund	Halt dei Labb! Auch für Ausweis-papiere.	B, E, Q
lau, laaf, loe	nichts, schlecht	vor lau (für umsonst)	B, E, F, J, K, N, O
leck, lätz, lesch	schlecht	Oh leck, oh leck!	B, E, N
Le(c)hem, Leam, Leem, Laeechen *)	Brot	Leamschupfer = Bäcker	B, D, I, J, O, Q, R, S
lensen, linschen	sehen	linsen. Lins mr nit in d'Kardel!	B, D, E
letz	verkehrt, schlecht, ungeschickt	Oh letz am Bändel!	B, E
Löale *)	Nachwächter	Laile = Nacht	B, E
löden	trinken, saufen	Einen verlöten.	B, E, N
Lobe, Lowe, Labe *)	Geld	Lobirieber = Geldbeutel	B, D, E, H, J
loschen	sprechen		E
loschoren, loosa, losen	hören, zuhören, aufpassen, aushorchen	Etz los emol a wenig zua! (bayr.) Lôser = Ohren; Lauscher	A, B, E, J, O, S
Loschnekaudisch *)	Geheimsprache der Viehhändler	Loschen kaudern = fremde Sprache	N
LötKolben	Nase	Siehe: Kolben	E
Lui, Loi	Zuhälter	Lude	N
Madrela, Matrele *)	Kartoffeln		B, E, P
Màkes (jidd.)	Fehler	Eine Macke haben.	F
malochen (jidd.)	machen	Arbeiten, Melooche (jidd.)	B, F, N, O
Manisch *)	Zigeuner		E, B, N



Wort	Übersetzung	Analogie	Vorkommen
manschen	essen	rummanschen, eigtl. herumkneten manger (frz.)	B, E
Massel	Glück	Schlamassel; massel tov	B, O
massig, massik	arg (Verstärkung)	massing = schlimm	B, D, E
mau	bedenklich, erfolglos	Des isch mau.	B, E
Medine (jidd.) *)	Platz, Land	Schopflocher Medine = Fasnachts-gesellschaft	F, J
meschugge (jidd.)	verrückt, unsinnig		B, F
Mores	Angst	Ich werde dir Mores lehren! (Sitte, Anstand)	B, E, I, S
Moos, Mäuse, Meß	Geld	Kies, Schommes, Kohle, Knete, Bimbis	B, I, N, Q
Mössle, Messle, Model *)	Mädchen		B, J, M, N
Moß *)	Frau	Musch (Loosdorf)	B, D, E, M, P, R, S
Muff	Geruch, Gestank	Do geht dr Muffe! Für Angst haben.	B, E
muff(e)n	stinken, riechen	Es muffelt. Er isch mufflig	B, D, E, J
Naile, Laile *)	Nacht	Loale = Nachtwächter	B
nobis, noppi *)	nicht	nowes	B, D, E, J, S
pfladeren	waschen	rumpfläddere, rumspritzen	B, E
pfuusa	pfusen	weinen, heulen; auch für Zischen von Luft	B
Plamp, Blemb	Bier	Plämpe für schlechtes Getränk	B, E
plattln, Blatta macha Plæte poschten	Übernachten im Freien	Platte machen; Platte putzen; Nicht-seßhafte	B, D, S
Quien, Qui, Gwie, Kwi*)	Hund	chien (frz.), Keileff, Kieleff	C, D, F, I, O, Q
Quiengoffer *)	Hundeschläger	Tätigkeit von Abdeckern	I, Q
Rachenputzer	Schnaps		E
rackere	sprechen		N
Raklo *)	Junge	Racker	E
Rantz, Rande	Sack	Rantzen	B, E, I, Q
Reibach (jidd.)	Rebach, Reifich	Gewinn, Nutzen	B, F, J, O
Riabis, Kiebes, Giwes	Rübe, Kopf, Kabas	Ribbeleskopf	B, E, I, J, Q, S
Riebling *)	Würfel	Rübling	I, L, N, Q
Roches	Zorn, Rouches	Der het en Rochus ghet!	N, O
road *)	rot	rot, faul, falsch, gaunerisch	B

Wort	Übersetzung	Analogie	Vorkommen
Roadwälsch *)	Rotwelsch	Gaunersprache. Rotes Gewälsche.	B, L
Sänftel, Senft *)	Bett	Soaft, Sonft, Senfftrich	B, D, E, I, J, Q, S
schalu	verrückt, närrisch		E
schachra, vrschachra	Handel treiben	verschachern; feilschen	B, O
schetteren	lachen	Schätterbox (kicherndes Mädchen), Schätter (Kinderrassel)	B, E
Schicks(e) (jidd.) Schix	Frau (abwertend); Nichtjüdin	Schickse: für Hure, aufgetakelte Frau	B, D, F, N, S
schikker (jidd.)	beschickert	betrunken	B, F
Schlamassel (jidd.)	Unglück	Siehe: Massel	B, F
Schmerch	Zigarette	schmauchen	B, E
schmerchen	rauchen	schmurgeln, auch für braten oder kochen	E
Schmir	Wache	Schmiere stehen. D'Schmier: für Polizei	B, N
Schmu	falschspielen		B
schmusen, schmeun	plaudern, schwatzen, erzählen	Schmuser – Hochzeitswerber	A, D, E, F, O
schnieren, schniera *)	hencken		B, I
schnurn	betteln	Schnorrer; schnerra, auch für stehlen	B, D, J
schochern, schöchern, schwächen *)	trinken	Johle schwächen = Wein trinken	B, D, I, J, Q, R, S
Schöchelboß , Schocherbeth *)	Wirtshaus	schwächen = trinken; boß = Beiz	L, Q
schofel (jidd.)	schlecht, wertlos, gemein	schofel für unhöflich	B, E, F, O, P, S
Schond, Schund	Schmutz, Kot	Schund	B, D, E, J
Schumbolle *)	Kartoffel	Schundboin (Loosdorf)	D, E, S
Schratzerl	Kind(er)	Schratzn	A, B, D, J, N
schukker, schugger	hübsch, angenehm	schick	E, R
sefeln *)	scheissen	befehlen = bescheissen	I, L, Q
senga	singen	gestehen	B
spachteln	essen		N
spannen, schbauna, spauna	sehen, aufpassen, beobachten	Spanner	B, D, E, P, S
Sprade *)	Stock		B, E



Wort	Übersetzung	Analogie	Vorkommen
Sprauß *)	Wald, Holz, Brennholz	Spreisel, Holzsplitter, Spraußfetzter	B, E, J, N
Staud, Hanfstaud *)	Hemd	Staun (Loosdorf)	B, D, E, I, J, Q, S
Stehr *)	Handelsreise, streunen herumstreunen	Uff d'Stehr gehen (Flößer); uff d'Roas gehn	B, E
Stenz, Schdenz	Zuhälter	herumstenzen; aufgetakelter Mann	B, E
Sterzer	Landstreicher	Landstörzer (17. Jhdt.)	E
stibben	betteln	stibbizen	N
Stift	Lehrling		N
strählen	kämmen		E
stromen	herumtreiben, gehen, laufen	Stromer	B, E
Stuss (jidd.)	Spaß	Unfug, Dummheit	F, N
Suddlr, Bemslgwär	Maler, Pinselquäler	Sudeln für sündigen; er ist besudelt; auch für unschön schreiben.	B
Sudelmalochner	Färber		J
Terich *)	Land		L, I, N, Q
Tremens	Rausch	Delirium tremens	E
Ulme *)	Leute, Fremde		B, D, E, N
veralchen, alchen *)	gehen	Alch dich! = Hau ab!	L
vrkalfagdara	verkalfaktern	Schmeicheln, um auszuhorchen; Kalfaktor oder Schänzer = Helfer im Gefängnis aus der Reihe der Insassen	B
voppen, foppen	liegen; auch zum Narren halten	Sonst für betrügen; voppen und ferben = lügen und betrügen	L, I, Q
Wackes	Elsässer	Vogesen, Wasgenwald	E, N
Wäl(i)sch	fremd	Siehe: welsch	B, E
walzen	wandern	Ich bin auf der Walz...	B, N
welsch, wälsch	fremd	Romanisch, Welschkorn, Welschorte	B, E
wichsen	onanieren	Schuhe werden gewichst, d. h. mit Schuhcreme gepflegt und glanzgebürstet	N
wickeln, wiggla	essen		B, E
wurmen	ärgern		E
Zinken	Name, Geheimzeichen	Gaunerzinken. Auch für große Nase.	J, N
Zoares (jidd.)	Zores	Sorge, Not; auch für Hiebe oder Streit	B, F
zottlen, zopfen	stehlen	herumzotteln, en alte Zottli; zottel nit so rum (für langsame Gangart)	E, J, S

Und fast zum Schluss in schwäbischem Jenisch, der Oberberger oder Burgberger Nachtwächter:

### **Dr Oberberger Loale<sup>39</sup>**

„Lossad ulma, wärr ui gschmusa, osra glogg im deffdle dussa –  
achda isch dr schlag des herrn, achda schdragg en d saoft so gern!

Ond wenn neama, off dr schdrade, nobes benggis mit em schbrade –  
schall i zon dem dschaile nomm, modl glei isch ds naile romm!

Lauschad ihr bengges schwechad gwand, da gigges, johle on da blamb –  
wigglad brandleng, dufda budd, schwarza habr nei en d kudd!

Nao faggle i, em fonzel schei, uich mandesla, en d hugge nei –  
benshad baradebl noh, Muadr Gottes ond dem hoh!“

Wörtliche Übersetzung:

### **Der Oberberger Nachtwächter**

„Höret Menschen, werde euch erzählen, unsere Glocke in der Kirche draußen –  
Achte ist der Schlag des Herrn, achte liegt ins Bett so gern!

Und wenn niemand auf der Straße, kein Mann mit dem Wanderstab –  
Ruf ich zu dem Mädchen rüber, Mädchen gleich ist die Nacht herum!

Hört ihr Männer, trinket viel, vom Schnaps, Wein und Bier –  
Esset Kuchen, schön viel, Geräucherts hinein in die Kutte!

Dann leuchte ich im Lampenschein, euch Menschen in das Haus hinein –  
Betet großer Gott dann, Mutter Gottes und dem Herrn!“

### **Der Burgberger Nachtwächter<sup>39</sup>**

„Hört ihr Leut' und lasst euch sagen, unsre Glocke hat geschlagen –  
Achte ist der Schlag des Herrn, bald geht ihr ins Bett so gern.

Weil keiner kommt die Straß' entlang, kein Bettler und kein Wandersmann –  
Ruf ich mein Mädchen schnell herbei, bevor die Nacht ist gleich vorbei!

Hört ihr Burschen ihr sollt trinken, aber nicht im Bier versinken –  
Gute Kuchen lieber esst, und Gerauchtes nicht vergesst!

Nun leuchte ich im Fackelschein, den Leuten in ihr Haus hinein –  
Betet zu Gott an jedem Tag, Dank der Mutter Gottes sagt!“



## Geheimschrift

Ganz zum Schluss fällt mir wieder ein, dass ich in meiner Gymnasialzeit auch eine Geheimschrift mit einem Freund gepflegt hatte, die nachweislich rotwelschen bzw. jenischen Ursprungs ist: Sie lautete ma – le – fi – so – hu.<sup>40</sup> Man vertauschte in einem Schriftstück die jeweiligen Buchstaben, „m“ mit „a“ und umgekehrt. Mit den weiteren Buchstabenkombinationen verfuhr man ebenso. Wie es scheint, hat mich das Geheimnisvolle, unergründlich Scheinende schon immer interessiert.

Wenn Sie diesen Aufsatz bis hierher gelesen haben, werden Sie sicher auch etliche Worte in Ihrem eigenen Wortschatz gefunden haben, von denen Sie mit Überraschung feststellen konnten, welchen Ursprung diese bildreiche Sprache hat. Sicher ist es einer gewissen Romantik zuzuschreiben, dass die jenische Sprache gelegentlich noch gesprochen wird, außer in den Kreisen, in denen sie auch heute noch, für Außenstehende natürlich unverständlich, als internes Verständigungsmittel dient.

En gwanda schei, verehrter Leser! Noppi gadschi, jenisch baal!

Einen schönen Tag, verehrter Leser! Sprich nicht Deutsch, sprich Jenisch!

## Anmerkungen

- 1 Kluge, Friedrich: Rotwelsch; Quellen und Wortschatz der Gaunersprache; Straßburg, Verlag Karl J. Trübner, 1901. Reprint by Walter de Gruyter & Co. Berlin, 1987, S. 478.
- 2 Nach Wikipedia.
- 3 Train, J. K. von: Wörterbuch der Gauner- oder Diebssprache, 1833, Vorwort, Reprint-Verlag-Leipzig.
- 4 Johann Christoph Gottsched (\* 2.2.1700 in Juditten, Herzogtum Preußen; † 12.12.1766 in Leipzig, Kurfürstentum Sachsen) deutscher Schriftsteller, Dramaturg und Literaturtheoretiker.
- 5 Brant, Sebastian: Fußnoten in Nachdruck „Das Narrenschiff“ Quedlinburg und Leipzig, Druck und Verlag Gottfr. Basse 1839; Outlook Verlagsgesellschaft mbH Bremen.
- 6 S.o.
- 7 S.o.
- 8 S.o.
- 9 S.o.
- 10 S.o.
- 11 S.o.
- 12 S.o.
- 13 S.o.
- 14 S.o.
- 15 S.o.
- 16 S.o.
- 17 S.o.
- 18 S.o.
- 19 S.o.

- 20 Sammlung des Autors.
- 21 Danzer, Günter: Jenisch diebra in Oberberg. 2006, Wörterlisten S. 68 ff.
- 22 Harnisch, Rüdiger; Eichinger, Ludwig M.; Rowley, Anthony: „... im Gefüge der Sprachen“. Studien zu System und Soziologie der Dialekte. Festschrift für Robert Hinderling zum 60. Geburtstag. S. 123 ff.
- 23 Jansky, Franz: Die Jenischen in Loosdorf. Noppi Gadschi – Jenisch baaln. pdf-Datei; Internet.
- 24 Lützenhardter – Wörterbuch: Jenisch – Deutsch. webmaster@luetzenhardt.de.
- 25 Scheer-Nahor, Friedel: Jiddischdeutsch zwischen Kippenheim und Jebenhausen. Die Ortenau 2008.
- 26 Dreher, Rolf: Kleines jenesches Wörterverzeichnis. <http://www.rsleinzell.aa.bw.schule.de>.
- 27 Sammlung des Autors.
- 28 Hochhaus, Stephan: Rotwelsch – Die deutsche Gaunersprache – Eine künstliche Sprachbarriere Prüfungsvorbereitung zur Magisterprüfung; Ruhr-Universität Bochum, 2004.
- 29 Nierhaus-Knaus, Edith: Geheimsprache in Franken. 1973. – Das Schillingsfürster Jenisch. S. 21 ff.
- 30 Sammlung des Autors.
- 31 Brant, Sebastian: Das narren schyff. LXIII. Von Bettlern. Bibliotheka Augustana. <http://hs-augsburg.de-harsch/germanica/Chronologie>.
- 32 Ruch, Martin: Zeitungsartikel in Badische Zeitung, o.D.
- 33 Mangold, Peter: Rotwelsch-Datenbank. <http://petermangold.de/Lexikon>.
- 34 [www.medicine-schopfloch.de](http://www.medicine-schopfloch.de).
- 35 [http://www2.cityinfonetz.de/surige/page\\_jenisch.html](http://www2.cityinfonetz.de/surige/page_jenisch.html).
- 36 Schäfer, Walter, E.: Unter Räubern. 1996. Johann Michael Moscherosch; Soldatenleben, S 48 ff.
- 37 Werner, Johannes: Heimatbuch Landkreis Rastatt 1998, S. 172.
- 38 Danzer, Günter: Jenisch diebra in Oberberg. 2006, S. 43.
- 39 Siehe Endnote 1.
- 40 Siehe Endnote 3.

### Weitere Literatur:

- Avé-Lallemant, Friedrich Christian Benedict: Das deutsche Gaunertum. Erstauflage 1858–1862, Neuauflage 1998.
- Günther, L.: Die deutsche Gaunersprache und verwandte Geheim- und Berufssprachen. Reprint der Originalausgabe von 1919.
- Günther, L.: Die deutsche Gaunersprache. Train, J. K. von: Wörterbuch der Gauner- und Diebessprache. Reprint Area-Verlag, Erfstadt 2003.
- Wolf, Sigmund A.: Deutsche Gaunersprache. Wörterbuch des Rotwelschen. Helmut Buske Verlag, Hamburg 1985.
- Wolf, Sigmund A.: Jiddisches Wörterbuch. Helmut Buske Verlag, Hamburg 1986.



# Die Grablegen der Geroldsecker

Erik Vollmer

## Einleitung

Vor 26 Jahren verneinte Hermann Fautz in diesem Jahrbuch die Frage, ob „das Kloster Wittichen eine Grablege der von Hohengeroldseck“ gewesen sei.<sup>1</sup> Lediglich drei von ihnen, darunter zwei Klosterfrauen, wären dort bestattet. Nach ihm fanden die „meisten Herren und Frauen von Hohengeroldseck [...] ihre letzte Ruhestätte beim Kloster Schuttern“. Dort hätte die Familie das erbliche Vogtei- und Schirmrecht besessen. Wittichen war damit ausgeschieden. An Hermann Fautz konnte nicht gezweifelt werden, war er doch die Autorität für die Geschichte des hinteren Kinzigtales.<sup>2</sup> Im Übrigen wurde in den vielen Darstellungen über die Geroldsecker<sup>3</sup> allenfalls beiläufig und meist nur für einzelne Angehörige der Familie erörtert, wo sie bestattet worden waren. Zuletzt hielt Bühler die Frage, wo ihre Grablege sei, für ein „weiterhin ungelöstes Rätsel der Geschichte“<sup>4</sup>.

Vor dem 13. Jahrhundert wurde ihr Name nur drei Mal erwähnt,<sup>5</sup> weshalb ihr Aufstieg nicht nachvollzogen werden kann. Sie waren schon mächtig, als sie in die Geschichte eintraten,<sup>6</sup> und sie gehörten dem Hochadel an. Sie waren nicht verwandt mit der Familie gleichen Namens aus dem Elsass, die meistens als „von Geroldseck am Wasichen“ bezeichnet wird, und deren Burgen als Ruinen bei Zabern stehen.<sup>7</sup>

In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gab es zwei Zweige der Familie, die nicht immer unterschieden werden können:

1. Geroldseck, mit gleichnamiger Burg, zunächst auf dem Rauhkasten, später auf dem nahen Schönberg, deren Ruine heute als „Hohengeroldseck“ bezeichnet wird.<sup>8</sup>
2. Diersburg (Tiersberg) mit Burg gleichen Namens, im hinteren Teil des Talbachs, etwa 1,5 km südsüdöstlich von Hohenberg-Diersburg,<sup>9</sup> erloschen 1279.<sup>10</sup>

Vor allem die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts brachte der Familie reichen Ertrag. Sie war in dieser Zeit immer auf der richtigen Seite gestanden. Macht und Ansehen der Geroldsecker erreichten 1260 ihren höchsten Punkt, als Walther (3) zum Bischof von Straßburg erhoben wurde.<sup>11</sup> Der Niedergang begann 1262 nach der Schlacht von Hausbergen. Ein Teil der Familie

war gefallen, der Bischofstuhl verloren, der Einfluss im oberen Elsass geschwunden und das Ansehen geschädigt. Im Übrigen blieb aber der Besitz erhalten<sup>12</sup>, der sich von Sulz am Neckar bis nach Reichshofen im Elsass erstreckte und zu dem auch die Kastvogteien über die Klöster Ettenheimmünster und Schuttern gehörten.<sup>13</sup> Ein Erfolg gelang 1271, als Heinrich (3) sich in zweiter Ehe mit Agnes von Veldenz verheiratete. Aber die Herrschaft über ihre Grafschaft bewirkte, dass die Nachfahren zu weit weg waren und aus dem hiesigen Gebiet verdrängt wurden. Sie bleiben in dieser Arbeit deshalb unbeachtet. Nach dem Tod von Walther (2), dem Vater des Bischofs, blieben einige Besitzungen und Rechte gemeinsam. Ansonsten wurde geteilt zwischen der Unteren Herrschaft, die sich ab 1324 von Geroldseck zu Lahr nannte, und der Oberen, die später Hohengeroldseck hieß. Von ihr spaltete sich 1304 die Herrschaft Sulz ab. Die Untere Herrschaft wurde 1426 an den Grafen Johann von Moers-Saarwerden vererbt.<sup>14</sup> Der hohengeroldseckische Zweig der Familie beharrte aber auf der ideellen Gesamtherrschaft, was zum sogenannten Geroldsecker Krieg führte. Als er 1434 beendet wurde, waren alle Beteiligten wirtschaftlich ruiniert. Die hohengeroldseckische Linie, die allein übrig geblieben war, erreichte 1486 ihren tiefsten Punkt, nachdem der Pfalzgraf ihre Burg erobert hatte. Nach dem bayerisch-pfälzischen Erbfolgekrieg ging es wieder aufwärts. Fast alles wurde wieder erlangt, sogar die frühere Herrschaft Sulz, die aber 1534 wieder verloren wurde. Im gleichen Jahr musste das eigene Gebiet von Österreich als Lehen angenommen werden.<sup>15</sup> Hundert Jahre später starb Jakob von Hohengeroldseck und Sulz,<sup>16</sup> und mit ihm erlosch der Name.

### Quellenlage

Das Rätsel um die Geroldsecker Grablege wäre schon längst gelöst, wenn die Quellenlage besser wäre. Aber nur noch eine einzige Erinnerung an einem geroldseckischen Grab ist übrig geblieben. Ein bronzenes Epitaph im Chor der Pfarrkirche von Sulz am Neckar berichtet von Gräfin Anna von Lindow-Ruppin, der Frau Gangolfs (1), und von ihrem Sohn Walther (18), beide verstorben im Jahre 1528.<sup>17</sup>

Die schriftlichen Quellen berichten nur spärlich über Begräbnisse.

Umfassend sind die Stammtafeln von Christoph Bühler,<sup>18</sup> die seine Beiträge zur Familiengeschichte<sup>19</sup> fortführen. Diese berichten ab den ersten Nachrichten bis zum Ende des 15. Jahrhunderts und führen 87 Geroldsecker an ohne die eingeherrschten Männer und Frauen. Die Stammtafeln decken den gesam-



ten Zeitraum ab und enthalten 112 geroldseckische Namen. Sie sind Grundlage dieser Untersuchung.

Die Sulzer Linie wird dargestellt von Hans-Peter Müller.<sup>20</sup> Benannt werden hier 22 Männer und 12 Frauen, die Eingehirateten sind nicht mitgezählt.

Unter der früheren Klosterkirche von Schuttern fanden von 1971 bis 1976 Ausgrabungen statt. Sie sind noch nicht endgültig ausgewertet.<sup>21</sup>

Einige Quellen sind nicht mehr vorhanden:

- Die Archive der Klöster Ettenheimmünster und Schuttern gelangten nach der Säkularisation in das Generallandesarchiv Karlsruhe. Die Anniversarienbücher beider Abteien sind aber seither verschollen.<sup>22</sup>
- Das Klosterarchiv Wittichen befindet sich in der Abteilung Ecclesiastica im Historischen Archiv des Fürstlich Fürstenbergischen Archivs zu Donaueschingen. Es enthält keine Unterlagen zu der Frage, wo die Geroldsecker begraben wurden.<sup>23</sup>

### Grablegen, allgemein

Die Sorge um das eigene Seelenheil und um das der Angehörigen veranlasste den Adel im Mittelalter, Hilfe vor allem bei geistlichen Gemeinschaften einzufordern. Deren liturgisches Gedenken fand statt an den Altären und an den Gräbern in den Kirchengebäuden und es wurde regelmäßig wiederholt. Es wurde zur Grundlage für die Memoria des Adels. Diese Erinnerung unterschied den Adel von anderen Gruppen der Gesellschaft und begründete ihn. Das ist derzeit Allgemeingut der historischen Forschung.<sup>24</sup> Das Ergebnis kann als kurze Formel ausgedrückt werden: Familiengrablege und Memoria bedingen und verstärken sich wechselseitig und sind konstitutiv für den Adel des Mittelalters.

### Grablegen von Geschlechtern aus der Umgebung

Diese Aussage wird bestätigt durch einen Blick in die Umgebung. Die adeligen Häuser, die dort herrschten, hatten Familiengrablegen:



*Bronzeplatte des Epitaphs der Gräfin Anna von Lindow-Ruppin und ihres Sohnes Walther (18) von Hohengeroldseck im Chor der Stadtkirche von Sulz am Neckar.*

- Ab 1093 war St. Peter das zähringische Hauskloster. Hier wurden die meisten Familienangehörigen begraben, auch wenn deren sterbliche Überreste aus anderen Grabstätten oder entfernt liegenden Sterbeorten überführt werden mussten.<sup>25</sup>
- Die Markgrafen von Baden hatten ihre Grablege zunächst in Backnang, ab 1245 in der Fürstenkapelle des neu gegründeten Klosters Lichtenthal<sup>26</sup> und vom 15. Jahrhundert bis zum Aussterben der Baden-Badener Linie in der Stiftskirche in Baden-Baden.<sup>27</sup>
- Graf Heinrich von Fürstenberg wurde 1337 im Dominikanerinnen-Kloster Maria-Hof bei Neudingen in der Baar beigesetzt. Es wurde zum Hauskloster und war bis 1586 die Grablege.<sup>28</sup>
- „Die ortenauischen Herren von Windeck, welche seit Anfang des 13. Jahrhunderts urkundlich erscheinen, und deren Mannstamm im Jahre 1592 [...] erlosch, hatten ihre Grablegen theils in der Kirche der Abtei Schwarzach, deren Schirmvogtei sie [...] führten, theils in den [...] Pfarrkirchen zu Ottersweier, Kappel und Bühl, deren Patrone und vielfache Wohltäter sie waren, theils wohl auch in ihren Burgkapellen auf Alt-und Neuwindeck.“<sup>29</sup>
- Berthold von Eberstein stiftete 1148 das Kloster Herrenalb. Seine Familie hatte hier eine repräsentative Grablege.<sup>30</sup> Sie wurde bis 1457 genutzt, auch nachdem die Vogteirechte an den Markgrafen von Baden gelangt waren. Die Ebersteiner schufen danach eine neue Grablege in der Gruft der St. Jakobskirche in Gernsbach.<sup>31</sup>

## Personen

### Geroldsecker insgesamt<sup>32</sup>

An der Geroldsecker Memoria, verkörpert durch ein Begräbnis in einer Kirche und einem Grabmal oder Epitaph, konnte nur teilhaben, wer zur Familie gehörte, also „von Geroldseck“ oder „von Tiersberg“ hieß. Diese Namen trugen, oder es waren angeheiratet:

Geroldsecker	124
Ehefrauen von geroldseckischen Männern	38
Ehemänner von geroldseckischen Frauen	29
	<u>191</u>
Ausscheiden aller, die nicht in Familiengräbern zu beerdigen waren	<u>– 126</u>



- Alle geroldseckische Frauen, die verheiratet waren und deren Ehemänner, zu deren Häusern sie gehörten. Begräbnis und Memoria richteten sich für die Frauen nach den Verhältnissen, in die sie durch ihre Heirat eingetreten waren und nicht nach denen ihrer Herkunft.
- Ehemänner von geroldseckischen Frauen – 29
- Geroldseckische Frauen – 27
- Anna von Zimmern schied als Witwe eines Geroldseckers durch abermalige Heirat mit Jakob von Bern<sup>33</sup> aus der Familie. – 1
- In dieser Arbeit wird die Veldenzer Linie der Geroldsecker nicht betrachtet. – 7
- Alle verbleibenden Geroldsecker im Dienst der Kirche oder einer kirchlichen Gemeinschaft. Ihre Totensorge oblag den Pfarreien, Klöstern oder Domkapiteln.
- Geroldseckische Männer mit geistlichen Ämtern – 14
- Geroldseckische Frauen in geistlichen Gemeinschaften – 14
- Nichteheliche Kinder und ihre Abkömmlinge, soweit sie nicht Geistliche oder Nonnen waren. Sie gehörten nicht zur Familie und wurden deshalb nicht in der Familiengrablege beerdigt und in die Memoria aufgenommen. – 9
- Hans (6), der letzte Herr zu Sulz, war nicht standesgemäß verheiratet und zudem völlig verarmt.<sup>34</sup> Er und seine Söhne mussten deshalb auf die Herrschaft verzichten und von einer geringen Leibrente leben.<sup>35</sup> Das war mit adeligem Selbstverständnis nicht vereinbar. – 8
- Diebold (2) verlor 1486 im Krieg gegen die Kurpfalz alles, was er noch an den Hohengeroldseckischen Landen hatte.<sup>36</sup> Er starb 1499 in Reinsberg bei Säcking, vertrieben und in Armut.<sup>37</sup> – 2
- Fünf Geroldsecker verloren ihr Leben in Kriegen weit auswärts. Falls sie überhaupt identifiziert wurden, so konnten ihre Leichen wegen der großen Entfernungen doch nicht in die Heimat verbracht werden. – 5
- Von neun Geroldseckern ist außer den Namen nicht viel bekannt. Man muss annehmen, dass sie alle noch als Kinder verstarben und deshalb nichts zum Erhalt und zur Ehre der Familie beigetragen hatten. Außerdem konnten sie in so jungen Jahren nicht sündigen, weshalb

sie im Stande der Gnade verharret hatten und sich nach dem Tode der Anschauung Gottes erfreuten. Sie bedurften keiner Fürbitte, weshalb ihrer auch nicht gedacht werden musste.<sup>38</sup> – 9

Die erste Ehefrau von Walther (8) ist nicht weiter bekannt.<sup>39</sup> – 1

### Nachgewiesene Beerdigungen in Familiengräbern

Von ursprünglich 191 Personen bleiben 65 übrig, die einen Platz in einer geroldseckischen Grablege erhalten haben könnten. Nur für wenige von ihnen gibt es die entsprechenden Nachrichten oder gar Nachweise:<sup>40</sup>

Heinrich (2) von Tiersberg/von Geroldseck. † 1253. Aus einer Urkunde seines Enkels Ludwig lässt sich sein Begräbnis erschließen: „Es geht aus der Urkunde [von 1279] hervor, daß die Voreltern des Ludwig von Diersburg in Schuttern begraben waren.“<sup>41</sup>

Walther (2) von Geroldseck. † um 1276.  
Heilika von Mahlberg-Finstingen. † 1259.

Er stiftete auf letztwilligen Wunsch seiner zweiten Ehefrau Heilika von Mahlberg-Finstingen das Kloster Lahr, wo beide auch bestattet wurden:

*Walther ... Sun hat zu gemahel gehapt ein Grävin von Malberg mit deren ist die Graffschafft Malberg ann die Herrschafft Geroltzeck komen, die hat im geboren drey Sune Heinrich Walther und Hainrich. Die gemelt sin gemahel ..... lugt zu Lar begraben.<sup>42</sup> Walther obgemelter Dreyer bruder vater .... Er ist ain Stifter und ein anfaenger gewest des Closters zu Lare sodann yetzt ein Stifft ist Und gestorben Dausend zwayhundert sibentzig siben ior Luegt in dem Closter oder Stifft zuo Lare begraben.<sup>43</sup> In der dasigen Stadtkirche ist noch heut zu Tage das in Stein gehauene Wapen von Geroldsek und Mahlberg in derjenigen Gestalt anzutreffen, welche die hier gegenüber stehende Zeichnung zu erkennen giebet,<sup>44</sup>*

Hermann. † 1264.

Für ihn gibt es nur einen Hinweis in der Chronik von Schuttern:

*Scriptura haec in lapide cernitur subselliis laicorum proximo. Anno domini VII. idus martii obiit Hertmannus nobilis dominus de Tiersperg.*



*Geteütscht dargegenüber: Als man zahlt nach der gepurt Christ 1264, am 9. tag des Mertzens, ist gestorben und hier begraben der edel junckher Hartmann von Thiersperg.<sup>45</sup>*

Zwei nahe Verwandte des Bischof Walther (3) von Geroldseck fielen in der Schlacht von Hausbergen 1262:

Heinrich von Tiersberg, sein Vetter, Kastenvogt des Klosters Schuttern, und

Hermann (1), sein Bruder, Landvogt des Elsass.

Dessen Schicksal wurde, schon aufgrund seiner Stellung, vor allem von den elsässischen Quellen geschildert. Die rechtsrheinischen Berichte hielten dagegen vor allem die Erinnerung an Heinrich von Tiersberg wach. Die Chronik von Schuttern berichtete über ihn:<sup>46</sup>

*44. [...], bei diesem Aufruhr wurden 60 Vornehme getötet, unter denen auch Walthers Bruder war, [...]. Hernach verharrte er in tiefer Trauer, [und] Walther verstarb am Aschermittwoch, der Schmerz brachte den frühen Tod. Das erwähnte wilde Gefecht war im Jahre 1262. Die Zeit seines Todes [war] 1263 am 12. Februar. Er hatte ein Grab in Dorlisheim, [in der] Johanneskirche, bei Molsheim, neben dem Grabmal seines Bruders Hermann. [Einige] versichern freilich, dass dieser mit Heinrich von Tiersberg, in derselben Schlacht niedergehauen, im Schutterner Kloster begraben wurde. Dieser Vierzeiler, eingehauen am Grabmal, ist zu lesen auf der Seite des Umgangs neben dem Herrengrab:*

*Sunt anni Christi decies sex mille ducenti  
et duo, dum dominus Henricus, nobilis, idus  
octavo mensis martii cadit ictibus ensis,  
de Tiersberg dictus, hic sit tumulus benedictus.*

In den Annalen wird seiner erinnert:

*anno domini 1262. VIII. idus martii Henricus de Tiersberg et Hermannus de Gerolsecke cum aliis 40 in conspectu urbis Argentinensis pro ecclesiae defensione occisi sunt.*

*Geteütscht von dem Stein gegenuber, so under dem gestül liget. Als mann hatt getzehlt nach Christi gepurt 1262 jahr, am 8 tag des Mertzens, ist der junckher Heinrich von Tiersberg mit sambt herr Herman von Geroltzecke und anderen 40 herren von der kirchen wegen zu Strasburg vor der statt Strasburg erschlagen worden, und ist allhie begraben.<sup>47</sup>*

Bei Hermann (1) wurden die Verstümmelungen geschildert, weshalb seine Leiche nicht erkannt und zunächst in eine Grube

geworfen worden war. Ein ehrenvolles Begräbnis in Dorlisheim hatte er erst einige Tage nach der Schlacht erhalten:

*hern Herman, den lantfoget: [...], wan er was erschlagen, un was also sere verwundet under sime antlitze, un gestummelt an henden und fueszen, daz man in nüt erkante under den andern toten, do man sùe nacket ufhube von dem velde, un(d) sùe zu grabende furte gen Doroltzheim. Un do man die andern mit weinende begrup, do wart her Herman von Geroltzecke in ein loch geworfen: wande man sine nüt bekennen mohte, do wende man, er were ein burger von Strosburg. [...], und zugent in herus und beschiewent in, un erkantent an einr wunden, die hette er an eim beine, und ouch an andern zeichen, daz ers was. Do begrubent sù in mit groszen eren, un ouch mit leide, in deme kloster zu Doroltzheim, for dem fronaltar.<sup>48</sup>*

Nach Bender wurden sowohl Hermann (1) als auch Heinrich von Tiersberg in Schuttern begraben:

*1262. [...] Hermann von Geroldseck und Heinrich von Tiersberg und 40 andere Herren sind an diesem Tage erschlagen worden vor der Stadt Straßburg /: andere nennen 60 Erschlagene und 76 Gefangene:/. Die Annalen berichten, dass Hermann mit Heinrich von Tiersberg im Schutterner Kloster begraben worden ist.<sup>49</sup>*

Für Walther (3) findet man:

*Im dritten jahr ist der erwähnte Bischof Walther bei Dachstein gestorben und bei den Templern in Dorlisheim begraben worden am 13. Februar.<sup>50</sup> [...], am Aschermittwoch verstarb der erwähnte Bischof Herr Walther; und man sagt, dass er vor Trübsal und übergroßem Schmerz umgekommen wäre. Er wurde begraben bei Dorlisheim, neben dem Grabmal seines Bruders, des erwähnten Herrn Hermann.<sup>51</sup>*

Nach Hertzog war es nicht klar, ob Walther (3) in Dorlisheim oder in Schuttern begraben war:

*Da nun der Krieg wert biß inn die fasten, da starb der Bischoff, als er zwey jar regiert hatte, im jar 1263. pridie Idus Februarij, wurde begraben bey s. Johann bei Doroltzheim, gegen seines Bruders Herrn Hermans grab. Es wöllen etliche, er sey gehn Schuttern neben Henrichen von Trarspergs grab, so auch inn disem Krieg erschlagen ward, zur erden bestatten worden.<sup>52</sup>*

Ohne Einschränkung für ein Begräbnis in Schutterwald:

*1263. [Zeichen für Tod] 13. Feb. Walther, Str. Bischof, in das Schutterner Kloster überführt und begraben.<sup>53</sup>*

*1263. Walther von Geroldseck hier begraben. f. 29, 43.<sup>54</sup>*



Es scheint sicher zu sein, dass Bischof Walther (3) und sein Bruder Hermann (1) zunächst in Dorlisheim begraben wurden. Im Jahre 1266 nämlich beschenkte Walther (2) von Geroldseck mit Zustimmung seiner Kinder und Erben die Johanniter zu Dorlisheim zum Seelenheil seiner Frau und seiner Kinder, die dort begraben waren.<sup>55</sup> Andererseits ist es naheliegend, dass sich die Familie um die Rückführung der Toten bemühte, sobald das möglich war. Hierfür spricht zum einen die räumliche Nähe:<sup>56</sup> Zudem war es im Mittelalter nicht unüblich, dass Tote exhumiert und für das endgültige Begräbnis in die Heimat überführt wurden.<sup>57</sup> Das wird sogar aus der nächsten Umgebung der Geroldsecker bekräftigt: Das Friedhofs Kreuz in (Friesenheim-) Oberweier wurde Ende des 13. Jahrhunderts geschaffen. Sein Sockel trägt die Inschrift „occubuit (M●)C●C●L●X●X●I●I“. Das Kreuz wies ursprünglich auf das Grab eines Ritters (von Sternenberg) hin, der 1262 gefallen war.<sup>58</sup> Das konnte nur in der Schlacht von Hausbergen gewesen sein auf der Seite der Tiersberger, seiner unmittelbaren Nachbarn. Wenn er aber dort gefallen war, dann wurde er auch wie alle anderen zunächst in der Nähe begraben. Es ist anzunehmen, dass die Sternberger als Lehensnehmer der Tiersberger deren Beispiel folgten und ihren Toten später in ruhigerer Zeit in die Nähe seiner Familie überführten und dort endgültig bestatteten. Für Hermann (1) kommt Brucker zum selben Ergebnis, wobei er sich auf die Ausgrabungen in Schuttern stützt.<sup>59</sup> Karl List meint, dass er dabei das Grab des Landvogts gefunden hat.<sup>60</sup>

Walther (4) wurde 1289 mit anderen zusammen erschlagen und könnte im Januar 1290 in Schuttern beerdigt worden sein:

*Im selben Jahr [1289] verstarben [...]. Ebenso kamen gleichzeitig um in der Nähe des Schwarzwaldes der Graf von Vehingen, [...], Walther von Geroldseck.<sup>61</sup> 1290. Abt Hermann. [Zeichen für Tod] 17. jan Walterus nobilis Dominus de geroltzeckh<sup>62</sup> Walther, edler Herr von Geroldseck, im Jahre 1290, 17. Jan., so die Spalte für Wohltäter und Angehörige im Totenverzeichnis.<sup>63</sup>*

Walther (7), Brögelin. † 1354.

Susanna von Rappoltstein. ∞ nach 1320, 1344.

*† 1349 Grabschrift zu Lahr in Stiff in Chor darauf inn blej gegossen Anno dominij 1349 in Augusto obiit Nobilis dominus Walther de Geroldseck darüber Walther vher. Susana de Rappoltst.<sup>64</sup>*

Das wird bestätigt für Susanna: *Walther ain Sune obgemes Herr Hainrichs Ist erschlagen worden vor Sempach by seinem Herren Hert-*

*zog Lüpolt von Österrich. ... Und hat zu gemahell gehapt Frow Susanna geborne freyin von Rapoltstain die ligt zu Lare begraben.*<sup>65</sup>

Anna Gräfin von Fürstenberg starb 1345 und wurde in Schuttern begraben:

*Walther herr zu Hohengeroltzeck ain Sun obgedochts Hermans genant von Tuwingen hat zu gemahel gehapt Anna geborene gravin von Fürstenberg ist gestorben Anno Dausendt druwhundertviertzigfunff jor die ligt zu Schuttren begraben.*<sup>66</sup>

Walther (12). 1376 minderjährig, 1384–1429.

Else von Lichtenberg. 1394–1422.

Bei ihm gibt es teilweise widersprüchliche Texte.

*1444 Walther von geroltzeckh hic sepultus f. 44.*<sup>67</sup>

Ebenso für Walther (12):

*Walther Herr zu hohen Geroltzeckh, Herrn Hermann Sohn, starb 1444. Ligt zu Schuttern begraben, L 5 f. 118.*<sup>68</sup>

*B. 26 r, S. 45. Elisabet Freij Frau zu Lichtenberg Walthers, Herrn Heinrichs deß ersten Sohns, so sich geschrieven frau zu Hohen Geroltzeckh und Veldentz, gemahlin ligt begraben in dem Kloster Schuttern, hat gelebt um das jahr 1411, L. 8, fol 118.*<sup>69</sup>

Anders aber, was Walther (12) angeht:

*Walther, Herrn Heinrichs des ersten Son, so sich geschrieven Herr zu Hohengeroltzeck und Veldentz, hett zum gemahel Elisabethen Freyfrauen zu Liechtenberg, ligt zu Wolffach begraben, der hat verlassen vier Sön, Heinrichen, Georgen, Hansen und Diebolten, und ein Tochter, [...]. Wol gedachte Elisabeth ligt begraben in dem Closter Schuttern, und haben gelebt, wie ich befinden, umb das Jar 1411. Dieses Herrn Walthers vier Sön, haben wol zehen Jar gegen einander ernstliche krieg geführt.*<sup>70</sup>

Es könnte sein, dass Walther (12) zunächst in Wolfach begraben wurde. Er hatte sich im Krieg mit seinem Sohn Diebold befunden, war von der Burg vertrieben worden und hatte in Wolfach gelebt. Nach dem Frieden dürfte er aber nach Schuttern überführt worden sein. Hierauf deutet auch hin, dass Walther (12) nach der gedruckten Fassung des Chronicon in Wolfach, nach dem Exzerpt aber in Schuttern begraben wurde, wobei Wolfach nicht erwähnt wurde. Offensichtlich kannte der Exzerpt andere Schutterner Aufzeichnungen, aus denen in das Verzeichnis übernommen wurde:

*1444 Walther von Geroldseck hier begraben.*



Das ergänzte er:

*Starb 1444, was aber nicht richtig sein kann. Walther (12) verstarb während des geroldseckischen Krieges, wie sich aus dem Vertrag von 1434 zwischen den Brüdern Diebold, Georg und Hans ergibt. Sie einigten sich über *alles ires Vaters Erbe* und über die Schulden von *irem Vatter und Bruder seligen gemacht*.<sup>71</sup>*

Johannes (7), Hans. † 1453.

*Der dritt Bruoder Herr Hanns genant nam zuo gemahel Anna ain Frijin von Zymmern und haben noch nit by ainander kind überkomen. Gedochter Herr Hanns ist ein weitfarender erenstlicher Ritter gewesen unnd luogt zuo Withichim begraben.<sup>72</sup> ... namlichen hern Hannsen von Geroltzegk die aine, genannt fröle Anna, ... so ist zu wissen, das gedachtem herrn Hannsen von Geroltzegk sein gemahel kain erben nie geporen. ... das er wenig geredt, nimer lachent oder frölich ist gesehen worden. Er hat auch ain totenbaum, darin er nach seinem absterben gelegt zu werden begert, steetigs in seiner schlafcamer neben seinem bet steen gehapt, und in wenig jarn, nachdem er widerumb aus Hibernia komen, ist er auf Geroltzegk, ... , gestorben, anno domini ain tausend vierhundert ..., und zu Witgen begraben worden.<sup>73</sup>*

Gangolf (1). \*12.2.1452. Herr zu Geroldseck und Schenkenzell, † 1523.

Kunigunde Gräfin von Montfort-Rottenfels. 1481.

*Und ist gedochter Herr Ganngolff der erst des namens gestorben uff seinem Schloss Allweck by Sultz Anno Dausend Funffhunderttzwainzigund truw ior. Und ru(o)wet zu Wittichen by seinem gemahel ... den got gnädig sig amen.<sup>74</sup>*

Anna Gräfin von Lindow-Ruppin, † Juni 1528.

Walther (18), † Mai 1528.

Ihr Bronze-Epitaph an der südlichen Chorwand der Pfarrkirche von Sulz am Neckar hat oben die Stammwappen der Herren von Hohengeroldseck und der Grafen von Lindow. Darunter ist folgender Text:

*Als•Man•Zalt•Nach•Christi•Geburt•M•C•C•C•C•C•  
XXVIII•Jar•Auf•Sontag•Vor•Sant•Johans•Des•Täuffers•  
Tag•starb•Die•Wolgeborn•und•Edle•Fraw•Anna•Fraw•  
Zu•Hoh(e)n•Geroltzegk•Geborne•Gräfi(n)•von•Lindaw•  
Und•Reppin• Des•selbig(en)•jar•starb•Walther•jr•Sun•  
zu•den•XIII• tag•Mayi•Den•got•gnedig•sein•Wolle<sup>75</sup>*

Jakob, \* um 1565, † 1634 in Neudautenstein, „starb am 8. August 1634 alt und gebrechlich zu Neudautenstein und wurde auch daselbst begraben“<sup>76</sup>.

Da Jakob nicht in einer Kirche bestattet werden wollte, sondern in seinem Schloss, so muss man annehmen, dass er auch für seine beiden Ehefrauen diesen Begräbnisplatz aussuchte. Ein Gedenken an ihn war nur in seinem eigenen Schloss zu erwarten durch seine Tochter und deren Erben, nicht aber in einer der Klosterkirchen. An Wittichen hatte seine Familie ohnehin seit 1500 keine Rechte mehr.<sup>77</sup> Die Vogteien über die Klöster Ettenheimmünster und Schuttern hatte er nur als Lehen und sie würden an andere übergehen, die ihm zu nichts verpflichtet waren. Das Verhältnis zu den beiden Klöstern war ohnehin seit langem nicht gut. Die Äbte von Ettenheimmünster und Schuttern hatten sich 1519 sogar geweigert, Gangolf (1) wieder als Kastvogt anzunehmen, und als Antwort darauf hatte er die Klöster ausgeraubt.<sup>78</sup> Zudem hatten die aufständischen Bauern 1525 Schuttern geplündert und vornehmlich die Herrengräber in der Kirche zerstört.<sup>79</sup> Die verkörperte Memoria war also dort nicht mehr vorhanden, und es war in dieser Lage auch nicht zu erwarten, dass die Mönche nach seinem Ableben seiner noch gedächten.

### Bezeugte Begräbnisse, insgesamt

- 9 in der Klosterkirche Schuttern,
- 4 in der Stiftskirche zu Lahr,
- 3 im Kloster Wittichen,
- 3 im Bereich des Schlosses Dautenstein,
- 2 in der Pfarrkirche zu Sulz.

In Schuttern wurde mit Walther (3) eine Person beerdigt, für die ein Grab in dieser Abtei ungewöhnlich war. Als Bischof von Straßburg stand ihm eigentlich ein Platz im Straßburger Münster zu. Er muss deshalb zu den 65 Geroldseckern, die für die Familiengrablegen in Frage kommen, wieder hinzu gerechnet werden. Für 21 Personen von 66 ist also nachgewiesen oder zumindest berichtet, wo sie begraben wurden.

### Bewertung der Zeugnisse

#### Einzelbewertung

Die Begräbnisse sind unterschiedlich dicht bezeugt. Über die Schlacht von Hausbergen und ihre Teilnehmer wurde von vielen und auch ausgiebig berichtet. Andere Geroldsecker wurden



eher beiläufig erwähnt. Die Dichte der Überlieferung hängt also vom jeweiligen Ereignis ab und von dem Aufsehen, das es erregte. Ein Mehr an Quellen erzeugt aber nicht zwangsläufig eine höhere Qualität ihrer Aussagen. Der spätere Verfasser baute oftmals auf dem früheren auf. Er vervielfältigte dessen Werk, ohne dass er eigene Erkenntnisse einbrachte. Das zeigt sich besonders klar bei den elsässischen Chronisten: Ellenhards lateinischer Bericht zur Schlacht von Hausbergen steht bei Fritsche Closener in deutscher Übersetzung.<sup>80</sup> Dessen Werk wurde später weitgehend von Jakob Twinger von Königshofen übernommen.<sup>81</sup>

Die überlieferten Zeugnisse sind von unterschiedlichem Wert. Am höchsten einzuschätzen sind alle, die in der jeweiligen Zeit entstanden und unverändert geblieben sind. Für die Geroldsecker gibt es aber nur zwei derartige Zeugnisse:

Die Bronzeplatte an der südlichen Chorwand der Sulzer Pfarrkirche<sup>82</sup> inmitten von ähnlichen Erinnerungen an andere örtliche Persönlichkeiten der damaligen Zeit. Das vermittelt Gewissheit, dass Anna von Lindow-Ruppin und Walther (18) dort begraben wurden, vermutlich in der Kirche, wenn auch nicht exakt an der Stelle, wo die Platte heute angebracht ist.

Das steinerne Wappen der Geroldsecker am Eingang zur Sakristei sowie die hölzerne Wappentafel mit der Jahreszahl 1592 über der rechten Seitentür der Pfarrkirche von Empfingen, entstanden 1424,<sup>83</sup> mit den Wappen des Ehepaares Konrad (1) von Geroldseck-Sulz und Anna von Urslingen.<sup>84</sup> Beide Erinnerungstücke entstanden zweifellos in der Zeit der Geroldsecker. Ein Begräbnis in Empfingen kann aus ihnen gleichwohl nicht hergeleitet werden. In dem Dorf gehörte ihnen nur der Kelhof, mit dem der Kirchensatz verbunden war. Diese Rechte waren aber bis 1424 verpfändet. Konrad (1) war bereits 1417 verstorben<sup>85</sup> und er wurde sicherlich nicht an einem Ort beerdigt, an dem lediglich ein Pfand eingelöst werden konnte und der zudem am Rande des eigenen Gebietes lag. Zweifel ergeben sich auch daraus, dass die Tafel aus Holz ist. Für Erinnerungen, die bleiben sollten, wurden unbrennbare Materialien benutzt, also Stein oder Metall. Das steinerne Wappen über dem Eingang zur Sakristei führt zu keinem anderen Ergebnis. Es stammt vom alten Kirchengebäude, das 1858 abgerissen wurde, und wurde dann gemeinsam mit sechs anderen Werksteinen in die Westseite des Turmes eingemauert.<sup>86</sup> Sein früherer Platz oder seine ursprüngliche Bedeutung sind nicht bekannt. Wahrscheinlich war es lediglich ein Zeichen für ein adeliges Geschlecht, das für die Kirche in Empfingen wichtig war. Dafür spricht, dass in der Sakristei über dem Durchgang zum Chor die Wappen des Konrad von

*Geroldsecker Wappen  
am Sakristeieingang  
der Kirche in  
Empfingen (Foto:  
Werner Baiker).*



Weitingen und seiner Ehefrau Margaretha von Rechberg angebracht sind. Sie förderten den Umbau der Kirche in der Mitte des 15. Jahrhunderts, wurden aber in ihrer Familiengruft im Kloster Kirchberg begraben.<sup>87</sup>

Auffallend ist die schwarze Schrift auf hellem Grund über den Wappen von Konrad (1) von Geroldseck und Anna von Urslingen, die bereits von Pappenheim nach 1532 erwähnt.<sup>88</sup> Sie gleicht fast wörtlich derjenigen in der Pfarrkirche in Sulz. Dort ist sie in einen Stein gehauen und befindet sich unterhalb des Epitaphs von Anna von Lindow-Ruppin und Walther (18), gleichsam als dessen Stütze. Der Text betrifft aber eindeutig Konrad (1) und Anna von Urslingen:

*DE PLATEA IN ROMA GEROLCZECK IBI DICTA  
STIRPS EST PROGRESSA NOBILIS GEROLTSEGG NUCU  
PATA BARONES LIBERI VIGENT EX Schiltach DUCISSA  
HUIUS EX IRSINIS PROCERITAS SUM(M)E RATIFICATA<sup>89</sup>*





Hölzerne Tafel über dem südlichen Seiteneingang der Kirche in Empfingen (Foto: Werner Baiker).

Das könnte darauf hindeuten, dass beide in Sulz begraben wurden, was auch mitten in ihrer Herrschaft gewesen wäre. Andererseits ergibt sich aus der eingemeißelten Zahl MDXXXIII, dass der Stein nicht unmittelbar nach dem Tod von Konrad (1) und Anna aufgestellt wurde, sondern an sie erinnern sollte, nachdem 1513–1517 eine neue Pfarrkirche an der Stelle ihrer Vorgängerin errichtet worden war.<sup>90</sup> Hieraus kann man entnehmen, dass sie in der alten Kirche begraben waren, ihr Grabmal aber beim Abriss der alten Kirche verloren ging. Für eine Gewissheit reichen diese Überlegungen aber nicht aus, und weitere Erkenntnisse für Konrad (1) und Anna sind nicht vorhanden. Empfingen scheidet aber als Ort ihres Begräbnisses aus.

Nicht mehr vorhanden, aber ausreichend bezeugt sind zwei Ausstattungen der Lahrer Stiftskirche. Beide waren aus dauerhaftem Material und deshalb sicherlich zur beständigen Erinnerung angebracht worden:

- Das Wappen von Geroldseck und „Mahlberg“.<sup>91</sup>
- Die „Grabschrift“ aus Blei im Chor der Stiftskirche.<sup>92</sup>

Es kann hier nicht entschieden werden, ob Wappen und Grabschrift aus der Zeit stammen, an die sie erinnern. Gewiss ist aber, dass beide nicht viel später entstanden. Die Herrschaft Lahr ging nämlich 1426 auf die Herren von Moers-Saarwerden über und bald darauf pfandweise zur Hälfte an die Markgrafen von Baden. Unter ihnen gab es sicher keinen Grund mehr, der früheren Herren zu gedenken. Wappen und Grabschrift bestätigen die später gewonnenen Erkenntnisse des Matthäus von Pappenheim.<sup>93</sup>

Ursprüngliche schriftliche Zeugnisse sind die *Annales Maurimonasteriensis*, die *Richeri Gesta Senoniensis Ecclesiae* und das *Ellenhardi Argentinensis Bellum Waltherianum*.<sup>94</sup> Sie berichten lediglich über die Schlacht von Hausbergen und das (erstmalige) Begräbnis der Adelligen in Dorlisheim. Durch die ausgiebige Schilderung beider Ereignisse sollte auch der Rang und die Macht der Gegner gezeigt werden, und welcher großen Erfolg die Bürger der Stadt Straßburg errungen hatten. Für sie und ihren Chronisten Ellenhard war aber die Sache abgeschlossen mit Tod und Begräbnis der Feinde.

Andere Aufzeichnungen aus damaliger Zeit, denen eine hoher Beweiswert zukäme, sind nicht mehr vorhanden, vor allem keine Anniversarienbücher.<sup>95</sup>

Eine Familienüberlieferung der Geroldsecker ist nicht bekannt. Sie waren aber an der eigenen Geschichte interessiert, zumindest ab 1500, was der Auftrag an von Pappenheim sowie die Anfrage an Dr. Johner<sup>96</sup> beweisen. Ähnlich war es in Schuttern. Dort erstellten in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Paul Volz und seine Nachfolger ihre Chronik von Schuttern.<sup>97</sup> Sie schöpften ihr Wissen aus den Nekrologen des Klosters und konnten die Denkmäler und Grabsteine besichtigen sowie Urkunden einsehen.<sup>98</sup> Ihre Chronik vermittelt Aussagen aus den Quellen früherer Jahre und muss deshalb so wie diese bewertet werden. Das gilt auch für das Werk des Matthäus von Pappenheim, der mit größter Sorgfalt beim Forschen gearbeitet hatte, und der aus bewährten Büchern und offenen Schreiben und auch Inschriften an Gräbern, in Jahrbüchern und Bildern wie auch aus den Gründungen der Klöster, auch durch andere An-



denken, soweit öffentlich oder auch anderer Art, überzeugt und bestätigt wird [...].<sup>99</sup> Seine Sorgfalt wurde von Caspar Baldung bestätigt.<sup>100</sup> Es spricht nichts dagegen, den Chroniken aus dem 16. Jahrhundert denselben Wert beizulegen, den die verloren gegangenen Quellen hätten. Allerdings muss bedacht werden, dass beim Abschreiben und Interpretieren von Quellen auch Fehler entstanden sein können. Das ist oben bei der Auslegung der Texte für Walther (12) auch gezeigt worden.<sup>101</sup>

In gleicher Weise müssen auch die Schutterner Chronisten des 18. Jahrhunderts eingeschätzt werden.<sup>102</sup> Ihre Aufzeichnungen beruhen auf den Akten und der Bibliothek des Klosters und es spricht nichts dagegen, ihre Texte als getreue Übertragungen anzusehen.

Für das Begräbnis des letzten Geroldseckers gibt es nur einen Beleg. Ruppert weist aber nicht nach, worauf dieser beruht.<sup>103</sup> Seine Aussage kann deshalb nur als wahrscheinlich angesehen werden, keinesfalls aber als gewiss.

### **Bewertung der Aussagen für einzelne Orte**

Die bisher gewonnenen Erkenntnisse beruhen auf der Einzelbewertung der Quellen. Nötig ist aber noch, sie in ihren Aussagen für jeden einzelnen Ort zu würdigen. Dabei muss berücksichtigt werden, dass fast alle Quellen aus Chroniken stammen. Derartige Werke nehmen aber nur das auf, was ihren Verfassern als wichtig erschienen ist. Das ist meistens das Außergewöhnliche und nicht das, was regelmäßig wiederkehrt oder ohnehin erwartet wird. Die Chroniken, die über die Geroldsecker berichten, bestätigen das. Den meisten Platz in ihnen nehmen die Schilderungen über die Schlacht bei Hausbergen im Jahre 1262 ein, entsprechend ihrer Bedeutung und Wahrnehmung durch die Zeitgenossen. Sie entschied den Krieg zwischen der Stadt Straßburg und ihrem Bischof, und im Gebiet nördlich der Alpen war es das erste Mal, dass Bürger eine adelige Streitmacht besiegten. Aus Schutterner Sicht war wichtig, dass in der Kirche mit Heinrich von Tiersberg und Hermann (1) zwei Menschen begraben wurden, die in einer Schlacht eines jähen Todes gestorben waren. Sie waren im geistlichen Sinne auf ihn nicht vorbereitet gewesen und hatten sicherlich nicht im Stande der Gnade verharrt. Aus diesem Grund hätten sie nicht im Innern der Kirche beerdigt werden dürfen.<sup>104</sup> Man hielt dies aber gleichwohl für gerechtfertigt, weil sie pro ecclesiae defensione occisi sunt/von der kirchen wegen ... erschlagen worden.<sup>105</sup> Herausragend für das Kloster war auch, dass Walther (3), Bischof von Straßburg, in Schuttern

beerdigt worden war<sup>106</sup> und nicht in einer bischöflichen Grab-  
lege, wie es zu erwarten gewesen wäre.

Wenn also in einer Chronik berichtet wird, dass ein Geroldsecker an einem Ort begraben wurde, dann lagen immer Umstände vor, die dem jeweiligen Verfasser wichtig waren und er deshalb über Außergewöhnliches berichten wollte. Wurde aber schon ein herausragender Geroldsecker an einem bestimmten Ort beerdigt, dann kann man vermuten, dass an diesem Ort auch andere Familienangehörige begraben wurden, deren Leben den damaligen Erwartungen entsprechend verlaufen war, weshalb es von niemandem festgehalten wurde. Die Vermutung wird bekräftigt durch weitere Bestattungen an diesem einen Ort. Je mehr „außergewöhnliche“ Fälle berichtet wurden, umso wahrscheinlicher ist es, dass auch die „gewöhnlichen“ an diesem Ort bestattet wurden. Damit wäre auch dem weit verbreiteten Wunsch entsprochen worden, im Tod mit den Vorfahren und Nachkommen vereint zu sein.<sup>107</sup> In jedem Fall aber muss eine Vermutung, die sich aus Chroniken ergibt, überprüft werden anhand der Aussagen anderer Quellen.

In keiner Chronik wird erwähnt, dass ein Geroldsecker in Empfingen oder Sulz beerdigt wurde. Beide Orte scheiden deshalb hier für eine weitere Untersuchung aus.

Das Kloster Ettenheimmünster wird nur einmal erwähnt im Zusammenhang mit dem Tod eines Geroldseckers. Dort verstarb nach 1470 Walther (16) als Laienbruder,<sup>108</sup> und wurde sicherlich auf dem Friedhof seiner geistlichen Gemeinschaft beigesetzt.

In der Stiftskirche in Lahr wurden nach den Chroniken drei Geroldsecker begraben, nämlich Walther (2) und Heilika als Stifter des Klosters sowie Susanna von Rappoltstein. Die Chroniken halten aber nur das schriftlich fest, was zur Zeit ihrer Abfassung zu vermuten war, weil es in der Kirche die entsprechenden Hinweise gab. Für Walther (2) und Heilika war es das Wappen<sup>109</sup> und für Susanna die Grabschrift.<sup>110</sup> Insoweit sind die Chroniken lediglich Erläuterungen für das, was ohnehin sichtbar war, weshalb die grundsätzliche Vermutung dadurch weder widerlegt noch bestärkt wird. Geschwächt wird sie aber durch allgemeine Erkenntnisse: Das Kloster Lahr war zu klein, um den erwünschten beständigen Gebetsdienst<sup>111</sup> unterhalten zu können. In ihm lebten nur vier Mönche. Sie waren hergerufen worden, um Kranke zu pflegen.<sup>112</sup> Ihre Zeit für das tägliche Gebet war schon deshalb begrenzt.

Beim Kloster Schuttern fällt auf, dass Begräbnisse von Geroldseckern während der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in den Chroniken häufiger erwähnt werden als für die gesamte



folgende Zeit. Ausgiebig berichtet wird über Bischof Walther (3)<sup>113</sup> sowie über Heinrich von Tiersberg und Hermann (1),<sup>114</sup> die beide in der Schlacht von Hausbergen das Leben verloren. Geschrieben wurde auch über Hermann, verstorben 1264, wenn auch nicht über sein Leben, sondern nur über die Schrift auf seinem Grab.<sup>115</sup> Was Walther (4) angeht, so sagt keine Chronik aus, dass er in Schuttern begraben wurde,<sup>116</sup> obwohl es wahrscheinlich ist.

Die Häufung der Aussagen für die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts lässt vermuten, dass in jener Zeit auch andere Geroldsecker/Tiersberger dort bestattet wurden und dass das Kloster damals ihre Grablege war.

Dafür sprechen auch:

- Das Kloster war groß genug, um einen beständigen Gebetsdienst zu gewährleisten.
- Die Tiersberger und später die Geroldsecker waren die Kastvögte des Klosters.<sup>117</sup>
- Das Kloster Schuttern lag nicht allzu weit von den Burgen der Kastvögte entfernt.<sup>118</sup>
- Die Geroldsecker wurden als Wohltäter angesehen. Ein unbekannter Chronist übernahm seinen Eintrag über Walther (4) dem Nekrolog, wo er in der Spalte für die Wohltäter und Angehörige eingetragen war.<sup>119</sup>
- Die Vorfahren von Ludwig waren dort begraben.<sup>120</sup> Diese Feststellung Mones ergibt sich zwar nicht wörtlich aus der Urkunde vom 13. Dezember 1279.<sup>121</sup> Sie folgt aber aus den Auflagen, die mit der Schenkung verbunden waren. Das Kloster musste eine gemeinsame Jahrzeit für ihn und seine Voreltern halten. Die Mönche sollten an diesem Tag reichlich beköstigt werden und gleichzeitig sollten die Armen eine „*spensa vulgariter*“, eine *spende* erhalten. Das Mahl war eine Gegenleistung für die Gabe des monastischen Gebets und war ein wesentlicher Bestandteil der Memoria. Die Armen wurden beschenkt, um den Kreis der dem Toten Verpflichteten zu erweitern. Mahl und Schenkung hatten sich aus dem antiken Totenmahl herausgebildet und setzen wie dieses die Anwesenheit des Toten voraus.<sup>122</sup> Sie konnten deshalb nur an dem Ort stattfinden, wo er begraben war. Die Auflage, für Ludwig und seine Voreltern ein gemeinsames Jahresgedächtnis abzuhalten, setzte den Willen voraus, dass auch er und seine Mutter Heilika, die 1179 noch lebte, ebenfalls in Schuttern begraben werden sollten. Wenn aber schon die Tiersber-

ger dort begraben waren und das Kloster auch die Körper von Heinrich, Hermann und Walther (3) aufnahm, nachdem sie zunächst in Dorlisheim begraben worden waren, dann kann das nur bedeuten, dass man ihre Überreste an den Ort überführte, wo die Familiengrablege war.

Für Wittichen wurden drei Begräbnisse in den Chroniken festgehalten:

- Johannes (7), Hans, † vor 1453. Er war den Zeitgenossen aufgefallen durch seine Lebensführung, die in der Zimmerischen Chronik beschrieben wurde. Aufsehen hatte auch das Schicksal seiner zweiten Ehefrau Anna von Zimmern erregt.<sup>123</sup>
- Gangolf (1), † 1523, und seine Ehefrau Kunigunde von Montfort-Rottenfels. Es war nicht selbstverständlich, dass sie in Wittichen beerdigt wurden. Sie hatten nämlich 1498 ihre eigene Herrschaft Schenkenzell mit Kaltbrunn an Graf Wolfgang zu Fürstenberg verkauft<sup>124</sup> und zwei Jahre später auch noch die Kastvogtei des Klosters Wittichen.<sup>125</sup> Sie hatten also seither keine Beziehung mehr zum zu ihm und konnten auch nicht mehr als seine Wohltäter erscheinen, schon weil sie selbst verarmt waren. Damit hatten sie auch kein Recht mehr, im Gotteshaus begraben zu werden.<sup>126</sup> Wurden sie aber gleichwohl dort begraben, dann spricht das für eine Beziehung zwischen ihnen und dem Kloster, die bestehen blieb, nachdem die Kastvogtei an Wittichen auf Fürstenberg übergegangen war. Offensichtlich billigte man ihnen etwas zu, worauf sie zwar kein Recht hatte, was sie aber doch entsprechend bisheriger Handhabung erwarten durften. Gangolf (1) konnte nur deshalb darauf vertrauen, nach seinem Tod in Wittichen begraben zu werden, weil auch seine Vorfahren dort beerdigt worden waren. Demnach war das Kloster eine Grablege des Hauses Hohengeroldseck. Dies wird bestätigt:
- Das Kloster Wittichen war *Gründung und Grablege der Herren zu Geroltzeck*.<sup>127</sup>
- In Wittichen gab es eine Stifterkapelle.<sup>128</sup>
- „Das Kloster Wittichen war den *Herren zu Hohen Geroltzeck vnderwürftig, vnnd solche darüber lange Zeitt Schiermherrn vnnd Castenvögt gewesen. Auch derhero erfolgt daß viel vnnsers Stammens der enden zur Erden bestattet ... worden seindt.*“<sup>129</sup>



Es lässt sich nicht bestimmen, ab wann Wittichen als Grablege diente. Als frühester Zeitpunkt ist die Gründung des Klosters im Jahre 1325 denkbar. Die Geroldsecker förderten das Vorhaben, wofür sie die erbliche Kastvogtei erlangten.<sup>130</sup> Vorstellbar ist auch, dass der Verlust der Burg Schwanau im Jahre 1333 und die folgende Zerstörung von Städtlein und Kloster Schuttern den Geroldseckern zeigte, wie gefährdet ihre Macht im Rheintal war.<sup>131</sup> Sie hatten ihre Kriegsmannschaft verloren, und ihr Land war ausgeraubt und verbrannt worden. Die Straßburger hatten in Schuttern auch die Totenruhe der Vorfahren gestört. Das könnte die Geroldsecker veranlasst haben, ihre Grablege in das ruhigere Wittichen zu verlegen.

### Ergebnis

Mit der Niederlage des Bischofs Walther (3) von Geroldseck 1262 in der Schlacht von Hausbergen begann der langsame Abstieg seiner Familie. Um 1500 waren die meisten Besitzungen in andere Hände gelangt. Gangolf (1) gelang aber ein erneuter Aufstieg, wofür aber seine Nachfolger die Herrschaft Geroldseck als habsburgisches Lehen annehmen mussten.

Die Familie hatte sich am Ende des 13. Jahrhunderts aufgespalten. Eine Linie heiratete in die Grafschaft Veldenz ein. Sie ist hier nicht betrachtet worden. Die Linie Geroldseck-Lahr erhielt die Untere Herrschaft und starb 1426 aus. Die Obere Herrschaft gelangte an die Linie Hohengeroldseck, die 1634 erlosch. Die Linie Geroldseck-Sulz verarmte und musste nach 1470 zugunsten der Grafen von Württemberg auf ihre Herrschaft verzichten.

Ein bronzenes Epitaph in der Pfarrkirche von Sulz am Neckar erinnert an den Tod zweier Hohengeroldsecker im Jahre 1528. Unter ihm weist ein Stein auf zwei Angehörige der Linie Geroldseck-Sulz hin. Es könnte sein, dass sie im früheren Kirchengebäude bestattet waren. Andere Grabmäler oder Epitaphien sind nicht bekannt. Verloren gegangene Wappen und Schriften in der Stiftskirche in Lahr ergeben, dass dort drei Angehörige des Hauses bestattet sein könnten. Die schriftliche Überlieferung ist spärlich, abgesehen von den ausführlichen Berichten über die Schlacht von Hausbergen im Jahre 1272. Im Übrigen gibt es nur vereinzelte Hinweise. Obwohl nur wenige Quellen vorhanden sind, so ergibt sich aus ihnen in einer Gesamtschau eindeutig, dass die Geroldsecker in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in der Kirche des Klosters Schuttern ihre Grablege hatten. Sie wurde nach Wittichen in eine Stifterkapelle verlegt, vermutlich alsbald nach der Gründung des Nonnenklosters.

## Literaturverzeichnis/Quellen

### Generallandesarchiv

- 29/383: Schenkung des Ludwig von Tiersburg an das Kloster Schuttern.
- 65/239: Pappenheim, Matthäus von: Tractatus, seu historica de origine progressuque generosorum ac inclitorum baronum de Geroltzeck, Handschrift, nach 1532. Teilweise abgedruckt in: Reinhard, Johann Jakob: Pragmatische Geschichte des Hauses Geroldseck wie auch derer Reichsherrschaften Hohengeroldseck, Lahr und Mahlberg in Schwaben. (Frankfurt und Leipzig 1766). Beigebunden: Urkundenbuch zu der Geschichte des Hauses Geroldseck, Urkunde I, 3–34.
- 65/586: Bender, Marquard: Annales. monasterii beatae Mariae virginis ad Schutteram ordinis sancti Benedicti in Brisgoja; 603–1751. Handschrift.
- 65/587: Guillimannus, Franciscus: De Episcopis Argentinensibus (Freiburg i.Br. 1608), 296–299. Handschriftlicher Auszug, in: Schutterana miscella, Bl. 16 r–19 v.
- 65/587: Hertzog, Bernhard: Chronicon Alsatiae, Straßburg 1592. Handschriftlicher Auszug, in: Schutterana miscella, Bl. 25 v–26 v.
- 65/587: Unbekannter Verfasser: Verzeichnis der Äbte seit der Gründung des Klosters, Handschrift, in: Schutterana miscella, Bl. 29 r–35 v.
- 65/587: Unbekannter Verfasser: Chronik von Schuttern, Handschrift in: Schutterana miscella (Sammelband), Bl. 55 r–88 r.
- 65/587: Unbekannter Verfasser: Chronik von Schuttern, Handschrift in: Schutterana miscella (Sammelband), Bl. 106 r–109 v.
- 65/588: Unbekannter Verfasser: Notamina praecipuorum eventuum ex annalibus Schutternensibus (in archivio R.1. S.1. F.1. N.10 conservatis) excerpta. Annales Schutterani abs quodam Religioso monasterio Wilhelmitorum argentinae anno 1542 calendis Decembribus Conscripti, in: Schuttern. Annalen, Geschichte, Akten. Tagebuch, 1–5.
- 111/269: Baldung, Caspar: Gutachten über die Chronik und den Ursprung der Herren von Geroldseck, 1538. Abschrift 17. Jahrhundert.
- Abt. S, Kremer-Lamey: Lamey, Andreas: Collectaneen. Allerhand Nachricht, Nr. 2 (1).

### Monumenta Germaniae Historica

- Annales breves Wormatienses a. 1165–1295, MGH SS 17, 74–79.
- Annales Maurimonasterienses, MGH SS 17, 181 f.
- Ellenhardi Argentinensis: Bellum Waltherianum, MGH SS 17, 105–114.
- Richeri Gesta Senoniensis Ecclesiae. Edidit G. Waitz. MGH SS 25, 249–345.

### Andere Archivalien

- Baumann, Franz Ludwig (Bearb.)/Tumbült, Georg (Bearb.): Mitteilungen aus dem F. Fürstenbergischen Archive, II. Band (Tübingen 1902).
- Bühler, Christoph: Geroldsecker Regesten. Regesten der Urkunden und der Herrschaft Geroldseck.  
 I. Regesten bis 1300, in: <http://www.buehler-hd.de/reg/regesten1.pdf>  
 II. Regesten 1301–1400, in: <http://www.buehler-hd.de/reg/regesten2.pdf>  
 III. Regesten 1401–1434, in: <http://www.buehler-hd.de/reg/regesten3.pdf>  
 V. Regesten 1459–1459, Teil 1, in: [http://www.buehler-hd.de/reg/regesten5\\_1.pdf](http://www.buehler-hd.de/reg/regesten5_1.pdf) Teil 2, in: [http://www.buehler-hd.de/reg/regesten5\\_2.pdf](http://www.buehler-hd.de/reg/regesten5_2.pdf)  
 VI. Regesten am 1500, in: <http://www.buehler-hd.de/reg/regesten6.pdf>  
 (Stand vom 15. November 2011).
- Mone, F.J.(Hrsg.): Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, dritter Band (Karlsruhe 1863).
- Müller, Bernhart: Jahrgeschichten der Franciskaner in Baden. In: Mone, F.J. (Hrsg.): Quellensammlung zur badischen Landesgeschichte, dritter Band (Karlsruhe 1863), 627–648.



## Chroniken

- Closener, Fritsche/Schott, Albert (Hrsg.): Strassburgische Chronik (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, I.) (Stuttgart 1842).
- Crusius, Martin: *Annales Suevici sive Chronica rerum gestarum suevicae gentis* (Frankfurt/Main 1596).
- Hertzog, Bernhard: *Chronicon Alsatiae. Edelsasser Cronick unnd auszfuehrl. beschreibung d. vntern Elsasses am Rheinstrom, auch desselben fuernemer Staett, als Straßburg, Schletstatt [...] vnd anderer d. enden gelegener Staett, Schloesser, Cloester [...]; Als auch d. Landgrafschaftt [...] Adenl. vnd Burgerl. Geschlechter, ihrer Genealogien, Staemmen, geburts Linien, Wappen und Cleinodien [...]* (Straßburg 1592).
- Reinhard, Johann Jakob: *Pragmatische Geschichte des Hauses Geroldseck wie auch derer Reichsherrschaften Hohengeroldseck, Lahr und Mahlberg in Schwaben.* (Frankfurt und Leipzig 1766). *Beigebunden: Urkundenbuch zu der Geschichte des Hauses Geroldseck.*
- Twinger von Königshofen, Jacob: *Die Älteste teutsche so wol allgemeine als insonderheit Elsassische und Straßburgische Chronicke. Von Anfang der Welt biß ins Jahr nach Christi Geburth MCCCLXXXVI beschrieben. Anjetzo zum ersten mal heraus und mit historischen Anmerckungen in Truck gegeben von D. Johann Schiltern* (Straßburg 1698).
- Wimpheling, Jakob/Moscherosch, Johannes Michael: *Catalogus episcoporum Argentinensium ad sesquiseculum desideratus* (Straßburg 1660).
- Zimmern, Froben Christoph von/Barack, Karl August (Hrsg.): *Zimmerische Chronik. Band I.* (Freiburg und Tübingen 21881).

## Sonstige Quellen

- List, Karl: *Offonis Cella, die Reichsabtei Schuttern 603–1806. Dokumentation der archäologischen Befunde* (Lahr 1988).
- Müller, Hans-Peter/Stadtarchiv Sulz am Neckar (Hrsg.): *Die Sulzer Linie der Freiherren von Geroldseck. Neueste genealogische Forschungsergebnisse über die Adelsfamilie.* In: *Sulzer Heimat. Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde*, Nummer 16, Mai 1990.
- Zedler, Johann Heinrich: Art. „Geroldseck“. In: *Johann Heinrich Zedlers Grosses vollständiges Universallexicon aller Wissenschaften und Künste*, Band 10, (Halle und Leipzig 1735), Sp. 1159–1162.

## Literatur

### Monographien und Aufsätze

- Babendererde, Cornell: *Sterben, Tod, Begräbnis und liturgisches Gedächtnis bei weltlichen Reichsfürsten des Mittelalters (Residenzforschung 19)* (Ostfildern 2006).
- Brenner, Wilfried u. a. (Bearb.)/Pfarrgemeinde St. Georg Empfingen (Hrsg.): *150 Jahre Pfarrkirche Sankt Georg Empfingen* (Empfingen 2008).
- Brucker, Philipp: *Augenblicke:* In: List, Karl: *Offonis Cella, die Reichsabtei Schuttern 603–1806. Dokumentation der archäologischen Befunde* (Lahr 1988), 9–24.
- Ders.: *Auf den Spuren der Geroldsecker im Elsaß.* In: *Geroldsecker Land* 29, 1987, 87–108.
- Bühler, Christoph: *Die Geroldsecker in Lahr. Spätmittelalterliche Repräsentation und herrschaftliches Selbstverständnis im späten Mittelalter.* In: Krohn, Niklot: *Für Seelenheil und Bürgerwohl. 750 Jahre Stiftskirche und Spital Lahr (1259–2009)* (Lahr 2009), 32–51.
- Ders.: *Die Geroldsecker. Familien- und herrschaftsgeschichtliche Grundlagen.* In: Geuenich, Dieter (Red.)/Stadt Lahr (Hrsg.): *Geschichte der Stadt Lahr. Band 1: Von den Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters* (Lahr 1989), 151–165.
- Ders.: *Die Herren von Diersburg. Ein Lehrstück in 7 Bildern und einem Epilog.* In: *Geroldsecker Land* 26 (1984), S. 17–34.
- Ders.: *Stadt und Herrschaft Sulz unter den Geroldseckern.* In: Hecht, Winfried (Bearb.) u. a.: *Sulz. Alte Stadt am jungen Neckar. Festschrift zur 700-Jahrfeier der Stadtrechtsverleihung* (Sulz am Neckar 1984), 93–110.

- Ders.: Die Herrschaft Geroldseck. Studien zu ihrer Entstehung, ihrer Zusammensetzung und zur Familiengeschichte der Geroldsecker im Mittelalter (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, 96. Band) (Stuttgart 1981).
- Ders.: Zur Familiengeschichte der Geroldsecker. In: Finkbeiner, Gerhard: Seelbach im Schuttertal. Marktflecken und Luftkurort im Geroldseckerland, 1179–1979, (Freiburg 1979), 10–55.
- Ders.: Die Familie der Geroldsecker. Beiträge zur Familiengeschichte der Herren von Geroldseck und Tiersberg. In: Geroldsecker Land 19; 1977, 25–52.
- Fautz, Hermann: Das Kloster Wittichen, eine Grablege der von Hohengeroldseck? In: Die Ortenau 57, 1977, 147–151.
- Frank, Otto: Stiftskirche Baden-Baden (Schnell Kunstführer Nr. 380) (München und Zürich 21991).
- Gabbert, Carsten: Die Geroldsecker und ihre Burgen Geroldseck und Hohengeroldseck. Das Verhältnis der Geschlechter zu den Burgen und deren Bedeutung im 12. und 13. Jahrhundert. In: Geroldsecker Land 42, 2000, 135–145.
- Gerchow, Jan: Das Hauskloster St. Peter. In: Schadek, Hans/Schmid, Karl (Hrsg.): Die Zähringer. Anstoß und Wirkung (Sigmaringen 1986), 123.
- Gutmann: Rauhkasten. Unansehnliche Mauerreste auf rauhem, steinigem Berg zwischen Lahr und Biberach gaben ihr Geheimnis preis. In: Der Altvater. Heimatblätter der Lahrer Zeitung 17, 1959, 47.
- Hegel, Carl: Art. „Closener, Fritsche“. In: Allgemeine Deutsche Biographie, Band 4, 341.
- Hegel, Carl: Art. „Königshofen, Jakob Twinger“. In: Allgemeine Deutsche Biographie 16, 1882, 525–526 [Onlinefassung]. <http://www.deutsche-biographie.de/sfz99038.html> (Stand vom 25. Januar 2012).
- Huth, Volkhard: Donaueschingen–Stadt am Ursprung der Donau. Ein Ort in seiner geschichtlichen Entwicklung (Sigmaringen 1989).
- Huthwelker, Thorsten: Tod und Grablege der Pfalzgrafen bei Rhein im Spätmittelalter (1327–1508) (Heidelberger Veröffentlichungen zur Landesgeschichte und Landeskunde, 14) (Heidelberg 2009).
- Krieb, Steffen: Erinnerungskultur und adeliges Selbstverständnis im Spätmittelalter. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 60, 2001, 59–75.
- List, Karl: Reichskloster Schuttern. In: Ders./Hillenbrand Peter: Reichskloster Schuttern. Im Wandel der Zeiten 603–1980 (Schuttern 1983, 4–21).
- Mone, F.J.: Einleitung zur Chronik von Schuttern. In: Mone, F.J. (Hrsg.): Quellensammlung der badi-schen Landesgeschichte, dritter Band (Karlsruhe 1863, 41–97).
- Oexle, Otto Gerhard: Die Gegenwart der Toten. In: Braet, Herman/Verbeke, Werner (Hrsg.): Death in the Middle Ages (Mediaevalia Iovanensia. Series 1. Studia: 9) (Leuven 1983, 19–77).
- Ohler Norbert: Sterben und Tod im Mittelalter (München und Zürich 1990).
- Reinfried, Carl: Grablegen und Epitaphien der Herren von Windeck in den früheren Pfarrkirchen von Kappel und Ottersweier bei Bühl, sowie in der Klosterkirche zu Schwarzach. In: Freiburger Diözesan-Archiv 14, 1881, 251–260.
- Renger-Zorn, Cornelia: Eine Gruft mit Geheimnissen. Die Grabkammer in der St. Jakobskirche/Ein vergessener Ebersteiner. Das Grabdenkmal des Hans Bernhard von Eberstein in der Gernsbacher Liebfrauenkirche. In: [http://literaturdesign.de/Die\\_Ebersteiner/die\\_ ebersteiner.html](http://literaturdesign.de/Die_Ebersteiner/die_ ebersteiner.html). (Stand vom 28. Januar 2012).
- Ruppert, Philipp: Geschichte des Hauses und der Herrschaft Geroldseck (Stegen bei Freiburg 1882).
- Schell, Rüdiger: Das Dominikanerinnenkloster Auf Hof bei Neudingen als Hauskloster der Grafen von Fürstenberg (Konstanz 2008).
- Schleicher, Fritz: Aus der Geschichte des Geroldseckeradelslehen–Sternenberg in Oberweier und Friesenheim (Beiträge zur Heimatgeschichte Friesenheim, 1) (Friesenheim 1981).
- Schwarzmaier, Hansmartin: Lichtenthal als Grabkloster der Markgrafen von Baden im 13. und 14. Jahrhundert. In: Siebenmorgen, Harald (Hrsg.): Faszination eines Klosters. 750 Jahre Zisterzienserinnen-Abtei Lichtenthal (Sigmaringen 1995, 23–34).
- Ders.: (Bearb.): Nekrologe und Anniversarien. GLA Karlsruhe, Abt. 64, Findbuch (Karlsruhe 1973).
- Schwineköper, Berent: Hochmittelalterliche Fürstenbegräbnisse. In: Althoff, Gerd u. a. (Hrsg.): Person und Gemeinschaft im Mittelalter. Karl Schmid zum 65. Geburtstag (Sigmaringen 1988), 491–539.
- Selle, Monika: Art. Kinderbegräbnis. In: Lexikon für Theologie und Kirche, Band 5, (Freiburg u. a. 31996), Sp. 1437.



- Strobel, Adam Walther: Vorrede zu: Closener, Fritsche/Schott, Albert (Hrsg.): Strassburgische Chronik (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, I.) (Stuttgart 1842), VIII.
- Wagner, Heiko: Theiss Burgenführer Oberrhein. 65 Burgen von Basel bis Karlsruhe, (Stuttgart 2003).
- Welte, Adolf: Die Burgen Alt-und Neu-Windeck in der Ortenau und ihre einstigen Bewohner (Bonn-dorf 1894).

### Verschiedenes – Internetabfragen

- Andermann, Kurt: Zisterzienserabtei Herrenalb–Geschichte. In: Klöster in Baden-Württemberg. <http://www.kloester-bw.de/klostertexte.php?kreis=&bistum=&alle=&ungeteilt=&art=&orden=&orte=1&buchstabe=H&nr=298&thema=Geschichte>. (Stand vom 28. Januar 2012).
- <http://www.evki-sulz-neckar.de/cms/startseite/wir-ueber-uns/stadtkirche/> (Stand vom 3. Februar 2012).
- Landesvermessungsamt Baden-Württemberg: Topographische Karte 1:50000, Blatt L 7712 Lahr (Stutt-gart 1963).

### Anmerkungen

- 1 Die Ortenau 57, 1977, 147–151.
- 2 Die Ortenau, Gesamtregister 1910–1981, bearbeitet von Anton Wagner, enthält für ihn im Verfas-serregister 60 Einträge, davon betreffen 58 das Kinzigtal hinter Wolfach.
- 3 Vor allem von Bühler (s. Literaturverzeichnis) mit weiteren Nachweisen.
- 4 Bühler, Christoph: Die Geroldsecker in Lahr. Spätmittelalterliche Repräsentation und herrschaftli-ches Selbstverständnis im späten Mittelalter. In: Krohn, Niklot: Für Seelenheil und Bürgerwohl. 750 Jahre Stiftskirche und Spital Lahr (1259–2009) (Lahr 2009), 42.
- 5 Ders.: Geroldsecker Regesten. Regesten der Urkunden und der Herrschaft Geroldseck. I. Regesten bis 1300. In: <http://www.buehler-hd.de/reg/regesten1.pdf> (Stand vom 15. November 2011), Nr. 1–3.
- 6 Gabbert, Carsten: Die Geroldsecker und ihre Burgen Geroldseck und Hohengeroldseck. Das Ver-hältnis der Geschlechter zu den Burgen und deren Bedeutung im 12. und 13. Jahrhundert, in: Geroldsecker Land 42, 2000, 138.
- 7 Brucker, Philipp: Auf den Spuren der Geroldsecker im Elsaß, in: Geroldsecker Land 29, 1987, 88.
- 8 Gutmann: Rauhkasten. Unansehnliche Mauerreste auf rauhem, steinigem Berg zwischen Lahr und Biberach gaben ihr Geheimnis preis, in: Der Altvater. Heimatblätter der Lahrer Zeitung 17, 1959, 47. Landesvermessungsamt Baden-Württemberg: Topographische Karte 1:50000, Blatt L 7712 Lahr, Stuttgart 1963.
- 9 Wagner, Heiko: Theiss Burgenführer Oberrhein. 65 Burgen von Basel bis Karlsruhe (Stuttgart 2003), 38. Bühler, Christoph: Die Herren von Diersburg. Ein Lehrstück in 7 Bildern und einem Epilog. In: Geroldsecker Land 26, 1984, 26. Landesvermessungsamt: Karte L 7712 Lahr (s. Anm. 8).
- 10 Bühler 1984 (s. Anm. 9), 30 f.
- 11 Männer mit häufig vorkommenden Namen werden durch nachgestellte Ziffern identifiziert. Das ist übernommen von: Bühler, Christoph: Die Herrschaft Geroldseck. Studien zu ihrer Entstehung, ihrer Zusammensetzung und zur Familiengeschichte der Geroldsecker im Mittelalter (Veröffentli- chungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, 96. Band) (Stuttgart 1981), Stammtafeln S. 168–177. Ders.: Die Familie der Geroldsecker. Beiträge zur Familiengeschichte der Herren von Geroldseck und Tiersberg. In: Geroldsecker Land 19, 1977, 25 52, insbes. 31–43.
- 12 Gabbert, Carsten: Geroldsecker und ihre Burgen (s. Anm. 6), 142.
- 13 Brucker, Philipp: Geroldsecker im Elsaß (s. Anm. 7), 88.
- 14 Bühler, Christoph: Die Geroldsecker. Familien- und herrschaftsgeschichtliche Grundlagen. In: Geuenich, Dieter (Red.)/Stadt Lahr (Hrsg.): Geschichte der Stadt Lahr. Band 1: Von den Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters (Lahr 1989), 164. Ders. 1977 (s. Anm. 11), 36.

- 15 Bühler, Christoph: Zur Familiengeschichte der Geroldsecker. In: Finkbeiner, Gerhard: Seelbach im Schuttertal. Marktflecken und Luftkurort im Geroldseckerland, 1179–1979 (Freiburg 1979), 52–54.
- 16 Reinhard, Johann Jakob: Pragmatische Geschichte des Hauses Geroldseck wie auch derer Reichsherrschaften Hohengeroldseck, Lahr und Mahlberg in Schwaben (Frankfurt und Leipzig 1766). Beigebunden: Urkundenbuch zu der Geschichte des Hauses Geroldseck, 73.
- 17 Bühler, Christoph: Stadt und Herrschaft Sulz unter den Geroldseckern. In: Hecht, Winfried (Bearb.) u. a.: Sulz. Alte Stadt am jungen Neckar. Festschrift zur 700-Jahrfeier der Stadtrechtsverleihung (Sulz am Neckar 1984), 107. Abbildung mit Text-Transkription in: Bühler 1979, 39. Text mit Transkription: <http://www.zum.de/Faecher/G/BW/Landeskunde/rhein/territor/geroldseck/grab1a.htm>. (Stand vom 18. Februar 2012). Abbildung: <http://www.evki-sulz-neckar.de/cms/startseite/wir-ueber-uns/stadtkirche/> (Stand vom 3. Februar 2012), Abschnitt: Grabmäler im Chorraum.
- 18 Bühler 1981 (s. Anm. 11).
- 19 Ders. 1977 (s. Anm. 11), 25–52.
- 20 Müller, Hans-Peter/Stadtarchiv Sulz am Neckar (Hrsg.): Die Sulzer Linie der Freiherren von Geroldseck. Neueste genealogische Forschungsergebnisse über die Adelsfamilie. In: Sulzer Heimat. Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde, Nummer 16, Mai 1990.
- 21 Die Dissertation von Luisa Galioto „Die Auswertung der Ausgrabungen in der Benediktinerabtei Schuttern/unter besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses von Grab und Kirche und des Mosaikfundes“ an der Universität Tübingen ist noch nicht abgeschlossen, <http://www.ufg.uni-tuebingen.de/mittelalter/abschlussarbeiten/laufende-dissertationen.html> (Stand vom 28. Januar 2013).
- 22 Schwarzaier, Hansmartin (Bearb.): Nekrologe und Anniversarien. GLA Karlsruhe, Abt. 64, Findbuch (Karlsruhe 1973).
- 23 Auskunft von Andreas Wilts, Leiter des Fürstlich Fürstenbergischen Archivs, vom 4. Juli 2011.
- 24 Krieb, Steffen: Erinnerungskultur und adeliges Selbstverständnis im Spätmittelalter. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 60, 2001, 60. Babendererde, Cornell: Sterben, Tod, Begräbnis und liturgisches Gedächtnis bei weltlichen Reichsfürsten des Mittelalters (Residenzfor-schung 19) (Ostfildern 2006), 10 f.
- 25 Gerchow, Jan: Das Hauskloster St. Peter. In: Schadek, Hans/Schmid, Karl (Hrsg.): Die Zähringer. Anstoß und Wirkung, Sigmaringen 1986, 123.
- 26 Schwarzaier, Hansmartin: Lichtenthal als Grabkloster der Markgrafen von Baden im 13. und 14. Jahrhundert. In: Siebenmorgen, Harald (Hrsg.): Faszination eines Klosters. 750 Jahre Zisterzienserinnen-Abtei Lichtenthal (Sigmaringen 1995), 23–34.
- 27 Frank, Otto: Stiftskirche Baden-Baden (Schnell Kunstführer Nr. 380) (München und Zürich <sup>2</sup>1991), 22.
- 28 Huth, Volkhard: Donaueschingen – Stadt am Ursprung der Donau. Ein Ort in seiner geschichtlichen Entwicklung (Sigmaringen 1989), 61. Schell, Rüdiger: Das Dominikanerinnenkloster Auf Hof bei Neudingen als Hauskloster der Grafen von Fürstenberg (Konstanz 2008), 246–249.
- 29 Reinfried, Carl: Grablegen und Epitaphien der Herren von Windeck in den früheren Pfarrkirchen von Kappel und Ottersweier bei Bühl, sowie in der Klosterkirche zu Schwarzach. In: Freiburger Diözesan-Archiv 14, 1881, 251. Welte, Adolf: Die Grablegen und Epitaphien des Windecker Geschlechts, In: Verf.: Die Burgen Alt- und Neu-Windeck in der Ortenau und ihre einstigen Bewohner (Bonndorf 1894), 41.
- 30 Andermann, Kurt: Zisterzienserabtei Herrenalb – Geschichte. In: Klöster in Baden-Württemberg. <http://www.kloester-bw.de/klostertexte.php?kreis=&bistum=&alle=&ungeteilt=&art=&orden=&orte=1&buchstabe=H&nr=298&thema=Geschichte>. (Stand vom 28. Januar 2012).
- 31 Renger-Zorn, Cornelia: Eine Gruft mit Geheimnissen. Die Grabkammer in der St. Jakobskirche/Ein vergessener Ebersteiner. [...]. In: [http://literaturdesign.de/Die\\_Ebersteiner/die\\_ebersteiner.html](http://literaturdesign.de/Die_Ebersteiner/die_ebersteiner.html). (Stand vom 28. Januar 2012).
- 32 Die Aufzählung folgt weitgehend den Erkenntnissen von Bühler 1977 und 1981 (s. Anm. 11, 18 f.).
- 33 Zimmern, Froben Christoph von/Barack, Karl August (Hrsg.): Zimmerische Chronik. Band I. (Freiburg und Tübingen <sup>2</sup>1881), 369.
- 34 Bühler 1979 (s. Anm. 15), 10, 55 Anm. 4.
- 35 Ders. 1984 (s. Anm. 17), 106.



- 36 Reinhard, Johann Jakob: Pragmatische Geschichte (s. Anm. 16), 62.
- 37 GLA 65/239: Pappenheim, Matthäus von: Tractatus, seu historica de origine progressuque generosorum ac inclitorum baronum de Geroltzeck, Handschrift, nach 1532. Teilweise abgedruckt in: Reinhard, Johann Jakob: Pragmatische Geschichte – Urkundenbuch (s. Anm. 16), Urkunde I, 33.
- 38 Selle, Monika: Art. Kinderbegräbnis. In: Lexikon für Theologie und Kirche, Band 5 (Freiburg u. a. 1996), Sp. 1437.
- 39 Müller, Hans-Peter: Sulzer Linie (s. Anm. 20).
- 40 Bei gleichen Aussagen in verschiedenen Quellen wird nur aus einer Stelle zitiert. Auf die anderen wird hingewiesen.
- 41 Mone, F.J.(Hrsg.): Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, dritter Band (Karlsruhe 1863), 101, Anm. \*\*\*.
- 42 GLA 65/239: Pappenheim, Matthäus von: Tractatus (s. Anm. 37), 167. Ebenfalls: Reinhard, Johann Jakob: Pragmatische Geschichte – Urkundenbuch (s. Anm. 16), Urkunde I, 26 f.
- 43 GLA 65/239: Pappenheim (s. Anm. 37), 168. Ebenfalls: Reinhard, Johann Jakob: Pragmatische Geschichte – Urkundenbuch (s. Anm. 16), 28. Gleiche Aussage bei Hertzog, Bernhard: Chronicon Alsatie. Edelsasser Cronick unnd auszfuehrl. beschreibung d. vntern Elsasses am Rheinstrom, auch desselben fuernemer Staett, als Straßburg, Schletstatt [...]. vnd anderer d. enden gelegener Staett, Schloesser, Cloester [...]; Als auch d. Landgrafschaftt [...] Adenl. vnd Burgerl. Geschlechter, ihrer Genealogien, Staemmen, geburts Linien, Wappen und Cleinodien [...] (Straßburg 1592), L.5, f. 113.
- 44 Reinhard, Johann Jakob: Pragmatische Geschichte (s. Anm. 16), 20 f.
- 45 Mone, F.J. (Hrsg.): Quellensammlung (s. Anm. 41), 95 f.
- 46 Lateinische Texte in heutiger deutscher Sprache wiedergegeben, übersetzt durch den Verfasser.
- 47 Ders.: Quellensammlung (s. Anm. 41), 96. Ähnlich und teilweise übereinstimmend: GLA 65/586: Bender, Marquard: Annales. monasterii beatae Mariae virginis ad Schutteram ordinis sancti Benedicti in Brisgoja; 603–1751. Handschrift, 60. GLA 65/588: Unbekannter Verfasser: Notamina praeceptorum eventuum ex annalibus Schutterensibus (in archivio R.1. S.1. F.1. N.10 conservatis) excerpta. Annales Schutterani abs quodam Religioso monasterio Wilhelmitorum argentinae anno 1542 calendis Decembribus Conscripti, in: Schuttern. Annalen, Geschichte, Akten. Tagebuch, Bl. 2 v, Annus Christi 1262, Pagina 79.
- 48 Closener, Fritsche/Schott, Albert (Hrsg.): Strassburgische Chronik (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, I.) (Stuttgart 1842), 69 f.. Ähnlich: Ellenhardi Argentinensis: Bellum Waltherianum, MGH SS 17, 112 Hertzog, Bernhard: Chronicon Alsatie (s. Anm. 43), L. 4, 88; L 5, f. 118. GLA 65/239: Pappenheim, Matthäus von: Tractatus (s. Anm. 37), 68 f., 180. Reinhard, Johann Jakob: Pragmatische Geschichte – Urkundenbuch (s. Anm. 16), Urkunde I, 26 f. Richeri Gesta Senoniensis Ecclesiae. Edidit G. Waitz. MGH SS 25, 343, Z. 31–42. Twinger von Königshofen, Jacob: Die Älteste teutsche so wol allgemeine als insonderheit Elsassische und Straßburgische Chronicke. Von Anfang der Welt biß ins Jahr nach Christi Geburth MCCCCLXXXVI beschrieben. Anjetzo zum ersten mal heraus und mit historischen Anmerckungen in Truck gegeben von D. Johann Schiltern (Straßburg 1698), 252 f.. Wimpheling, Jakob/Moscherosch, Johannes Michael: Catalogus episcoporum Argentinensium ad sesquiseculum desideratus (Straßburg 1660), 67, 69.
- 49 GLA 65/586: Bender, Marquard: Annales (s. Anm. 47), 60. So auch: Mone, F.J. (Hrsg.): Quellensammlung (s. Anm. 41), 95 f.
- 50 Annales Maurimonasterienses, MGH SS 17, 181 f.
- 51 Ellenhardi Argentinensis: Bellum Waltherianum (s. Anm. 48), 113. Den Aussagen Ellenhards und der Annales folgten: Closener, Fritsche/Schott, Albert (Hrsg.): Strassburgische Chronik (s. Anm. 49), 72. Twinger von Königshofen, Jacob: Chronicke (s. Anm. 48), 254.
- 52 Hertzog, Bernhard: Chronicon Alsatie (s. Anm. 43), L. 4, f. 89. Der Aussage Hertzogs folgten: GLA 65/ 587: Unbekannter Verfasser: Chronik von Schuttern, Handschrift, in: Schutterana miscella (Sammelband), Bl. 106 v, § 6, unter Verweis auf Hertzog. Mone, F.J. (Hrsg.): Quellensammlung (s. Anm. 41), 95 f., Nr. 44. GLA 65/587: Guillimannus, Franciscus: De Episcopis Argentinensibus (Freiburg i. Br. 1608), 296–299. Handschriftlicher Auszug, in: Schutterana miscella, Bl. 19 r. Wimpheling, Jakob/Moscherosch, Johannes Michael: Catalogus episcoporum (s. Anm. 48), 61 f.
- 53 GLA 65/586: Bender, Marquard: Annales (s. Anm. 45), 61.

- 54 GLA 65/587: Unbekannter Verfasser: Verzeichnis der Äbte seit der Gründung des Klosters, Handschrift, in: Schutterana miscella, Bl. 32 v.
- 55 Bühler, Christoph: Regesten I (s. Anm. 5), Nr. 161.
- 56 Die Luftlinie zwischen Dorlisheim und Schuttern beträgt 31 km, die Luftlinien von Dorlisheim nach Gerstheim und von dort nach Schuttern ergeben 33 km.
- 57 Ohler, Norbert: Sterben und Tod im Mittelalter (München und Zürich 1990), 242.
- 58 Schleicher, Fritz: Aus der Geschichte des Geroldseckeradelslehen – Sternenberg in Oberweier und Friesenheim (Beiträge zur Heimatgeschichte Friesenheim, 1) (Friesenheim 1981), 4.
- 59 Brucker, Philipp: Augenblicke, in: List, Karl: Offonis Cella, die Reichsabtei Schuttern 603–1806. Dokumentation der archäologischen Befunde (Lahr 1988), 14.
- 60 List, Karl: Offonis Cella, die Reichsabtei Schuttern 603–1806. Dokumentation der archäologischen Befunde (Lahr 1988), Plan 34, Nr. 7.
- 61 Annales breves Wormatienses a. 1165–1295, MGH SS 17, 78.
- 62 GLA 65/586: Bender, Marquard: Annales (s. Anm. 47), 72.
- 63 GLA 65/587: Unbekannter Verfasser: Chronik von Schuttern, Handschrift. In: Schutterana miscella (Sammelband), Bl. 72 r.
- 64 GLA Abt. S, Kremer-Lamey: Lamey, Andreas: Collectaneen. Allerhand Nachricht, Nr. 2 (1), Bl. 26.
- 65 GLA 65/239: Pappenheim, Matthäus von: Tractatus (s. Anm. 37), 187.
- 66 GLA 65/239: Pappenheim, Matthäus von: Tractatus (s. Anm. 37), 184. Ebenso: Reinhard, Johann Jakob: Pragmatische Geschichte – Urkundenbuch (s. Anm. 16), Urkunde I, 34 f.
- 67 GLA 65/587: Unbekannter Verfasser: Verzeichnis (s. Anm. 54), Bl. 33 r.
- 68 GLA 65/587: Hertzog, Bernhard: Chronicon Alsatie, Straßburg 1592. Handschriftlicher Auszug. In: Schutterana miscella, Bl. 25 v.
- 69 Ders.: Ebd., Bl. 26 r.
- 70 Hertzog, Bernhard: Chronicon Alsatie (s. Anm. 43), L. 5, f. 113. Ebenso: GLA 65/239: Pappenheim, Matthäus von: Tractatus (s. Anm. 37), 188. Reinhard, Johann Jakob: Pragmatische Geschichte (s. Anm. 16), 47.
- 71 Reinhard, Johann Jakob: Pragmatische Geschichte – Urkundenbuch (s. Anm. 16), Urkunde LXIII, S. 138.
- 72 Pappenheim, Matthäus von: Tractatus (s. Anm. 37), 189.
- 73 Zimmern, Froben Christoph von: Zimmerische Chronik (s. Anm. 33), 365.
- 74 GLA 65/239: Pappenheim, Matthäus von: Tractatus (s. Anm. 37), 193.
- 75 Bühler, 1979 (s. Anm. 15), Abbildung S. 39.
- 76 Ruppert, Philipp: Geschichte des Hauses und der Herrschaft Geroldseck (Stegen bei Freiburg 1882), 464.
- 77 Bühler, Christoph: Regesten VI (s. Anm. 5), 1500, Juni 7.
- 78 Ders.: Ebd., 1519, Januar 19 und 1520, September 12.
- 79 List, Karl: Reichskloster Schuttern, in: Ders./Hillenbrand Peter: Reichskloster Schuttern. Im Wandel der Zeiten 603–1980 (Schuttern 1983), 18.
- 80 Hegel, Carl: Art. „Closener, Fritsche“. In: Allgemeine Deutsche Biographie, Band 4, 341. Strobel, Adam Walther: Vorrede zu: Closener, Fritsche/Schott, Albert (Hrsg.): Strassburgische Chronik (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, I.) Stuttgart 1842, VIII.
- 81 Hegel, Carl: Art. „Königshofen, Jakob Twinger“. In: Allgemeine Deutsche Biographie 16, 1882, 525–526 [Onlinefassung]. <http://www.deutsche-biographie.de/sfz99038.html> (Stand vom 25. Januar 2012).
- 82 Abbildung und Text siehe Anm. 17.
- 83 Brenner, Wilfried u. a. (Bearb.)/Pfarrgemeinde St. Georg Empfingen (Hrsg.): 150 Jahre Pfarrkirche Sankt Georg Empfingen (Empfingen 2008), 14 (Abb.), 74 (Abb.).
- 84 Müller, Hans-Peter: Sulzer Linie (s. Anm. 20).
- 85 Brenner, Wilfried u. a.: Pfarrkirche Empfingen (wie Anm. 83), 14.
- 86 Ders.: Ebd., 37.
- 87 Ders.: Ebd., 14 f., 37 f.
- 88 Reinhard, Johann Jakob: Pragmatische Geschichte – Urkundenbuch (s. Anm. 16), Urkunde I, 6.



- 89 Brenner, Wilfried u. a.: Pfarrkirche Empfingen (s. Anm. 84), 74: Müller, Hans-Peter: Sulzer Linie (s. Anm. 20). Übersetzt: VON EINER STRASSE IN ROM; DORT GEROLCZEK GENANNT IST EIN SPROSS ENTWACHSEN, ALS EDLES GEROLTSEGG BE-NANNT. SIE BLÜHEN ALS FREIE HERREN. AUS Schiltach [ist] DIE HERZOGIN, DEREN HOHER WUCHS AUS DEN URSLINGERN GAR SEHR BEKRÄFTIGT IST.
- 90 <http://www.evki-sulz-neckar.de/cms/startseite/wir-ueber-uns/stadtkirche/> (Stand vom 3. Februar 2012).
- 91 Reinhard, Johann Jakob: Pragmatische Geschichte (s. Anm. 16), 20 f.
- 92 GLA Abt. S, Kremer-Lamey: Lamey, Andreas: Collectaneen (s. Anm. 64), Bl. 26.
- 93 S. oben vor Anm. 42 und 43.
- 94 S. Anm. 49 und 51.
- 95 S. oben vor Anm. 22.
- 96 Jacob Herr zu Hohen-Geroltzeck vnd Sulz: Schreiben vom 4. Januar 1598 an Dr. Johner. Abgedruckt in: Fautz, Hermann: Kloster Wittichen (s. Anm. 1), 149. Baumann, Franz Ludwig (Bearb.)/ Tumbült, Georg (Bearb.): Mitteilungen aus dem F. Fürstenbergischen Archive, II. Band (Tübingen 1902), 708.
- 97 Mone, F.J. (Hrsg.): Quellensammlung (s. Anm. 41).
- 98 Ders.: Einleitung zur Chronik von Schuttern, in: Mone, F.J. (Hrsg.): Quellensammlung der badi-schen Landesgeschichte, dritter Band (Karlsruhe 1863), (60)
- 99 Reinhard, Johann Jakob: Pragmatische Geschichte – Urkundenbuch (a. Anm. 16). Urkunde I, 3.
- 100 GLA 111/269: Baldung, Caspar: Gutachten über die Chronik und den Ursprung der Herren von Geroldseck, 1538. Abschrift 17. Jahrhundert.
- 101 S. oben vor Anm. 72.
- 102 GLA 65/586: Bender, Marquard: Annales (s. Anm 47). GLA 65/587: Unbekannter Verfasser: Ver- zeichnis (s. Anm. 55), Bl. 29 r–35 v. GLA 65/587: Unbekannter Verfasser: Chronik (s. Anm. 64), Bl. 55 r–88 r. GLA 65/587: Unbekannter Verfasser: Chronik (s. Anm. 52), Bl. 106 r–109 v.
- 103 Ruppert, Philipp: Geschichte (s. Anm. 78), 464.
- 104 S. oben vor Anm. 48.
- 105 Mone, F.J. (Hrsg.): Quellensammlung (s. Anm. 41), 96. GLA 65/588: Notamina (s. Anm. 47), Bl. 2 v, Seite 4, Annus Christi 1262, Pagina 79.
- 106 GLA 65/586: Bender, Marquard: Annales (s. Anm. 47), 61. GLA 65/587: Unbekannter Verfasser: Verzeichnis (s. Anm. 54), Bl. 32 v.
- 107 GLA 65/586: Bender, Marquard: Annales (s. Anm. 47), 61. GLA 65/587: Unbekannter Verfasser: Verzeichnis (s. Anm. 54), Bl. 32 v.
- 108 Pappenheim, Matthäus von: Tractatus (s. Anm. 37), 192. Ebenso: Reinhard, Johann Jakob: Prag- matische Geschichte – Urkundenbuch (s. Anm. 16), Urkunde I, 33 f.
- 109 Reinhard, Johann Jakob: Pragmatische Geschichte (s. Anm. 16), 21.
- 110 GLA, Abt. S, Kremer-Lamey: Lamey, Andreas: Collectaneen (s. Anm. 64), Bl. 26.
- 111 Schwineköper, Berent: Hochmittelalterliche Fürstenbegräbnisse. In: Althoff, Gerd u. a. (Hrsg.): Person und Gemeinschaft im Mittelalter. Karl Schmid zum 65. Geburtstag (Sigmaringen 1988), 501.
- 112 Reinhard, Johann Jakob: Pragmatische Geschichte – Urkundenbuch (s. Anm.16), Urkunde II, 34 f.
- 113 S. oben vor Anm. 52–54.
- 114 S. oben vor Anm. 47 und 49.
- 115 S. oben vor Anm. 45.
- 116 S. oben vor Anm. 61–63.
- 117 Stellvertretend für viele Vereinbarungen: November 1235: Mone, F.J. (Hrsg.): Quellensammlung (s. Anm. 41), 59 f.. Oktober 1327: Bühler, Christoph: Regesten II (s. Anm 5), Nr. 457.
- 118 Die Luftlinie zur Diersburg beträgt 7,1 km, zur Geroldseck auf dem Rauhkasten sind es 10,0 und zur Hohengeroldseck 10,9 km.
- 119 GLA 65/587: Chronik (s. Anm. 63), Bl. 72 r, S. 35.
- 120 Mone, F.J. (Hrsg.): Quellensammlung (s. Anm. 41), 101, Anm. \*\*\*
- 121 GLA 29/383.

- 122 Oexle, Otto Gerhard: Die Gegenwart der Toten, in: Braet, Herman/Verbeke, Werner (Hrsg.): *Death in the Middle Ages (Mediaevalia Iovanensia. Series 1. Studia: 9)* Leuven 1983, 52 f.
- 123 Zimmern, Froben Christoph von: *Zimmerische Chronik* (s. Anm. 33), 365.
- 124 Bühler, Christoph: *Regesten V, Teil 2* (s. Anm. 5), Nr. 1680.
- 125 Ders.: *Regesten VI* (s. Anm. 5), 1500, Juni 7.
- 126 Schweincköper, Berent: *Fürstenbegräbnisse* (s. Anm. 111), 495. Huthwelker, Thorsten: *Tod und Grablege der Pfalzgrafen bei Rhein im Spätmittelalter (1327–1508)*. (Heidelberger Veröffentlichungen zur Landesgeschichte und Landeskunde, 14) (Heidelberg 2009), 29.
- 127 Crusius, Martin: *Annales Suevici, L. V., P. III., S. 303*. Zedler, Johann Heinrich: Art. „Geroldseck“ in: *Johann Heinrich Zedlers Grosses vollständiges Universallexicon aller Wissenschaften und Künste, Band 10*, (Halle und Leipzig 1735), Sp. 1159–1162.
- 128 Gräfin Barbara von Fürstenberg wurde nach ihrem Letzten Willen 1592 dort begraben. Baumann, Franz Ludwig (Bearb.)/Tumbült, Georg (Bearb.): *Mitteilungen* (s. Anm. 96), 630–632, Nr. 824 u. 828.
- 129 Jacob Herr zu Hohen-Geroltzeck vnd Sulz: *Schreiben vom 4. Januar 1598 an Dr. Johner* (siehe Anm. 96).
- 130 Müller, Bernhart: *Jahrgeschichten der Franciskaner in Baden*. In: Mone, F.J. (Hrsg.): *Quellen-sammlung zur badischen Landesgeschichte, dritter Band* (Karlsruhe 1863), 644.
- 131 Closener, Fritsche/Schott, Albert (Hrsg.): *Strassburgische Chronik* (s. Anm. 48), 79.



---

# Ein Ettenheimer Adelshof und die angrenzenden Gärten

Dieter Weis

## Ettenheimer Gärten, Teil 2 Teil 1: Der Prinzengarten\*

Es handelt sich hier um das heute als „Winterschule“ bezeichnete Anwesen. Es ist mehr oder weniger gut bekannt, dass das alte Haus eine reiche und interessante Vergangenheit aufweist. Das Gebäude wurde mehrfach umgebaut und diente früher verschiedenen Familien und Zwecken. Das obere Stockwerk wurde erst im Jahr 1858 „aufgesetzt“, sodass man es sich eigentlich „hinwegdenken“ muss, um sich das frühere Aussehen des Gebäudes wenigstens ungefähr vorstellen zu können.

Die Bezeichnung „Winterschule“ bürgerte sich in den vergangenen Jahrzehnten ein und ist praktisch nicht mehr änderbar.

Ein anderer Name mit Bezug auf die frühere Geschichte des Hauses und seine heutige Verwendung fiel bisher niemandem ein. Durch die vielen Wechsel der Eigentümer wäre es auch schwierig, einen besseren Namen zu finden, der von der Bevölkerung angenommen wird.

Über die ältere Geschichte des Hauses berichtete Hubert Kewitz bereits im Jahr 1997 unter dem Titel „Vom Adelshof zur Winterschule“ in kürzerer Form (Festschrift aus Anlass der Einweihung der Neuen Winterschule am 24.10.1997).

Auf dem Gelände des freiadligen Hofes befanden sich früher auch *Gärten*. Um darüber nähere Angaben machen zu können, war es erforderlich, mehr als bisher bekannt, über die früheren Eigentümer zu erfahren und die Änderungen im Bereich des Anwesens zu erforschen – eine schwierige Sache, wie sich zeigte.

Bei Kaufverträgen wird üblicherweise die Lage des Objekts beschrieben, und wenn die Beschreibung ausführlich ist, werden manchmal auch einer oder mehrere der zugehörigen *Gärten* erwähnt.

---

\* Erschienen in: Die Ortenau 2012

### Kauf des freiadligen Hofes durch Johann Ludwig Zorn von Bulach

Die älteste mir bekannte Quelle zur Geschichte des Ettenheimer Adelshofs, der heutigen „Winterschule“, ist der Kaufbrief vom 21.07.1625.<sup>1</sup>

Danach verkauften die Nachkommen und Erben des „Hannß Peter von Wirdenheimb“ am 21.7.1625 „dem wohledlen und gestrengen Johann Ludwig Zornen von Bulach, hochfürstlichen Bischofflichen Straßburgischen amtmann zue Bennfelden etc.“ den Adelshof für 2600 Gulden.

Das Kaufobjekt wird wie folgt beschrieben:

*„Eine adeliche behaußung, hoff, hoffstatt, scheur, stall, gärtlein, sambt allen deren Zugehrigen rechte, gerechtigkeiten, und adelichen Freyheyten, allermaßen wir und unßern pflegpersonen, solche von wohlgedachten unseren respective freindlichen schwäheren (Schwagern) und vatteren seeligen ererbt, gelegen in der statt Ettenheim, deß bistumbs Straßburg, Einseith auf der stattmauren, anderseiths gegen dem ambthoff, unden auf Andreß steinmülleren, oben auf N. Köbelins behaußung stoßend (...)“.*

Diese Angaben sind sehr wertvoll, da sie die Zustände vor dem 30-jährigen Krieg überliefern, über die wir sonst sehr wenig wissen. Also war die älteste nun bekannte Bezeichnung des Adelshofs „der Wirdenheimb’sche Hof“.

Wo sich das damalige *Gärtlein* befand, ist leider nicht näher angegeben.

Das Wappen des Johann Ludwig Zorn von Bulach mit der Jahreszahl 1626 befindet sich heute am Ichtratzheim’schen Haus. Angeblich soll es ein Zeichenlehrer kurz vor 1900 an dieser Stelle angebracht haben. Es stammt mit Sicherheit vom Adelshof des Zorn von Bulach († 1664).<sup>2</sup>

Im 30-jährigen Krieg brannte das Gebäude wie die gesamte Stadt im Jahr 1637 ab. Der Bulach’sche Hof bestand aber weiterhin, wie die Bannerneuerung vom Jahr 1660 belegt.

Im Verzeichnis der Bannerneuerung von 1660 wird der Adelshof samt umliegenden Häusern aufgeführt. Ein Vergleich der Verhältnisse dieses Jahres mit den späteren von 1721 oder gar mit den heutigen ist schwierig, da keinerlei Lagepläne aus dem 18. Jahrhundert bekannt sind. Die Grundstücke waren nicht nummeriert, und die Eigentümer wechselten mehrfach. Ihre Namen sind zwar angegeben, aber ihre Häuser sind zum Teil verschwunden.





Wappen  
Zorn von Bulach,  
Foto: Wolfgang  
Hoffmann

Das heutige Ichtratzheim'sche Haus wurde erst 1744 errichtet. Auf dessen Platz und Hof standen andere Häuser, oder der Platz wurde auf andere Weise genutzt.

Bei der Bannerneuerung von 1660 wurden sämtliche Güter im Bereich des Adelshofs aufgezählt. Die Art der Lagebeschreibung mit Begriffen wie „oben und unten“ ist für uns heute nicht sehr hilfreich, so dass genaue Ortskenntnisse nötig sind, um sich einigermaßen zurecht zu finden.

Die Angaben vom Jahr 1660 lauten wie folgt:<sup>3</sup>

- 1) *„Ite. ein lehre hoffstatt 1 Msh. groß, E.ß dem ambthoff, a. ß. die stattmaur, oben auff Hr. v. bulach, unden auff Hr. Cantzler v. didenheim. Ju(nker) v. bulach gehörig. von Wolff dieboldt steinmüller erkaufft.“*

Diese Hofstatt lag vermutlich nördlich vom Adelshof (landab) und grenzte an den Stammhof, der damals dem Kanzler von Didenheim gehörte. Im Kaufvertrag vom 21.07.1625 wird bereits ein „Andreß steinmülleren“ als unterer Anlieger des Adelshofs genannt.

- 2) *„Ite. ein hauß, hoff, scheur, undt stallung, der pfürdenheimisch (Wirdenheimisch) hoff genannt, E.ß der stattgraben, a.ß neben undt oben auff Ju(nker) v.bulach, unden auff Jacob himbrecht, unden auff sich selbst. Ju(nker) v. bulach gehörig, hat die plätz oder hoffstatten v. den pfürdenheimisch Erben, als v. Jacob Köbelin ein hoffstatt 1½ Msh. und Jacob Wärlin ein hoffstatt 1 Msh. groß erkaufft.“*

Hier ist der eigentliche Adelshof aufgeführt.

- 3) *„Ite. ein lehre hoffstatt 1 Mht. groß, E. ß. unden undt oben auff die allmend, hinden auff Ju(nker) v. bulach den greinerischen Erben zu Zabern gehörig.“*

Hier vielleicht ein Hinweis, wo die Familie Greiner herkam oder damals wohnte.

Wichtig sind die späteren Randvermerke zu den von mir oben eingefügten lfd. Nummern:

Die Nr. 1) bis 2), ohne die von Jacob Wärlin stammende Hofstatt von 1 Mht., sind am Rand mit „Olizy“ bezeichnet. Diese Grundstücke kamen also später in den Besitz der Familie Olizy.

Zu der von Jacob Wärlin stammenden Hofstatt unter 2) ist am Rand vermerkt: „Harnist, v.H.v. andlaw erkaufft, Zinß (buch?) des gottes Hauß Ettenheim Münster Nr. 53 2 ß 8 d“. Bei Nr. 3) ist am Rand nur vermerkt: „Harnist“. Diese Hofstätten waren demnach später Eigentum des Stadtschreibers Johann Theobald Harnist, was noch von Bedeutung sein wird.

- 4) *„Ite. hauß undt hoff mit dero gerechtigkeit, ½ Mht. groß, E. undt a. ß. auch unden auff die allmendt, oben auff Peter glantzmann. Jacob himprecht von Caspar stöckhle erkaufft.“*

Am Rand ist vermerkt: „Thomas brogle geweßter fiscal.“

Diese Lagebeschreibung könnte auf das heutige Haus Rosemarie Bauer, früher Franz Ketterer, Rohanstr. 20, passen oder auf das Vorgängergebäude.

Es folgen nun noch zwei „Häußle“, die vermutlich wegen der Erbauung des Ichtratzheim'schen Hauses abgebrochen werden mussten:

*„Ite. ein häußle mit seiner gerechtsamen, ½ Msh. groß E. ß. die allmendt. a.ß: Ju(nker) v.bulach, unden und oben auff Jacob himbrecht. Peter Plantzmann (Glanzmann) hat den platz von Hannß hermann zu mahlberg erkaufft.“*

*„Ite. ein häußle sambt Einer oehle drotten, 1/4tel msh. groß, E. ß. die allmend, a. ß. Ju(nker) v.bulach, oben auff den pfarrhoff, unden auff Peter Plantzmann. Jakob himbrecht von hanns straßburger die hoffstatt erkaufft.“*

Die Beschreibung der Hausanwesen erfolgte erkennbar vom Amtshaus (heute „Palais Rohan“) in Richtung Süden bis an die Grenze des Pfarrhofs.



### Der Andlau'sche Hof

Johann Ludwig Zorn von Bulach war in erster Ehe mit Maria Jakobeä Zanth von Merlen verheiratet. Die Tochter Maria Helena heiratete Franz Jakob von Andlau, ab 16.3.1676 Reichsfreiherr von Andlau. Maria Helena verstarb am 6.12.1702 (begraben in St. Andreas, Andlau/Elsass) und ihr Ehemann am 27.8.1704 (begraben in St. Richardis, Andlau).<sup>4</sup> Vermutlich brachte Maria Helena Zorn von Bulach das Ettenheimer Lehensgut ihres Vaters ihrem Ehemann als Heiratsgut mit in die Ehe. Darüber konnte ich bisher nichts schriftliches finden.

Die Ettenheimer Akten und Rechnungen aus dem 17. Jahrhundert sind nur sehr lückenhaft erhalten. In den Bürgermeisterrechnungen ab 1681 erscheinen als Jahrgeld des Junkers Frantz Jacob von Andlaw jährlich regelmäßig 10 R (Rheintaler) als Einnahmen („von seinen gütteren“). Damit zahlte er eine Pauschale „für die genießende weid und waßer“ wie es später einmal heißt.<sup>5</sup>

Im Jahr 1702, kurz vor dem Tod seiner Ehefrau, verkaufte „Frantz Jacob von und zu Andlau Hauß und Hoff in der Statt Ettenheim und verschiedene Güter uxorio nomine (namens seiner Frau) an H. Frantz Ernst von Olizy.“

### Der Olizy'sche Hof

Über den Verkauf des Andlau'schen Hofes wird in den Akten Folgendes mitgeteilt:

*„Extract auß dem bey der statt Ettenhb.stattschreiberey d. 3t. Aprilis 1702 gefertigten Kauffbrieff zwischen /.tit./ H. Frantz Jacob v. Andlau Einseiths, und /.tit./ H. Frantz Ernst von olizy anderseiths über dass allda gelegene Hauß, Hoff und Güther, in welchem Kauffbrieff die statt Ettenhb. einstehet, dass dieses guth in adelich und ohnadelichen güthern bestehet, his verbis: alß die frey adeliche Behausung mit ihrer Zugehörde in der statt hinter dem ambthoff gelegen, so dann ackern, matten, gärthen und reeben, wie solche alle in der Ettenheimb. bannß Erneuerung de 1670 sowohl alß adelich alß ohnadelich beschrieben seint, und den 26t 8 bris 1684 wiederumb a parte renewrent worden.*

*Nota: Ein schier gleichlautender Kauffbrieff ist auch damahls bey der hochlöbl. Ritterschafft gefertigt worden.“<sup>6</sup>*

Der Käufer Franz Ernst Heinrich von Olizy war vom Jahr 1678 bis zu seinem Tod am 27.1.1721 markgräflich Baden-Badischer Amtmann bzw. Oberamtmann der Herrschaft Mahlberg. Die

Familie stammte aus dem Flämischen (heute zum Teil Belgien), aus dem Schloß de la Motte in der Grafschaft Chiny.<sup>7</sup>

Olizy war zeitweise auch für Ettenheim tätig, was die erhaltenen Bürgermeisterrechnungen belegen. Bei der „Abhör“ der Rechnung von 1693 unterschrieb er mit „Franz Ernst Olisy, Amtmann der Herrschaft Mahlberg und Inspector der Pfleg Ettenheim“ (29.4.1694). Bei der Rechnungsabhör am 10.9.1695 (RE 1694) und am 20.6.1697 (RE 1695 und RE 1696) unterschrieb er mit der Bezeichnung „amtman der Herrschaft Mahlberg undt Pfleg Ettenheim“.<sup>8</sup>

Möglicherweise war er vertretungsweise für die nicht besetzte Amtmannsstelle tätig. Ab der Rechnung für das Jahr 1698 unterschrieb der vermutlich in Altdorf ansässige Franz Egon Reich als Ettenheimer Amtmann.

Von Franz Ernst von Olizy ist überliefert, dass er ein eifriger Vertreter der Gegenreformation war.<sup>9</sup> Die richtige Schreibweise des Namens ist „Olizy“, nicht Olisi oder Olisy wie oft zu lesen. Außer bei Zitaten, wird deshalb bei allen in diesem Bericht vorkommenden Familienmitgliedern der Name in der richtigen Weise geschrieben, auch wenn es von ihnen selbst nicht immer so gehalten wurde.

Auch Franz Ernst von Olizy und später seine Witwe hatten wie der Vorgänger von Andlau von seinen Gütern das Jahrgeld von 10 R für „Wasser und Weydt“ zu zahlen.<sup>10</sup> In der Steuermeisterrechnung von 1705 sind 88 R als Einnahme verbucht. Wegen der großen Lücken bei den Rechnungen und der fehlenden Beilagen ist es nicht möglich, auf diesem Weg große Einsichten zu gewinnen, vor allem nicht über die *Gärten*, um die es hier vor allem geht. Nicht unerwähnt sollen die späteren zahlreichen Ausgaben im Zusammenhang mit dem Prozess zwischen den Olizy'schen Erben und der Landesherrschaft bleiben. Darauf näher einzugehen würde zu weit führen.<sup>11</sup>

### Größere Veränderungen im Umfeld des Olizy'schen Hofes

Zwischen der Generalbannerneuerung von 1660 und 1721 lag ein Zeitraum von rund 60 Jahren, in dem sich auch im Umfeld oder auf dem Gebiet des Hofes selbst einiges änderte. Aus diesem Grund muss hier darauf eingegangen werden, damit die Verbindung zu den späteren Verhältnissen einigermaßen aufrecht erhalten bleibt.<sup>12</sup>

Am 15.5.1719 verkaufte der Ettenheimer Bürger Franz Schelli an den „H. frantz Ernest von olisy, Hochfrstl. baadsch. hoffrath und oberamtman d. Herrschafft mahlberg eine behausung, hoff, sambt gerechtigkeiten in der Statt Ettenheim im pfarrgässel gelegen, ziehet



*land auff den Pfarrhoff, land ab Herren Käufferen selbst, gegen rhein auff Hern Käuffers einfahrt, gegen wald die pfarrgaß, umb 100 flandswehrung sambt einem fürtel frucht“.*<sup>13</sup>

Leider ist hier die Grundstücksfläche nicht angegeben, was einen Vergleich mit den Anwesen vom Jahr 1660 erschwert. Die verkaufte Behausung grenzt jedenfalls „Land auff“ an den Pfarrhof. „Land ab“ (Richtung Norden) verblieb dem Verkäufer das angrenzende Grundstück (Hausanwesen?).

### Die Verhältnisse im Jahr 1721

Genauere Angaben liefert – wie bereits erwähnt – die Stadt- und Bannbeschreibung vom Jahr 1721 („am pfarrgäßell“).<sup>14</sup>

- 1) Zum Olizy'schen Hof selbst: *„Item eine Behausung, hoff, scheur, stallung undt trotten, auch gärthen, sambt rechten und gerechtigkeiten allda gelegen. Ziehet Landt auff den pfarrhoff, landt ab d. Hr. ambtmann reich undt Hr. Hoffrath von gaill (Stammhof?), auch die allmendt (?), gegen rhein die stattmauren. gegen waldt die allmendt (Pfarrgäßell). die fraw harnisten undt einfahrt, Weylandt Herren frantz Ernst olisy seel. gewestten Hochfürstl. marggrf. baadischen oberambtmanns zue Mahlberg hindlaßenen Wittib (Witwe) undt Erben gehörig.“*
- 2) *„Item ein behausung, hoff, scheur, stallung, trotten und garthen, sambt gerechtigkeiten, allda, ein undt ein halbmanßhawet groß: Ziehet Landt auff ein allmendt. Landt ab deßgleichen, gegen rhein die olisische Wittib undt Erben. gegen waldt dass pfarrgäßell. Weylandt Hr. theobalt Harnist seel. gewestten stattschreibers allhier hinterlassener Wittib und Erben gehörig.“*

Harnist hatte in diesem Bereich zwei „leere Hofstatt“ gekauft und darauf gebaut (Baujahr nicht bekannt).<sup>15</sup>

Die Lagebeschreibung würde auf das frühere Haus des Landwirts Eduard Ruf, Rohanstr. 18 (jetzt Neubau der Bürgerstiftung) passen.

- 3) *„Item eine Behausung sambt gerechtigkeiten allda gelegen, Ziehet Landt auff, Landt ab undt gegen waldt die allmendt. Gegen rhein die olisische Wittib undt Erben, ist ein Halbmanßhawet groß, thomas Brogli gehörig.“*

Dieses Hausgrundstück wird bereits 1660 erwähnt.

- 4) *„Item ein Häusel sambt gerechtigkeiten, allda gelegen, ein Halbmanßhawet groß. Ziehet Landt auff Balthasar feßer, Landt ab thomas brogle, gegen rhein undt gegen waldt die allmendt der olisischen fraw wittib undt Erben gehörig.“*

Dieses Hausgrundstück wird ebenfalls wie 3) und das Folgende 5) bereits im Jahr 1660 beschrieben.

- 5) *„Item ein Häusel sambt rechten, ein Viertel manßhawet groß, allda gelegen, ziehet Landt auf dass pfarrgäßell, Landt ab die allmendt, gegen rhein der pfarrhof, gegen waldt die olisische Erben Balthasar feßer dem schmid gehörig.“*<sup>16</sup>

Es folgt anschließend der Pfarrhof, dessen Lage so beschrieben wird: *„Landt auff ein allmendt Gäßell (Finsterwädeleweg?), Landt ab die olisische Erben, gegen rhein die stattmauren, gegen waldt dass pfarrgäßell und Balthasar feßer“.*

Offensichtlich verlief die Beschreibung der Hausgrundstücke von Norden nach Süden. Das Hausanwesen 3) könnte das heutige Haus Bauer, früher Ketterer, Rohanstr. 20 sein. Die beiden „Häusel“ (Nr. 4 und 5) wurden später abgebrochen. Ihre Lage ist nicht eindeutig nachzuvollziehen.<sup>17</sup>

Es folgen nun noch zwei Verkäufe im Bereich des „Pfarrgässel“, die nicht uninteressant sind:

- 1) *„Melchior sartori, der amtschultheiß allhier, verkauft (am 2. Juny 1722) im Namen der vom seel. Herren Franz Ernst olisy hinterlassenen fraw wittib, d.hochedl. gestrengen Maria Catharina greinerin dem Balthasar feßer, Burger und schneideren allhier, eine behausung sambt gerechtigkeiten in der Stadt Ettenheimb in dem pfarrgässel gelegen. Ziehet Landt auf ein allmendtgässel, Landt ab die wittib selbst, gegen Rhein deßgleichen, gegen waldt das Pfarrgässel umb 140 reichswhr.“* (Gulden)<sup>18</sup>
- 2) *„Lorentz feßer, burger und schuemacher allhier, alß Mündtlich bestellter anwaldt Baltzer (Balthasar) feßer, Burger undt schneideren allda, Indessen Nahmen er bekent, Herren Felix de Maillot (am 26.1.1725) auffrecht undt redtlichen verkaufft undt zue kaufen gegeben zue haben (...) Benantlich eine Behausung, sambt Zue gehörden, rechten und gerechtigkeiten in der Stadt allhier im pfarrgäsell gelegen, Ziehet Landt auff dass pfarrgäßell. Landt ab eine einfahrt. gegen rhein der pfarrhoff, gegen waldt die Herren olisischen Erben“* (...).<sup>19</sup>

Die Kaufsumme von 180 f zahlte Felix von Maillot bar an den Verkäufer und zusätzlich 30 f an die Witwe Olizy.

Die Grundstücksgrößen sind bei 1) und 2) nicht angegeben. Es ist auch nicht klar, ob es sich um dieselben Grundstücke handelte. Die Lagebeschreibungen passen nicht zusammen.



### Felix Anton von Maillot erwirbt einen Teil des Olizy'schen Hofs

Am 6. und 8.7.1739 wurden sämtliche bürgerlichen und adeligen Güter, welche von der am 14.1.1734 in Ettenheim verstorbenen Witwe Maria Catharina von Olizy geb. Greiner herrührten, nach vorheriger Schätzung in vier Teile geteilt.<sup>20</sup>

Sämtliche Güter samt Behausung und Hof wurden auf 9682 Gulden, 5 Schilling geschätzt.

Die Andlauischen Güter samt Haus sollten nicht geteilt, sondern dem Sohn (Leopold Hermann) zugeeignet werden.

Felix Anton Maillot suchte darum nach, ihm einen Teil des Hofs zuzuteilen, zur „Erbawung Einer kommllichkeit (?) oder wohnung, in (mit?) einer stallung, schewer und schopf an das pfarrhaus allhier anstoßend“.

Leopold Hermann von Olizy erhielt „drey portiones ahn dem gantzen olisyschen Hausß, auch den meisten Theil an den daran gelegenen hoff, auch feldt ackhern, matten undt Zinßen“ (...) im Wert von 7261 gulden, acht schilling und neun pfennig.

Felix Anton von Maillot erhielt seinen Erbanteil, indem Olizy ihm „zu Erbawung Einer Wohnung Ein platz oben an dem olisyschen hoff, auff welchem ein schopf, schewer, Keller, undt daneben befindliche stallung, auch schweinställe, stehen thun so landt auff gegen dem pfarrhoff neunzig schue, land ab gegen H. von Olisy achtzigfünf, in der breite fünf undt vierzig, gegen waldt aber zweyundtviertzig schue enthaltet, und durch die experten ad fünf hundert fünfzig gulden aestimirt worden“, anzuweisen hatte. Es folgen weitere Angaben über den zu bebauenden Platz und über seine weiteren Ansprüche, auf die hier nicht eingegangen werden muss.

Im Jahr 1740 erging das Urteil im Erbschaftsprozess.

Das Reichskammergericht in Wetzlar wies die Klage von Leopold Hermann von Olizy gegen die am 6. und 8.7.1739 von Hofrat Fischer in Ettenheim durchgeführte Teilung ab. Felix Anton von Maillot wurde der im Teilungsvertrag beschriebene Platz oberhalb des Olizy'schen Hofs samt Gebäuden als Eigentum zuerkannt.

Ebenso wurde er als Inhaber des Greinerischen Guts, des Paulutzischen, des Orschweyer und des Henningerschen Zinses bestätigt.

Ab 1739 zahlte Herr von Maillot das sogen. Jahrgeld von 12 f jährlich „wegen genießung waßer, weydt und Holtzes“, was die erhaltenen Bürgermeisterrechnungen belegen. Auch in den Steuerrechnungen ist er verzeichnet.<sup>21</sup> Zum Beispiel in der

Rechnung 1749/50 schreibt der Rechner: „Erstlichen habe Herren von Malliot wegen seiner Behaußung 6½ stewarten jeede ad 4 fl gerechnet bezogen mit 7 f 6 fl“

Dazu kommen für 1749 „als Länder und Matten“ noch 5 f 5 fl 9 ½ d.

Das sogen. „Ichtratzheim'sche Haus“ erbaute Felix Anton von Maillot lt. Inschrift im Türsturz seines Hauseingangs im Jahr 1744. Über den Bau dieses stattlichen Wohnhauses mit großem doppelstöckigem Keller und den Nebengebäuden fanden sich bisher keine schriftlichen Quellen.

### **Das Testament von Leopold Hermann Joseph Henry von Olizy, Herr von Planques**

In seinem umfangreichen Testament vom 1.10.1753 spart Olizy nicht mit Vorwürfen gegen seine Nachkommen und Verwandten. Hieraus nur folgende Auszüge: <sup>22</sup>

Zu Beginn bedauert er die „in Betrachtung der betrübten Exempel derer in meiner familie auß Mangel einer Vatterl. und Mütterl. beschehenen Disposition entstandenen Misshelligkeiten“. Er wünscht, dass die im Testament genannten Güter „in der familie von olizy de Planques zugehöriges immerwährendes ohnwiderruffliches fidei Commißum familiae seyn und bleiben solle“. Daraus entwickelte sich der nächste Prozess, weil einige Erben damit nicht einverstanden waren. Zum Gut gehöre „auch der dermahlen von meinem bösen Schwager Herrn Felix von Maillot gewaltthätig usurpirte (widerrechtlich an sich gerissene) hoffts antheil.“

Über seinen einzigen überlebenden Sohn schreibt er: „Daß Meine Männliche Descendenz (Verwandschaft) durch meines ungerathenen Sohns üble Conduite (Betragen) gänzlich ruiniert, und in äußerste armuth gesetzt ist“. Er erwähnt auch, dass seine ledigen Töchter oder Witwen ohne Kinder, falls sie in Ettenheim wohnen wollen, in seinen „alda situirten wohnungen: Es seye im großen oder Kleinen Hauß, lebenslänglich zinnß zu geben, sich enthalten können.“ An anderer Stelle ist zu lesen, dass Olizy in seinem Hof zu Ettenheim im Jahr 1739 während der Zeit seines Besitzes für den Meyer ein „neues Häußlein“ erbaut habe.

Die Verarmung der Olizy'schen Familie wird mehrfach angedeutet: „verarmter olizy'scher Stamm“ oder dass die unglückseligen Kinder seines ungerathenen Sohns „von ihren liederlichen Eltern nicht das mindeste zu hoffen haben“. Wer oder was an diesem vielleicht tragischen Abstieg letzten Endes schuld war, lassen die Akten nicht erkennen. Der Testamentsverfasser trug



wegen seiner Streit- und Prozesssucht sicher eine erhebliche Mitschuld an diesen Verhältnissen.

### **Das Inventar über das von Leopold Hermann von Olizy hinterlassene Erbvermögen**

Am 26.2.1759 wurde in Ettenheim „in dem Frey Adelichen von Olizischen Erbhaus“ das Inventar über den Nachlass des am 26.9.1757 in Straßburg verstorbenen Leopold Hermann Joseph Henry von Olizy de Planques errichtet.<sup>23</sup>

Hier interessiert von den „liegenden Güther“ folgender Teil:

*„Erstlich das adeliche v. olizysche sogenannte Andlauische Haus, Hoff, Garten, scheuer, und dabey befindlich kleines Häußlein, stoßend oben zum Thail auf Herrn v. Maillot, und zum Thail dem pfarrhoff, unten das adeliche reichische Hauß, und Hoff, fornen die Allmend, und hinten der stattgraben.*

*N.B. bey diesem Einbegriff ist bürgerlich Gueth*

- 1 mo der Garten unten gegen den reichischen Hoff.*
- 2 do die scheuer, stallung und ober gärthlein sambt Trodthaus.*
- 3 tio der schopf worauf Ein kleines Häußlein gebauen.*

*dieses alles in dem Testamento paterno in fine zum fidei commiß angeschlagen ad 2450 f“.*

Der größere Garten lag neben dem Olizyschen Haus in nördlicher Richtung bis an die Grenze des Stammhofs. Hier befand sich bis zum Bau des Frucht- und Kornspeichers 1812/14 nur Gartenland.<sup>24</sup>

Das kleine Gärtlein lag vermutlich in Richtung Süden, was man aus dem Namen ableiten kann. An dieser Stelle gab es aber später Veränderungen.

Felix Anton von Maillot stellte am 14.6.1749 wie in anderen Fällen (1759) eine Rechnung über seine Forderungen an seinen Schwager von Olizy und eine Gegenrechnung über dessen Forderungen an ihn auf.<sup>25</sup> Hier nennt er auch einen Garten „zwischen bäch“, für den er für die Jahre 1735 bis 1739 jährlich 1 f 2 ß Gartenzins an von Olizy zahlen musste. Die Lage des Gartens lässt sich nicht feststellen. Für „die zwei Häußlen an der Pfarrgaß“ (oder „Meine zwey Häußlen“) zahlte er an Olizy Bodenzins für die Jahre 1733 bis 1738 jährlich 2 ß 6 d.

Die obige Rechnung befindet sich in den Akten der Prozessunterlagen der Reichsritterschaft Ortenau.

### Verkauf des Olizy'schen Guts in Ettenheim an Beat Martin von Maillot

Am 21.7.1761 verkauften die Olizy'schen Erben das ganze Ettenheimer Gut für 9000 Gulden an Beat Martin von Maillot.<sup>26</sup>

Als Begründung wird angegeben, dass „sämtliche freyadeliche anwesende Personen des festen entschlußes sind, ihre zu allerseitigem besonderen Schaden, und Nachstand (Nachteil?) schon allzu lang ohnerörtet gebliebene väterliche Verlassenschafts Sache nunmehr gütlichen zu einem vollkommenen Ende zu bringen, zumahlen die großen un Kosten zu verhüten, welche nothwendig darauf gehen würden, wenn das väterliche guth versteigert werden müste“. (...)

Beim Vertragsabschluss fehlte als weitere Erbin die verstorbene Maria Andres von Beckers geb. von Olizy, sodass man sich noch an deren Witwer Johann Peter Beckers von Netzen<sup>27</sup> wenden musste. Dieser hatte Einwendungen und beschritt deshalb den Klageweg. Becker von Netzen schrieb am 18.3.1760 u. a., „es würde jedermann vor Augen liegen, daß das Hauß des H. Erblassers (Leopold Hermann von Olizy), welches bey dessen vieljährigen Aufenthalt zu Straßburg ohnehin nicht genugsam in Baulichem Stand erhalten worden, täglich Baufälliger, die güther, so zum Theil schon 3 gantzer Jahren gantz öde gelegen zum Theil aber zwar über Sommer gebaut, jedoch mit einiger Besserung nicht versehen worden, mehr abgenutzt und schlechter, sodann die forderungen derer Creditorum und die gerichts und andere Kösten größer werden, somit deren Erbs Interessenten am Ende außer denen in Flandern gelegenen (...) nichts als das leere Nachsehen auff die Väterliche Erbschaft übrig bleiben würde.“<sup>28</sup>

Im Prozess vor dem Reichskammergericht in Wetzlar wurde der noch minderjährige Stammhalter Leopold Alexander Ernest von Olizy durch Anwalt Schweitzer vertreten, der dessen Rechte wahren musste.

Es ist hier unmöglich, auf den Prozess näher einzugehen, und es ist auch nicht erforderlich.<sup>29</sup>

Mit Urteil vom 24.12.1761 des Reichskammergerichts Wetzlar wurde eine Entscheidung der vorigen Instanz gegen Herrn von Maillot aufgehoben und der Kauf des Guts durch von Maillot als rechtmäßig erklärt.<sup>30</sup>

Der Käufer Beat Martin von Maillot erhielt am 8.11.1761 von Konsulent Sahler alle in dessen Verwahrung befindlichen, sich auf das Ettenheimer Gut beziehenden Dokumente einschließlich Kaufbrief ausgehändigt, wofür er einen Empfangschein unterschrieb.<sup>31</sup>



In der Liste „Specification“ sind alle Dokumente genau aufgeführt. Z. B. befinden sich darunter:

- a) Ein Kaufbrief über den Garten an dem oberen End vom Jahr 1622 zwischen Verkäufer (den Rebstockischen Kreditoren) und Johann Ludwig Zorn von Bulach als Käufer.
- b) Ein Kaufbrief vom Jahr 1702 „über Hauß und Hoff in der Stadt Ettenheim und verschiedene Güther, so H. Frantz Jacob von und zu Andlau uxorio nomine (namens seiner Ehefrau Maria Helena geb. Zorn von Bulach) an H. Frantz Ernst von Olizy verkauft“.

Die angegebenen Dokumente stammen überwiegend aus dem 17. Jahrhundert einschließlich der Zeit vor dem 30-jährigen Krieg. Sie wären für die Ettenheimer Stadtgeschichte von größtem Wert. Wahrscheinlich gingen sie von Herrn von Maillot auf dessen Schwiegersohn über, den hier bekannten Frh. von Ichtratzheim. Aber wo sind diese Dokumente heute?

### **Vergleich zwischen Beat Martin von Maillot und der Stadt Ettenheim über die Güter, die als bürgerlich anerkannt und in die bürgerliche Steuer aufgenommen werden**

Am 26.5.1775 schloss Beat Martin von Maillot mit der Stadt Ettenheim einen Vergleich ab, welche Güter zukünftig als adelig oder als bürgerlich anzusehen sind. Damit sollte der lange Streit „zu Verhütung größerer Kosten in Güte“ beendet werden.<sup>32</sup> Die Stadt erkannte den vor der Ortenauischen Reichsritterschaft am 21. Juni 1761 getroffenen Kaufvertrag des nunmehrigen Besitzers des früheren Olizy'schen Guts, Beat Martin von Maillot, an. Im Vertrag wurde lt. Nr. 7 bestimmt, „Ingleichen solle die von der Stadt als freyadeliche je und allzeit anerkannte sogenannte von Olyzische Behausung und Zugehörde ferners hin als freyadelich angesehen und wie die Gütern von aller Steuer und Schazung frey gehalten werden.“ Mit Nr. 8 wurden bestimmte Einzelheiten geregelt, die auch die anliegenden Gärten betreffen: So habe „bekanntermaßen Weyl. Hr. Theobald Harnist, geweßter Stadtschreiber dahier, von sohauen freyadelichen Hofplaz denjenigen Anteil, allwo nunmehr deßen Garten und Scheur stehet, in Anno 1696 und 98 käuflich an sich gebracht, folglich dieser Scheur- und Garten Plaz gegenwärtig bürgerliche Beschwerden traget, mithin aber dem freyadelichen Hof und Zugehörde soviel entzogen worden, so hat man von Seiten der Stadt für billig erachtet und verglichenermaßen festgesetzt, daß stattdeßen der Anteil des untern

an der freyadelichen Behaußung stehenden Gartens, welcher ehedessen von Bürgern erkaufft worden, und sich Land auf auf gedachte (erwähnte) adeliche Wohnung, Land ab und gegen Bürg (Gebirge oder Wald = gegen Osten) auf den v. Gailischen Hof und Stallung (Stammhof), auch Allmend gäßel zwischen dem Herrschaftlichen Amt Hof, und gegen Rhein auf die Stadt Mauer stoßet, dermalen und ins Künftig zu dem mehr ersagten freyadelichen Hauß und Hof zugehören und in dieser leztern Eigenschaft, als freyadelich angesehen und gehalten werden solle“ (...)

Also wurden die freiadeligen Privilegien vom abgetrennten Anteil des Stadtschreibers Harnist auf den zuvor bürgerlichen Garten nördlich der Olizy'schen Behausung übertragen. Das Anwesen von Harnist wurde schon 1721 beschrieben (s. dort) und der Garten zwischen dem Olizy'schen Haus und dem Gailischen (zuvor Reichischen) Stammhof im Zusammenhang mit dem Inventar vom 26.2.1759 (s. dort).

Im Vergleich wurden anschließend Platz und Umfang (Grenzen) des freiadeligen Hauses und Hofes genau beschrieben.

Herr von Maillot verpflichtete sich auch, seine seit dem Jahr 1739 nicht bezahlten und im Rückstand gebliebenen Steuern und anderes zu bezahlen. Man einigte sich auf eine Zahlung von 700 f bares Geld.<sup>33</sup>

Ein Güterverzeichnis „Specification“ ist dem Vertrag beigelegt (Anlage).

### Zur Familie Maillot

Die Familie stammte aus Delémont (deutsch: Delsberg) im heutigen Kanton Jura/ Schweiz, früher Teil des Fürstbistums Basel. Die ältere Familie verstarb in Ettenheim: Katharina Francisca Maillot geb. Olizy am 13.12.1742 und Felix Sebastian Anton von Maillot am 28.04.1763. Beide wurden im Schiff der Ettenheimer Kirche begraben. Das Grabdenkmal wurde beim Bau der heutigen Kirche leider zerstört.

Der einzige Sohn der Verstorbenen, Beat Martin (geb. 10.11.1723) ehelichte am 10.10.1758 in Delémont Marie Anne de Maller. Er wird als Kapitän in Holland bezeichnet. Nach der Chronik von Machleid traf das junge Ehepaar Maillot am 7.11.1758 in Ettenheim ein.<sup>34</sup> Am 19.5.1763 kam hier die Tochter (und einziges Kind) Anna Maria Josepha zur Welt, die spätere Ehefrau des Frh. von Ichtratzheim. Am 3.8.1763 reiste die Familie Maillot nach Renchen ab, wo Maillot anschließend als neuer Oberamtmann des Amtes Oberkirch wohnte.<sup>35</sup> Einige Jahre später<sup>36</sup> zog die Familie Maillot nach Porrentruy (deutsch



Pruntrut), wo Beat Martin bis zu seinem Tod am 30.6.1786 als Präsident der Hofkammer des Fürstbischofs von Basel amtierte. Seine Ehefrau (geb. 18.6.1741) verstarb vor ihm am 30.5.1782.

### **Verkauf der Olizy'schen Behausung an Metzger Johannes Riß**

Am 21.5.1785 verkauften Beat Martin von Maillot und sein Schwiegersohn, Freih. Franz Reinhard Hannibal Albertini von Ichtratzheim, an Metzgermeister Johannes Riß und dessen Vater Mathias Riß die sogenannte „von Olizy'sche Behausung, Keller, Hoff und unten daran gelegenen Garthen nebst die im Hoff stehenden Kleinen Wohnung“ für 3740 Gulden<sup>37</sup>. Die Grenzen des verkauften Grundstücks werden genau beschrieben. Nachfolgend ein Auszug:

*„von Maillotischer untere Garten Maur auch grad hinüber bis an Herrn Schaffner Harnists Garthen Maur (...), Land ab auf den von gailischen Hoff (Stammhof), gegen Rhein auf die stattmaur, gegen Walt zum theil auf ein allmend fußweg, welcher dem Kleinen gäßlein nach zwischen dem Herrschafftlichen Amthauß und hoff“ (...) gegen das Traufgässel hinter Harnists Scheuer in gerader Linie hinaufweist.*

Demnach gehörte auch der Garten zwischen dem Olizy'schen Haus und dem Stammhof dazu. Es wird auch ein Gärtlein erwähnt, das sich auf einem Platz rechts vom Hoftor außerhalb der Mauer befindet.

### **Transferierung der adeligen Privilegien vom Olizy'schen Haus auf die neue Behausung des Herrn von Maillot**

Durch den Verkauf des Adelshauses der Olizy an einen bürgerlichen Käufer ergab sich auch das Problem einer Übertragung der mit dem verkauften Haus verbundenen Adelsprivilegien auf das neue Maillotsche Haus, das bisher als bürgerlich gegolten hatte.

Deshalb geschah der Verkauf vom 21.5.1785 unter dem Vorbehalt des Verkäufers, *„die auf dießem Hauß stehende immunität und freyheiten auf das von Maillotische Hauß und Zugehörte zu transferieren und zu übertragen, dahin das nun mehro verkauffte von olizysche Hauß und Zugehörte als ein burgerliche Behausung künfftighin solle angesehen und gehalten werden“*.<sup>38</sup>

Oberamtmann Knepler schrieb am 5.9.1785 dem Stadtrat, der von Herrn von Maillot gemachte Vorbehalt sei „unstatthaft“. Zur „Translation“ sei die Einwilligung und Ratifikation des Ritter-Direktoriums erforderlich. In den Städtischen Akten be-

findet sich ein Aktenvermerk vom 22.8.1786, wonach die Hochfürstliche Regierung und das Ortenauer Ritter-Direktorium den Kaufvertrag gebilligt hätten.<sup>39</sup>

Somit war das nun als „Ichtratzheim'sches Haus“ bezeichnete Anwesen ein freiadeliger Hof. Der Vorbesitzer Beat Martin von Maillot starb kurz zuvor (30.6.1786) in Pruntrut.

### **Die Stadt Ettenheim erwirbt das ehemalige Olizy'sche Haus durch Tausch**

Nach einem undatierten Briefentwurf erwarb die Stadt Ettenheim bald nach dem Kauf des Olizy'schen Hauses durch Metzgermeister Johannes Riß dieses Haus mit Zugehörde auf dem Tauschweg (1785?).<sup>40</sup> Die Stadt verlegte die Stadt- und Amtsschreiberei vom Haus Kirchstr. 5 (neben dem „Ochsen“, zuletzt Haus „Landherr“) in das frühere Olizy'sche Haus. Der Tausch erfolgte vorbehaltlich der „Ratification von einer hohen Landes Commission“, wozu die Stadt den entsprechenden Antrag stellte.

Den Tausch führten die Stadt und die drei Oberamtsdorfschaften Ringsheim, Grafenhausen und Kappel ohne finanziellen Ausgleich durch mit der Begründung, der Tausch sei „unentlich Vortheilhaft und sowohl dermahlen als auf künftige Zeiten“.

Das sei ganz offenbar „sowohl wegen dem innerlichen werth, da dießes (erworbene Haus) ein von stein gantz aufgebautes und erst Vor Kurtzen Jahren wohl reparirt, jenes aber ein altes holtzens (aus Fachwerk) und immer Vielen reparationen unter worffens Haus“.

Anscheinend war Metzgermeister Riß als Käufer des Olizy'schen Hauses nur vorgeschoben worden, denn der Tausch erfolgte – soweit erkennbar – kurz danach.

Der Grund für dieses Vorgehen ist nicht bekannt. Ob es damit zusammen hing, daß die Stadt und das Oberamt den Adelshof nur über einen bürgerlichen Zwischenkäufer erwerben durfte?

### **Erneuerung über die Ichtratzheim'schen Geld- und Weinzinsen**

In der Zeit vom 3.7. bis 9.8.1797 wurde die Erneuerung über die Ichtratzheim'schen Geld- und Weinzinsen in Ettenheim und Ringsheim durchgeführt.<sup>41</sup>

Unter „Marx Henningerische Feld-Zinß“ sind auch zwei Anwesen im „Pfarrgässel“ aufgeführt, die hier im Hinblick auf die früheren Angaben als wichtig erscheinen:



*„Nr. 12a Bernhard Benz Zinset jährlich von seinem Haus am pfarr Gäßel gelegen, land auf der Zinsherr selbst (Ichtratzheim'sches Haus), land ab die almend, gegen Rhein die gemeinschaftliche Einfahrt, gegen walt das pfarr Gäßel, Zwey Schilling, sechs pfennig.“*

Diese Lagebeschreibung passt ziemlich genau auf das heutige Anwesen Bauer, früher Ketterer, Rohanstr. 20.

*„Nr. 12b der Zinsherr frey Herr Von Ichtrazheim selbst Zinset anhero von dem ehemalig Hans Martin Schöllischen Hauß, so zu dessen hofstall erkaufft und überbauen worden, Zwey Schilling, sechs pfennig.“*

Aus diesen Angaben ist nicht ersichtlich, wer den Hofstall erbaut hat und zu welchem Zeitpunkt. Als Erbauer kommt neben von Ichtratzheim auch Felix Anton von Maillot in Frage, der schon früher an dieser Stelle Grundstücke erworben hatte.

Außerdem verkaufte – wie bereits berichtet – am 15.5.1719 ein Franz Schelli (= Schölli?) an Franz Ernst von Olizy sein Hausanwesen im Pfarrgässle für 100 f. Das Haus wurde vermutlich bald danach abgebrochen.

### **Zur weiteren Verwendung des ehemaligen Adelshofes**

Zu Rohans Zeit in Ettenheim wohnte der junge Prinz Henri von Rohan-Rochefort in dem als Stadtschreiberei genutzten Gebäude. Nach dem Übergang des ehemaligen Fürstbistums an Baden wurde dann noch das Großherzogliche Amtsrevisorat darin untergebracht.

Eine große Veränderung brachte der Bau des großen Korn- und Fruchtspeichers in den Jahren 1812/14, im Jahr 1841 als Gefängnis umgebaut (heute Vereinshaus). Der Speicherbau kam in das bisherige Gartengelände zwischen der „Winterschule“ und dem Stammhof. Damit fiel der Gartenteil gegen den Stammhof weg.

Am 9.2.1811 schrieb Oberamtmann Donsbach der Großherzoglichen Gefällverwaltung, daß die Mauer des sogenannten Stammhausgartens längs dem Gässchen in einem so schadhafte Zustand sei, dass ein Einsturz und deshalb den zahlreich Vorbeigehenden Unglück droht. Aus polizeilichen Gründen sei die baldige Herstellung notwendig, und die Gefällverwaltung werde ersucht, die Gartenmauer schleunigst zu besichtigen und reparieren lassen.<sup>42</sup>

Maurermeister Josef Kirn legte daraufhin am 14.2.1811 einen „Überschlag über den Stammhaußgarten und hoff Mauern zu reparieren“ über 279 f 7 ß vor.

Baumeister L. Kramer von Malterdingen schrieb am 16.4.1811 seine Stellungnahme dazu. Er habe die Mauer besichtigt und festgestellt, dass sie noch ein Jahr stehen könne, bis über die Bestimmung der Stammhofgebäude entschieden sei.

Um keine unnötigen Kosten und zwecklose Arbeit zu veranlassen, solle man den Bau der Mauer auf das Jahr 1812 verschieben.

Damit endet der Schriftwechsel. Das Stammgäßchen besteht heute noch, möglicherweise in etwas anderer Form.

Im Jahr 1813 versuchte die Stadt Ettenheim, von den zum Ettenheimer Oberamt bzw. Bezirksamt gehörigen Gemeinden Ringsheim, Grafenhausen und Kappel einen Beitrag zur Unterhaltung des Amtsschreiberei- und Amtsrevisoratsgebäudes rückwirkend ab 1775 und für die Zukunft zu erlangen. Die Kosten für die öfters vorgenommenen Veränderungen habe die Stadt bisher allein getragen, was die Rechnungen belegen würden. Auf diesen Vorgang muss hier nicht näher eingegangen werden, weil der „Revisoratsgarten“ davon nicht betroffen war (StAF B 701/4).

Von Interesse ist ein Schreiben des Amtsrevisors Anton Sartori vom 12.7.1813 an das Bezirksamt, in dem er ausführlich darlegt, welche Reparaturen er seit seinem Einzug (als Stadtschreiber!) in das Haus im Jahr 1805 auf eigene Kosten durchführen ließ, und dass man ihn wegen des Kostenersatzes seitens des Stadtrats schikanieren würde.

Er schrieb u. a. *„Ich übernahm dies Diensthaus nachdem vorher die Dienerschaft des verstorbenen Cardinal Rohans solches bey 18. Jahre (bis 1805) bewohnt, und so greulich zugerichtet hat, daß kein einziger gangbahrer Boden, kein ordentlicher Kreuzstock, wie es leider wirklich aber noch ist, mehr vorhanden, und mann Wochen vonnöthen hatte, um die Zimmer vom Kothe zu reinigen. Vielleicht mehr als 5 oder 6 mal mußte das meinen Stall und Holzschopf ausmachende kleine Häuschen vom zusammenfallen gerettet werden, und immer behalf ich mich. Ich darf auf meine Ehre versichern, aus meinem Vermögen weit über 300 f hierin verwendet zu haben (...)“*

Hiermit hat man eine Vorstellung, wie es damals in dem „Winterschulgebäude“ aussah. Das Häuschen im Hof war zu diesem Zeitpunkt noch vorhanden.

Nach Mitteilung von H. Kewitz befanden sich im Jahr 1839 in der sogenannten „Winterschule“ im unteren Stock ein Kanzlei- und zwei Registraturzimmer, im oberen Stock eine Wohnung für Oberlehrer Himmel, zu der ein Gärtchen gehörte.

In der Stadtrechnung für 1832 findet sich hinsichtlich dieses Gartens ein Hinweis.<sup>43</sup>

Am 29.9.1831 wurde „der Garten zwischen dem Herrschaftlichen Kellerey Gebäude und dem Revisoratshauß („Winter-



schule“) im Steigerungsweg“ auf 7 Jahre verpachtet (Anschlag 8 f). Oberlehrer Himmel ersteigerte ihn für 9 f. In der Rechnung ist zu lesen: „von Oberlehrer Himmel das 1te mal zu vereinnahmen 9 f“.

### Der ehemalige Adelshof als Schulgebäude

Im Jahr 1841 zog die neu errichtete Höhere Bürgerschule, zunächst mit 3 Klassen und 3 Lehrern, ein.<sup>44</sup> Nach Errichtung des neuen Gymnasiumsgebäudes im Jahr 1875 war das Gebäude für die Volksschule frei, die es bis zum Bau der neuen Volksschule 1911/12 in der Freiburger Straße nutzen konnte. Danach, von 1921 bis 1945, war es die „Winterschule“.<sup>45</sup>

Ausführlicher berichten über „die Schulzeit des ehemaligen Adelshofs“ Hubert Kewitz und Wolfgang Heitzmann,<sup>46</sup> weshalb hier nicht mehr darauf eingegangen wird. Die mit dem Hof unmittelbar verbundenen Gärten sind in der Zwischenzeit verschwunden. Im Hof des Ichtratzheimschen Hauses hat sich dagegen noch ein schönes altes Gärtchen erhalten.

### Anmerkungen

- 1 GLA 127/260. Unter den Verkäufern werden bekannte Namen angegeben wie Sturm von Sturmeck geb. Wirdenheim, Bock von Gerstheim, Böcklin geb. von Wirdenheim, Röderer von Diersburg und von Kageneck. Alle Namen hier anzugeben, würde zu weit führen. Offensichtlich gab es im Elsass eine große Verwandtschaft.
- 2 Ferdinand, Joh. B., Das „Prinzenschlößle“, in: Miniaturen aus Ettenheim, Ettenheim 1949, S. 41.
- 3 GLA 66/2451, General-Urbar 1660, Titel: „Ettenheimbische Bannß Erneuerung“, S. 133b–134b, Die lfd. Nummern sind von mir wegen der besseren Übersicht eingefügt worden.
- 4 Europäische Stammtafeln, Bd. XI, Marburg 1986, Tafel 93 und Lehr, Ernest, L'Alsace noble, Bd. 4, Paris 1870, S. 251 (Nachdruck 1972). Weitere Daten des genannten Ehepaares konnte ich nicht finden. Kinder sind keine angegeben.
- 5 Ältere Rechnungen sind nicht erhalten. 10 R wurden auch 1689, 1693, 1694, 1695 und 1697 von ihm gezahlt. Im Jahr 1698 hatte Frh. von Andlau „wegen seinen gütern und denen Meyer 13 R“ gezahlt. Im Jahr 1699 waren es ebenfalls 13 R und die letzte Zahlung im Jahr 1701 betrug wieder 10 R.
- 6 GLA 229/27101.
- 7 Ferdinand, Joh. B., Das „Prinzenschlößle“, in: Miniaturen aus Ettenheim, Ettenheim 1949, S. 39–41, und Kindler von Knobloch, Oberbad. Geschlechterbuch, Heidelberg 1919, 3 Bd., S. 277–278 (die Stammtafel ist teilweise fehlerhaft).
- 8 STAE, Die Rechnung für das Jahr 1697 ist nicht auffindbar.
- 9 Bauer, Friedrich, Reformation und Gegenreformation in der früheren nassau-badischen Herrschaft Lahr-Mahlberg, Lahr 1914 (Dissertation), S. 134–257
- 10 Die Einnahmen sind in den noch erhaltenen Bürgermeisterrechnungen verzeichnet.
- 11 Soweit erkennbar, betrifft es die Jahre 1739 bis 1747, wobei man berücksichtigen muss, dass einige Rechnungen nicht mehr auffindbar sind.
- 12 Fragen werden trotzdem offen bleiben, da viele schriftlichen Unterlagen heute fehlen, wie hier schon mehrfach betont.
- 13 StAE, alte Akte Nr. 1243, 4. Bündel (8.2.1719–13.1.1721)
- 14 StAE, Grundbuchamt, Berain Nr. 3, Stadtbeschreibung v. 16.12.1721, S. 23b (einschl. Matten, die anderen Grundstücke außerhalb der Stadt sind in Berain Nr. 2 enthalten).

- 15 Siehe Angaben zur Bannerneuerung 1660, Abs. 3).
- 16 wie Anm. 14, S. 24.
- 17 In dem ganzen Bereich erfolgten später große Veränderungen durch den Bau des sog. Ichtratzheimischen Hauses im Jahr 1744 einerseits und dem Bau des Schulhauses (jetzt Pfarrhaus) im 18. Jahrh., die Neuanlage (?) des Pfarrgartens zwischen dem alten Pfarrhaus und dem heutigen Pfarrhaus und der dadurch nötigen Errichtung von Gartenmauern im Pfarrgäßle andererseits.
- 18 StAE, alte Akte Nr. 1243, 5. Bündel (1721–1722).
- 19 StAE, alte Akte Nr. 1243, 7. Bündel (1724–1725). Der Text des Kaufvertrags wurde von mir stark gekürzt. Der Grund für die Zahlungsweise ist im Vertrag nicht angegeben.
- 20 GLA 72/3012. Zur Teilung siehe auch der Abschnitt „Das Gärthel am Thomasthor“. Der sehr ausführliche Teilungsvertrag mit näheren Angaben zur Schätzung kann hier nicht mitgeteilt werden. Die zugehörige „Specification“ (Anl.B) ist in der Akte nicht enthalten.
- 21 Es sind sonst nur wenige Steuerrechnungen erhalten mit Angaben über Maillot (1747, 1750, 1751/53 „Gemeine Rechnung“).
- 22 GLA 127/545.
- 23 GLA 127/125. Die Erben waren die Kinder des Verstorbenen: a) Leopold Ernest Egidius v. Olizy de Planques, b) Maria Anna von Röder geb. von Olizy, c) Maria Rosina von Cleri geb. von Olizy, d) Maria Andres Nessel von Beckhen geb. von Olizy (alle abwesend), e) Maria Josepha von Schenk geb. von Olizy.
- 24 Später als Gefängnis umgebaut und heute „Vereinshaus“.
- 25 GLA 127/125. Am 3.1.1793 verkaufte der Frh. von Ichtratzheim den Garten „Zwischen bäch“ v. ungefähr 2 Msht. für 200 f an Bartholome Henninger (StAE alte Akte Nr. 1246).
- 26 wie Anm. 25.
- 27 Der Name wurde auf verschiedene Weise geschrieben.
- 28 GLA 127/545
- 29 Im GLA befinden sich umfangreiche Prozessakten, deren Auswertung schwierig bzw. ohne genaue Kenntnisse der damaligen überwiegend lateinischen „Advokaten-sprache“ nicht möglich ist. Die Streitigkeiten wurden bereits vom Erblasser bei der Regierung in Zabern und der Reichsritterschaft Ortenau ausgetragen.
- 30 GLA 127/126.
- 31 GLA 127/549 und 229/27104.
- 32 StAE, Urkunden Nr. 24 und unvollst. Abschrift GLA 229/27101.
- 33 Auf alle Einzelheiten konnte nicht eingegangen werden. Der Vertrag wurde von Maillot einerseits und dem Ettenheimer Amtsschultheiß Müller, Bürgermeister Werber, den Gemeinderäten und Zunftmeistern andererseits unterschrieben. Zuletzt unterschrieb auch Oberamtmann Knepler. Offensichtlich war der Vertrag für die Stadt sehr wichtig.
- 34 Johann Conrad Machleid, Band I, S. 50.
- 35 wie Anm. 34, S. 77, Machleid schrieb: „Malio“.
- 36 Wie viele Jahre Maillot in Renchen amtierte bzw. wann er sein Amt in Porrentruy antrat, konnte ich bisher nicht feststellen. Das Familienarchiv befindet sich nicht in Porrentruy!
- 37 StAE, Urkunden Nr. 24.
- 38 wie Anm. 37.
- 39 wie Anm. 37.
- 40 StAE, alte Akte Nr. 152a. Der Tauschvertrag ist nicht auffindbar.
- 41 StAE, alte Akte Nr. 582a.
- 42 GLA 391/10332.
- 43 Stadtrechnung 1832 und Beilage Nr. 18.
- 44 Kewitz, Hubert, Vom Adelshof zur Winterschule, in: Festschrift zur Einweihung der Neuen Winterschule am 24.10.1997, S. 6–10.
- 45 Heitzmann, Wolfgang, Neuere Geschichte der „Winterschule“, wie Anm. 44, S. 11–18.
- 46 wie Anm. 44 und 45.



---

Ein alter Vermessungsriß gibt Hinweise

## Die mittelalterliche Offenburger Stadtbefestigung

*Michael Suhm*

Die Offenburger Stadtbefestigung wurde im Jahre 1689 im Verlauf des Pfälzischen Erbfolgekriegs von französischen Truppen zerstört und nach zeitgenössischen Berichten bis auf die Fundamente niedergerissen.<sup>1</sup> Überreste dieser Fundamente wurden in der Vergangenheit schon mehrfach bei Tiefbauarbeiten gefunden.<sup>2</sup>

Bei den Arbeiten zur Verbreiterung des Bahngrabens Anfang des 20. Jahrhunderts wurden in der Gustav Rée- und Isenmann-Anlage über eine Länge von rund 400 Meter zwei Mauerzüge freigelegt. Schon damals wurden diese Mauern mit der ehemaligen Offenburger Stadtbefestigung in Verbindung gebracht. Dies bezeugt der Titel des damals angefertigten Vermessungsrißes: „Lageplan und Längenprofil der in den städtischen Anlagen vorgefundenen alten Stadtmauern“. Heute ist dieser Riß ein Bestandteil des Offenburger Stadtarchivs.<sup>3</sup>

In dem Riß in der Größe von 1,27 Meter auf 0,30 Meter sind zwei gleichlaufende Mauern im Maßstab 1:500 kartiert. Die „Vordere Mauer“ (östliche Mauer) ist südlich der Zauberflötenbrücke auf einer Länge von 130 Metern unterbrochen dargestellt. Es ist anzunehmen, dass dieses Teilstück der Mauer bereits bei einem früheren Ausbau des Bahngrabens erfasst wurde. Die Mauerstärke wird bei der „Hinteren Mauer“ in einem kurzen Abschnitt auf Höhe des Lindenplatzes mit 0,9 Meter und sonst durchweg mit 0,7 Meter angegeben. Bei der „Vorderen Mauer“ ist sie im nördlichen Abschnitt mit 0,6 Meter und im südlichen Abschnitt mit 0,7 Meter in den Riß eingetragen. Der Abstand zwischen den Mauern schwankt nach dem Kartenmaß zwischen 4,7 Meter und 8,3 Meter. Die Ausrichtung der Mauern entspricht dem Verlauf der Stadtmauer, welche ebenfalls mit in den Riß kartiert ist. Nahe der Zähringerbrücke, wo beide Mauern nach Westen abknicken und damit dem Verlauf der Stadtmauer folgen, wurde eine weitere Mauer dokumentiert. Diese ca. 1 Meter starke Mauer schließt in Form eines „U“ an die vordere Mauer an. In ihrem Vorsprung misst sie im Kartenmaß 4,9 Meter und in der Breite 6,0 Meter.

Beide Mauern sind zusätzlich zu ihrer Lage auch in ihrem Längenprofil mit Höhenangabe dargestellt. Die Höhenwerte sind im Normal-Null(NN)-System angegeben. Die Höhe der vorderen Mauer bewegt sich zwischen 1,37 Meter und 3,32 Meter, die der hinteren Mauer zwischen 3,01 Meter und 3,62 Meter.

Aufgrund der großen Ausdehnung und der Gestalt des vorgefundenen Mauerwerks in unmittelbarer Nähe zur Altstadt kann es sich nur um den in den historischen Karten eingezeichneten und in der Literatur erwähnten äußeren Zwinger der Stadtbefestigung handeln.<sup>4</sup> Dieser befand sich zwischen dem inneren und dem äußeren Stadtgraben. Die U-förmige Maueranlage kann als ein sich im äußeren Graben befindliches Rondell gedeutet werden, welches vom äußeren Zwinger aus begangen wurde (Abb. 1, S. 345).

Die damalige genaue Lage- und Höhenvermessung der beiden Mauern gibt uns heute die Möglichkeit, den Fund für eine Auswertung in einen umfassenderen topografischen Zusammenhang zu stellen.<sup>5</sup>

Beispielhaft sei hier ein Profilschnitt zwischen der Goldgasse 41 (Südgrenze Flurstück Nr. 386) und der Wilhelmstraße 23 vorgestellt (Abb. 1 und Abb. 2, S. 345 f.). Die Abbildung 2 (oben) zeigt die heutige Topografie mit der Einzeichnung der Mauerbefunde nach Lage und Höhe.<sup>6</sup> Die Abbildung 2 (unten) zeigt den gleichen Ausschnitt mit dem Versuch einer Rekonstruktion der Situation vor der Zerstörung der Stadtbefestigung im Jahre 1689. Obwohl nicht in der Schnittlinie, ist zur besseren Anschaulichkeit des Aufbaus der Befestigung in der Stadtmauer ein Stadtmauerturm und im äußeren Graben ein Rondell in Umrisszeichnung mit dargestellt.<sup>7</sup>

### Der Profilschnitt

Die ungewöhnlich tiefe Lage der Mauern des äußeren Zwingers dokumentiert, dass sie auch als Futtermauern die beiden Wände des inneren und äußeren Grabens befestigten. Die Breite des inneren Grabens kann dem Profilschnitt auf Höhe des Grabenrands mit rund 18,5 Meter entnommen werden, die Breite des äußeren Zwingers auf Höhe des Laufhorizonts mit 4,4 Meter. Der Höhenunterschied von der Unterkante der hinteren Futtermauer bis zur heutigen Krone der Zwingermauer des inneren Zwingers beträgt 8,02 Meter.<sup>8,9,10</sup> Die Unterkanten der Futtermauern sind mit 157,20 Meter und



157,22 Meter über NN auf gleichem Höhenniveau. Daher kann wohl davon ausgegangen werden, dass die Sohle des inneren Grabens in etwa dem Niveau der äußeren Grabensohle entsprach. Bei einer angenommenen Fundamenttiefe der Futtermauern von ca. 1,5 Meter kann für die beiden Gräben von einer Tiefe von rund 5 Meter ausgegangen werden. Obwohl die Baugrube der Eisenbahn den äußeren Grabenrand des äußeren Stadtgrabens im Norden wie im Süden erfasst hat, ist eine Futtermauer für diese Grabenseite auf dem Riss nicht nachgewiesen. Es kann ein Hinweis darauf sein, dass es eine solche Mauer nicht gegeben hat. Vermuten lässt sich, dass sich dieser Grabenrand in einer längeren Böschung zeigt, die in der Katasterkarte aus dem Jahre 1858 (Nussbaumplan) nördlich des ehemaligen Franziskanerklosters eingezeichnet ist. Diese Böschung grenzt die tiefer liegenden, stadtseitigen Gartengrundstücke von der Feldlage ab. Ebenso scheint im Vermessungsriss die „Vordere Mauer“ ihre Fortsetzung in einem mittlerweile historischen Grenzzug zu finden. Treffen diese beiden Vermutungen zu, ergibt sich für die Breite des äußeren Grabens ein Maß um die 15 Meter.

Angaben über die sich vor 1689 an den äußeren Graben anschließenden neuzeitlichen Außenwerke (Schanzen) liefert der Vermessungsriss nicht.

### Nach der Zerstörung

Durch den Fortschritt in der Militärtechnik im 16. und 17. Jahrhundert war die große Zeit der hohen und mit festen Türmen bewehrten Stadtmauern abgelaufen. Im beginnenden 18. Jahrhundert hatten Stadtmauern daher nur noch einen Teil der ihnen bisher zgedachten Aufgaben zu erfüllen.

Nach den Zerstörungen von 1689 wurde von den Offenburger Befestigungsmauern offenbar nur noch die der Stadtmauer vorgelagerte, innere Zwingermauer instandgesetzt. Als Futtermauer des inneren Grabens und als hohe Stützmauer am Westabfall der Stadt war sie vielleicht weniger stark den Zerstörungen ausgesetzt. Wie die Stadtmauer umschließt auch diese nur 0,7 bis 0,9 Meter starke Mauer die Stadt vollständig.

Den gestellten Anforderungen genügend, war sie fortan die neue Offenburger Stadtmauer. Sie ist es bis heute geblieben.

Was aber von der alten, hohen Stadtmauer mit ihren Stadtmauertürmen und der übrigen Befestigung an Trümmern blieb, wurde entsorgt – falls möglich gewinnbringend. So heißt es zum Beispiel im Stadtdekret Nr. 88 vom 28.08.1769 zur Vermes-

sung und Auslo(c)hung (*Setzen der Grenzsteine*) von Grundstücken auf dem Galgenfeld:<sup>11</sup>

*„... Es wird also allen jenen, welche daselbst güter besitzen, aufgetragen, auf jeweilige citation nit nur bei dem rathsdeputato und feldmesser auf ihren gütern zu erscheinen und der auflöschung ordentlich beyzuwohnen, sondern auch die erforderlichen (Grenz) Steine, welche mann gegen Bezahlung jedewederem von der alten Stadtmauer geben wird, oder lang und dick pfähl also in Bereitschaft zu halten ...“.*

## Anmerkungen

- 1 Basler, Otto: Auszug aus: Der französische Attila Ludovicus XIV ..., von Teutschmuth, Christian o. O. Jahr 1690, in: Die Ortenau 1926, 125.
- 2 Dokumentation der bisher bekannten Fundstellen in Jenisch, Bertram und Gutmann, Andre: Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg Band 33, Offenburg 2007, 46.
- 3 Archiviert unter der Nr. 18/1/139.
- 4 Mit der Bezeichnung „Der äussere Zwinger“ eingetragen in der Legende des Plans der Befestigungen der Reichsstadt Offenburg von Grimmelshausen aus dem Jahre 1645. Ruch, Martin: „Pianta Della Citta Di Offenburg“: eine zweite Ansicht Offenburgs vor der Zerstörung 1689. In: Die Ortenau 1997, Planabdruck S. 287.  
Auch die Bezeichnung „gefuterter Wahl“ ist zu finden: „Zugeschweigen, daß Offenburg seiner bekannten Beschaffenheit nach als mit innerer Mauren, Zwinger, Graben, gefuterten Wahl, widerum mit einem Graben und dan erst den Außenwerkhen ... versehen ...“. Auszug aus K.S. Bader: Eine Denkschrift Offenburgs aus dem Jahre 1676 gegen die Schleifung der Festung. In: Die Ortenau 1937, 79–81.
- 5 Die lagetreue Kartierung der Mauern in einen zum damaligen Zeitpunkt aktuellen Katasterplan ermöglicht die Übertragung in das moderne Lagesystem.
- 6 Die für den Profilschnitt notwendigen Höhenwerte wurden im September 2012 mit einem geometrischen Nivellement gemessen. Für die Unterstützung bei der Durchführung bedanke ich mich bei Frau Annika Bissinger.  
Die Höhen im Profilschnitt sind im Neuen System (Deutsches Haupthöhennetz 1912) Status 130 (ab 1979) angegeben. Der Korrekturwert für die im Riss angegebenen badischen Höhen im Alten System (ab 1885) beträgt für Offenburg + 0,08 Meter.
- 7 Die Umrisszeichnung von Stadtmauerturm und Rondell erhebt keinen Anspruch auf ein wirklichkeitsgetreues Abbild. Die Zeichnung orientiert sich an der Darstellung des Kähnerturms und den Rondellen in dem perspektivischen Plan der Befestigungen der Reichsstadt Offenburg von Grimmelshausen aus dem Jahre 1645. Aus Ruch, Martin: „Pianta Della Citta Di Offenburg“: eine zweite Ansicht Offenburgs vor der Zerstörung 1689. In: Die Ortenau 1997, 273–294. Planabdruck S. 287. Im Bereich des Profilschnitts gibt Grimmelshausen in seinem Erläuterungsschreiben zum Plan folgenden Aufbau der Befestigung an: Planziffer 9. Die Innere hohe Stattmaur. Planziffer 10. Der Innere Zwinger. Planziffer 11. Der Innere Graben. Planziffer 12. Der äußere Zwinger. Planziffer 13. Die 2 Äußere doch schlechte Graben und darin begriffene Rondel. Aus Ruch, Martin: „Pianta Della Citta Di Offenburg“: eine zweite Ansicht Offenburgs vor der Zerstörung 1689. In: Die Ortenau 1997, 273–294. Planabdruck S. 286 mit Erläuterung S. 275–276.
- 8 Dass die Zwingermauer des inneren Zwingers (die heutige Stadtmauer) zugleich Futtermauer des inneren Grabens war, kann aufgrund der Tiefenlage des sichtbaren Mauerfußes unter der ursprünglichen Geländeoberfläche angenommen werden. Dieser Annahme entspricht auch der Eintrag im Befestigungsplan von F. J. Strasser (um 1678): „ausgemaurter Graben umb die Stadt zwischen den Mauren“. Siehe hierzu Beitrag von Ruch, Martin: „Pianta Della Citta Di Offenburg“: eine zweite Ansicht Offenburgs vor der Zerstörung 1689. In: Die Ortenau 1997, 273–294 mit Planabdruck S. 291.



- 9 Die damalige Lageeinmessung der vorgefundenen Mauern wird in der Profildarstellung auf die Mauerkrone bezogen. Die Mauerneigung wird in der Darstellung mit 1:0,1 angenommen. Das entspricht der durchschnittlichen Neigung der heutigen Stadtmauer.
- 10 Ein zumindest nicht tiefer liegendes Niveau des äußeren Zwingers als die ursprüngliche Geländeoberfläche ist anzunehmen. Hierfür spricht die Tatsache, dass der Kählerbach durch den äußeren Zwinger hindurch seinen Zugang (beim Lindenplatz) in das Stadtgebiet hatte.
- 11 Stadtarchiv: 90 DEK: D'r alt Offenburger Nr. 415 vom 28.04.1907.

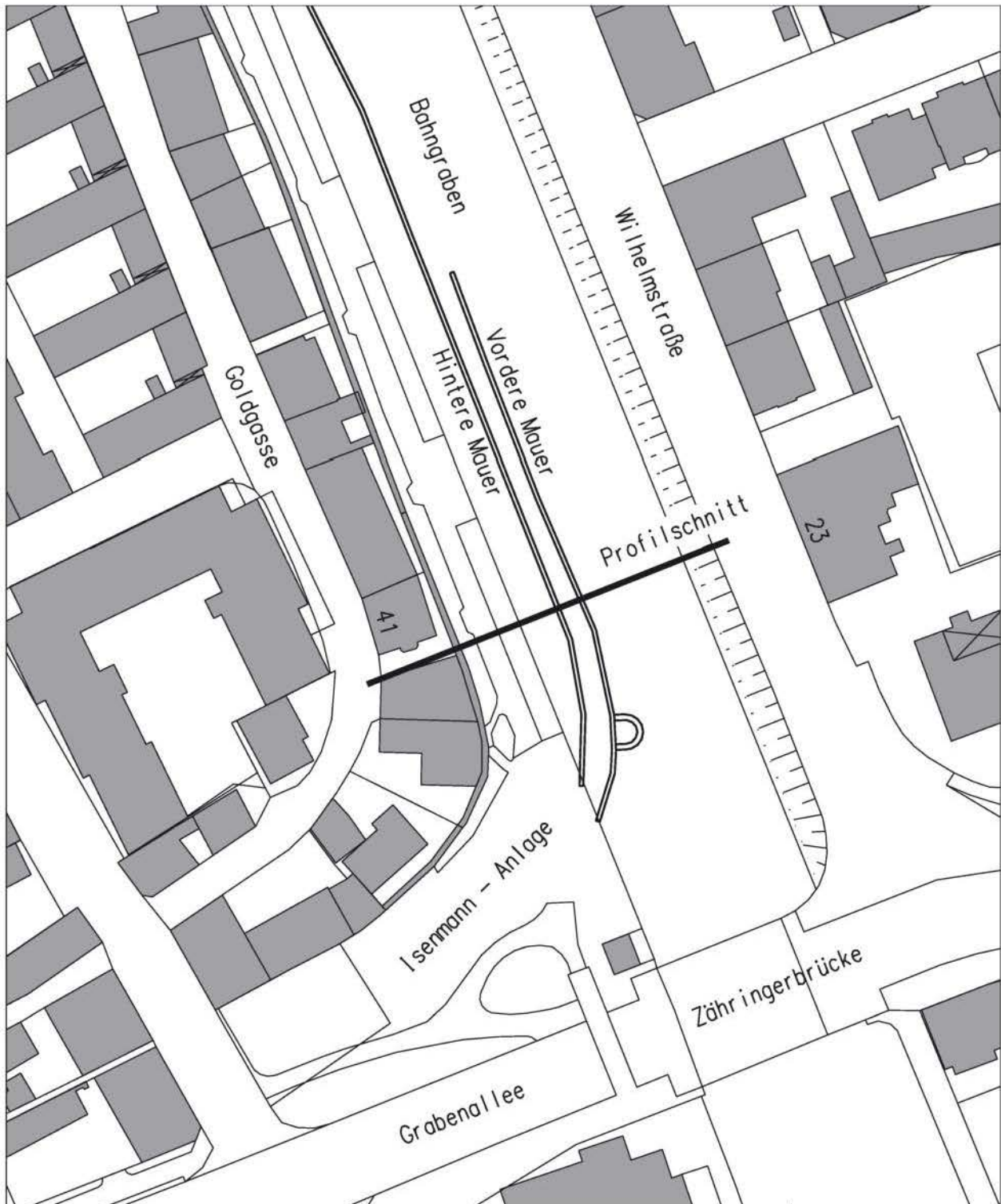


Abbildung 1: Lage des Profilschnitts

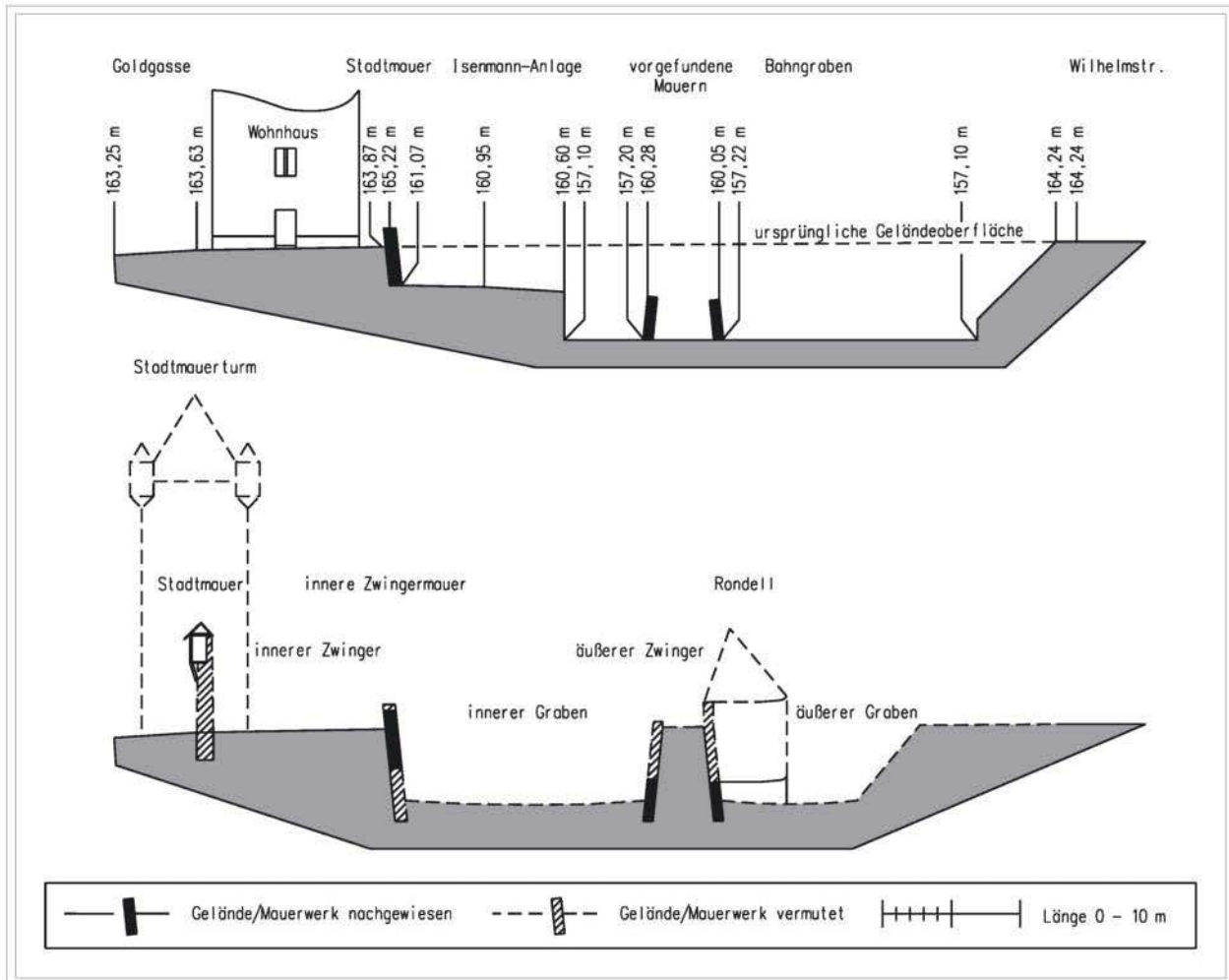


Abbildung 2: Profilschnitt

Die Abbildungen 1 und 2 sind vom Autor selbst angefertigt.



## Johann Jacob Schweickhart, Blumenwirt und Procurator

Ein Lahrer Sozialpolitiker im frühen 18. Jahrhundert?

Karl Kopp

### Die Lahrer Stadtratsprotokolle

*Actum Donnerstags, den 20. Januar Anno 1701*, so eröffnet Stadtschreiber Rudolf Wagenseil seine Protokolle des *Ehrsamen Rates* der Stadt Lahr, die bis zum 30. Dezember 1704 reichen. Lahr besitzt damit eine lebendige Quelle seiner Stadtgeschichte für die ersten Jahre des 18. Jahrhunderts. Annelore Hey hat die teilweise schwer lesbaren 727 Seiten für den Historischen Arbeitskreis Lahr transskribiert. Dankenswerterweise kann ich für die Daten und wörtlichen Zitate dieses Aufsatzes auf Frau Heys Arbeit zurückgreifen.

Lahr war zu Beginn des 18. Jahrhunderts eine badische Stadt. Die Herrschaft saß in Durlach. Der Schultheiß (in den Protokollen auch *Amtsschultheiß*) war deren Vertreter in der Stadt, oberster Richter und Vorsitzender des Stadtrates. Dieser Rat hatte seine Hauptaufgabe als erste Instanz der niederen Gerichtsbarkeit. Demnach sind die Niederschriften des Stadtschreibers vor allem Gerichtsprotokolle. Sie spiegeln die konfliktträchtigen Teile des städtischen Lebens wider, für die sich die Kläger eine Lösung zu ihren Gunsten erhofften. Beide Parteien eines Streitfalls konnten zu ihrer Unterstützung einen *Procurator* als Fürsprecher und Unterstützer beiziehen. Kommunalpolitik nach unserem heutigen Verständnis finden wir am ehesten in den Protokollen der zum Jahresende stattfindenden *Wahl- und Schwörtage*. Hier mussten die Neubürger ihren Eid ablegen, es wurden die Bürgermeister und *Procuratoren* gewählt, sowie etwa 20 weitere städtische Ämter vom *Brodtschauer* bis zum *Schweinehirten* besetzt. Auch Lohntarife und Preise für Brot- und Fleischwaren legte der Stadtrat fest.

### J. Schweickhart, Blumenwürth

Über vier Generationen lang prägen die Schweickhart<sup>1</sup> als Wirte der Lahrer Wirtschaft „Zur Blume“ das Stadtgeschehen mit. Dem „Stammvater“ *Johann Schweickhart, Blumenwürth* (im Kirchenbuch bei der ersten Eheschließung seines Sohnes am

2. Mai 1681), folgt der Sohn Johann Jacob I., danach der Enkel Johann Jacob II. und schließlich der Urenkel Jonas. Aus den Kirchenbüchern lassen sich ihre Lebensdaten mit Geburt, Ehe, Kindern und Tod rekonstruieren.<sup>2</sup> Neben der Sippe der Wirte begründet der ältere Sohn des Stammvaters, Joseph, eine Schuhmacherfamilie.<sup>3</sup>

„Johann Jacob“ ist in den Lahrer Kirchenbüchern der häufigste Doppelvorname bei den Männern, wobei „Jacob“ in der Regel der Rufname und der davor gesetzte „Johann“ (oft als „Hanns“ abgekürzt oder ganz weggelassen) der „Beivorname“<sup>4</sup> ist. Bei den Frauen wird fast nur „Anna“ als „Beivorname“ verwendet, auf häufigsten zusammen mit „Maria“ als Rufname.

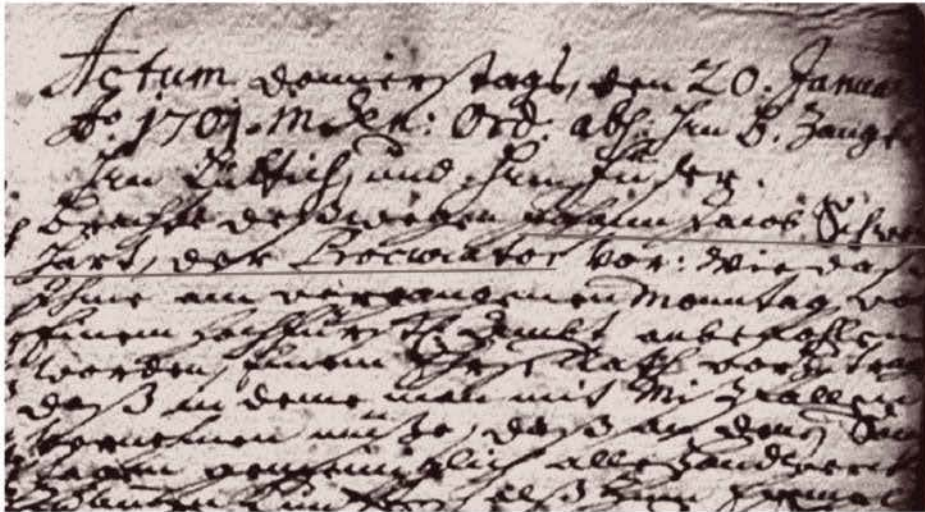
Zum Schicksal aller Familien jener Zeit gehörte die große Zahl der Kinder und deren hohe Sterblichkeit. Oft stammten sie aus mehreren Ehen, da viele Mütter bei oder bald nach der Geburt ihrer Kinder starben. Auch die Schweickhart teilten dieses Schicksal. Von den sieben Kindern des Johann Jacob I. aus zwei Ehen starben sechs sehr früh, nur einer erreichte das heiratsfähige Alter, nämlich Johann Jacob II.; schon zwei seiner früheren Brüder waren als erhoffte Namens- und Berufserben auf diese gleichen Namen getauft worden. Auch ihm starben sechs seiner elf Kinder, darunter wieder zwei mit den Namen Johann Jacob. So ging mit Jonas Schweickhart die etwa 1650 begonnene Familientradition der Blumenwirte im Jahre 1783 zu Ende. Sein jüngerer Bruder Christian Friedrich (1730–1785) war Metzger und Löwenwirt zu Dinglingen.

*Stadtschreiber Rudolf Wagenseil* bringt mit seinen in der damaligen Sprache und Schreibweise meist spontan niedergeschriebenen Protokollen Leben und Farbe in unser Bild von den handelnden Personen. Vor allem der Protagonist dieses Aufsatzes, *der Blumenwürth und Procurator Johann Jacob Schweickhart* (I.), könnte mit manchem seiner Auftritte vor dem Stadtrat geradezu als Vorbild für dramatische Theaterszenen dienen.

### „Von seinen Gläubigern getrieben“

Vom Protokoll der ersten Sitzung im Januar 1701 bis zu dem der letzten im Dezember 1704, ist *Hanns Jacob Schweickhart* präsent. Er ist der am häufigsten genannte Lahrer dieser vier Jahre. Gleich am ersten Sitzungstag ist er an acht der vom Rat bewältigten 15 Verfahren beteiligt, 20 mal protokolliert der Stadtschreiber an diesem 20. Januar 1701 seinen Namen. Bis zum Sommer tritt er an weiteren 15 Sitzungstagen in 40 Verfahren auf, danach nicht mehr gar so häufig. Der Blumenwirt bleibt dennoch wie kein anderer in Anspruch genommen als Kläger und Beklagter,





**Beginn der Lahrer Stadtratsprotokolle von Stadtschreiber Wagenseil:**

Actum Donnerstag, den 20. Januar Anno 1701 in Sen:Ord:abs:

Herrn Bürgermeiser Zangkel, Herrn Lüttich und Herrn Füßer.

(Nachtrag am Rand: Die Abstellung der Mißbrauch an Sonntägen betreff.)

Brachte deswegen Johann Jacob Schweickhart der Procurator vor: wie daß Ihme am vergangenen Montag von Einem Hochfürstlichen Ambt befohlen worden, Einem Ehre. Rath vorzutragen, daß in deme man mit Mißfallen vernehmen müße, daß an denen Sonntägen gemeinlich alle HandwerckzusammenKünfften ...

sowie als *Procurator* unterschiedlichster Klienten in vielfältigen Anliegen. Bereits bei der Taufe seines Sohnes Hanns Joachim (\*14.10.1693, er wird nur acht Monate alt) wurde er in diesem Amt erwähnt. Er genießt also zur Zeit unserer Stadtratsprotokolle seit etwa zwei Jahrzehnten das Vertrauen seiner Mitbürger.

Wenn wir versuchen, aus den Aktivitäten ein Bild seiner Persönlichkeit zu gewinnen, drängt sich eine Reihe von Fragen auf: Wie entwickelt sich sein Handeln in den vier Jahren der Protokolle? Welches sind die Schwerpunkte seines öffentlichen Wirkens? Lässt sich ein durchgehendes Thema erkennen? Verfolgt er kommunalpolitische Ziele?

Beim ersten Auftritt erscheint Schweickhart zunächst nur als Übermittler dessen, was ihm von *Einem Hochfürstl. Ambt* (von der Regierung in Durlach) *anbefohlen worden, Einem Ehre. Rath* (dem Lahrer Stadtrat) *vorzutragen*. Erstens, der Rat habe für die *Abstellung der Mißbräuch* zu sorgen, *daß an denen Sonntägen gemeinlich alle Handwerck-Zusammenkunfften* stattfinden. Zweitens hätten *Lahr sambt Dinglingen und Muettersheim* (Mietersheim) endlich für die *vor ungefähr 13 Jahren reparirten Unditz-Brücken* den Gemeinden *Kürtzel und Hugsweyer* ihren *hierbey zu tragenden Anteil richtig zu machen* (zu begleichen). Hiergegen wollen die Lahrer *bey nächstem Ambtstag protestiren und remonstriren*, *weilen die Kürtzler und Hugsweyerer nicht erweisen können, daß von der Stadt Lahr jemahlen etwas zur Erhaltung dieser Bruck beygetragen worden were*. Das heißt, Schweickhart macht sich mit



diesen Aufträgen bei den Lahrer Handwerkern wie bei den Stadtoberen nicht gerade beliebt.

Die nächsten Fälle zeigen, dass er als Gläubiger ebenso wie als Schuldner mit hohen Summen zu kämpfen hat. Er kann mit *Handschriften* belegen, dass ihm der *Löbl. Reichsritterschaftliche Herr Baron von Bödighheim für Zehrung 383 fl. aufrecht und redlich schuldig seye*. Den *Arnold Finxen (Finx)* soll der Rat *zur Bezahlung der ihme schuldigen 13 fl. 6 ß und 10 dl.* (13 Gulden, 6 Schilling, 10 Pfennig) *Hochzeitskosten anhalten, weil er (Schweickhart) von seinen Gläubigern auch getrieben werde.*

Zu diesen ihn treibenden Gläubigern gehören *Herr Johann Jacob Schell wegen Bezahlung von 100 fl. Capital* und *Martin Fahrländer von Offenburg wegen allbereits für vor anderthalb Jahren empfangenen Weins schuldiger 66 fl.* Dies alles wird in der Sitzung vom 20.1.1701 verhandelt. Bis zum Juni kommen weitere Forderungen hinzu: Von *Herrn Frantz Ernst Olihy, Amtmann zu Mahlberg, 93 fl. 2 ß*, von *Regina Salome Reinboldin, Wittib, schuldige 100 fl.*, von *Hanns Martin Schad, dem Becken, schuldige 11 fl.* Und *Sibylla Ehrin, Schweickharts geweste Magd*, klagt auf ihren ausstehenden *Lidlohn* (Gesindelohn). Dazu kommt noch ein Bußgeld von *1 Pfund Pfennig*, weil er die Maß Wein um einen Kreuzer zu teuer verkauft hatte. In Summa fast 400 fl. Schulden gegenüber ähnlich großen Außenständen.

### „Viel Gutthaten erwiesen mit Essensspeisen, Wein und Holtz“

Schweickhart war also in dieser Zeit finanziell arg in der Klemme, zumal der Stadtrat ihm bei seinem größten Außenposten, den 383 fl. von Baron Bödighheim, nicht zu seinem Recht verhelfen konnte, sondern nur *ihme das gebetene Intercessionale* (Einschreiten) bei der *Löbl. Reichsritterschaft* *verwilliget* hatte. In seiner Not flüchtete er sich in Teilzahlungen: 30 fl. an Fahrländer und 6 fl. an Schad. Die *Reinboldin* ließ sich aber nicht auf die angebotenen 50 fl. ein. Der Rat beschloss, *wofern er die Klägerin biß künfftigen Sambstag Nachmittag nicht vollkommentlich contentire* (zufriedenstelle), *werde das Ihr verschriebene Unterpfind alßdann am Stadttor angeschlagen* (Schweickharts Grundstücke sollen demnach öffentlich zum Verkauf ausgeschrieben werden, 19.5.1701). Damit war auch sein Grundbesitz in Gefahr. Müssen wir hierin die Gründe sehen dafür, dass er so viele Aufträge als Procurator annahm?

In der Mehrzahl aber hat er Klienten, die selbst knapp bei Kasse sind. In den vielen kleinen Fällen geht es um *Nachbarschafts-, Schelt- und Schlaghändel*, um einen *strittigen Lochstein* (Ackergrenze), *Zehrungskosten, Acker- und Lidlohn, um 12 fl. für*



ein Schwein, um eine verkauffte Kue mit hinfallender Krankheit behaftet, um ein verderbtes Pferd, oder um den Antrag eines Zugezogenen, Ihnen zu einem Hindersäß (Einwohner der Stadt, nicht Bürger) anzunehmen. Es geht auch um den Diebstahl von 1 Paar Ermel, 3 Hauben, Halstücher und anderes, um ein gerupftes Huhn, um eine Täubin, die in Nachbars Taubenschlag Junge gemacht hat, um aufgelesene Nüsse, um unter der Morgenpredigt entwendeten Salat und ähnliche Bagatellen. Minimalbeträge werden oft mit großem personellem Aufwand (Rat, Kläger, Beklagte, Procuratoren und Zeugen) verhandelt. Ein Beispiel: Von *Christian Wullenbärs des Schuhmachers Erben* (insgesamt elf Personen), die wegen *Vertheilung von 15 fl. zu keinem gütlichen Vergleich zu bringen seyen*, erhalten zwei direkte Nachkommen je drei und die neun Enkel je einen Gulden (1.6.1702).

Die wenigen lukrativeren Aufträge, die Schweickhart als Procurator anvertraut wurden, kamen alle von auswärts, vor allem (soweit nicht anders vermerkt) aus Straßburg, welches mit Lahr rege geschäftliche Beziehungen pflegte. So vertritt er am 25.8.1701 *Georg Goll contra Georg Weylehner, den Färber, wegen schuldiger 33 fl.*; *Matthias Sutterer von Altenheim contra Georg Philipp Leitz wegen 48 fl.*; *Johann Drehers Erben contra Johann Christoph Carl, den Rathsfreund, wegen deren bis zum 1.9.1701 auf 765 Gulden angewachsener Forderungen*;<sup>5</sup> *Daniel Hülffiner contra Christian Scheerer, beide Gerber, wegen schuldiger 40 fl.*; *Anna Maria Schneiderin aus Freudenstadt wegen Forderungen von insgesamt 160 fl.* (25.1.1703). Ab Mai 1702 vertritt er gar die wohlhabende *Frau Barbara Hetzlerin, Wittib, contra Christian Scheerer, in pro 600 fl. Capital und Zins* (28.9.1702). Im Jahr zuvor hatte Schweickhart noch deren Schuldner gegen sie samt ihrem Procurator Salomon Carl vertreten. Dies war dann auch Schweickharts letzter finanziell „großer Fall“.

Was wir von Schweickharts Agieren bisher erfuhren, gibt Rätsel auf. War er Prozesshansel, Opportunist, Egoist oder einfach „Hans Dampf in allen Gassen“? Was die Stadtoberen von ihm hielten, erfahren wir später. Sehr Gegensätzliches sagen einfache Zeugen über ihn. Er wird der Lieferung *schlechten Hanfsamens* beschuldigt (27.1.1701) und *daß Er so viel schuldig seye und niemanden bezahle*, und dass er *Schönherrs Frau geschlagen habe* (19.5.1701). *Hanns Jacob Füngato* (Fingado), der ihn Monate lang vergeblich zur Pachtabrechnung *von den Georg Stephanischen Gütern* zwingen lassen will, nennt ihn *einen schlimmen Mann. Wann er etwas rede, so seye nicht darauf zu gehen, weil er solches gleich wieder verdrehen könne* (1.9.1701).

Dagegen schildert ihn *Anna Maria Staadin* als Wohltäter: *Der Blumenwürth und seine Haußfrau hätten der Catharina Müller seel.*

*von Anfang ihrer Krankheit bis zum Ende viel Gutthaten erwiesen mit Essensspeisen, Wein und Holtz. Und wann der Blumenwürth und der Herr Spezial (Pfarrer) nicht gewesen, sie zimblichen Mangel hette leiden müssen (22.6.1701).*

Alle Aktionen Schweickharts aber stehen im Schatten seiner Auftritte bei den alljährlichen *Wahl- und Schwörtagen*. Sie offenbaren, dass er neben seinen normalen Geschäften tatsächlich politische Ziele hartnäckig verfolgte, unterstützt durch einige Gesinnungsgenossen.

**„Gott sey Dank! ein gut- und erwünschtes Ende genohmen“**

*Hierbey aber ist insonderheit zu notieren, daß Hanns Jacob Schweickhart, der Blumenwürth, und andere der widrigen Partey zugethane Bürger bey ihrer Zurückkunfft die BürgermeisterWahl gutgeheissen, darzu glück gewünscht, und sich ihres Weeggehens halben entschuldigt haben. Hierüber wurde der Löbl.Bürgerschaft die gewöhnliche Ergötzlichkeit verwilliget, und seynd darauff die übrigen Solennitäten (Feierlichkeiten) beobachtet worden, mithin hat dieser Wahl- und Schwörtag, über gehabtes Vermuthen, und da man sich von denen bekannten opiniatrischen Bürgern mehrer Schwürigkeiten besorget, Gott sey dank! ein gut- und erwünschtes Ende genohmen.*

Dies sind Zeilen aus dem Schlusstext vom letzten *Wahl- und Schwörtag* in den Lahrer Stadtratsprotokollen am 29. Dezember 1704. Man hört förmlich die Steine von den Herzen des Stadtschreibers und des gesamten Rates plumpsen. Man hatte noch *mehrer Schwürigkeiten* befürchtet, doch die *der widrigen Partey zugethanen Bürger* hatten wieder einmal klein beigegeben. Schweickhart hatte dabei die führende Rolle gespielt.

Er war es, der in den vorangegangenen Jahren Forderungen aus der Bürgerschaft genau formuliert und, auf eine schriftliche Vorlage gestützt, vor allem bei den *Wahl- und Schwörtagen* vorgetragen hatte. Schweickharts Wirtschaft zur *Blume* dürfen wir uns als geistiges Zentrum der *complottierenden Bürger* vorstellen, und wie dort das Stadtgeschehen laufend und heiß diskutiert wurde. Forderungen aus der Bürgerschaft wurden am politischen Stammtisch erarbeitet und niedergeschrieben. Mindestens ein Dutzend gehörte zu diesen *der Neuerung begierigen Bürger, die ihre ganz irresponsable postulata* (unverantwortlichen Forderungen) *in heimlichen Conventicula* (Zusammenkünften), *auffs Papier gebracht und vorgetragen* haben (10.1.1704). *Martin Roman, der Schuhmacher, und Hanns Martin Schaad, der Beck,* werden mehrfach genannt, etwa zehn weitere in verschiedenen Protokollen. Auch die *überhand nehmenden Widersetzlichkeiten gegen die Obrigkeit* im Oktober 1703 mit ihren sozialen Forde-



Hierbey aber ist insonderheit  
 zu notiren, daß als nachbenannte Bürger,  
 nemlich, Hanns Jacob Schweickhart, der Blumenwürt, Martin Roman,  
 der Schuhmacher, Andreas Linck, der Baurmann von Burckheim, Hanns Martin  
 Schad, der Beck, die beede Baltzweyler, Vatter und Sohn, auch des älter  
 Tochtermann, Hanns Jacob Schneberger, der Schneider, Georg Jacob  
 Strasburger, der Weißgerber, und andere der widrigen Partey zugethane Bürger ...

Aus dem Protokoll zum letzten Wahl- und Schwörtag, 29./30.12.1704:  
 Hierbey aber ist in sonderheit zu notiren, daß als nachbenannte Bürger,  
 nemlich, Hanns Jacob Schweickhart, der Blumenwürt, Martin Roman, der  
 Schuhmacher, Andreas Linck, der Baurmann von Burckheim, Hanns Martin  
 Schad, der Beck, die beede Baltzweyler, Vatter und Sohn, auch des älter  
 Tochtermann, Hanns Jacob Schneberger, der Schneider, Georg Jacob  
 Strasburger, der Weißgerber, und andere der widrigen Partey zugethane Bürger ...

rungen sind ein Indiz für den Versuch eines gemeinschaftlichen  
 bürgerlichen Handelns. Dass nach Schweickharts letztem  
 großem Auftritt als *Procurator* am Wahl- und Schwörtag zum  
 Jahreswechsel 1703/1704, entgegen dem bisherigen Brauch,  
 viele der städtischen Dienste neu besetzt wurden, können wir  
 als Hinweis darauf werten, wie die Stadtoberen versuchten ge-  
 genzusteuern. Der Blumenwirt wurde als *Procurator* abgewählt.

Die Regie der an jedem Jahresende abgehaltenen *Wahl- und  
 Schwörtage* sah, mit jährlichen Varianten, folgenden Ablauf vor:

- Ablesen der Namen der Bürgerschaft nach dem Bürgerbuch,  
Aufnahme und Eid der neuen Bürger.
- Nominierung und Wahl des *Regierenden und der Zugegebenen*  
(vier) *Bürgermeister*.

- Besetzung der etwa 17 weiteren städtischen Ämter und Dienste, jeweils ein- bis vierfach besetzt mit insgesamt ca. 25 Bürgern, darunter die beiden *Procuratoren*,.
- Aufforderung des *Schultheißen an die Bürgerschaft*, *wann dieselbe etwas anzubringen und zu erinnern hette, stehe er für solches nach bestem Willen zu willfahren.*
- Erinnerung an die Bürger, *Zins und Schuldigkeiten* pünktlich zu bezahlen.

Der Blumenwirt und seine Unterstützer setzen immer wieder bei der Aufforderung „*wann sie etwas vorzubringen hetten*“ an. Zwar wird erwartet, dass sie sich mit ihren Anliegen *nicht mit Ungehorsam und Widerspenstigkeit gegen Gott und die Obrigkeit versündigen*. Aber was heißt das schon, wenn die Menschen in ihren Nöten nicht mehr aus und ein wissen? Wenn der Zorn gegen die Obrigkeit und die Wut über die ungerechte Verteilung der Macht und der Güter wachsen? Die Dramaturgie der vier Wahl- und Schwörtage wird weniger von den Stadtoberen bestimmt, viel mehr von der Not der Zeit und von denen, die dieser Not abhelfen und den unter der Ungerechtigkeit Leidenden eine Stimme geben wollen. Die Forderungen steigern sich vom ersten bis zum dritten Akt, mit einem Abgesang im vierten. Hauptakteur ist hierbei stets Johann Jacob Schweickhart.

### **„Weilen das Schantzen von Jedermänniglich verrichtet werden möchte“**

Der erste Wahl- und Schwörtag der Stadtratsprotokolle vom 28.12.1701 verlief zunächst gemäß dem üblichen Muster. Nach der Aufforderung an die Bürgerschaft, sich zu Wort zu melden, trug der *Procurator Schweickhart vor* (Texte stark gekürzt):

1. *Ligendes Gut* (z.B. bebaute Grundstücke) solle nicht *stillschweigend* (unter der Hand), *sondern ausgerufen und dem Meistbietenden verkauft werden.*

Der Rat beschließt, dass diesem Anliegen *willfahrt werden möchte.*

2. *Weilen das Schantzen* (Ausheben von Verteidigungsanlagen<sup>6</sup>) *eine allgemeine und zumahlen hochbeschwehrliche Sach seye, daß solches durch die Bank hindurch von Jedermänniglich ohne Unterschied verrichtet werden möchte.*

Darauf kam aus dem Rat die peinliche Frage, *ob denn der Herr Special* (Stadtpfarrer) *auch hierunter begriffen seye?* und es *entstunde ein allgemeines Schweigen, und wurde deßwegen nichts mehr moviert.* Geschickt war so der Konflikt zunächst abgeblockt mit der Frage



nach der „unvorstellbaren“ Schanzpflicht für die Geistlichkeit. Dann wurde er in die Bürgerschaft zurückgeworfen: Ob *auch die Bauren mit der Hand frohnen und schantzen sollten*, nämlich zusätzlich zu ihrer Verpflichtung, die Fronfuhren durchzuführen und die für das Schantzen nötigen Faschinen herzustellen? Wö-  
rüber *ein sehr großer Streit* entstand. Die Herren Räte konnten sich hierbei auf die Seite der Bauern stellen, ohne dass es sie etwas kostete. Die *Widerspenstigkeit* war fürs Erste gezähmt.

### „Daß fürterhin eine Gleichheit gemacht werden möchte“

Auch das Spätjahr 1702 war durch große Beschwernisse am Rande des Spanischen Erbfolgekrieges gezeichnet. Wieder lesen wir von Truppenbewegungen, *Einlogier- und Einquartierungen* und *Lieferungen an Brod, Waitzen, Korn, Gerst und Haber für die bey Kentzingen stehende Teutsche Armee*. Sitzungen des Rates waren ausgefallen *wegen der Kriegs-Unruhe*, oder auch weil mehr als die Hälfte der Bürgermeister und Räte fehlten. *Stadtschultheiß Johann Georg Schnitzler, 42 Jahr lang gewestes wohlverdientes Obrigkeitliches Mitglied* hatte im November *sein zeitliches Leben im 73. Jahr seines Alters seeliglich geendet; welchem Gott eine fröhliche Aufferstehung verleyhen wolle*. Nun fehlte auch noch der Vertreter der Herrschaft und Vorsitzende des Stadtrats.

So verwundert es nicht, dass die Eröffnung des Wahl- und Schwörtags am 8.12.1702 unerwartet verläuft. *In Ermangelung eines Schultheißens und zweyer Rathsfreund legt Herr Johann Peter Underberger, bishero gewester AmbstBürgermeister sein Amt ab* und leitet zur Anhörung der Bürgerschaft über. Die verlangt, dass der Rat *einen kleinen Abtritt nehmen möchte, damit sie sich unterreden könnte*. Beim letzten Mal hatte die Bürgerschaft noch auf diesen „Abgang“, bei dem der Rat den Saal zu verlassen hatte, verzichtet. *Über eine Viertel Stund wird Ein Ehrs:Rath widerumben hinein beruffen und durch den Procuratorem Schweickhart folgende Puncten und Postulata vorgetragen:*

1. Das Salz soll wieder in das Stadthaus geführt und dort *ausgemäßen* werden.
2. Es *nehme die Bürgerschaft wunder, warumben um 9 Uhr nicht mehr geläutet* werde.
3. *Daß der Freyheitsbrief de Anno 1377<sup>7</sup> fürterhin alle Jahr verlesen* werde.
4. *Seye der Bürgerschaft inständiges Bitten, daß mit der Einquartierung fürterhin eine Gleichheit gemacht* (alle Bürger gleich belastet) *werden möchte*.

5. *Wann inskünftig ein (Abgaben-) Register gemacht werden müsse, daß von der Bürgerschaft allezeit 4 Mann dazu gezogen werden.*
6. *Dass die Ausfertigung der Kauffbrieff nicht 6, 7 oder 8 Jahr aufgeschoben werde.*
7. *Es halten sich so viel ledige Weibsbilder auff, welche doch keine Beschwerden (Belastungen durch Abgaben) leiden, mit Begehren, dieselben auch darzu anzuhalten.*
8. *Einige Bürger versuchten den Zugfronen (Einsatz von eigenen Wagen und Zugvieh) zu entgehen, indem sie ihre Zugochsen mästen und verkauffen.*

Die gegenüber dem Vorjahr deutlich vergrößerte Liste zielt also insgesamt auf mehr Gleichheit und Kontrolle der Lastenverteilung. Überraschenderweise werden diese *Postulata* ohne längere Diskussion positiv beschieden, vielleicht auch, weil den verbliebenen Räten die Kraft zu Auseinandersetzungen fehlt.

Jetzt erst erfolgen die Aufnahme der Neubürger, die Bürgermeisterwahl und die *von altem her gewöhnlichen Ergötzlichkeiten, nemlich auff jeden Bürger 1 Maß Wein und für 2 Kreuzer Brod, auff jede Wittib aber halb soviel, mit der beygefügtten Erinnerung, solches in Fried und Einigkeit zu genießen und keine Ungelegenheit mit den im Quartier liegenden Soldaten anzufangen*. Durch die bedrückende Situation war die Streitlust wohl ohnehin gedämpft.

#### **„Procurator Hanns Jacob Schweickhart aber cassiert worden“**

Der Herbst 1703 war durch noch größere Beschwerneisse und Turbulenzen geprägt. Der Wahl- und Schwörtag zum Jahreswechsel dauerte vom 28.12.1703 bis zum 10.1.1704. Er startete mit heftigen Auseinandersetzungen und zog sich über sechs Termine hin.

Zunächst wollte der Rat wohl an *Hanns Georg Kreßen, dem Beken, wegen seines Ungehorsams und Widersetzlichkeit* ein Exempel statuieren. Kreß hatte sich, wie andere auch, im Oktober *gewaigert nacher Landau (in der Pfalz, zum Schanzen) zu gehen, mit der Begründung, er müsse seinen Herbst einbringen und seinen Kindern Brod verschaffen*. Aber nur er allein sollte deswegen *sein Bürgerrecht, Hab und Güter verlieren, kein Wirt sollte Ihme eine Maß Wein mehr geben. Worüber aber ein großer Tumult und Geschrey entstanden*. Als sich einige *mit hefftigen und trotzigten Worten* mit dem Kreß solidarisierten und *eine rechte Auffruhr* zu entstehen drohte, wich der Rat aus und schickte *die schwürigen Bürger* zum Landschreiber. Der ließ *in Ansehung seines (des Kreß) Weibs und kleinen Kinder diesmahl Gnad widerfahren* unter der



Bedingung, dass der Kreiß *umb Verzeihung* bat und allen Stadtoberen *die Hand gebotten hat, und darmit ist diese verweißliche Unruhe gestillet worden.*

Die Ruhe hält aber nur über einige weniger brisante Tagesordnungspunkte an, bis zur *Erwehlung eines neuen Bürgermeisters.* Der von der Bürgerschaft verlangte *Abtritt des Ehrsamens Rathes* dauert diesmal *eine gute halbe Stund, ungeachtet es sehr kalt war.* Danach trägt *Schweickhart nachfolgende und zum Theil recht ungeziemte pflichtvergessene Postulata vor:*

1. *Der Magistrat (Stadtrat) soll zuvor ergenzt, alsdann erst ein neuer Bürgermeister erwählt werden.*
2. *Nur erlich- und unpartheyische Bürger, nicht Schwäger oder Gevatterleut, mögen in den Rath genohmen werden.*
3. *Die Herren Rätthe sollen Scheltwort gegen die Bürger unterlassen, sonst ein großes Unheil darauß entstehen könnte.*
4. *Ein Ehrs:Rath solle die Contributionsregister (Liste der Kriegsabgaben) öffentlich abrechnen.*
5. *Die obgeschriebenen Puncte sollen umgehend beraten und nicht auf die lange Bank geschoben werden.*
6. *Der Salzverkauf soll endlich widerumben in den alten Stand gebracht werden.*

Mit Ausnahme des letzten zielen die Anträge jetzt nicht nur auf sozialen Ausgleich, sondern direkt auf die Position des Stadtrats und seiner Mitglieder, gegen Vetternwirtschaft und Mauscheleien. Entsprechend barsch fallen die Antworten aus: *Man habe schon vor drei Wochen dem Fürstl. Ambt etliche Bürger zu Rathsfreunden vorgeschlagen und dieses lasse sich nichts vorschreiben, wen es confirmieren (bestätigen) solle.* Und dass die Antragsteller *den Freyheitsbrief entweder nicht recht verstünden oder auß demselben das Gift seugen thetten.*

*Weilen* der Schultheiß nochmals erfolglos zur Bürgermeisterwahl drängte, *ist Ein Ehrs: Rath ungesäumt aufgestanden und hat die Bürgerschaft in der Rathsstuben stehen lassen.*

Die Wahl erfolgt ohne Bürgerschaft – *weilen man die Bürger dannoch nicht Meister seyn lassen solle* – in einer außerordentlichen Sitzung der Räte am 29.12.1703. Aber die vorgeschriebene Bestätigung und die Besetzung der übrigen Dienste kann auch in den drei nächsten Sitzungen nicht vollzogen werden, da zwei Mal der *Herr Bürgermeister Morstadt* fehlt (hier steht die Anmerkung: *Umb seines wunderlichen Humors willen*) und das dritte Mal, da wegen der Entsendung von 60 Mann *nacher Straßburg, ein wüstes, importunes und abscheuliches Geschrey* entsteht.

Verständlich ist danach der Seufzer des Stadtschreibers zum Jahresschluss: *Der Gott des Friedens gebe und verleyhe, daß das künftige Jahr, und die folgende Zeit friedlich, und ruhiger seyn möge, weder dieses nunmehr fast vergangene Jahr, damit es dergleichen Aufnahmen nicht bedörffe. Amen!* Am 10. Januar 1704 erst kann die Ämterbesetzung abgeschlossen werden. Es sind einige Neubesetzungen darunter. Zum *Procuratoren* ist Herr *Samuel Carl*, der *Barbierer und Wundarzt*, *confimiert*, *Hanns Jacob Schweickhart*, der *Blumenwürth*, *aber cassiert* (abgesetzt) worden. Sein langjähriger Widersacher, *Meister Hanns Samuel Fünccato*, der *Kübler*, wird zum *andern* (zweiten) *Procuratori* *erwehlet*.

Schweickhart hatte verstoßen gegen das *wiederholte Verbott*, *sich gegen die Obrigkeit gebrauchen zu lassen*, *vielmehr, wann er etwas Widriges höre, solches anzeige und (ihr, der Obrigkeit) mit Rath und That an die Hand gehe*. Er habe gar *in heimlichen Conventicula* (Zusammenkünften) *die gantz irraisonablen Postulata der der Neuerung begierigen Bürger auff's Papier gebracht*. Nun war er ausgeschaltet als lästiger *Anwalt wider die Vorgesetzte Obrigkeit*, konsequent nach dem damaligen Recht.

#### „Blumenwürth H. J. Schweickhart 124 Stimmen“

Im vierten Jahr der Protokolle wird es dann deutlich stiller um den Blumenwirt. Er ist ja auch nicht mehr *Procurator*. Ein paar wenige Auseinandersetzungen um Schulden und Außenstände hat er noch zu bestehen. Ein Erfolg wird ihm schließlich doch vergönnt: Am 24.4.1704 geht die im Dezember 1702 gestellte Forderung, *wann inskünftig ein Register gemacht werden müsse, daß von der Bürgerschaft allezeit 4 Mann dazu gezogen werden*, in Erfüllung: Zur Erstellung neuer Umlageregister werden vier Bürger zugezogen; und zwar in Lahrs vielleicht erstem geheimem Wahlgang. Denn *die Bürger wurden von dem Herrn Schultheißen nacheinander herzuggerufen und (die Stimme) mir, Stadtschreiber, entweder still an- oder schriftlich übergeben und verdeckt notiert und gesamblet*. Auch die Stimmenzahlen sind notiert: *Blumenwirt H. J. Schweickhart 124, Schuhemacher Martin Roman 107, gewester (also abgewählter) Rathsfreund und Hafner Andreas Lüttich 83, Baurmann Andreas Link 135 Stimmen*.

Damit ist Schweickhart also ein gutes Vierteljahr nach seiner Abwahl als *Procurator* Mitglied des ersten finanzpolitischen Mitwirkungsorgans der Stadt, und mindesten drei der vier Gewählten gehören der *widrigen Partey* an. Müssen wir dahinter einen Schachzug des Establishments vermuten, die Opposition zu disziplinieren und sie gleichzeitig bei den Bürgern in Misskredit zu bringen? Denn diese *Deputirten* sollen nicht nur der



Aufstellung der Register *beywohnen*, sondern auch *die saumfälligen Bürger exequiren* (nachgehen, vollstrecken) *helffen*.

Im Herbst (23.10.1704) werden die gleichen Gewählten, ergänzt durch *Johannes Müller den Baurmann*, als Vertreter Bürgerschaft in eine Steuerkommission deputiert; ihr gehören auch fünf Vertreter des Rates an. Die Kommission hat *die Untersuchung der Steuer* vorzunehmen, *liegende Güter* (wie) *Äcker, Reben, Matten in Classen*, *alß gute, mittlere und schlechte einzutheilen*, die für künftige *Steur- und Contributionsanlagen* gelten sollen.

### **„Die Bürgermeisterwahl gutgeheißen und darzu glück gewünscht“**

Zur Eröffnung dieses letzten Wahl- und Schwörtags (29.12.1704) *wünschte Herr Schultheiß Underberger der Bürgerschaft ein glückseelig- und gutes Neues Jahr und friedliche Zeit*. Und falls die Bürgermeisterwahl nicht ungehindert vonstatten gehen sollte, werde sie *endlich an das Fürstl: Amt erwachsen* (von oben entschieden) *und andere Ungelegenheiten nach sich ziehen*. Zu einem letzten vergeblichen Aufbäumen wird vor dieser obrigkeitlichen Drohkulisse Schweickharts *Begehren, mit der Wahl inne zu halten und daß altem Gebrauch nach der Rath vorhero abtreten möchte, damit sich die Bürgerschaft unterreden könne*. Es hilft nichts mehr, *daß ein ehren- und respectvergessener Bürger diese Schimpfflichen Wort* (gegen die Räte) *ausgestossen: Sie warten wohl draußen! – Worüber nichts mehr weiter moviert* (bewegt, unternommen), *sondern zur Bürgermeisterwahl geschritten und Herr Michael Schnitzler, der jüngste Rathsfreund zum zugegebenen durch die zimlich große Anzahl von Stimmen, Herr Martin Weber aber zum regierenden Bürgermeister erwelet, Ihnen auch hierzu gratuliert worden*.

Während des Wahlgangs waren Schweickhart und seine Freunde *zu dem Herrn Landschreiber gegangen und (hatten) demselben was vorgehe vorgetragen*. Die Abfuhr, die sie dort erlitten, muss so deutlich ausgefallen sein, *daß sie bey ihrer Zurückkunfft die Bürgermeisterwahl gutgeheißen, darzu glück gewünscht, und sich ihres Weeggehens halben entschuldigt haben*.

Mit dem Ende dieses Wahl- und Schwörtages am 30. Dezember 1704 endet auch die Niederschrift der Protokolle des Rates der Stadt Lahr durch Stadtschreiber Rudolf Wagenseil.

### **„Daß man, ihrer unerheblichen Einstreuungen ungehindert, fortfahren wolle“**

Hat das Jahr 1704 und dessen Wahl- und Schwörtag wirklich *ein gut- und erwünschtes Ende genommen*? „Erwünscht“ war dieser Ausgang ganz sicher von der Obrigkeit und den auf „endlich

Ruhe und Frieden“ bedachten Bürgern. „Gut“ war er sicher nicht aus der Sicht der Partei um Schweickhart und der unter den Verhältnissen Leidenden. Ihnen war zwar demonstriert worden, *daß man die Bürger nicht Meister seyn lassen solle*, aber eine nachhaltige Lösung der konflikträchtigen Herrschaftsverhältnisse war nicht in Sicht. Deshalb konnte man vernünftigerweise auch kein wirkliches „Ende“ der Auseinandersetzungen erwarten.

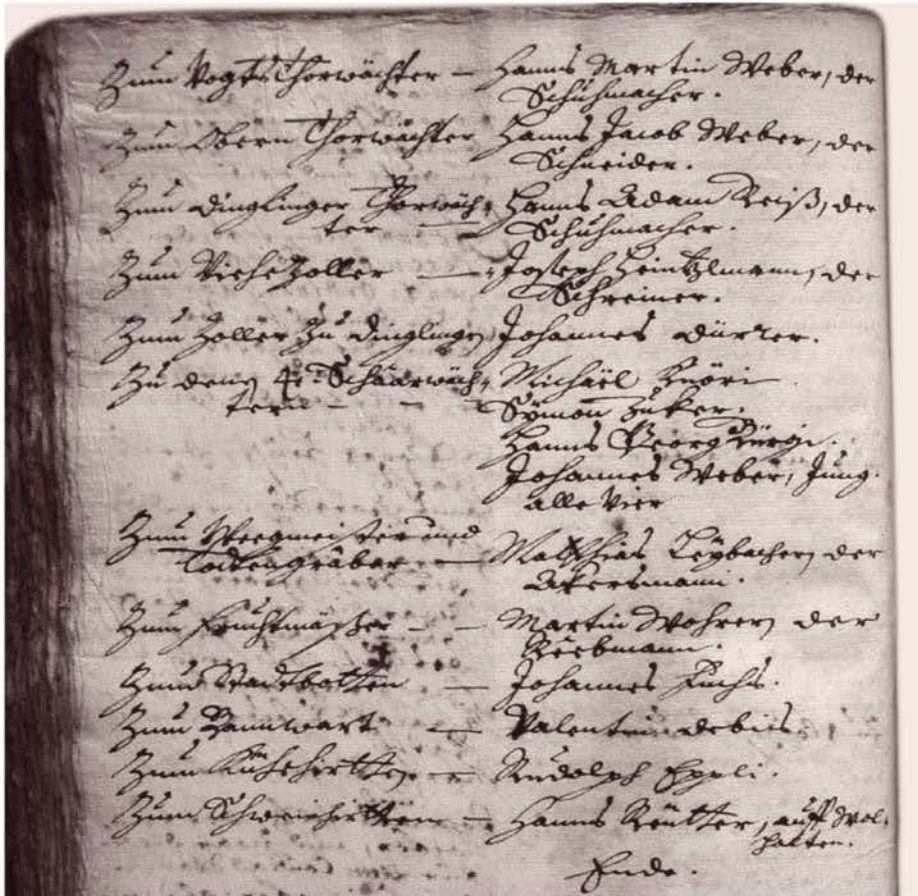
Jene *schwürigen, der Neuerung begierigen* Lahrer hatten mit ihren *unerheblichen Einstreuungen* sicher nicht bewusst nach den Ideen einer „Aufklärung“ gehandelt. Aber zumindest in einigen konkreten Fällen hatten sie geholfen, die ungleiche Verteilung der Lasten zu mildern, Ärmern mehr Recht gegenüber Wohlhabenderen zu verschaffen, die Beteiligung der Mehrheit an der Gestaltung des Gemeinwesens zu erweitern. Sie hatten sich selbständiges Denken und gemeinsames zielstrebiges Handeln erlaubt. Trotz drohender Repressionen hatten sie selbstbewusst ihre Anliegen öffentlich und vor der Obrigkeit vorgetragen. Und sie hatten eine Solidarisierung zumindest eines Teils der Bürgerschaft erreicht. Wir dürfen ihnen also durchaus sozialpolitisches Wirken im heutigen Sinne zusprechen.

Aus der konkreten Not des Alltags heraus dachten und handelten sie mit ihren „unerheblichen Einstreuungen“ gar nicht „unerheblich“ im Sinne einer Aufklärung, „gerichtet auf die Befreiung von Traditionen, Institutionen, Konventionen und Normen, die nicht vernunftmäßig begründet werden können, um die Gesamtsituation des Menschen im Sinne des Fortschritts zu verändern“, innerhalb der „gesamteuropäischen, alle Lebensbereiche beeinflussenden Bewegung des 17./18. Jahrhunderts“<sup>8</sup>. Fast zweieinhalb Jahrhunderte sollten noch vergehen, bis sich die politischen Ideen der Aufklärung gegen Restauration und Reaktion in der Staatsverfassung Deutschlands und damit auch für die Lahrer ganz durchsetzen konnten.

### **Und der Blumenwirt J. J. Schweickhart?**

Die eingangs gestellten Fragen nach Schweickharts Charakter, nach seinen Absichten und den Zielen seines Handelns können wir nicht eindeutig beantworten. Als Fürsprecher eines Teils der von den damaligen Herrschaftsverhältnissen und durch die katastrophalen Ereignisse am meisten Benachteiligten konnte er immerhin einige Verbesserungen auf mehr Bürgerbeteiligung und sozialen Ausgleich hin durchsetzen. Seinem persönlichem Fortkommen und dem seiner Familie scheint sein Agieren keine dauerhaften Nachteile gebracht zu haben. Er hatte in zweiter





#### Letzter Eintrag der Stadtratsprotokolle

Die niedrigen städtischen Ämter werden Besetzt. zum Vogts Thorwächter, Hanns Martin Weber, der Schuhmacher, bis zum Schweinehirten, Hanns Reutter, auff Wolhalten. – Ende

Ehe Anna Catharina Rauchin, die Tochter des ehemaligen *Schultheissen* zu Ichenheim geehelicht (17.4.1684). Ein Ratsprotokoll vom Wahl- und Schwörtag im Dezember 1698 belegt seine Bestätigung als Procurator. In den Jahren der geschilderten politischen und sozialen Turbulenzen der Stadt Lahr war Schweickhart schon über 40, also im reiferen Alter, und bereits 20 Jahre lang Familienvater. Von finanziellen Problemen scheint er mit fortschreitenden Jahren weniger geplagt. Parallel dazu war er der *widrigen Partey* zugethan und in seinen Auseinandersetzungen mit den Stadtoberen nicht gerade zimperlich vorgegangen. Er hatte *in heimlichen Convenicula ganz irraisonable Postulata* ausgebrütet, *Ungehorsam und Widersetzlichkeit* geschürt und war dennoch wiederholt als Procurator gewählt worden. Sein Sohn machte später sogar eine „gute Partie“ mit Anna Barbara, der Tochter seines – nach den Stadtratsprotokollen – ärgsten Widersparts, des *Bürgermeisters und Chirurgi Michael Morstadt*. Dieser zweite *Johann Jacob, Blumenwirt*, wurde dann selbst Mitglied des Rates und schließlich auch *Bürgermeister*. Zum letzten der

Schweickhart-Blumenwirte, Jonas, geben die vom Historischen Arbeitskreis bearbeiteten Quellen keine Auskunft über kommunalpolitische Aktivitäten. Auch zum Zweig der Schweickhart-Schuhmacher gibt es keine Hinweise auf derartige Ambitionen.

## Anmerkungen

- 1 Mit der Schreibweise *Schweickhart* richte ich mich für diesen Familiennamen nach den Stadtratsprotokollen; in den Ehe-, Tauf- und Sterbebüchern wird vorwiegend *Schweickhard*, aber auch *Schweickhart*, *Schweikart* oder *Schweikert* verwendet; für die vom Historischen Arbeitskreis Lahr erstellte Datenbank wurden die verschiedenen Schreibweisen – leider nicht ganz durchgehend – unter dem Einheitsnachnamen *Schweickhard* zusammengefasst.
- 2 „Stammvater“ Johann Schweickhart, Blumenwirt, \*1626 †19.9.1690 („alt 64 Jahr“); Johann Jacob I., Blumenwirt und Procurator, \*28.11.1661 †28.12.1721, 1. ⚭ Sybilla Schnitzler, 2. ⚭ A. Cath. Rauch; Johann Jacob II., Blumenwirt u. Stadtrat, \*15.3.1688 †30.4.1760, ⚭ A. Barbara Morstadt; Jonas, Blumenwirt, \*14.4.1719 †12.5.1783, ⚭ M. Catharina Zimmermann
- 3 Gerne stelle ich die von mir aus den Quellen zusammengetragenen Daten für weitergehende Arbeiten zur Verfügung.
- 4 Siehe hierzu Kopp, Karl: Die Vornamen in den Lahrer Familien des 18. Jahrhunderts. In: Geroldsecker Land 50 (2008), S. 143 ff.
- 5 Siehe hierzu Walter und Heinrich Caroli: *lieb und leid theilen – Die Carolis in fünf Jahrhunderten*, Kaufmann-Verlag, Lahr 2008, S. 178 ff.
- 6 Die Belastungen am Rande des Spanischen Erbfolgekrieges führten zu schweren Konflikten zwischen den Bürgern und den Stadtoberen. Wägen, Zugvieh und Mannschaften für Schanzarbeiten sind nach Straßburg und Landau (Pfalz, zu Fuß!) kommandiert. Die *Schüntzer müssen*, wie einer aus Landau berichtet, *bei dem anhaltenden nassen und kalten Wetter, die maisten nicht mit Kleidern versehen, sich unter freiem Himmel behelfen, bey solcher Beschaffenheit aber crepiren und verderben*. Sie können in der Zeit ihres Dienstes ihren Beruf nicht ausüben, riskieren Leib und Leben und ruinieren Zugvieh und Wagen. So hat *Christian Zangkel sehr lamentiert und sich beschwehrt, daß man Ihme für sein verlohrenes Roß nicht mehr alß 15 fl. passiren lassen wollte* (19.7.1703). Sogar Invaliden und Alte müssen sich vom Schanzdienst freikaufen.
- 7 Dieser sogenannte „Lahrer Freiheitsbrief von 1377“ war den Bürgern der Stadt durch Heinrich von Geroldseck verliehen und durch die Stadt Straßburg besiegelt worden. Als Privilegienbrief stand er am Beginn einer über Jahrhunderte gepflegten städtischen Freiheitstradition. Die Lahrer forderten bei jedem Herrschaftswechsel seine Anerkennung. Vor allem mit der ehemaligen Nassauischen Herrschaft hatten sie einen Jahrzehnte langen Rechtsstreit darum geführt. Die jetzige Forderung, *daß der Freyheitsbrief fürterhin alle Jahre verlesen werde*, knüpft an diese Tradition an. Noch im Jahre 1803 erließ die badische Regierung im Sinne des Freiheitsbriefes ein „Erneuertes Privilegium der Kurbadischen Stadt Lahr“.
- 8 Nach Meyers Großes Taschenlexikon, Mannheim 1981, Stichwort *Aufklärung*.



## Die Sonnenherberge in Wolfach

Arnold Nauwerck

Die „Sonne“ galt nach Franz Disch (Chronik der Stadt Wolfach, 1920) lange Zeit als das bedeutendste und wahrscheinlich älteste Wirtshaus der Stadt Wolfach. Sie lag gegenüber dem Rathaus am Markt und war verbunden mit der Ladstatt (dem Einstellmonopol für den Lastenfernverkehr), dem Weinumschlag und mit einer Gastherberge. Die „Stube“ (Trink- und Ratsstube) auf dem Rathaus war vielleicht als Einrichtung älter, sie war aber keine „offene Gastherberge“.

Als Beleg für Alter und Namen zur „Sonne“ wird der Kaufbrief von 1407 angeführt. Nach der von Disch zitierten Abschrift dieses Dokuments überlässt Graf Gonrad von Fürstenberg im Jahr 1407 *„dem Frommen vesten minem getrewen Hannsz Häggen Schuldthaisz ze Wolfach vnd allen seinen Erben den Ladhof, die Ladstatt, die Sonnen, das Win rüfen, Winladen vnd entladen ze Wolfach in der Statt mit allen Rechten, Nuzen, zugehörden und gewohnheiten, und in aller der mäsiz alsz das von alters herkommen ist“*. Der Kaufpreis beträgt 40 Gulden und eine jährlichen Abgabe von einem Pfund Pfeffer an die Herrschaft.

Man darf vermuten, dass der Graf die Nutzung der Ladstatt bereits zuvor lehenweise vergeben hatte und die Kontrolle des Weinhandels schon vorher in den Händen der Schultheißen von Wolfach lag. Aber die Erwähnung der Sonne ohne Erklärung ihrer Funktion wirkt in diesem Zusammenhang etwas eigentümlich. Wäre ein der Ladstatt anhaftendes Herbergsrecht selbstverständlich, müsste es unter „Rechten, Nuzen, zugehörden und gewohnheiten“ inbegriffen sein und bräuchte nicht eigens genannt zu werden. War es aber nicht selbstverständlich, so müsste man es verdeutlicht haben. Kaufbriefe pflegen sehr genau abgefasst zu sein. Man hätte es dann als Herbergsrecht beschrieben und nicht nur als Wirtshausnamen.

Disch bezieht sich bei seinem Zitat auf eine Abschrift: „jedenfalls aus dem 18. Jahrhundert“ (Disch) im Wolfacher Stadtarchiv. Eine ebensolche Abschrift befindet sich auch bei den Wirtshausakten des Amtes Wolfach im FF Archiv in Donaueschingen. (Die Privilegien werden 1661 und 1695 bestätigt.) Das Fürstenbergische Urkundenbuch (3 Bd. Nr. 38) erwähnt in seinem Zitat der Urkunde die Sonne jedenfalls *nicht*. Hier steht „sümy“ oder „smy“. Eine Erklärung dieser Wörter sucht man

vergebens. Sie dürften sich jedoch schwerlich als „Sonne“ deuten lassen.

Aus der ältesten vorliegenden Abschrift von 1503 geht jedoch hervor, worum es ging, nämlich um die *Sinne* (das Eichamt, von lateinisch *signum*). Der Schreiber dieses Textes schreibt abwechselnd „Sinn“, „Siny“ und „Synny“ (mit dem Trema über dem End-Ypsilon), insgesamt an fünf Stellen. Damit bekommt die Sache buchstäblich einen klareren Sinn. Die Kombination des Sinnens und Weinrufens war üblich. Sie findet sich schon im alten Schlettstatter Stadtrecht aus dem 14. Jahrhundert. Die Deutung „Sonne“ beruht offenkundig auf einem Irrtum Dischs bzw. seiner Gewährleute. Die Verwendung vom Verdopplungsstrich über einfachem n ( $\bar{n}$ ) kann zu „symy“ führen, und undeutliche Schrift das Y als V (= U) lesen lassen, und schon hätten wir die Sunne. Die Deutung „Sonne“ ist offenbar aus der Rückschau erfolgt, denn inzwischen hatte die Sonne schon längst ihren Namen.

Offen bleibt freilich die Frage, wann und wie die Sonne tatsächlich zu ihrem Namen kam. Dass der Name aus einer Verballhornung von „Sinne“ entstanden sein könnte, ist sprachlich kaum nachvollziehbar. Der genannte Kaufbrief war auch kein allgemein bekanntes Schriftstück, das den Volksmund zu einer Verballhornung hätte herausfordern können. Das Missverständnis liegt nur bei seinen späteren Interpreten. Wirtshausnamen werden in Wolfach erst im 16. Jahrhundert greifbar (neben der Sonne auch Engel, Hirschen, Ochsen). Sie dürften alle von anderwärts gebräuchlichen Namen inspiriert gewesen sein, denn Wolfach war keine Hausnamens-Stadt.

Dass an Umschlagsplätzen Wirtschaften entstehen, ist natürlich. In der Umgebung Wolfachs befand sich eine „Ladhofwürtschaft“ im Prechtal, die 1556 einen Umgeldnachlass beantragt, „da die Herberg eine zeitlang wüst gelegen“ (Wolfacher Rentamtsbücher). In Haslach lag das Ladstattrecht beim Rappen (Raben), der urkundlich 1555 zuerst belegt ist. Auch Elzach hatte eine Wirtschaft: Krone-Ladhof. Weniger selbstverständlich erscheint, dass der Ladhof als „Herrenherberge“ diene, zumal die Ladstätten in der Regel nicht im Zentrum der Städte, sondern an deren Einfahrt oder außerhalb lagen.

Disch beschreibt die dem Rathaus gegenüberliegende Sonne als den Ladhof. Es ist durchaus möglich, dass der Warenumschlagsplatz, als die Stadt noch klein war, direkt an der Marktstraße lag, einen Hinweis geben die Rentamtsbücher, wo es unter Ausgaben 1595 heißt: „*Verbauwen ufm Ladhof* [12. Juni 1593–12. Juni 1594] *erstlieh am Glocken heüszlin den halben Fuszboden under ermelten Glockenheüszlin, samt stegen und*



*Fueszboden in der Herrenstuben ... am Herrnstal und anders gemauert ... und das Glockhheüszlin mit weißem Sturtz zu versehen ...". Und 1608: „18/23 novembris auf dem Ladhoff Frevelgericht gehalten, dasz Umgelt und Maszpfennig berechnet, auch frevel samt Hauszins ... eingezogen. Hat Gregorius Häberlein der Würt daselbsten, an unterschiedlichen Zetteln so verbauen und verzert worden, an seinem umgeld und Maszpfennig abgezogen ..." Und 1560 heißt es: „Item David Rödlin dem Maler von Rothwil für etlich gemahl so er Inn der Herrenstuben zu Wolfach gemalet und widderumb erneueret gebenn ... 15 fl".*

Demnach gab es in den weitläufigen Baulichkeiten des Ladhofs eine Herrenstube, welche auch Gerichtsstubenfunktion annehmen konnte. Es gab sogar einen besonderen Stall für die Pferde der Herren (= Obrigkeit). Es ist auch offenkundig, dass Gregor Häberlin nur der Pächter der Wirtschaft war, denn das „Pfeffergeld“<sup>1</sup> und die Kapitalablösung von 5 Gulden und 30 Kreuzern bezahlt Lorenz Beckh „vom Ladhof“, dessen Vater bereits 1572 den Ladhof innehatte und der 1635 zum ersten Mal ausdrücklich als Schultheiß und Gastgeber zur Sonne genannt wird. Er starb 1610 und auf ihn folgt sein Sohn Balthasar „Sonnenwirt an der Ladstatt“, ebenfalls Bürgermeister (1654–1662), dann sein Enkel Lorentz Beckh, zuletzt 1663 genannt als „Wirth zur Sunnen“. Auch in späteren Zeiten scheinen Besitz und Bewirtschaftung der Sonne häufig getrennt, was aus der Überschneidung von Wirtsnamen und Beständern im Laufe der Zeit hervorgeht.

Anlässlich der Verweisung einer zum Tod verurteilten, aber begnadigten Hexe (1597) aus der Stadt heißt es, dass der Stadtknecht sie *bis zum Ladhof begleiten* musste. Da die Aufgabe des Beamten ohne Zweifel darin bestand, dafür zu sorgen, dass die Frau die Stadt richtig verließ, könnte dies ein Hinweis darauf sein, dass Sonne und Ladhof zu diesem Zeitpunkt getrennte Einrichtungen waren. Es wäre wenig sinnvoll, wenn der Stadtknecht lediglich zusähe, wie die Frau einen bei der Sonne abgehenden Wagen bestieg, sondern einleuchtend ist, dass er sie *über die Stadtgrenze* zu bringen hatte, also an eine am Stadtrand und nicht mitten in der Stadt gelegene Ladstatt.

Zusammenfassend: Der Kaufbrief lautet auf den Ladhof, die Ladstatt, die Sinne, das Weinrufen, Weinladen und Entladen zu Wolfach in der Stadt, mit allen Rechten, Nutzen, Zubehör und Gewohnheiten – zu welchen (unausgesprochen) auch die Führung einer Gastherberge gehörte. Die Gastherberge war die vornehmste der Stadt und diente zeitweise zu gleichen Zwecken wie das Rathaus, zumal der Besitzer lange Zeit der Schultheiß

der Stadt war. Die eigentliche Ladstatt mit Stallungen, Remisen und Lagerräumen mag anfänglich direkt im Zentrum der Stadt gelegen haben, wurde aber offenbar schon im 16. Jahrhundert nach außerhalb der Stadt verlegt. Wohin, wäre zu erforschen. Vielleicht im Umkreis des sogenannten Herrengartens. Zu ihrem Namen kam die Sonne um die gleiche Zeit und auf die gleiche Art wie die anderen älteren Wirtshäuser auch, nämlich im 16. Jahrhundert und durch Ansteckung von der Mode der Zeit. Mit dem Kaufbrief von 1407 hat dies nichts zu tun.

### **Anmerkung**

- 1 Die Naturalabgabe von einem Pfund Pfeffer pro Jahr wird nach anfänglichen Schwankungen 1576 endgültig durch Geld abgelöst und beträgt fortan und noch bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts 56 Kreuzer. Diese Abgabe kam auch anderweitig vor. Zum Beispiel bezahlten die Hausacher Scharfrichter ein Pfund Pfeffer jährlich an die Herrschaft. Auch diese Abgabe wurde in eine Geldsumme von 56 Kreuzern verwandelt.



## Als Zell a. H. badisch wurde – von der Reichsstadt zur Landstadt

Dieter K. Petri

Im Jahr 2012 feierte die Herrschaft Baden ihr 900-jähriges Jubiläum. Dieses Ereignis nahm der Historische Verein Zell a. H. zum Anlass, in einer Ausstellung an den Übergang von einer Reichsstadt im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation zu einer badischen Landstadt zu erinnern. Gezeigt wurde sie vom 7.9. bis 4.11.2012 im Foyer des Storchenturm-Museums. Akten im Stadtarchiv (StA) lieferten zahlreiche Informationen, auf die im Folgenden Bezug genommen wird. Im Ratssaal des Zeller Rathauses grüßt das Portrait von Großherzog Karl Friedrich, in dessen Amtszeit sich der Wandel vollzog.

### Kurfürst Karl Friedrich besucht Zell

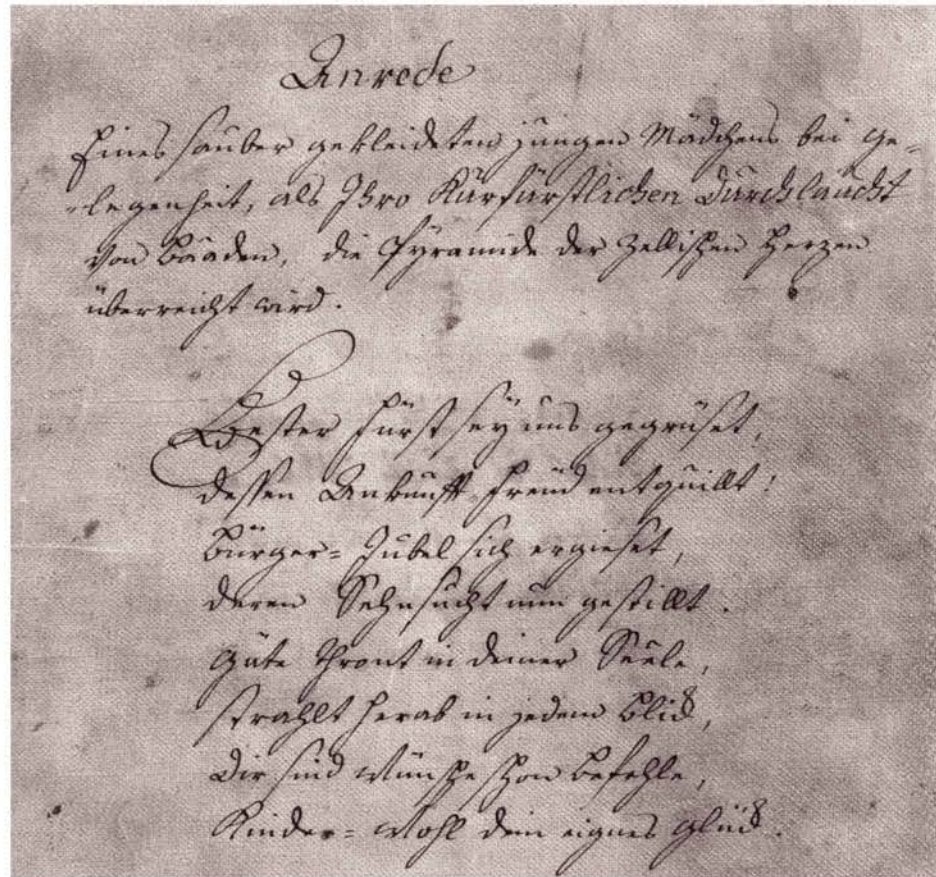
Noch bevor Karl Friedrich als Kurfürst offiziell die Herrschaft über die ehemalige Reichsstadt Zell a. H. antrat, stattete er ihr einen Besuch ab. Anlass war die junge Keramikfabrik. Joseph Anton Burger hatte 1792 mit der Fabrikation bemalter Keramik (Fayencen) begonnen. Die Markgrafschaft Baden hatte ihm erlaubt, in Zell und der weiteren Umgebung nach geeigneter Tonerde zu schürfen. Der Regent zeigte an der Zeller Fabrik auch deswegen ein besonderes Interesse, weil seine Gattin in Rothenfels eine Manufaktur für Keramik mit Kochsalz-Glasur betrieb. Beide Produktionen sollten sich nicht in die Quere kommen.

Beim Empfang wurde Karl Friedrich von einem Mädchen mit einem überschwänglichen Gedicht<sup>1</sup> begrüßt. Die erste Strophe lautete:

*Bester Fürst sey uns gegrüset  
dessen Ankunft Freud entquillt;  
Bürger-Jubel sich ergieset,  
deren Sehnsucht nun gestillt.  
Güte throhnt in deiner Seele  
strahlt herab in jedem Blick,  
Dir sind Wünsche schon Befehle,  
Kinder-Wohl dein eignes Glück.*



Portrait von Markgraf/Kurfürst/Großherzog Karl Friedrich (1728–1811). Rathaus Zell a. H., Foto: Franz Huber. Es wird angenommen, dass Carl Friedrich das Bildnis bei seinem Besuch in Zell im Jahre 1800 der Stadt zum Geschenk gemacht hat.



Erste Strophe des  
Begrüßungsgedichts.

Die letzte Strophe spielte auf das Geschenk an, das dem Herrscher überreicht wurde. (Es wurde später an Zell zurückgegeben und wird im Storchenturm-Museum aufbewahrt.) Die Stickerei stellt eine „Pyramide der Zellischen Herzen“ dar, die für den Fürsten entflammt sind. Die Widmung lautet:

CorDa ZeLLensIa  
 ELeCtorI  
 CAROLO FRIDERICO  
 ConseCrata<sup>2</sup>

Gemäß der Vorliebe der damaligen Zeit lässt sich das Besuchsjahr durch eine Summierung der Großbuchstaben mit lateinischem Zahlenwert ermitteln.<sup>3</sup>

### Baden baut Stellen ab

Wenig romantisch verlief die administrative Übernahme der einstigen Reichsstadt. Die Erlasse in den Jahren 1803, 1804 und 1807 regelten die Einzelheiten.<sup>4</sup> Die Stelle des Reichsschultheißen, der bei Justizangelegenheiten im Rat den Vorsitz geführt hatte, wurde ersatzlos gestrichen. Die gerichtliche Zuständig-





*Geschenk an Karl  
Friedrich bei seinem  
Besuch in Zell a. H.,  
Foto: Dieter Petri.*

keit wurde an das Obervogteiamt Gengenbach übertragen. Die späteren Versuche, in Zell ein Amtsgericht zu etablieren, blieben erfolglos. Die stolze Reichsstadt sank auf den untersten Status einer Landstadt („Munizipalstadt“) herab.

Der entlassene Reichsschultheiß Benedikt Spinner bekam eine Verwaltungsstelle in Renchen. In Zell hatte er nicht nur eine Vergütung für das Amt als Schultheiß bezogen, sondern sich auch als Kanzleiverwalter und Kirchenrechner bezahlen lassen. Die badische Kommission prangerte diese Häufung von Einkommen an.

Die Verwaltung war in der Reichsstadtzeit von jeweils zwei Stättmeistern geführt worden, die der Rat aus seinem Gremium wählte. Baden strich eine der beiden Stellen. Der verbleibende Amtsinhaber erhielt den Titel „Oberbürgermeister“. Damit hob er sich von den „Bürgermeistern“ ab, die in den kleineren Umlandgemeinden an die Stelle eines Vogtes traten. Eingesetzt wurde der Zeller Oberbürgermeister vom Gengenbacher Obervogt.

In der Reichsstadt stand dem Stadtrat (Magistrat) ein studierter Jurist (Ratskonsulent) zur Seite. Diese Tradition setzte Baden fort. Sie bezahlte sein Gehalt zu vier Fünfteln. Zu selben Teilen übernahm die neue Herrschaft das Gehalt des Oberbürgermeis-

*Blick von der Stadtinnenseite zum Unteren Tor. Rechts die ehemalige Kaserne für die Reichssoldaten. Aufnahme 1876. Bild-Archiv der Stadt.*



ters, des Gerichtsdieners (Prokurators), des Zöllners an der Brücke und des berittenen Zöllners. Sie wurden in gewisser Weise als Landesbeamte betrachtet. Die Idee einer zentralistischen Verwaltung war von Frankreich beeinflusst. Sie ging auf Kosten der lokalen Autonomie, die in der Reichsstadtzeit stärker zur Geltung gekommen war.

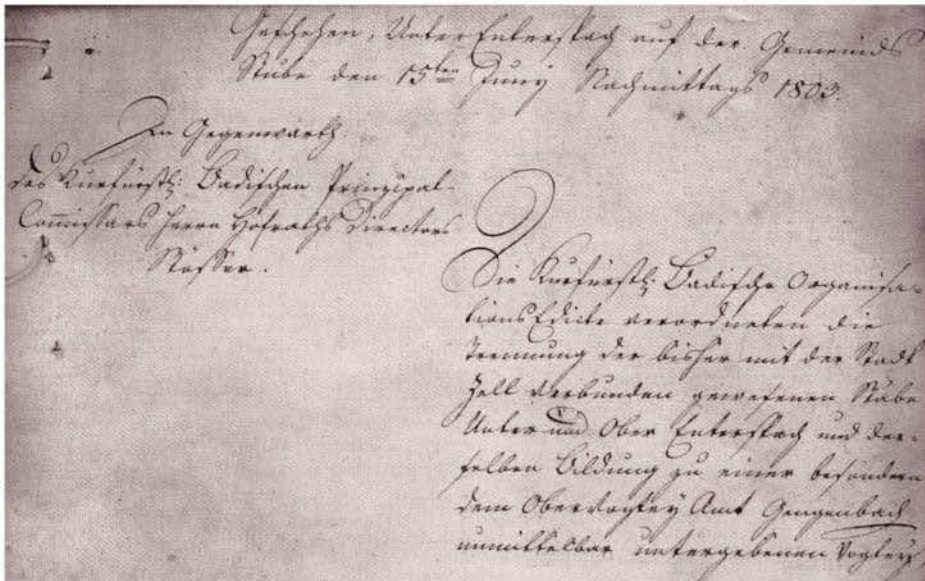
Wegen der geringen Größe wurde der Stadt fortan ein eigener Stadtschreiber abgesprochen. Für die Schreibarbeit auf der Kanzlei sollte ein Lehrer herangezogen werden. In der Folge ließ sich Zell aber nicht auf diesen Vorschlag ein und bezahlte den Ratschreiber wie bisher aus eigener Tasche.

In der Reichsstadtzeit hatte Zell ein Kontingent von sechs Reichssoldaten auszustatten und in Bereitschaft zu halten. Im Kriegsfall konnte das kaiserliche Heer sie zur Verstärkung rufen. Als Zell badisch wurde, gab es keine Verwendung mehr für diese Soldaten. Die Stadt beschäftigte die Männer vorübergehend bei der Polizei, als Gerichtsboten und oder Nachtwächter. Die badische Behörde rechnete der Stadt vor, was ihnen die Kontingentsoldaten früher gekostet hatten. Denselben Betrag musste die Stadt nunmehr zugunsten eines stehenden badischen Heeres aufbringen. Durch die politische Liaison des Großherzogs mit Napoleon im Rheinbund hatte Zell 1806 zudem die französischen Truppen mit Fuhrdiensten und Abgaben zu unterstützen.

### **Zell verliert seine Stabgemeinden**

In der Reichsstadtzeit hatten die Dörfer Biberach, Nordrach, Unter- und Oberentersbach als Stabgemeinden zur „Zeller Herrschaft“ gehört. Die badische Verwaltung trennte sie von Zell ab





Auszug aus dem Dokument, das sowohl die Abtrennung von Zell wie auch den Zusammenschluss von Unter- und Oberentersbach festhält.

und gab ihnen die Selbstständigkeit. Bei Oberentersbach war sie allerdings der Meinung, das Dorf sei für eine eigene Verwaltung zu klein. Deshalb ordnete sie einen Zusammenschluss mit dem größeren Unterentersbach an.<sup>5</sup> (Der Wunsch nach Eigenständigkeit ging für Oberentersbach erst 1851 in Erfüllung.) Die Trennung der Dörfer von den Städten sollte nach Auffassung der Badischen Regierung der eigenständigen Entwicklung der Landwirtschaft zugutekommen.

### Vergebliche Hoffnung auf geringere Steuerbelastung

Wenn die Zeller die Hoffnung gehegt hatten, die Steuerlast würde sich unter dem neuen Herrn verringern, so sahen sie sich getäuscht. Der badische Staat zog weiterhin die Reichssteuer ein, auch wenn er sie anders nannte. Er beanspruchte die Zolleinnahmen, die bisher in den Stadtsäckel geflossen waren. Dafür kam er für die Unterhaltung wichtiger Brücken und Straßen auf. (Die früheren Frohnleistungen für diese Projekte hörten auf, dafür wurden die Bürger häufiger zur Kasse gebeten.) Auch beim Flößen kamen die Gebühren nicht mehr der Stadt, sondern dem Staat zugute. Im Gegenzug kümmerte sich das Land um die Befestigung der Ufer, die bei Hochwasser immer wieder Schaden litten.

Von der Weinsteuern, die bis dahin der Zeller Herrschaftskasse zustand, wollte der Staat künftig die Hälfte sehen. Dasselbe galt für die Gebühr an den vier Jahrmärkten. Selbst die Grundsteuer, vormals eine Einnahme der Stadt, wurde vom Staat kassiert. Eine konkrete Gegenleistung ist nicht auszumachen.

Obwohl die Steuerlast mit der badischen Herrschaft eher zunahm, hielt sich der badische Staat selbst für großzügig. Zell war infolge der Belastung in den Napoleonischen Kriegen mit der Reichsteuer in Verzug geraten. Die stornierten Beträge waren jedoch zu verzinsen. Auf eben diese Verzugszinsen hat Baden gnädig verzichtet. Das galt jedoch nicht für die ausstehende Reichssteuer selbst. Zu deren Begleichung musste die Stadt einen Tilgungsplan vorlegen.

1820 beschwerten sich die Landwirte aus dem benachbarten Harmersbachtal, dass Baden noch den Güterfall erhebt.<sup>6</sup> Er galt ihnen als überholte Abgabe des ehemaligen Klosters. Der Güterfall trat ein, wenn der Hofbesitzer verstarb oder der Hof verkauft wurde. Zu Zeiten des Klosters war dann das beste Stück Vieh oder das beste Kleidungsstück fällig. Baden verlangte hingegen einen Geldbetrag. Die Regierung kam den Beschwerden insoweit entgegen, als der staatliche Anspruch durch eine Einmalzahlung für immer abgelöst werden konnte.

Bei einer Gesamtbetrachtung der finanziellen Folgen der badischen Wende müssen auch die erheblichen Kosten ins Kalkül gezogen werden, die mit dem Status einer Reichsstadt verbunden waren. Die Wahrnehmung der Zeller Interessen im Reichstag zu Regensburg war eine kostspielige Angelegenheit. Um Kosten zu sparen, beauftragte die Stadt einen Anwalt vor Ort oder aus der Umgebung des Tagungsortes. Kostenträchtig waren auch die rechtlichen Streitigkeiten, die vor dem Reichskammergericht im fernen Wetzlar oder am Hofgericht in Wien ausgetragen wurden. Dauerten diese Auseinandersetzungen mehrere Jahre, wie etwa mit der benachbarten Geroldsecker Herrschaft um die Gemarkungsgrenze, so verschlangen sie immense Summen. Der „badische“ Verwaltungs- und Gerichtsweg nach Karlsruhe war demgegenüber erheblich kürzer und billiger.

### **Fisch- und Jagdrecht fällt der Gemeinde zu**

In der Zeit der Reichsstadt hatte der Abt des Klosters Gengenbach die Gewässer- und Fischrechte beansprucht. Wer regelmäßig seine Wiesen wässerte oder eine Mühle betrieb, hatte dem Kloster einen jährlichen Obolus zu leisten. Diese Abgaben wurden nunmehr vom badischen Staat erhoben. Dagegen war der Staat, anders als das Kloster, nicht am Fischfang interessiert. Er trat das Fischrecht an die Gemeinden ab, die es an Private verpachteten.

Ähnlich wie beim Fischrecht wurde beim Jagdrecht verfahren. Das Niederwild (Hasen, Rebhühner) durfte in der Reichs-



stadtzeit von jedem Bürger gejagt werden. Beim Hochwild (Rehe, Hirsche, Wildschweine) musste ein Teil der Beute dem Abt überlassen und der andere Teil dem Rat zum Kauf angeboten werden. Auch das Jagdrecht ging auf die Gemeinden über, die es an Jäger verpachteten.

### Staat verwaltet den Forst

Der Abt des Klosters Gengenbach hatte bei der privaten und gemeindlichen Nutzung des Waldes je Stamm einen Obolus verlangt. Die neue Regierung verstaatlichte den Klosterwald. Sie sah im Wald einen wichtigen Wirtschaftsfaktor. Das Weiden von Tieren im Wald wurde untersagt. Die Gemeinden mussten einen Nutzungsplan mit Hiebsatz und Aufforstungsprogramm aufstellen und der staatlichen Forstverwaltung zur Genehmigung vorlegen. Schon damals galt der Grundsatz der Nachhaltigkeit, wonach nicht mehr eingeschlagen werden durfte als nachgewachsen war.

Der badische Staat förderte die Umwandlung von genossenschaftlichem Eigentum (Allmende) in Privateigentum, was einem gesellschaftspolitischen Trend entsprach. In Zell wandelte eine Bürgerkommission von 1803–1827 die Allmende per Los in privates Eigentum um.

### Änderung von Wappen und Namenszusatz

Die neue Regierung wollte auch im Erscheinungsbild der Stadt präsent sein. Die alten Hoheitszeichen des Heiligen Römischen Reiches – der staufische Einkopf und der österreichische Doppelkopf-Adler – mussten zwar nicht entfernt werden, bekamen aber ein badisches Wappen auf die Brust gemalt.

Bevor Zell badisch wurde, führte es den Zusatz „am Hammersbach“. Dies gefiel der badischen Verwaltung nicht. Sie argumentierte, die Stadt liege schließlich nicht an einem Bach namens „Hammersbach“, sondern am Harmersbach, der auch dem angrenzenden Tal seinen Namen gegeben habe.<sup>7</sup> Der Grund für die frühere Bezeichnung dürfte die Hammerschmiede in Höhe der Unteren Keramikfabrik gewesen sein. Den älteren Namenszusatz „Hammersbach“ hält ein schmiedeeisernes Trepengeländer im Zeller Pfarrhofgraben fest. Es erwähnt die Zeit zwischen 1803 und 1806, als Baden vorübergehend ein Kurfürstentum war. (1806 legte der österreichische Kaiser die deutsche Kaiserkrone nieder. Kurfürsten, die den Kaiser küren, waren überflüssig geworden. Napoleon ernannte Karl Friedrich zum Großherzog.)



*Bei der badischen Wende erhielten die Hoheitszeichen ein badisches Brustschild: Der österreichische Doppeladler am Storchenturm.*



*Einkopf-Adler am Kanzleigebäude, Fotos: Josef Stenzel.*



*Bis 1806 führte Zell den Zusatz „am Hammersbach“, Foto: Dieter Petri.*

Da Zell nicht direkt im Kinzigtal, sondern im seitlichen Hammersbachtal liegt, verlief die Postlinie in drei Kilometer Entfernung an der Stadt vorbei. 1774 wurde das „Gasthaus zum Rebstock“ im Weiler Stöcken Poststation für Zell. 1805 unterzeichnete die badische Regierung mit der Herrschaft Thurn und Taxis einen Reichspostvertrag.<sup>8</sup> 1811 übernahm Baden in seinem Territorium die Post in eigener Regie.

### **Kirche an staatlicher Leine**

Die Wende zu Baden hatte auch Folgen für die Kirchenverwaltung. In der Reichsstadtzeit wurde die Kirchenrechnung von der Stadt geführt. In Zell war der Kanzleiverwalter damit betraut. Die Pfarrei war an der Zehnteinnahme des Klosters beteiligt. Die Ernteabgaben (großer Zehnt) wurden in der geräumigen Pfarrscheune (heute „Pfarrheim St. Symphorian“) gesammelt. Der kleine Zehnt betraf die Zinseinnahmen aus den Liegenschaften. Hinzu kamen Verpachtungen des pfarreigenen Feldes (Pfründe).

Die badische Regierung verstaatlichte zwar den Klosterbesitz, die Pfarrpfründen blieben jedoch unangetastet. Die Verwaltung der Finanzen überließ sie aber nicht der Kirche, sondern behielt diese selbst in der Hand, wie es auch in der Reichsstadt schon der Fall war. Sie garantierte das Gehalt des Pfarrers



und bediente sich dabei der Einnahmen aus der Pfründe. Im Übrigen betrachtete die neue Regierung die Pfarrer als Landesbeamte und übertrug ihnen die Aufgaben eines Standesamtes.

Bis 1802 gehörte die Zeller Pfarrei zum Bistum Straßburg. Die Grenze verlief zwischen Haslach i. K., das noch zu Straßburg gehörte, und Hausach, das vom Bistum Konstanz verwaltet wurde. Da durch die Eroberungen Napoleons die linksrheinischen Gebiete französisch wurden, entfiel die Zuständigkeit des Straßburger Bischofs für die Dekanate Lahr, Ottersweier und Offenburg. Auch das Bistum Konstanz war von den politischen Veränderungen betroffen und wurde aufgelöst. Das Erzbistum Freiburg, das für die Katholiken des gesamten Großherzogtums Baden zuständig sein sollte, wurde erst 1827 errichtet.

Der badische Großherzog Karl Friedrich hätte es lieber gesehen, wenn der katholische Bischof seinen Sitz in der Residenzstadt Karlsruhe genommen hätte. Er hatte seinen Hofarchitekten Weinbrenner mit der Errichtung eines würdigen Gotteshauses im klassizistischen Stil beauftragt. Begonnen wurde mit dem Bau 1808. Der Zeller Wallfahrtskirchenfonds musste 1813 die stattliche Summe von 1000 Gulden beisteuern.<sup>9</sup> Das eindrucksvolle Gebäude diente nach seiner Fertigstellung aber lediglich als Pfarrkirche; dem Märtyrer Stephanus geweiht.

Einerseits kümmerte sich die Badische Regierung um das religiöse Leben, andererseits tendierte sie zur Säkularisierung. In Zell wurde 1806 der Friedhof an der Kirche zu klein. Der Pfarrkirchenfonds machte sich daher Gedanken um die Erweiterung. Die badische Behörde entschied jedoch, ein Friedhof sei grundsätzlich keine Angelegenheit der Kirchengemeinde, sondern gehöre in die Zuständigkeit der politischen Gemeinde.<sup>10</sup>

### Wallfahrtstradition ungefährdet

Im Archiv der Zeller Wallfahrtskirche „Maria zu den Ketten“ wird eine eindrucksvolle Votivtafel aufbewahrt. Glaubt man der Inschrift, so stammt sie von Stéphanie de Beauharnais (1789–1860), Gattin des badischen Großherzogs Karl. Die in Silber getriebene Darstellung zeigt indessen ein Wappen, das in eine frühere Zeit weist. Danach handelt es sich bei der vor der Schutzmantelmadonna knienden Dame um Markgräfin Maria Anna von Schwarzenberg, die mit dem katholischen Markgrafen von Baden-Baden, Ludwig Georg (1727–1761), verheiratet



*Die katholische Gattin Stéphanie de Beauharnais bekannte sich zur Marienverehrung ihrer Vorfahrin aus dem Haus Baden. Archiv der Zeller Wallfahrtskirche „Maria zu den Ketten“, Foto: Dieter Petri.*

war. Von kirchlicher Seite war nach der badischen Wende befürchtet worden, die Wallfahrt könne vom evangelischen Großherzog eingeschränkt werden. Dass die katholische Gattin Stéphanie mit einer Neuwidmung in die bisherige Verehrung eintrat, beruhigte die Gemüter.

### Anmerkungen

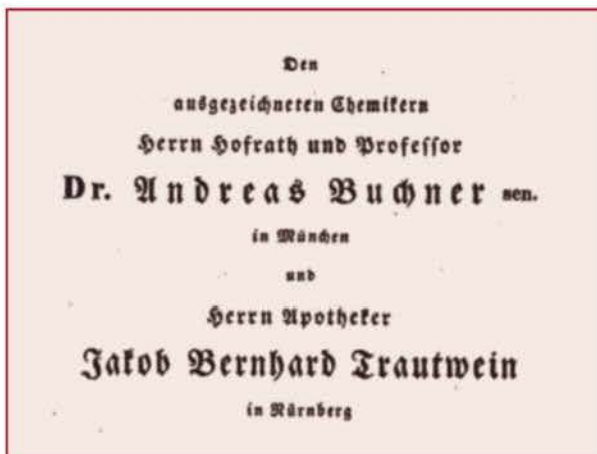
- 1 StA Z USB 3.13. Carl Fischer schreibt, dass er das Gedicht „nach der Beschreibung eines Augenzeugen kopiert“ hat. (Zeller Porzellanindustrie, Zell a. H., 1907, S. 4).
- 2 Zu Deutsch: „Die dem erwählten Carl Friedrich geweihten Zeller Herzen.“
- 3 Die summierten Zahlenwerte ergeben das Jahr 1800. Carl Fischer behauptet in seiner Geschichte der Zeller Porzellanindustrie, Zell a. H., 1907, S. 4, Carl Friedrich wäre 1802 als Kurfürst nach Zell a. H. gekommen. Nach Frank Engehausen (Kleine Geschichte des Großherzogtums Baden, Karlsruhe, 2005, S. 19), wurde Carl Friedrich aber erst 1803 im Zusammenhang mit den Gebietszuweisungen des Reichsdeputationshauptschlusses mit der Würde eines Kurfürsten bedacht.
- 4 StA Z XIII.4.1.
- 5 StA UE XIII.1.1.
- 6 StA UH IV.3.1.
- 7 Lexikon des Großherzogtums Baden, 1813, Artikel „Zell“.
- 8 StA Z XII.1.
- 9 StA Z VI.1.42.
- 10 StA Ratsprotokoll 8.3.1806.



## Jakob Bernhard Trautwein aus Schiltach, „als Chemiker berühmt“

*Helmut Horn*

1837 erscheint das Handwörterbuch der praktischen Apothekerkunst von Wilhelm Ludwig Bachmann. Es ist „den ausgezeichneten Chemikern Herrn Hofrath und Professor Dr. Andreas Buchner sen. in München und Herrn Apotheker Jakob Bernhard Trautwein in Nürnberg aus reiner Liebe, Freundschaft und Verehrung gewidmet“.<sup>1</sup>



In der Neuen medicinisch-chirurgischen Zeitung von 1845 wird unter den zur Versammlung nach Nürnberg kommenden Ärzten und Apothekern Trautwein als berühmter Chemiker aufgeführt.<sup>2</sup>

**Arzt Dr. Abelein, früher in Landau; Bataillonsarzt Walter und Bataillonsarzt Röhl. — Apotheker: Trautwein, als Chemiker berühmt, Besitzer der Apotheke zum heiligen Geist; Dr. Med. Klinge;**

Ebenfalls 1845 bezeichnet Kastner in einem Artikel Trautwein als trefflich geschätzten Chemiker.<sup>3</sup>

1854 wurde am 23.9. in der zu Baden abgehaltenen „Directorial – Conferenz der süddeutschen Abtheilung“ des allgemeinen deutschen Apothekervereins Herr Apotheker Trautwein in Nürnberg „in Anerkennung seiner ausgezeichneten Leistungen auf dem Gebiet der Pharmacie zum Ehrendirector“ ernannt.<sup>4</sup>

**Von auswärts waren keine Gesuche wegen Ertheilung der Ehrenmitgliedschaft eingelaufen, dagegen beantragte der Vorstand, dass man das frühere Directorialmitglied, Hrn. Apotheker Trautwein in Nürnberg, in Anerkennung seiner ausgezeichneten Leistungen auf dem Gebiete der Pharmacie zum Ehrendirector ernenne,**

Ein Jahr später wird er in einer Reihe von Ehrenmitgliedern mit Merk in Darmstadt und Prof. Dr. Herberger in Würzburg, dem Stifter der Gesellschaft, im Gedenken „der grossen Verluste, welche die Gesellschaft im Laufe des Jahres durch Todesfälle erlitten habe“ erwähnt.<sup>5</sup>

1881 findet er sich in einer Auflistung von Apothekern, die laut Professor Ludwig in Jena „an der Entwicklung der Naturwissenschaften, namentlich der Chemie wesentlich betheilt“ waren.<sup>6</sup>

Wer war dieser Jakob Bernhard Trautwein? Und welcher Verdienste wegen wurde er so geschätzt?

Jakob Bernhard Trautwein wurde am 29.02.1788 in Schiltach im Schwarzwald im Herzogtum Württemberg als drittes und letztes Kind in der zweiten Ehe seines Vaters in wohl bescheidene Verhältnisse geboren. Drei der Kinder aus erster Ehe waren in jungen Jahren an Skorbut und Auszehrung gestorben. Sein Vater war Johann Ulrich Trautwein, geb. 16.10.1737, ein Schuhmacher in Schiltach, seine Mutter Friederica Waldpurgis Wagner, geb. 19.11.1760, eine Tochter des Jacob Bernhard Wagner, Förster, Barbierer und Chirurgus in Schiltach. Das erste Kind aus dieser Ehe verstarb noch im ersten Lebensjahr, die zweite Tochter Dorothea war später in Schiltach verheiratet. Sein Vater verstarb schon ein Jahr nach Bernhards Geburt, am 24.09.1789 „so dass seine Erziehung der Obhut und Pflege der besorgten Mutter überlassen blieb“. Sie starb am 24.09.1827 in Freudenstadt.

„Der lernbegierige Knabe“ besuchte anfangs die deutsche Schule. „Durch seinen Fleiss und von vortrefflichen Anlagen unterstützt, machte er rasche Fortschritte, worauf ihm die Mutter durch Ertheilung von Privatunterricht in den alten Sprachen und den Realien eine weitere Ausbildung für seinen zukünftigen Beruf als Apotheker ertheilen liess.“ Vorstellbar ist dies nur, wenn der Großvater Wagner hier finanziell unterstützend einschritt. „Im Jahr 1807 trat er bei Menkel zu Freudenstadt in die Lehre; bei seinen sehr guten natürlichen Anlagen konnte es nicht fehlen, dass er die nöthigen Kenntnisse als Apotheker sich bald aneignete; im Jahre 1813 kam er zu Herrn Apotheker Balz zu Laufen am Neckar in Condition, von da nach Frankfurt am Main, nach Mainz und im Jahre 1816 trat er die Gehilfen-



stelle bei Herrn Apotheker Diehl in Nürnberg“ an, nachdem er „1816 die Universität Erlangen bezogen und sein Schlussexamen in Bamberg gemacht hatte“. „Besonders gern sprach er in spätern Zeiten von seinem Aufenthalt bei Apotheker Balz in Laufen, der sein Geschäft im schwunghaftesten Betriebe ausübte, und es scheint, dass der Aufenthalt in jener Apotheke ihm die Hohe Schule für die Umsicht, Klarheit und Sicherheit in der wissenschaftlich, wie technisch und ökonomisch zweckmässigen Apotheken-Verwaltung gewesen ist, die ihn später so sehr auszeichnete.“ Seit dem Wintersemester 1817 war er Mitglied der Bubenreuther Burschenschaft in Erlangen.

Bald gelang es ihm, das Vertrauen seines Principals Diehl, der auch Eigentümer einer chemischen Fabrik war, zu erwerben. Die Apotheke war die älteste von Nürnberg, 1498 im „Neuen Hospital zum heiligen Geist“ errichtet, die „Apotheke zum heiligen Geist“ in der Spitalgasse 841<sup>7</sup>, heute „Spital-Apotheke zum heiligen Geist“, Spitalgasse 2. Diehls langjährige Kränklichkeit führte dazu, dass er Trautwein die Leitung des Betriebs übergab. Als Diehl 1819 starb, „konnten seine Freunde der Wittve nur Glück wünschen, einen so redlichen Geschäftsführer gewonnen zu haben“.

„Gegenseitiges Vertrauen und Achtung knüpfte die Ehe der Wittve und des jungen Mannes.“ Zehn sehr glückliche Jahre verlebte er an ihrer Seite. Die Ehe blieb kinderlos. Nach ihrem Tod verehelichte er sich am 23.05.1830 mit „der durch Schönheit des Körpers und des Geistes ausgezeichneten Tochter“ Babette des Kaufmanns Gross in Nürnberg, „mit der er 25 Jahre in glücklicher und zufriedener Ehe lebte, aus welcher zwei Töchter, wovon die ältere 21 Jahre, die jüngere 10 Jahre alt ist, der trauernden Wittve als theures Andenken an den Vollendeten zurückgeblieben sind“.

Durch einen Familienvertrag wurde sein Stiefsohn, Johann Lorenz Diehl, der Sohn des ehemaligen Besitzers Diehl, Mitbesitzer, „Associés“, der Apotheke. Während Trautwein sich „beinahe ausschließlich mit der Leitung des Geschäfts, den praktischen Arbeiten im Laboratorium und der Correspondenz“ befusste, widmete sich Diehl „mehr dem technischen Theile des Geschäfts und der Buchführung“.

Dank den „vereinten Kräften zweier solcher kenntnissreicher und thätiger Männer“ wurde die Apotheke zur frequentiertesten in Nürnberg. 35 Jahre war er Mitbesitzer der Apotheke zum heiligen Geist.

Seine wissenschaftlichen Arbeiten als Chemiker hatten einen europäischen Ruf, „mit den ersten Professoren und Chemikern des In- und Auslandes war er in stetem Verkehr“, seinen

Namen fand man als Autorität in den berühmtesten chemischen Lehrbüchern Europas. Jedoch versuchte er nicht neue Theorien aufzustellen, sondern sein Leben war den Fortschritten in der Chemie mehr auf praktischem Weg gewidmet.

1827 wurde er in Nürnberg zum Gemeindebevollmächtigten gewählt und Tage später in das Magistratscollegium berufen. Er wurde Mitglied im Polizeirat, stand als Inspector der Höheren Bürger- und Töcherschule und später sämtlichen Armenschulen in Nürnberg vor. Er wurde auch zum Mitglied des Landrats gewählt, nahm die Ehrenstelle aber wegen seiner Schwerhörigkeit nicht an.

In den letzten Lebensjahren verbitterte ihn ein qualvolles Herzleiden. Um sich von seinem immer mehr zunehmenden Leiden zu erholen, besuchte er 1855 Streitberg. Doch „alles sein Streben sowie alle ärztliche Hülfe waren fruchtlos“. Bevor er in seine Heimat nach Schiltach abreiste, äußerte er „gegen Gattin und Kinder, dass es ihm ein süßer Wunsch sein, in seiner Vaterstadt zu sterben und im heimathlichen Boden auszuruhen ob des Lebens Last und Schmerz“. Die Vorsehung erfüllte ihm diesen Wunsch. Sanft und ruhig ist er am 10. Juni 1855 nach kurzem Aufenthalt in seinem Geburtsort Schiltach verschieden. Bestattet wurde er „im heimatlichen Boden, indem der neue Kirchhof, der seine irdischen Überreste verwahrt, ein Grundstück war, das einst seinem Vater angehörte.“<sup>8, 9</sup>

Welche wissenschaftlichen Arbeiten „geben Zeugnis von der vielseitigen Kenntniss und schriftstellerischen Gewandtheit“ von Jakob Bernhard Trautwein?

Anfang des 19. Jahrhunderts kam die Anwendung von Blausäure von Frankreich aus als Heilmittel in Mode. „Über die Anwendung der Blausäure als Heilmittel in verschiedenen Krankheiten, besonders in der Lungenschwindsucht, krampfhaften Engbrüstigkeit und in dem Keichhusten“ verfasste Eduard Roch 1820 ein Buch.<sup>10</sup> „Unter allen Mitteln, welche in der neuern Zeit als kräftige Heilmittel empfohlen worden sind, verdient wohl keins so sehr unsere Aufmerksamkeit als die Blausäure“, so der Beginn seiner Vorrede in jenem Buch, das aus heutiger toxikologischer Sicht nur schwer verständlich ist. 1832 wurde in der „Ausführlichen Arzneimittellehre“, einem Handbuch für praktische Ärzte von Georg August Richter<sup>11</sup>, die Therapie schon etwas kritischer gesehen. Der Autor beschrieb noch die Anwendung von Blausäure im convulsivischen Stadium des Keichhustens, bei hysterischen Beschwerden schmerzhafter Menstruation sowie wie beim Keichhusten. Er räumt aber ein, dass er „dieses zweideutige Mittel“ nie gewagt hatte, bei Keichhusten zu versuchen.<sup>12</sup>



Umso erstaunlicher ist, dass bereits 1821 sich „Apotheker Trautwein in Nürnberg“, wie Bernhard Trautwein in der pharmazeutischen Literatur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu finden ist, kritisch über die „trockene und wässrige Blausäure“ äußerte.<sup>13</sup> „Wenn es je kein Überfluß war, über die Darstellungsweise und Beschaffenheit eines chemischen Arzneimittels etwas zu sagen, so ist dieß gewiß bei der in der neuesten Zeit in den Arzneivorrath aufgenommenen Blausäure der Fall. Eine Substanz, die mit so seltener Schnelligkeit fast allerwärts die Aufmerksamkeit der Ärzte auf sich gezogen hat, verdient es schon an und für sich, näher beleuchtet zu werden, noch mehr aber muß ihr unsere Aufmerksamkeit darum werden, weil sie als das merkwürdigste bis jetzt bekannte flüchtige Gift unter den Arzneimitteln, bei unzureichender Kenntniß ihrer physischen und chemischen Eigenschaften und des hieraus folgenden verschiedenartigen und abweichenden Gehaltes, in mißlichen Fällen nur unmittelbar das Kostbarste – das Leben des Kranken – in Anspruch nimmt.“<sup>14</sup>

Er kritisierte, dass mit „mit Fleiß und Aufmerksamkeit von Ärzten gesammelte Erfahrungen und Beobachtungen erscheinen“, „während kein Chemiker zu gleicher Zeit die Bemühung übernommen hatte, eine gute untadelhafte Bereitungsart anzugeben, nach welcher die Blausäure zu medicinischem Gebrauche von bester, stets gleicher Beschaffenheit zu erhalten wäre“.

**Wirklich mußte es jedem sachverständigen Arzte und Apotheker eine beunruhigende Stimmung abgewinnen, in 3, 4 und mehreren Abhandlungen in und außer Deutschland, mit Fleiß und Aufmerksamkeit von Ärzten gesammelte Erfahrungen und Beobachtungen erscheinen zu sehen, während kein Chemiker zu gleicher Zeit die Bemühung übernommen hatte, eine gute untadelhafte Bereitungsart anzugeben, nach welcher die Blausäure zu medicinischem Gebrauche von bester, stets gleicher Beschaffenheit zu erhalten wäre.**

Bereits aus diesen Worten kann man herauslesen, dass Bernhard Trautwein nicht nur ein aufmerksamer Leser medizinischer Forschung war, er betrachtete sie auch mit der in der Wissenschaft so notwendigen, aber leider oft zu wenig vorhandenen vorsichtigen Distanz, und er machte sich Gedanken, wie die Gesundheit der Patienten geschützt werden könnte, indem er auf die Grundforderung an Arzneimitteln pocht, die einheitliche pharmazeutische Beschaffenheit der Medizin.

In jenem Artikel führte er die zum medizinischen Gebrauch bis damals vorgeschriebenen Bereitungsarten auf. Hieraus kann man erkennen, welch profunde Kenntnisse Trautwein aufwies. Er war kein gewöhnlicher Apotheker, er war ein Chemiker, das spricht aus allen Zeilen. So ist es auch nicht verwunderlich, dass er die Gay-Lussac'sche Methode ablehnte. „Es möge dem seyn, wie ihm wolle, dem Genauigkeit liebenden Arzte und Apotheker bleibt das Vermischen einer solchen unbeständigen Säure mit Wasser, zu arzneilichem Behufe ungenügend und unsicher.“<sup>15</sup>

Trautwein überprüfte die Herstellungsmethoden („so wollte ich nicht unterlassen,... die nötige Aufmerksamkeit zu widmen“) und fand heraus, dass Vauquelin's medizinische Blausäure für nichts anderes als eine Anthrazothionsäure haltende Blausäure zu erkennen war, „womit Theorie und Erfahrung aufs Vollkommenste übereinstimmen“. „Dem erfahrenen Chemiker, Arzte und Apotheker mag es genügen, aus der Zusammenstellung des Gesagten zu entnehmen, daß die angeführten Bereitungsarten der medicinischen Blausäure sämtlich mangelhaft seyen; die Vauquelin'sche Methode aber, welche die Pharmacopoea gallica aufgenommen hat, sogar verworfen werden müsse.“<sup>16</sup>

Es spricht für Apotheker Trautwein, sein Wissen, seine Forschung, dass er es hier in seiner ersten Veröffentlichung selbstbewusst mit der französischen Pharmakopoe aufnahm.

Er lobte die bereits 1806 von Hofr. Trommsdorff „mitgetheilte Methode“ in dessen pharmazeutischem Wörterbuch und hielt sie im Vergleich zum Scheeleschen und Vauquelin'schen Verfahren für die bei Weitem beste. Jedoch beschreibt er dann zu Ende des Artikels das Verfahren, „nach welchem ich mir schon längere Zeit sowohl trockene als wässrige Blausäure herzustellen pflege“. Sein Blausäure, konnte er nachweisen, halte sich über drei Monate lang unverändert.

Der Herausgeber des Pharmaceutischen Repertoriums, Andreas Buchner, lobte anschließend den Artikel von B. Trautwein. „Ich habe nicht nöthig darauf aufmerksam zu machen, wie wichtig die vorstehende Abhandlung des Hrn. Trautwein in



chemischer und medicinischer Hinsicht gegenwärtig ist, wo die Blausäure so viele Naturforscher, Ärzte und Apotheker beschäftigt.“<sup>17</sup> „Ich will nur, da ich selbst mehrmalen Veranlassung hatte, die Blausäure nach verschiedenen Methoden darzustellen, die Bemerkung beifügen, daß ich wirklich unter allen mir bekannten Bereitungsmethoden die *Trautweinische* für die *beste* halte, sowohl in chemischer als auch medicinischer Hinsicht, weil sie einfach und sicher ist, und immer ein gleiches und reines Präparat liefert.“<sup>18</sup>

**gen, daß ich wirklich unter allen mir bekannten Bereitungsmethoden die Trautweinische für die beste halte, sowohl in**

Für die damalige Zeit ein großer Fortschritt, eben ein „gleiches und reines Präparat“ zu erzeugen.

Im selben Repertorium folgten 1822 Pharmaceutische Notizen über Blausäure, salpetersaures Silber, Calomel, mittleres Quecksilberchlorid, Castoreum und Ammoniak.<sup>19</sup> Auch hier fällt seine selbstsichere und kritische Bewertung anderer Autoren auf. „Nun aber, da ich den Irrthum öfters aufgestellt sehe, scheint er mir weniger ein Versehen der Verfasser, als vielmehr eine Unrichtigkeit, geschöpft aus irgend einer früheren Abhandlung, zu seyn, welche eine Berichtigung verdient.“ Es wäre wünschenswert, wenn es auch heute mehr solcher Autoren in der Pharmazie und Medizin gäbe, die genau dieses unkritische Abschreiben aufzeigen würden.

Trautwein wies in diesem Artikel zusätzlich darauf hin, dass weißer Höllenstein auch weiß zu sein habe. Aus seinen Ausführungen geht hervor, wie intensiv er sich mit pharmazeutischen Produkten seiner Zeit beschäftigte und wie häufig er diese herstellte. Wir wissen, dass in jener Zeit nicht nur in der pharmazeutischen Industrie der Gewinn auf Kosten der Qualität und des Verbraucherschutzes Vorzug hatte. Nicht bei Bernhard Trautwein, aus dessen Zeilen immer hervorgeht, wie sehr ihm an pharmazeutischer Genauigkeit zum Schutze des Patienten lag. Sein wissenschaftliches Interesse zeigt sich auch darin, dass er von Kollegen vorgeschlagene Zubereitungsarten auf ihre Sicherheit überprüfte.

1826 erschienen Trautweins Bemerkungen über Coumarin, Salpeteräther und Castoreum canadense.<sup>20</sup> Castoreum ist auf deutsch Bibergeil, das Sekret aus den Drüsensäcken des Bibers. Bibergeil wurde eine besondere Wirkung auf das Urogenitalsystem unterstellt, außerdem wurde es gegen Krämpfe, hysterische

Anfälle, Nervosität und zur Beförderung der Menstruation eingesetzt.<sup>21</sup>

1836 erschien ein Artikel über Versuche über Weinaroma von Liebig und Pelouze und über Fuselöl des Weinbrandweins.<sup>22</sup> Zehn Jahre beobachtete Trautwein, welchen Unterschied gut geschliffene Glasstöpsel oder Korkstöpsel auf die Verwahrung von Weingeist und Äther haben und veröffentlichte 1838 die Ergebnisse.<sup>23</sup> Obwohl er selbst auf den angestellten Versuch, „in der einfachen Art wie er gemacht wurde“ „gar keinen wissenschaftlichen Werth“ legte, so gehe doch „für die praktische Pharmazie so viel daraus hervor, dass die scheinbar aufs Beste schließenden Glasstöpsel auf Standgefäßen, den Korkpfropfen bis jetzt noch in mancher Beziehung nachzusetzen sind“<sup>24</sup>. Was vom Ergebnis banal klingt, ist von seiner Bescheidenheit und seiner Beobachtungsliebe ein Zeichen für seine wissenschaftliche Akribie.

Trautwein aber war nicht nur ein leidenschaftlicher Forscher, er trat mit ebenso viel Energie für die Interessen der Apotheker ein. Dabei scheute er sich auch nicht, Kollegen öffentlich seine Meinung zu sagen. Dr. Wunderlich warf er vor, dass dieser in seiner Veröffentlichung „im Verlaufe des Textes aber und besonders in der beigefügten Berechnung des Ertrages einer Apotheke, einen solchen Mangel an wirklicher Erfahrung und Sachkenntnis verräth, dass es als ein Vergehen an der Pharmacie zu betrachten wäre, wenn der Verbreitung solcher irrthümlichen Ansichten nicht gebührend entgegnet würde“<sup>25</sup>. „Ein Hauptgrund des Vermeinen, als wäre das Geschäft der Apotheker mit einem enormen Nutzen verbunden, liegt wohl besonders in dem, von Seite der Staatsregierungen Deutschlands als notwendig anerkannten Schutze der Apotheker gegen allzustarke Vermehrung der Offizinen – und zwar zur Erhaltung der Vollständigkeit dieser und der an ihre Besitzer zu machenden Forderungen. Man würde sie auch nicht anhalten können, gewisse Einrichtungen mit so und so vielen Mitteln von bestimmter Beschaffenheit und zu festgesetzten Preisen unter beständiger medizinalpolizeilicher Aufsicht u. Controlle halten zu müssen, wie dieses wirklich der Fall ist.“

Er wies auch darauf hin, dass die Taxe das Vorkommen bettelarmer Apothekenbesitzer vermeidet, selten es aber Besitzer der geschäftsreichsten Offizin einer größeren Stadt zum Wohlstand des beschäftigten Kleidermachers, Büttners, Schlächters, Bäckers, Gasthofbesizers, Kaufmanns etc. eines Ortes zu bringen im Stande ist. „Ein anderer Grund, warum das Publicum, ja selbst mancher Arzt eine übertriebene Vorstellung von dem Gewinne eines Apothekers hat, ist der geheimnissvolle Schleier,



der für dasselbige und den minder pharmaceutische Kenntnisse besitzenden Arzt über die Natur der in den Apotheken gefertigten und vorrätigen Medicamente gezogen ist. Nichts reizt nämlich bei dem Kaufe einer Waare die Neugierde lebhafter an und erregt mehr Verdacht über ihren wahren Werth, als die Unkenntnis der Art ihrer Verfertigung und der an ihr hängenden Herstellungskosten.“

**Ein anderer Grund, warum das Publicum, ja selbst mancher Arzt eine übertriebene Vorstellung von dem Gewinne eines Apothekers hat, ist der geheimnissvolle Schleier, der für dasselbige und den minder pharmaceutische Kenntnisse besitzenden Arzt über die Natur der in den Apotheken gefertigten und vorrätigen Medicamente gezogen ist. Nichts reizt nämlich bei dem Kaufe einer Waare die Neugierde lebhafter an und erregt mehr Verdacht über ihren wahren Werth, als die Unkenntnis der Art ihrer Verfertigung und der an ihr hängenden Herstellungskosten.**

„Die meisten Kranken bezahlen z.B. das von einem, vier Jahre auf der Hochschule gewesenen Arzte erhaltene Recept gerne mit 24 Kreuzern, wie sie aus den Hieroglyphen des empfangenen Zettelchens die Kunst und Wissenschaft der Verordners entnehmen zu können glauben; wenn sie aber von dem zwei Jahr die Universität besucht habenden Apotheker das darnach gefertigte und 13 Kreuzer kostende Kölbchen mit Zugehör bekommen, so wähen sie ... mindestens 6 Kreuzer zu viel bezahlt zu haben.“

„In der Tat gibt es nichts Lächerlicheres, als die Meinung: des Apothekers Nutzen müsse, wie der des Kaufmanns, nach Prozenten des Ankaufspreises der verkauften Waare berechnet werden.“

Leider sah er nicht voraus, dass dies genau später passieren würde. „Eine Abänderung der Taxe gereichte möglicherweise in einem Ort nur zum gebührenden Nachteil des Apothekers, anderwärts aber zum Nachtheil der Kranken.“

Wenn man sieht, wie sich der edle handwerkliche Beruf des Apothekers aus der damaligen Zeit zum Verkäuferjob mit Kaufmannsinteressen von heute gewandelt hat, dann stimmt es schon traurig, vor allem, wenn man gleichzeitig die Wandlung

des Arztes vom damaligen Quacksalber zum wirklichen Therapeuten heute betrachtet.

1845 veröffentlichte er einen Vortrag über einige Metamorphosen des Kartoffelfuselöls in einer Reihe von Präparaten.<sup>26</sup> Er sah sich veranlasst, nach dem Anfertigen der bei ihm so begehrten Valeriansäure, dem Wirkstoff des Baldrians, mit ihren Präparaten aus der Wurzel, auch Versuche zu Darstellung derselbigen aus dem Kartoffelfuselöl vorzunehmen. Auch hier mokierte er sich wieder über die unbestimmten Angaben bestimmter französischer Chemiker als auch auf die ungenügenden Versuche für die Veröffentlichung. Sein Vortrag, der sicherlich einiges an geistiger Kapazität wie mentalem Ausdauervermögen erforderte, endete mit den Worten: „Alles höhere wissenschaftliche Streben, Forschen und Entdecken hat indess doch am Ende ein Nutzbar-machendes Erforschten fürs praktische Leben zum Zwecke.“

Eine weitere unter mehreren anderen Publikationen war noch die über die Bereitung des Eisenoxydhydrats, des Liquor ferri acetici, der Tinctura ferri acetici und eines Liquor ferri oxychlorici.<sup>27</sup>

Ihm gelang es, ein Eisenoxydhydrat herzustellen, „welches schon seither als das Göttinger Arsenik-Antidot gebraucht, nur nicht immer so rein und frei von andern Beimischungen hergestellt- und verwendet wurde“. Er bemerkte noch, dass er sich nicht zur Veröffentlichung entschließen habe können, „wenn die Gründe des Misslingens der Klapprothischen Tinctur gebührend besprochen, das Bestehen mehrerer Eisenoxydhydrate besser berücksichtigt und das Gelingen des Liquor ferri acetici nicht häufig ein bloss zufälliges gewesen wäre“<sup>28</sup>.

Bezüglich dem Liquor oxydi ferri oxychlorici gereicht es ihm zum Vergnügen, seinen „Collegen hiemit zugleich das Verfahren zur Herstellung eines neuen Eisenmittels mitgetheilt zu haben“.

Charakteristisch für das pharmazeutische Wirken von Bernhard Trautwein sind noch folgende Sätze aus dieser Veröffentlichung: „Ich werde die verehrlichen Leser durch das Ausführliche meiner Bemerkungen ermüden, da es schwer ist, Gedanken zu folgen, welche neben der Beachtung der Erfahrung Anderer auf eine Vielzahl eigener Versuche sich stützend, gleichsam eine Autopsie der ebengenannten voraussetzen.“<sup>29</sup> „Es soll mich freuen, wenn recht viele meiner Herren Collegen beim Vorkommen die praktische Ueberzeugung gewinnen, dass nach Befolgung des obigen Verfahrens mit den ihm beigegebenen Grundsätzen, die Anfertigung und der Gehalt bezeichneter, mit Recht geschätzter Arzneimittel, nicht weiter *unsicher* und *unzuverlässig* seyen.“<sup>30</sup>



„Von jeher waren zwei mächtige Feinde, welche oft als nicht zu besiegende, das zur Ausübung der Kunst erhobene Messer des Chirurgen wieder sinken ließen: Diese Feinde waren die Blutung und der Schmerz ... Mit der Blutung wurden sie bald fertig, anders war es mit dem Schmerz.“<sup>31</sup> Die Geschichte der Narkose beginnt erst sehr spät. Die 1800 entdeckte Wirkung von Lachgas wird anfangs abgelehnt, weil es umstritten war, ob die Ausschaltung des Schmerzes überhaupt erwünscht sei. Außerdem galt Lachgas als Partydroge. Schon im 13. Jahrhundert war der Ether als „remedium traumaturgicum“ bekannt, geriet jedoch in Vergessenheit und wurde erst 1729 von Frobenius Äther genannt. Am 30.03.1842 wurde durch Long die erste Äthernarkose durchgeführt, in Deutschland durch Wickert und Obenau am 24.01.1847 in Leipzig. 1847 fand die erste Entbindung mittels Chloroformnarkose durch Simpson in Edinburgh statt.

1831 war Chloroform unabhängig voneinander von Justus von Liebig und Eugène Soubeiran entdeckt worden. 1848 wurde der Stoff praktisch in Deutschland eingeführt. Und in diesem Jahr taucht bereits Trautwein in der Literatur über Chloroform auf. Eugen August Meinel schreibt, dass Chloroform rascher wirke als der Äther, seine unschädliche Wirkung aber vorzüglich von der Reinheit des Präparates abhängen und das von Apotheker Trautwein in Nürnberg erzeugte Präparat alle an dasselbe gestellten Erfordernisse erfülle und daher zum therapeutischen Gebrauch vollkommen tauglich sei.<sup>32</sup> Ein Jahr später schreibt er in seiner Abhandlung über „Chloroform und seine schmerzstillende Kraft“,<sup>33</sup> dass er zu seinen Versuchen das vom Apotheker Trautwein in Nürnberg gefertigte Chloroform benutze, weil zur Inhalation ein vollkommen reines Präparat notwendig sei. „Derselbe hat die Nachtheile wohl erkannt, die aus dem Einathmen von unreinem Chloroform entstehen können, und unterwirft deshalb sein Praeparat einer dreimaligen Destillation.“ Auch Professor Klencke erwähnte das von Trautwein bereitete Chloroform, da es alle bezeichneten Proben zu bestehen vermag und womit mehrere Versuche gemacht wurden.<sup>34</sup>

**sobald das Präparat ächt ist. — In einigen Journalen wird das von dem Apotheker Trautwein in Nürnberg bereitete Präparat gerühmt, da es alle bezeichneten Proben zu bestehen vermag, und womit mehrere Versuche gemacht wurden, wie z. B. Meinel beschrieben hat.**

„Die krystallinische Substanz der Tonkabohnen, welche Bouilly und Boutron Charland 1825 als Coumarin bekanntmachten, ist schon früher von Trautwein dargestellt worden.“<sup>35</sup> Zu erwähnen sind noch seine durch Wittstein bestätigte Arbeit über die Zerlegung des Kochsalzes durch ein gleiches Atom Schwefelsäure von 1843, seine Versuche über den Bleiessig, ferner die Bereitung der verschiedenen Schwefelleberarten<sup>36</sup> und „Die Theorie zum Gebrauche der Beck’schen Araeometer statt der hydrostatischen Wage bei Flüssigkeiten“ 1838.<sup>37</sup> Er hatte auch ein neutrales schwefelsaures Kupferammoniak dargestellt, welches von dem „officinellen“ sich dadurch unterschied, das es nicht blau, sondern grün erscheint.<sup>38</sup>

Bei Durcharbeit der in Bibliotheken zugänglichen Veröffentlichungen wurde dem Verfasser dieser Zeilen eine anfangs unbekante Person immer sympathischer. Die Begeisterung für seinen Beruf, das Interesse an der Chemie, sein Forschungsdrang, seine kritische Haltung zu anderen Publikationen, sein Selbstbewusstsein, seine Offenheit, sein Streben nach Sicherheit und Zuverlässigkeit pharmazeutischer Herstellungsmethoden, sein Wissen, seine Genauigkeit, sein Enthusiasmus für die Forschung ließen vor den Augen einen bedeutenden Apotheker und Wissenschaftler entstehen, dessen Portrait mangels Gemälde oder Foto zwar im Dunkeln bleiben wird, dessen Persönlichkeit und Bild aber deutlich zu Geltung kommt.

Im Nachruf von Theodor Martius wird er „von Natur groß“ beschrieben; „der Blick seines Auges streng und blitzend. Im Gespräch lebendig, theilnehmend anregend, in seinen gesunden Tagen voll Laune und Humor“. „Der Tod eines solchen Mannes ist nicht allein für die Seinigen ein schwerer Verlust, sondern auch die Freunde, die Standesgenossen und die Wissenschaft werden ihn schmerzlich vermissen.“<sup>39</sup> Trautwein sei ein Mann von vielseitiger Kenntnis und mannigfacher Begabung gewesen, ein Mann von aufrichtiger und ehrenhafter Gesinnung.

Nicht umsonst schrieb Carl Federking, Direktor der pharmazeutischen Sozietät in Riga, dass die Pharmazie Trautwein viele vortrefflichen Arbeiten zu danken habe, „wie über wasserleere Blausäure, Höllenstein, Calomel, Ammoniak, Eisenoxydhydrat, Valeriansäure aus Fuselöl, Aqua Lauro Cerasi, Castoreum und Cumarin“. „T. war nicht allein einer der ausgezeichnetsten Pharmazeuten seiner Zeit, sondern auch der geachtetsten Männer Nürnbergs.“<sup>40</sup>



## Anmerkungen

- 1 Bachmann, Wilhelm Ludwig: Handwörterbuch der praktischen Apothekerkunst. Nürnberg 1837.
- 2 Neue medicinisch-chirurgische Zeitung, Hrsg. Ludwig Ditterich. München 1845, 222.
- 3 Archiv der Pharmacie, eine Zeitschrift des Apotheker-Vereins in Norddeutschland, Hrsg. Heinrich Wackenroder und Ludwig Bley. Hannover 1845, 42.
- 4 Archiv der Pharmacie, eine Zeitschrift des allgemeinen deutschen Apotheker-Vereins, Abtheilung Norddeutschland, Hrsg. L. Bley. Hannover 1855, 121.
- 5 Neues Jahrbuch für Pharmacie und verwandte Fächer, eine Zeitschrift des allgemeinen deutschen Apotheker-Vereins, Abtheilung Süddeutschland, Hrsg. G. F. Walz und F. L. Winckler. Speyer 1855, 181.
- 6 Archiv der Pharmacie, eine Zeitschrift des allgemeinen deutschen Apothekervereins, Abtheilung Norddeutschland, Hrsg. H. Ludwig. Halle 1871, 125.
- 7 Vollständiges Adreßbuch und Handlungs-Schematismus der Stadt Nürnberg und des ganzen Burgfriedens. Nürnberg 1846, 148.
- 8 Martius, Theodor: Biographisches Denkmal zur Erinnerung an Bernhard Trautwein. In: Archiv der Pharmacie, eine Zeitschrift des allgemeinen deutschen Apotheker-Vereins, Abtheilung Norddeutschland, Hrsg. L. Bley. Hannover 1857, 355 f.
- 9 Nekrolog in: Neues Jahrbuch für Pharmacie und verwandte Fächer, eine Zeitschrift des allgemeinen deutschen Apotheker-Vereins, Abtheilung Süddeutschland, Hrsg. G. F. Walz und F. L. Winckler. Speyer 1855, 8.
- 10 Roch, Eduard: Über die Anwendung der Blausäure als Heilmittel in verschiedenen Krankheiten, besonders in der Lungenschwindsucht, krampfhaften Engbrüstigkeit und in dem Keichhusten. Leipzig 1820 .
- 11 Richter, Georg: Ausführliche Arzneimittellehre, ein Handbuch für praktische Aerzte, Band 6. Berlin 1832.
- 12 wie Anm. 11: 261.
- 13 Trautwein, Apotheker in Nürnberg: Ueber die trockene und wässrige Blausäure. In: Repertorium für die Pharmacie 11. Hrsg. Johann Andreas Buchner. Nürnberg 1821, 1 f.
- 14 wie Anm. 13: 2.
- 15 wie Anm. 13: 7.
- 16 wie Anm. 13: 10.
- 17 wie Anm. 13: 18.
- 18 Auch Medicinisch-chirurgische Zeitung, Vierter Band. Innsbruck 1825, 267.
- 19 Trautwein, Apotheker in Nürnberg: Pharmaceutische Notizen über Blausäure, salpetersaures Silber, Calomel, mittleres Quecksilberchlorid, Castoreum und Ammoniak. In: Repertorium für die Pharmacie 12, Hrsg. Johann Andreas Buchner. Nürnberg 1822, 148f.
- 20 Trautwein, Apotheker in Nürnberg: Bemerkungen über Coumarin, Salpeteräther und Castoreum canadense. In: Repertorium für die Pharmacie 24, Hrsg. Johann Andreas Buchner. Nürnberg 1826, 98f.
- 21 Wulle, Stefan: Bilsenkraut und Bibergeil, Begleitheft und Auswahlbibliographie zur Ausstellung vom 30.4. bis 19.6.1999. Braunschweig 1999, 24.
- 22 Stickel, Trautwein und Buchner: Versuche über Weinaroma von Liebig und Pelouze und über Fuselöl des Weinbranntweins. In: Repertorium für die Pharmacie 58, Hrsg. Dr. Buchner. Nürnberg 1836, 81ff.
- 23 Trautwein, Apotheker in Nürnberg: Ueber den Werth der Korkstöpsel gegen die eingeriebenen Glasstöpsel beim Aufbewahren ätherischer und weingeistiger Flüssigkeiten. In: Repertorium für die Pharmacie 62, Hrsg. Dr. Buchner. Nürnberg 1838, 111 f.
- 24 Wie Anm. 26: 115.
- 25 Trautwein, Apotheker in Nürnberg: Gehorsame Bemerkung zu den einigen Worten des Herrn Med. Dr. Wunderlich in Winnenden über Apothekerwesen und Taxe. In: Repertorium für die Pharmacie 59, Hrsg. Dr. Buchner. Nürnberg 1837, 208 f.
- 26 Trautwein, J. B.: Einige Metamorphosen des Kartoffelfuselöls in einer Reihe von Präparaten. In: Repertorium für die Pharmacie 91, Hrsg. Dr. Buchner. Nürnberg 1846, 1 f.

- 27 Trautwein, Apotheker in Nürnberg: Die Bereitung des Eisenoxydhydrats, des Liquor ferri acetici, der Tinct. ferri acetici und eines Liquor ferri oxychlorici. In: Repertorium für die Pharmacie 82, Hrsg. Dr. Buchner. Nürnberg 1843, 1f.
- 28 Wie Anm. 31: 11.
- 29 Wie Anm. 31: 18.
- 30 Wie Anm. 31: 20.
- 31 Harmann, Franz: Wirkung des Chloroforms. Gießen. 1855, 3.
- 32 Meinel, Eugen August: Einige Mittheilungen über das Chloroform. In: Medicinisches Correspondenz-Blatt bayerischer Aerzte, Hrsg. Heinrich Eichhorn. Erlangen 1848, 75.
- 33 Meinel, Eugen August: Das Chloroform und seine schmerzstillende Kraft. Hamburg, 1849, 69.
- 34 Klencke, Prof. : Bericht über die Anwendung des Aethers und Chloroform in der Medicin. In: Jahresbericht über die Fortschritte in der Chirurgie und Geburtshilfe in allen Ländern im Jahre 1848. Erlangen, 1849, 7.
- 35 Archiv des Apotheker-Vereins im nördlichen Teutschland für die Pharmacie und ihre Hülfswissenschaften, Hrsg Rudolph Brandes. Lemgo 1827, 315.
- 36 Nachruf in N. Repert. Für Pharm. Bd. 5. H11 u. 12. 1857, 355.
- 37 Trautwein, Apotheker in Nürnberg: Die Theorie zum Gebrauche der Beck'schen Araeometer statt der hydrostatischen Wage bei Flüssigkeiten. In: Justus Liebigs Annalen der Chemie, 25. Bd. Heidelberg 1838, 337.
- 38 Brandes in Salzuflen: Untersuchung des neutralen schwefelsauren Kupferammoniak. In: Neues Journal der Pharmacie für Ärzte, Apotheker und Chemiker, Hrsg. Johann Bartholomä Trommsdorff, 9. Band. Leipzig, 1824, 229.
- 39 Wie Anm. 8: 358.
- 40 Frederking, Carl: Grundzüge der Geschichte der Pharmacie. Göttingen 1874, 199.



## Die Altargemälde von Marie Ellenrieder in der Pfarrkirche von Ortenberg

Edwin Fecker

Der hundertfünfzigste Todestag der Konstanzer Künstlerin Marie Ellenrieder (1791–1863) jährt sich in diesem Jahr. Zur Ortenau hatte sie mannigfache Beziehungen: In verschiedenen Kirchen der Ortenau – in Ichenheim, Diersburg sowie in Ortenberg – finden wir Altarbilder dieser Künstlerin und im Museum im Ritterhaus in Offenburg wird eine wertvolle Sammlung ihrer Zeichnungen aufbewahrt.<sup>1</sup> Außerdem pflegte sie eine lebenslange, freundschaftliche Beziehung zu dem Freiherrn Carl Christoph von Röder (1789–1871) aus Diersburg, was zu einem umfangreichen Schriftverkehr geführt hat, der uns im Rosgartenmuseum in Konstanz überliefert ist.

Von ihren beiden für die katholische Pfarrkirche in Ortenberg angefertigten Bildern gilt ihr Hochaltargemälde als frühes, herausragendes Beispiel ihrer Kirchenmalerei. Zuvor hatte sie allerdings bereits für die Simultankirche in Ichenheim drei viel bewunderte Altarbilder gemalt, was damals für eine Künstlerin als außergewöhnlich anzusehen war.

Der Grundstein für eine neue Pfarrkirche in Ortenberg wurde am 9. Juni 1823 gelegt und bereits 1824 war das Gotteshaus unter der Leitung des Architekten Johann Voss fertiggestellt. Die Einweihung fand am 24. Oktober 1824 statt, als Anselm Fey Pfarrer der Gemeinde war.<sup>2</sup> Bereits vor der Fertigstellung der Kirche hatte man Marie Ellenrieder beauftragt, für den Hochaltar ein Gemälde des Kirchenpatrons, des heiligen Bartholomäus' anzufertigen (Abb. 1). Unterlagen über Umstände, die zum Vertrag führten, sind leider nicht erhalten. Sie lassen sich aber aus Briefen und Tagebüchern der Künstlerin sehr genau rekonstruieren.

Die früheste Nachricht über den Auftrag findet sich 1824 im Tagebuch der Künstlerin, wo sie noch während ihres ersten Romaufenthaltes am 6. Juni schrieb:

*„Es ging mir recht schwer mit dem Studium zum St. Bartholomäus. Ich habe auch die Nase oben zu schmal gehalten und den unteren Teil des Gesichtes zu kurz, weswegen der Kopf nicht schön war. Als ich die Stellung der Schergen aufzeichnete fehlte ich groß daß ich meine gedachte Haltung erzwingen wollte. Man muss diese Dinge der Natur überlassen.“<sup>3</sup>*



Abb. 1: Altarraum der Pfarrkirche Sankt Bartholomäus in der Zeit um 1935 (Foto Julius Grimm, Offenburg)

Dieser erste Entwurf weicht deutlich von der endgültigen Fassung des Altarbildes ab (Abb. 2). Dort steht der heilige Bartholomäus noch unter einer Palme und wird von zwei Schergen bedroht. Anschließend hat sie den Bildaufbau grundlegend verändert, indem jetzt der heilige Bartholomäus auf einer Wolke sitzt und von zwei Engeln, die seine Attribute – einen Palmzweig und ein Schindmesser – in Händen halten, umgeben ist.

Bereits am 8. August 1824 notierte sie nämlich in Florenz in ihr Tagebuch:

*„Der Apostel Bartholomäus wird mehr zurückweichen, wenn die Engel nach der Mitte gewendet sind, die Landschaft müsste wie ein wahrer Morgen dazu gemalt werden. Farben aber aufschreiben wie man sie da sieht wäre nicht nützlich, sondern sie betrachten, empfinden und in der Seele auffassen und behalten, daß man sich sie zur Zeit der Anwendung lebhaft vorstellen kann.“<sup>4</sup>*

Unter der erwähnten Landschaft ist die am Unterrand des Altarbildes zu erkennende Ortsansicht von Ortenberg zu verstehen (Abb. 3).

Offensichtlich hatte die Künstlerin unter dem Eindruck eines Gemäldes von Perugino die Komposition verändert, denn in einem Brief vom 24. August 1824 aus Florenz an den Legationsrat der hannoverschen Botschaft August Kestner in Rom schrieb sie:





„In der Galerie der Akademie mahlte ich die 4 Heiligen aus dem großen Bilde der Himmelfahrt Maria v: Perugino im kleinen, ziemlich ausgeführt, und glaube hierin ein nützlichcs Studium für mich gemacht zu haben. Auch zeichnete ich nach diesem Meister, und machte einige Compositionen, unter anderen auch eine ganz andere für meinen Hl Bartholomaius; nemlich nicht mehr das Beginnen der Marter. Sondern wie er sitzend auf einem Wölkchen als Kirchenpatron erscheint und zwehe Engel neben ihm die seine Atributen tragen, und so empfiehlt er die Kirche dem Schutze Gottes, Unten auf der Erde würde ich das Dorf mahlen. Diese Schitze möchte ich nun fleißig ausführen.“<sup>5</sup>

Weiter berichtete sie am 29. Januar 1825 aus Florenz an August Kestner in Rom:

„Wegen der Kleidung von mein Bartholomeus verstand ich Sie nicht recht. Ich gleidete ihn wie die Apostel alle gekleidet sind. – Was Sie aber von den Mahlern sprachen die ich lieben sollte dieses haben Sie aber so recht pünktlich errathen. Ja freylich führe ich mit Herz und im Munde den braven Perugino und den Gottseligen Fiesole. Masaccio, Ghirlandajo, Lippi, Poticcello und Benzozopozoli sind sammentlich meine Freunde, meine Rathgeber – und ach! daß ich würdig wäre zu sagen meine Brüder, in dem Gebiethe des Strebens. Aber leider fehlt es mir an Beharlichkeit in der Ausübung und in allem Guten.“<sup>6</sup>

Abb. 2 (links):  
Erster Entwurf des Hochaltarbildes von Ortenberg. Der heilige Bartholomäus unter einer Palme stehend von zwei Schergen bedroht (Kunsthaus Zürich, Inventar-nummer O5 Bl. 10)

Abb. 3 (rechts):  
Endgültiger Entwurf des Hochaltarbildes von Ortenberg. Der heilige Bartholomäus sitzt auf einer Wolke und ist von zwei Engeln umgeben, darunter eine Ansicht von Ortenberg (Kunsthaus Zürich, Inventarnummer O5, Blatt 12)

In einem weiteren Brief an Kestner wenige Tage später am 3. Februar 1825 schreibt sie:

*„Ich habe mit Hr Metzger noch über Ihre Meinung wegen der Bekleidung meines Apostels gesprochen, und er ist mit Ihnen einig, er versteth nemlich daß das Gewand etwas leichteres erhalte als jennes das so wie von grobem Tuch sich schwerfällig wirft und daß es den Carackter des überirdischen an sich trage, und weil die Darstellung schwebend in der Luft ist, so müsse es leichte Bewegungen an sich nehmen. Sonst meint er aber nicht daß das Kleid und der Mantel anders seyn soll als man sie gewöhnlich Aposteln gibt.“<sup>7</sup>*

Und im Frühjahr 1825 vertraut sie ihrem Tagebuch an:

*„Dieses heutigen hl. Aschermittwoch werde ich zeitlebens mich erinnern so oft ihn mir Gott noch schenken wird; in welchem mir der fromme hl. Kapuziner zu meinem hl. Bartholomäus Modell saß.“<sup>8</sup>*

Zurück von ihrer Italienreise in Konstanz schrieb Marie Ellenrieder am 2. Juli 1825 an August Kestner in Rom:

*„Ich bin eigentlich zu bedauern; ich wollte gleich nach meiner Ankunft das große Bild vom hl Bartholomeus malen, aber es fand sich ein Mißverständniß mit der Leinwand zu demselben, ich erhielt sie erst vor kurzem. Nun sollte das Bild vor dem Winter fertig sein und kaum fing ich die letzte Woche daran an. Ich bin also gewöhnlich von Morgens 5 bis 12, und von Nachmittag 3 bis ½ 8 Uhr an der Arbeit. Ich habe aber ein vortreffliches Lokale, es wurde mir nemlich der Rathhaussaal eingeräumt; der ganz nahe bey unserer Wohnung ist; Das Gebäude steth mit 3 Seiten im Wasser, und vor der 4ten stehen hohe Linden, es ist ganz prächtich und 15 Kreuzstöcke hat das Zimmer wo ich darin male. Nicht wahr! in meinem Vaterland ist man gefällig!“<sup>9</sup>*

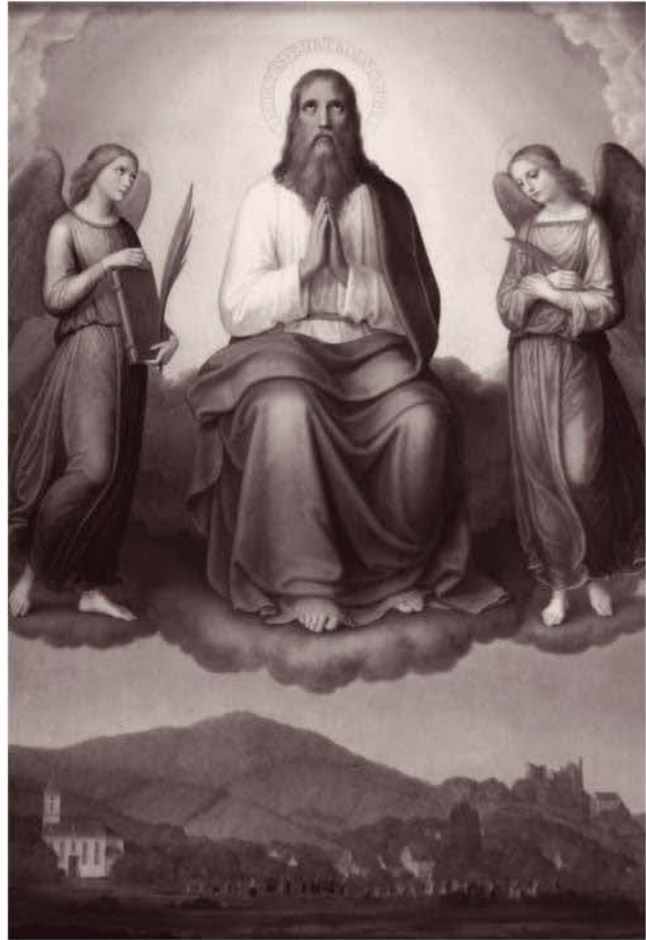
Die Arbeit an dem Gemälde zog sich trotz allen Bemühens in die Länge, weshalb die Künstlerin am 16. November 1825 an Kestner schreiben musste:

*„An meinem Bilde des hl Bartholomeus war ich diese Zeit über recht fleißig, aber ich kann es dennoch vor dem Winter wie ich hoffte nicht fertig bringen; doch hat es aber etwas gewonnen, Gott sey Dank, und ich bin sehr froh darüber, denn es wollte mir gar nicht mehr gefallen, und ich fühlte so in aller Schwere die harte Aufgabe einen Apostel zu malen.“<sup>10</sup>*



Und an den Minister Reinhard Freiherrn von Berstett schrieb sie am 26. November 1825:

*„Schon lange nahm ich es mir vor, wieder einmal an Euer Excelenz mich schriftlich zu wenden, den für mündlich das Glück zu haben ist für dieses Jahr meine Hoffnung vorüber, so sehr ich auch die ganze Zeit von Morgen bis Abends an dem Bilde des hl Bartholomeus beschäftigt war; und trotz aller Anstrengung gelang es mir nicht damit fertig zu werden. Ich muss also überwintern und es dann im Frühjahr vollenden, daher verließ ich das Bild (das im Rathssaussaale steth) und arbeite nun zu Hause und möchte diesen Winter wen mir Gott Gesundheit schenkt recht fleißig sein, ich hätte so viele kleinere Bestellungen und möchte auch gern den Versuch machen meine Madonna in Kupfer zu radieren.“<sup>11</sup>*



Im Frühjahr 1826 ging sie wieder an die Arbeit und berichtete am 25. April 1826 an August Kestner: *„Am liebsten wäre es mir, ich könnte den Sommer über in Constanz bleiben, allein später muss ich nach dem Unterlande ziehn und vielleicht erst im Winter wieder zurückkehren können. In wenigen Tagen geh ich an das Bild des hl Bartholomeus“<sup>12</sup>*, das sie Anfang August nach Ortenberg überbrachte<sup>13</sup> und zur Aufstellung begleitet hatte (Abb. 4).

*Abb. 4: Hochaltarbild des heiligen Bartholomäus in der Pfarrkirche von Ortenberg (Foto Elisabeth Scheurer)*

Der Auftrag für das Hochaltarbild ging auf die Initiative des Dekans Dr. Vitus Burg, Großherzoglich geistlicher Ministerialrat und Pfarrer in Kappel am Rhein, zurück. Dies lässt sich eindeutig aus einem Brief, den die Künstlerin am 8. Dezember 1826 von Karlsruhe aus an Vitus Burg richtete, schließen:

*„Nun muss ich Sie mit etwas anderem plagen; ich frug nemlich in meinem letzten Brief an meinen Vater ob die Gelter für das Bild nach Ortenberg eingegangen wären, allein er glaubte es wäre an mich gekommen, und es fand sich die Suscripzion vor, wovon ich Ihnen hier eine Abschrift beylege; Es thut mir sehr leid Ihnen Hochwürdigster Herr Comissarius damit lästig fallen zu müssen. Aber ich habe keinen andern Weg, den ein solches Geschäft könnte doch wirklich meine Sache nicht sein.“<sup>14</sup>*

Laut einer Darstellung von Christoph Schmider<sup>15</sup> stammte Vitus Joseph Burg aus Offenburg, wo er am 27. August 1768 als Sohn des Joseph Burg und seiner Ehefrau Franziska Theresia geb. Huber geboren wurde. In seiner Heimatstadt Offenburg besuchte er das Gymnasium der Franziskaner-Minoriten, in deren Orden er 1787 in Speyer eintrat und den Ordensnamen Vitus annahm. Sein Studium der Philosophie und Theologie absolvierte er in Regensburg und Würzburg, wo er Ideen und Ideale einer gemäßigten katholischen Aufklärung verinnerlichte und sich gründliche Kenntnisse des kanonischen Rechts erwarb. Am 26. September 1791 wurde er zum Priester geweiht und ging anschließend als Professor an das von seinem Orden betriebene Gymnasium in Überlingen am Bodensee.

Nach der Eroberung Speyers durch französische Revolutionstruppen wurde sein Heimatkonvent 1797 säkularisiert und Burg trat daraufhin mit päpstlicher Dispens in den Weltpriesterstand über. Er wurde 1799 Pfarrer im nahe gelegenen Owingen, bald danach Kaplan der Deutschordenskommende auf der Insel Mainau und zugleich Mitarbeiter in der Konstanzer bischöflichen Kanzlei. In dieser Zeit lernte er mit Ignaz Heinrich von Wessenberg den neuen Generalvikar im Konstanzer Ordinariat kennen, und rasch entwickelte sich eine enge Freundschaft zwischen diesen beiden theologisch ähnlich denkenden Männern. Ab dem Jahre 1802 war er dann Pfarrer von Herten und 1807 Dekan des Landkapitels Wiesenthal, bis er schließlich 1809 die Pfarrei von Kappel am Rhein übernahm und zugleich bischöflicher Kommissär mit der Aufgabe wurde, die 96 bis dahin zum Bistum Straßburg gehörenden Pfarreien der Dekanate Lahr, Offenburg und Ottersweier in das Bistum Konstanz zu integrieren. 1810 wurde er überdies zum landesherrlichen Dekan und Schulinspektor bestellt, und 1812 erfuhr er dann mit der Promotion zum Doktor der Theologie die verdiente Anerkennung für seine wissenschaftlichen Arbeiten.

In der Zeit dieses Dekanats, welches bis Ende 1829 dauerte, standen eine ganze Reihe von Kirchenneubauten an. Für deren Kirchenschmuck, insbesondere der Altarbilder, waren Künstler gesucht, welche die aufgeklärten liturgischen Reformbemühungen Wessenbergs und Burgs bildlich unterstützten. Eine solche Künstlerin war Marie Ellenrieder, die als Protégé von Ignaz Heinrich von Wessenberg ab 1813 an der Münchner Akademie Kunst studierte.<sup>16</sup> Vitus Burg lernte sie spätestens 1814 kennen und schätzen, als sie für seinen Nachruf auf den Pfarrer von Minseln im Archiv für die Pastorkonferenzen in den Landkapiteln des Bistums Konstanz eine Radierung fertigte. Auf dieser Radierung ist ein Epitaph dargestellt, den der Generalvikar



Ignaz Heinrich von Wessenberg für den Pfarrer von Minseln und Dekan des Landkapitels Wiesenthal Joseph Tobias errichten ließ.<sup>17</sup>

Dr. Vitus Burg (Abb. 5) hatte bereits um 1819 dafür gesorgt, dass Marie Ellenrieder den Auftrag für die drei Altarbilder in der neu errichteten Simultankirche in Ichenheim erhielt, was seinerseits auf eine Empfehlung des Konstanzer Generalvikars Ignaz Heinrich von Wessenberg zurückging.<sup>18</sup> Mit diesen Altarbildern hatte die Künstlerin auf sich aufmerksam gemacht und zugleich als erste Künstlerin im Großherzogtum Baden den Auftrag für ein Kirchengemälde erhalten.

Der Preis für die drei Altarbilder in Ichenheim hatte laut Akkord zusammen 1650 Gulden bzw. 150 Louisdor betragen, daraus ergibt sich ein geschätzter Einzelpreis von zweimal 500 Gulden für die beiden kleineren Gemälde und 650 Gulden für die deutlich größere „Auferstehung Christi“.<sup>19</sup> Folglich könnte der „Hl. Bartholomäus“ für Ortenberg, der 333 × 254 cm misst und damit etwa die Abmessungen der „Auferstehung Christi“ besitzt, etwa 650 bis 700 Gulden gekostet haben. Laut einem Artikel im Offenburger Wochenblatt vom 26. August 1826, der eine Predigt des Offenburger Gymnasialprofessors Johann Baptist Binz mit der ausführlichen Erläuterung des „Hl. Bartholomäus“ wiedergibt, wurden die Kosten für das Gemälde zu drei Vierteln von Kennern, Verehrern und Unterstützern der Kunst übernommen, sodass die Gemeinde nicht ganz den vierten Teil zu tragen hatte.<sup>20</sup> Die Bezahlung zog sich jedoch bis ins Frühjahr 1827 hin, denn Marie Ellenrieder schrieb Ende April 1827 an Vitus Burg:

*„Von den Geldern für das Bild in Ortenberg, habe ich noch eine große Summe rückständig. – Wenn sie also noch nicht in den Händen des Herrn Pfarrers Fey ist, dem ich jetzt geschrieben; so bäthe ich herzlichst es zu befördern.“<sup>21</sup>*

Die Verhandlungen über ein zweites Altarbild für Ortenberg, einen „Hl. Josef mit dem Jesusknaben“ für einen Seitenaltar begannen schon wenige Monate, nachdem die Künstlerin das Hochaltarbild abgeliefert hatte. Am 8. Dezember 1826 schrieb die Künstlerin an Vitus Burg:



Abb. 5: Portrait des Freiburger Weihbischofs und späteren Bischofs von Mainz Dr. Joseph Vitus Burg (Mainz, Bischöfliches Dom- und Diözesanmuseum). Das Portrait enthält keinen Hinweis auf das Entstehungsjahr und den Künstler, der es geschaffen hat. Da Vitus Burg als Bischof dargestellt ist, muss das Portrait nach 1829 entstanden sein und manche Stilelemente deuten auf Marie Ellenrieder als Künstlerin hin.

*„Sie verlangten Hochwürdigster Herr Comissarius! so schnelle und bestimmte Nachrichten, daß es mir unmöglich ist, Sie nach Wunsch zu befriedigen.*

1. *Bin ich mit meiner Composition noch nicht einig, daher kann ich die Höhe und Breite noch nicht genau angeben; ich denke aber so 8 Schuh hoch, & 5 Schuh breit, dann wäre es von der Größe wie jene Seitenbilder in Ichenheim.*
2. *Die Vollendung könnte ich auf künftigen Oktober schwerlich zu Stande bringen. Denn ich hänge von mir selbst nicht immer ab, wie gerade jetzt in Carlsruhe, wo sie mich beauftragten die Kinder des Hr Marggraf Leopold zu mahlen, ich dränge zwar nach Hause, aber es wird eine Hinderniß um die andere es unmöglich machen.*
3. *Der Preis dünkte ich, könnte auf 800 f kommen, oder 1000.*<sup>22</sup>

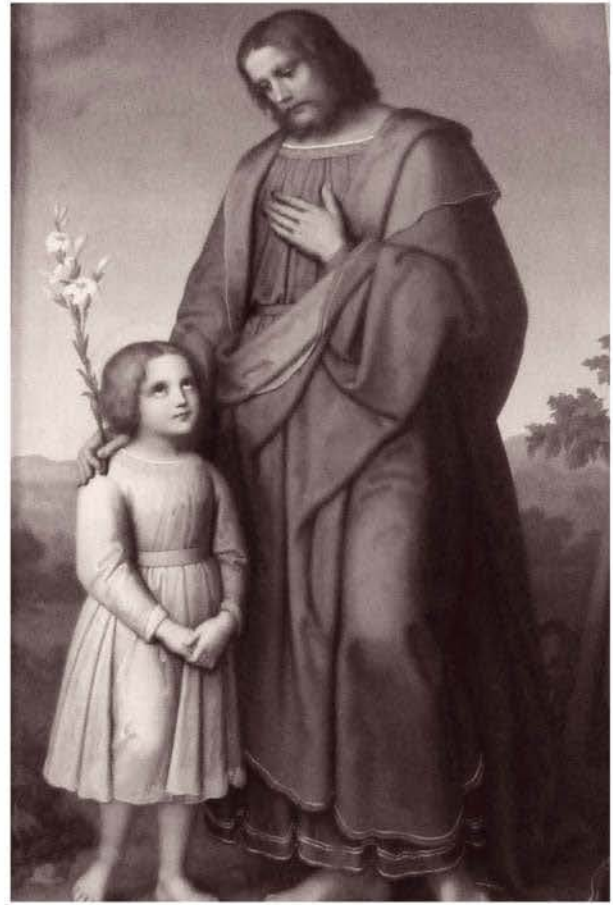
Die Preise für ihre Gemälde stiegen also offensichtlich parallel zum Bekanntheitsgrad der Künstlerin an, denn die Seitenaltarbilder in Ichenheim kosteten die dortige Pfarrgemeinde noch deutlich weniger, was in einem Brief vom April 1827 an Vitus Burg anklingt:

*„so wie ich auch die Bilder nach Ichenheim um eine kleinere Summe lieferte, als es jetzt geschehen würde. Aus Liebe für meinen Beruf, und aus Pflicht das Gute zu befördern, fühle ich mich aufgefordert, Ihnen dieß auf Ihr Gewissen zu legen; und ich darf dieß auch dreist thun, den nur in der Überzeugung daß von meiner Seite alles geschehen wird, und vorausgesetzt, daß ich große akademische Hilfe zu jenen Bildern genießen werde, haben Sie sich so großmüthig und werktätig um mich angenommen, welches ich lebhaft anerkenne.*<sup>23</sup>

Jedenfalls hat Vitus Burg „mit Zustimmung der Gemeinde das Gemälde in Auftrag gegeben; die Mittel dafür sollten durch milde Beiträge aufgebracht werden, zu denen die Gemeinde einen Betrag von 30 Louisdor in Aussicht stellte. Als sie im September 1827 um Einzahlung ersucht wurde, sah sie sich genötigt, beim Oberamt den Antrag zu stellen, ihren Beitrag in Höhe von 330 fl. aus dem Heiligenfond anweisen zu lassen. Dem Gesuch wurde noch im Dezember stattgegeben.“<sup>24</sup>

Der erste Entwurf zu dem Seitenaltarbild (Abb. 6) ist in der graphischen Sammlung des Kunsthauses Zürich erhalten, der heilige Joseph hält dort in seiner linken Hand einen Stab, während er in der endgültigen Fassung in seiner rechten eine Lilie trägt.





Es sollte allerdings noch fast zehn Jahre dauern, bis die Künstlerin den Auftrag für das 205 × 133 cm messende Seitenaltarbild in Ortenberg erledigte (Abb. 7). Vitus Burg war 1830 Bischof von Mainz geworden und bereits am 22. Mai 1833 im Alter von 65 Jahren verstorben. Seine wertvolle Kunstsammlung hatte er zuvor mit Schenkungsurkunde vom 12. Dezember 1829 seiner Pfarrgemeinde Kappel am Rhein vermacht.<sup>25</sup>

Die Aufstellung des „Hl. Joseph mit dem Jesusknaben“ in Ortenberg sollte er nicht mehr erleben, denn erst im April 1836 begann Marie Ellenrieder das Gemälde auszuführen und die Fertigstellung für den Sommer anzukündigen. In diesem Zeitraum hat sie es zusammen mit ihrer Schwester Josefina auch selbst überbracht.<sup>26</sup>

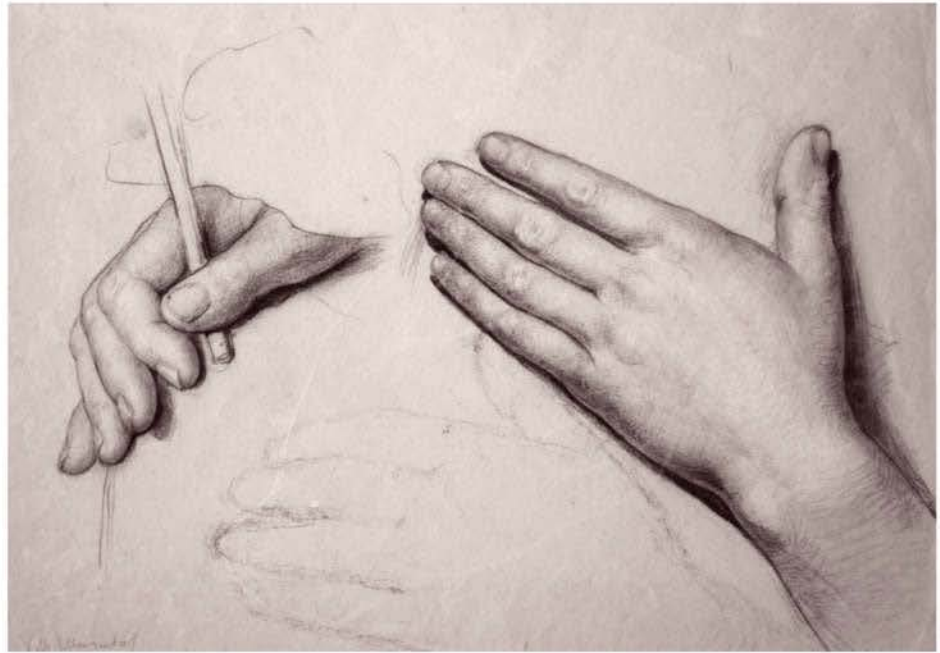
Zu dem Gemälde hat Marie Ellenrieder wie für alle ihre Altarbilder ausführliche Studien angefertigt, die sich zum größeren Teil im Besitz des Kunsthauses Zürich befinden. Als Beispiel für eine solche Vorarbeit sei die Zeichnung der Hände des heiligen Joseph, die sich in Privatbesitz befindet, gezeigt (Abb. 8).

Der Innenraum der in klassizistischem Stil erbauten Kirche von Ortenberg wurde seit der Fertigstellung der Altarbilder mehrfach umgestaltet. Die erste grundlegende Veränderung fand 1880 in der Amtszeit von Pfarrer Otto Anselm statt.<sup>27</sup> Die

*Abb. 6 (links): Entwurf des Seitenaltarbildes „Heiliger Joseph mit dem Jesusknaben“ für die Pfarrkirche von Ortenberg. Etwas abweichend von der späteren Ausführung (Kunsthaus Zürich, Inventarnummer O6, Blatt 21)*

*Abb. 7 (rechts): Seitenaltarbild „Heiliger Joseph mit dem Jesusknaben“ in der Pfarrkirche von Ortenberg (Foto Hermann Bürkle)*

*Abb. 8: Studie zu den Händen des heiligen Joseph im Altarbild in Ortenberg (Privatbesitz)*



beiden Seitenaltarbilder vom Marie Ellenrieder und Joseph Moser wurden entfernt und statt ihrer zwei neue Altäre im Zeitgeschmack des Historismus aufgestellt, die je eine Plastik im Zentrum umgaben.

Die nächste große Renovierung in den Jahren 1930/31 unter Pfarrer Maximilian Walk machte die vorangegangene Veränderung teilweise rückgängig.<sup>28</sup> Die Seitenaltarbilder wurden wieder an ihrer alten Stelle gezeigt, umrahmt von neuen Altarbauten mit stuckiertem Aufsatz, und das Hochaltarbild wurde jetzt ebenfalls von einem mächtigen Altaraufbau umgeben, wie ihn das Foto des Fotografen Julius Grimm um 1935 zeigt (siehe Abb. 1). In der Altararchitektur wurden wieder klassizistische Elemente aufgegriffen, die einer neuerlichen Renovation in den Jahren 1969/70 durch Pfarrer Friedrich Isenmann allesamt radikal zum Opfer fielen.<sup>29</sup> Außer den drei Altargemälden wurde die Kirche jeden Schmuckes einschließlich der Altäre und des Deckengemäldes beraubt und ein neuer Zelebrationsaltar entsprechend den Vorgaben des zweiten vatikanischen Konzils in der Mitte des Chors errichtet, neben dem Ambo und Tabernakelstele aus Bronze angeordnet sind.

Die jüngste Kirchenrenovierung von 1996 beließ die Ausstattung von 1970 an ihrer Stelle, jedoch wurde der Chorraum und die Fenster mit einer farbigen Fassung umgeben und die Rahmung der Altarbilder durch zweileistige flache Rahmen ersetzt (Abb. 9). Die Rahmung beim Hochaltarbild wurde zudem durch zwei moderne Flügelbilder des Künstlers Reinhard Daßler ergänzt, bei denen man sich fragt, ob sie die nächste Kirchenrenovierung an dieser Stelle wohl überleben werden.





Mit der Entstehung der Altarbilder in der Pfarrkirche von Ortenberg hat sich zuletzt Franz Xaver Vollmer in seinem verdienstvollen Buch über die Geschichte von Ortenberg beschäftigt.<sup>30</sup> Er stützt sich dabei noch auf Quellen, die heute nicht mehr als gesichert anzusehen sind. Einige seiner Aussagen zur Geschichte der Altarbilder sind daher nach den obigen Ausführungen zu korrigieren.

*Abb. 9: Chorraum der Pfarrkirche von Ortenberg nach der Kirchenrenovierung von 1996 (Foto Gustav Herp, HerpMedia Fotostudio Ortenberg)*

## Dank

Wichtige Hinweise zu verschiedenen Quellen und Dokumenten sowie die Hilfe bei der Beschaffung von Abbildungen verdanke ich den engagierten Heimatforschern H. Bürkle, W. Scheurer, D. Weis und M. Fischer.

## Anmerkungen

- 1 Otto Kähni: Marie Ellenrieder in der Ortenau. In: Badische Heimat. Ekkart, Jahrbuch für das Badner Land 1959.
- 2 Hans-Jakob Wörner: Katholische Pfarrkirche St. Bartholomäus Ortenberg. Kirchenführer, Kunstverlag Josef Fink (Lindenberg 2001).
- 3 Viertes Tagebuch, Badische Landesbibliothek Karlsruhe, Handschriftenabteilung, Inventarnummer K 2678.
- 4 Wie Anmerkung 3.
- 5 Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, Inventarnummer 52/I,3.4.
- 6 Wie Anmerkung 5.
- 7 Wie Anmerkung 5.
- 8 Fünftes Tagebuch, Badische Landesbibliothek Karlsruhe, Handschriftenabteilung, Inventarnummer K 2678.

- 9 Universitätsbibliothek Leipzig, Sammlung Kestner, Inventarnummer ICI, 214.
- 10 Wie Anmerkung 5.
- 11 Generallandesarchiv Karlsruhe, Inventarnummer GLA 56, Nr. 5255 b.
- 12 Wie Anmerkung 9.
- 13 Offenburger Wochenblatt, Numero 34 vom 26. August 1826.
- 14 Brief vom 8. Dezember 1826 im Archiv der katholischen Pfarrgemeinde in Kappel am Rhein.
- 15 Christoph Schmider: Die Freiburger Bischöfe. Verlag Herder (Freiburg i. Br. 2002).
- 16 Akademie der bildenden Künste München, Matrikelbuch 1809–1841.
- 17 Archiv für die Pastorkonferenzen in den Landkapiteln des Bisthums Konstanz. Jahrgang 1814. Neuntes Heft, neben Seite 161.
- 18 Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Katholischer Oberstiftungsrat Amt Lahr: Ichenheim. Kirchen- und Pfarrhausbau, Inventarnummer 11440.
- 19 Wie Anmerkung 18.
- 20 Wie Anmerkung 13.
- 21 Brief vom April 1827 im Archiv der katholischen Pfarrgemeinde in Kappel am Rhein.
- 22 Wie Anmerkung 14.
- 23 Wie Anmerkung 21.
- 24 Joseph Sauer: Die kirchliche Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Baden. Verlag Herder (Freiburg i. Br. 1933).
- 25 Archiv der katholischen Pfarrgemeinde in Kappel am Rhein, Stiftungen 1747–1939, XXIV a.
- 26 Brief an Carl Freiherr von Röder im Rosgartenmuseum Konstanz.
- 27 Wie Anmerkung 2.
- 28 Wie Anmerkung 2.
- 29 Friedrich Isenmann: Denkschrift zur Kirchenerneuerung 12. April 1970 (Ortenberg 1970).
- 30 Franz Xaver Vollmer: Ortenberg. Schritte zurück in die Vergangenheit eines Ortenaudorfes. Selbstverlag der Gemeinde Ortenberg (Ortenberg 1986).



## Die Steinkrugfabrik in Oppenau (1824–1878/80)

*Eva Blanc*

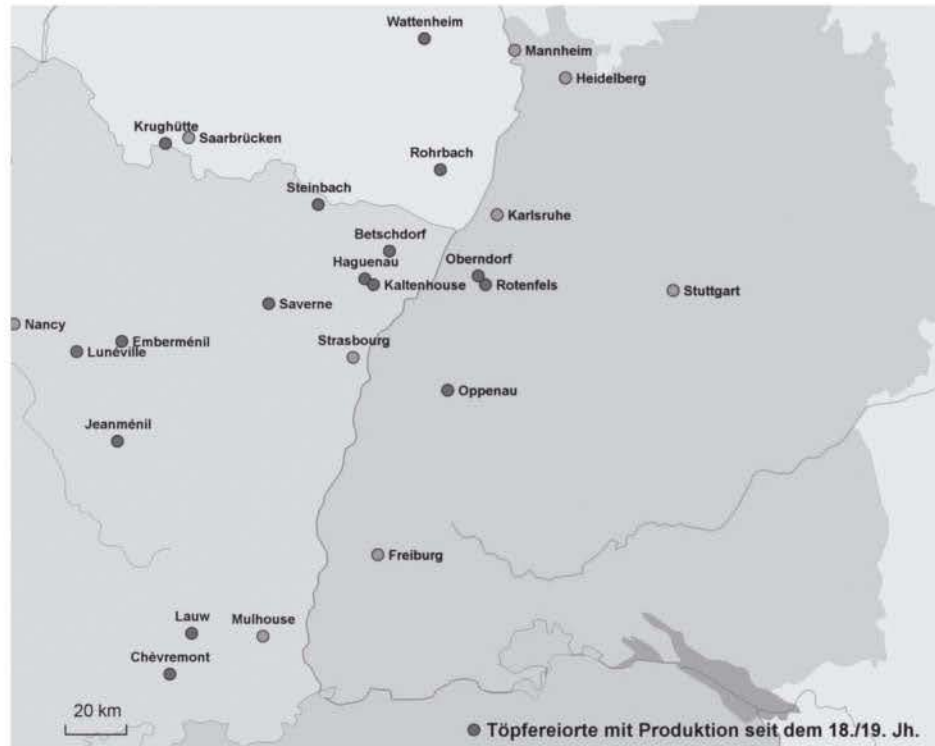
### Einleitung

Im Großherzogtum Baden wurde im 19. Jh. in der im mittleren Schwarzwald gelegenen Stadt Oppenau (Abb. 1) eine Krugfabrik<sup>1</sup> zur Herstellung von Geschirrkernik, Mineralwasserflaschen sowie technischer Keramik aus Steinzeug gegründet. Die Existenz dieser Krugfabrik im Zeitraum zwischen 1824 und 1878/80, und ihre Geschichte sind mittlerweile weitestgehend in Vergessenheit geraten.<sup>2</sup> Erst durch die Einsichtnahme in Akten in den Archiven Freiburg<sup>3</sup>, Oppenau<sup>4</sup> und Karlsruhe<sup>5</sup> sowie die Auswertung von Beschreibungen der Krugfabrik in zeitgenössischen schriftlichen Quellen konnten punktuell Einblicke in die Historie dieses Unternehmens gewonnen werden. Seinerzeit war dieses Unternehmen das einzige seiner Art im Großherzogtum Baden. Auch die Produktpalette der Krugfabrik ist weitestgehend nicht mehr bekannt.<sup>6</sup> Einstmals vorhandene Warenverzeichnisse mit Darstellungen von keramischen Produkten haben sich nicht überliefert. Daher geben die Werkstattabfälle der Fabrik und die mit einer Oppenauer Marke versehenen Gefäße erste gesicherte Hinweise auf das in Oppenau hergestellte keramische Sortiment. Der künftigen Forschung wird es vorbehalten sein, durch weitere Fakten die Geschichte der Oppenauer Steinkrugfabrik zu ergänzen und weitere Erzeugnisse der Fabrik ausfindig zu machen.<sup>7</sup>

### Der Beginn der Steinzeugproduktion in Oppenau

Versuche zur Herstellung von Steinzeug wurden in Oppenau seit dem Jahr 1822<sup>8</sup> unternommen. Die treibende Kraft hierbei war der Oppenauer Bürger Bartholomäus Mutterer<sup>9</sup> (\*19.08.1757<sup>10</sup>/†01.08.1845<sup>11</sup>) von Beruf Ruß- und Harzbrenner. Mutterer betrieb ursprünglich mindestens ein Sägewerk, ein Hüttenwerk sowie eine Rußhütte. Das Hüttenwerk musste wegen Auseinandersetzungen mit seinen Nachbarn niedergelegt werden, die Rußhütte fiel im Sommer 1822 einem „großen Wasser“ zum Opfer. Um seine große Familie, teilweise „krüppelhaft und lahm“, weiterhin ernähren zu können, errichtete Mutterer auf dem Schutt der Rußhütte eine Hafnerwerkstatt.<sup>12</sup>

Abb. 1: Steinzeugzentren und Produktionsorte von Steinzeug „Westerwälder Art“ (nach Schmitter 1999, 28 mit Ergänzungen<sup>13</sup>).



Unter Verwendung von Backsteinen und dem Ton, welcher auch der Verfertigung des Geschirrs diente, wurde ein Brennofen errichtet. Die Hafnerwerkstatt, der Brennofen, das Sägewerk und das Wohnhaus der Familie befanden sich auf Mutters Grundstück in Oppenau auf der Ansätze. Das Grundstück lag ca. 400 m nordöstlich vor dem Oberen oder auch Lierbacher Tor von Oppenau, nahe am Lierbach.<sup>14</sup> Keines der genannten Gebäude hat sich obertäglich erhalten. Die konkrete Lage des Grundstücks und der ursprünglich darauf befindlichen Gebäude konnte in Oppenau nicht zweifelsfrei festgestellt werden.<sup>15</sup> Betrieben wurde die Hafnerei von Bartholomäus Mutters Sohn Ludwig Mutterer (\*25.09.1802<sup>16</sup>/†07.03.1871<sup>17</sup>), welcher das Handwerk bei Hafnermeister Böhler in Offenburg erlernt hatte.<sup>18</sup>

Die Gründung dieser Hafnerwerkstatt rief jedoch 1823 die Oppenauer Bauzunft auf den Plan, denn Ludwig Mutterer war zu diesem Zeitpunkt weder Hafnermeister, noch zahlte er aus seinem Gewerbe Steuern und Abgaben. Mutterer erklärte diese Situation der Zunft damit, dass er lediglich Versuche mit verschiedenen Tönen unternehme, um daraus Schmelztiegel und Steinkrüge herzustellen. Das Großherzoglich Badische Wohlöbliche Bezirksamt in Oberkirch sei darüber informiert und er habe die Erlaubnis, ungehindert arbeiten zu dürfen.<sup>19</sup>

In den ersten Monaten seines Wirkens widmete sich Ludwig Mutterer allerdings nicht nur den Versuchen zur Herstellung von Schmelztiegeln und Krügen aus Steinzeug, sondern produ-



zierte vor allem auch Geschirre aus Irdenware, mit welchen er im ganzen Bezirk hausierte. Damit trat er mit dem vor Ort tätigen und alteingesessenen Töpfermeister in Konkurrenz und schädigte dessen Geschäft. Die Zunft monierte dieses Geschäftsgebaren und untersagte Ludwig Mutterer die Herstellung und den Handel mit Geschirren aus Irdenware. An dieses Verbot hielt sich der Hafner aber nicht. Mit Erlaubnis des Oppenauer Oberbürgermeisteramtes und unter Hinzuziehung der Polizei inspizierten im März 1823 die Zunftmeister die Hafnerwerkstatt von Ludwig Mutterer. Sie fanden dort ungefähr 600 gebrannte und 300 ungebrannte Irdenwaren aller Art sowie Ton zur Anfertigung von weiteren irdenen Geschirren vor. Daraufhin informierte die Zunft am 11.03.1823 das Bezirksamt in Oberkirch und bat darum, die Waren des Ludwig Mutterer konfiszieren zu dürfen. Die ganze Angelegenheit eskalierte, noch bevor das Bezirksamt Oberkirch dem Oberbürgermeisteramt Oppenau eine Entscheidung im Hinblick auf die Konfiszierung der Waren zukommen lassen konnte. Ludwig Mutterer wollte nämlich am 01.04.1823 auf dem Jahrmarkt am Osterdienstag teilnehmen und dort seine irdenen Waren verkaufen. Dies veranlasste die Zunft, umgehend das Bezirksamt Oberkirch über den neuen Sachverhalt in Kenntnis zu setzen und auf eine Entscheidung in der Sache Mutterer zu drängen.<sup>20</sup> In den Akten hat sich kein Beschluss des Bezirksamts Oberkirch in dieser Angelegenheit erhalten. Daher ist unbekannt, ob die Töpferarbeiten des Ludwig Mutterer konfisziert wurden. Es ist jedoch davon auszugehen, dass die Herstellung von Geschirren aus Irdenware erneut ausdrücklich untersagt wurde und der Hafner Mutterer sich wieder verstärkt den Versuchen Steinzeug herzustellen, zuwandte.

Während einer Reise zum Kniebis im Jahr 1823 erfuhr ein Mitglied des Direktoriums des Kinzigkreises, dass nahe bei Oppenau eine Steinkrugfabrik zur Produktion von Mineralwasserkrügen und anderes ähnliches Geschirr angelegt werden könnte. In der Umgebung von Oppenau befanden sich in den Orten Antogast, Griesbach, Peterstal, Freiersbach, Sulzbach und Rippoldsau Mineralwasserquellen. Die Aussicht auf Erfolg des Unternehmens durch sichere Abnahme der Sauerwasserkrüge über die nahe liegenden Mineralquellen, die Möglichkeit der Etablierung eines neuen Industriezweiges im Großherzogtum Baden sowie die Schaffung von Arbeitsplätzen in einem strukturschwachen Gebiet rückte die Versuche zur Steinzeugherstellung in den Mittelpunkt des Interesses des Direktoriums.<sup>21</sup>

Aus diesen Gründen wünschte das Direktorium am 13.08.1823 vom Bezirksamt Oberkirch nähere Auskünfte über

die Steinzeugproduktion in Oppenau.<sup>22</sup> Das Bezirksamt Oberkirch wiederum reichte am 21.08.1823 folgende Fragen mit der Bitte um umgehende Beantwortung an das Bürgermeisteramt Oppenau weiter:

*„Wie die Vermögens- und sonstigen Umstände des dortigen Hafners Mutterer, der sich mit dieser Sache bisher befasste, sich verhalten, ob er zu dem Geschäft die nöthigen thechnischen Kenntnisse sich zu erwerben und solches etwa selbst mit Erfolg zu betreiben im Stand sey, vielleicht schon betrieben habe, und mit welchem Erfolg*

*Da es bei dem ganzen hauptsächlich auf die Güte der Erde und der Brennmaterialien ankommt, so erwartet man sogleich zu vernehmen, ob und in welcher Entfernung von Oppenau die Erde könne gegraben und geschwämmt werden, und was das hierzu erforderliche Brennholz, bis es auf den Platz geliefert kosten mag*

*Anzugeben, wem der Platz auf welchem diese zu steinernen Krügen taugliche Erde gegraben wird, zugehören, ob es Eigenthum oder etwa Gemeindsgut seye.“<sup>23</sup>*

Das Oberbürgermeisteramt in Oppenau beantwortete das Schreiben noch am 21.08.1823 und leitete den Bericht an die übergeordnete Behörde weiter.<sup>24</sup> Das Bezirksamt Oberkirch ergänzte den Oppenauer Bericht und teilte dem Direktorium am 22.08.1823 in aller Ausführlichkeit mit, dass der ehemalige Ruß- und Harzbrenner Bartholomäus Mutterer von einigen Unglücksfällen (Verlust der Rußhütte, kranke und lahme Nachkommen) getroffen wurde. Trotz großen Fleißes konnte er es zu nichts bringen. Daher betreibt er zusammen mit seinem zwanzigjährigen Sohn Ludwig Mutterer Versuche zur Herstellung von Steinzeug. Die bisherigen Investitionen Mutterers in diese Unternehmung betragen 400 Gulden. Die Ergebnisse der Versuche waren bislang nicht zufriedenstellend. Der am 21.08.1823 gebrannte Ofen, welcher Krüge, Schmalzhäfen und verschiedene andere Gefäße enthielt, schien jedoch ganz gut gelungen zu sein. Eine letzte Beurteilung des Brandes war zum Zeitpunkt des Berichts an das Direktorium noch nicht möglich, da der Ofen zunächst abkühlen musste. Das Bezirksamt Oberkirch versprach dem Direktorium umgehend nach Abkühlung des Ofens Proben aus diesem letzten Brand zuzusenden.

Nachdem Bartholomäus Mutterer zusammen mit seinem Sohn nun mit ersten Erfolgen in der Steinzeugherstellung aufwarten konnte, wurde ihnen auch weiterhin zugetraut, das Gewerbe selbst zu betreiben und sich die dafür benötigten tech-



nischen Kenntnisse anzueignen. Unterstützung im Bereich der technischen Kenntnisse bekamen Sohn und Vater Mutterer durch jeweils einen namentlich nicht bekannten Arbeiter aus dem elsässischen Betschdorf und aus dem badischen Rotenfels. Sowohl in Rotenfels<sup>25</sup> als auch in Betschdorf<sup>26</sup> wurde seit dem 18. Jh. Steinzeug hergestellt (s. o. Abb. 1). Daher ist zu vermuten, dass die beiden Arbeiter in der Steinzeugproduktion bewandert waren.

Zur Herstellung des Steinzeugs fanden zwei Tone Verwendung, welche miteinander gemischt wurden. Der sehr fette „Ton No. 1“ wurde auf dem Hofgut des Fidel Braun, „Ton No. 2“ auf dem Gut des Georg Braun gegraben. Beide Güter lagen vom Produktionsort ungefähr eine Stunde entfernt, in der Gemeinde Lierbach in Richtung Allerheiligen. Für einen Wagen Ton bezahlte Mutterer dem Bauern Fidel Braun drei Gulden. Da das Gut von Georg Braun etwas weiter entfernt lag, erhielt dieser vier Gulden für den Wagen. Das Brennholz wurde direkt aus der Umgebung bezogen. Das Klafter kostete vier Gulden. Die Wasserversorgung war durch den nahe gelegenen Lierbach sichergestellt.

Weiterhin teilte das Bezirksamt Oberkirch im gleichen Bericht dem Direktorium des Kinzigkreises mit, dass die bisher gescheiterten Versuche der Steinzeugproduktion zum größten Teil auf fehlende finanzielle Mittel sowie mangelnde technische Kenntnisse zur Einrichtung und Konstruktion geeigneter Öfen und der Brennführung zurückzuführen seien. Auch für die Herstellung von Schmelztiegeln für chemische Laboratorien sei technische Hilfe dringend erforderlich. Das Bezirksamt appellierte damit an die Regierung, finanzielle Unterstützung für die Versuche zur Steinzeugherstellung zur Verfügung zu stellen.<sup>27</sup>

Auf diesen Bericht hin eröffnete das Ministerium des Inneren dem Direktorium des Kinzigkreises am 12.09.1823, dass keine Möglichkeit bestehe, dem Hafner Mutterer einen finanziellen Vorschuss anzubieten. Allerdings hoffte das Ministerium des Inneren darauf, dass durch den Absatz der Oppenauer Erzeugnisse an die umliegenden Mineralquellen der finanziell schwierigen Situation Abhilfe geschaffen werden könne. Das Ministerium bekundete indes weiterhin ein großes Interesse an der Errichtung einer Steinkrugfabrik in Oppenau und wollte wissen, ob auch feuerfeste Retorten hergestellt werden könnten.<sup>28</sup>

Diese Frage war nicht ohne Weiteres zu beantworten. Zunächst mussten von Mutterer Retorten hergestellt und diese vom Stadtapotheker Junghans in Oppenau chemisch-pharmazeutischen Untersuchungen zur Prüfung ihrer Tauglichkeit unterzogen werden. Am 12.03.1824 lag endlich das Ergebnis der Untersuchung der Retorten vor. Sie waren für den Einsatz im

chemischen Bereich nicht geeignet. Laut Gutachten von Stadtapotheker Junghans zeigten sich die Retorten nicht hart genug gebrannt.<sup>29</sup> Es standen nicht nur die Retorten auf dem Prüfstand, sondern auch die Schmelztiegel, welche Staatschemiker Salzer erprobte. Am 17.05.1824 teilte das Ministerium des Inneren dem Kinzigkreis-Direktorium mit, dass die Oppenauer Schmelztiegel nicht die gehörigen Eigenschaften von guten Tiegeln, wie jene aus Hessen oder Passau, besaßen.

Der von Salzer begutachte Tiegel zersprang bei einer Kupferprobe, noch bevor die darin befindliche zu schmelzende Masse in Fluss kam. Darüber hinaus standen die Oppenauer Tiegel in der Qualität auch jenen Schmelztiegeln nach, die einstmals in Rotenfels hergestellt wurden und nach Einschätzung des Staatschemikers Salzers „gewiss schlecht genug waren“.<sup>30</sup>

Im Februar oder März 1824 vergrößerte sich die Belegschaft der Steinzeugproduzenten mit Philip Jacob aus dem badischen Oberndorf bei Rastatt und Georg Gehrman von Magdeburg um zwei weitere Arbeiter. Sie arbeiteten in der Töpferei im Akkord.<sup>31</sup>

Am 28.05.1824 informierte das Bezirksamt Oberkirch das Direktorium des Kinzigkreises darüber, dass die Schmelztiegel des letzten Brandes vom Stadtapotheker Junghans erneut auf die Probe gestellt wurden. Diese Schmelztiegel erfüllten nun die geforderten Eigenschaften. Schlossermeister Eglau aus Oppenau und der Apotheker aus Kork bestätigten die Verwendbarkeit der Schmelztiegel. Die Versuche zur Herstellung von Retorten, steinernen Krügen und Geschirr wurden weiterhin fortgesetzt. Jedoch gab es bei der Produktion von steinernen Krügen noch sehr viel Abfall. Dem Steinzeuggeschirr fehlte es überdies an der gefälligen Glasur und Form. Um die Produktion von Steinzeug erfolgreicher gestalten zu können, mangelte es vor allem aber auch noch immer an finanziellen Mitteln.<sup>32</sup>

### **Das Privileg zur Errichtung einer Steinkrugfabrik in Oppenau**

Am 18.07.1824 berichtete das Bezirksamt Oberkirch an das Kinzigkreis-Direktorium, dass sich endlich ein Mann gefunden habe, von welchem man glauben könne, dass er im Stand sei, die Anlegung und Errichtung einer Steinkrugtöpferei in Gang zu setzen und in Ausführung zu bringen.<sup>33</sup> Es handelte sich um Jacob Anton Derndinger (\*26.03.1779/†26.10.1850)<sup>34</sup> aus Ichenheim, welcher bereits als Inhaber einer Glashütte in Oberschopfheim und einem Steinkohlebergwerk im Amt Gengenbach einen guten Ruf als Geschäftsmann in der Region genoss.<sup>35</sup> Zudem verfügte er über ausreichend finanzielle Mittel



zur Förderung einer Steinkrugfabrik. Derndinger informierte sich vor Ort ausführlich über die Gegebenheiten und erklärte sich bereit, mit Bartholomäus Mutterer gemeinschaftliche Sache zu machen. Zu seiner Absicherung bat Derndinger um folgende Vergünstigungen:

- a. ein Landesherrliches Privileg für die Dauer von zehn Jahren für das ganze Großherzogtum Baden.
- b. dass nach Ablauf der zehn Jahre in der Entfernung von zehn Stunden zu Oppenau kein weiteres Unternehmen gleicher Art errichtet werden darf.
- c. das Recht, geeignete Tonvorkommen in einer Entfernung von bis zu vier Stunden von Oppenau graben zu dürfen.

Das Kinzigkreis-Direktorium leitete die Bitte um dieses Privileg am 24.07.1824 an das Ministerium des Inneren in Karlsruhe weiter. Das Ministerium des Inneren informierte am 27.08.1824 das Staatsministerium über Derndingers Anliegen. Es wurde folgender Antrag gestellt:

*„daß dem Bittsteller die Erlaubniß zur Errichtung der Steinkrugbäckery ertheilt und ihm zu diesem Ende ein ausschließliches Privilegium auf zehn Jahre für den Kinzigkreiß mit der weiteren Zusicherung gnädigst ertheilt werden möge, daß während dieser Zeit und nach Verlauf derselben in dem Umkreiße von 10 Stunden kein weiteres Etablissement dieser Art errichtet, und ausser der gewöhnlichen Hafner oder Töpfererde er noch andere Thonerde auf vier Stunden im Umkreiße zu graben befugt sey.“<sup>36</sup>*

Der Verwaltungsapparat des Großherzogtums Baden ließ einige Wochen ohne eine Antwort auf die Bitte Derndingers verstreichen. Daher erinnerte Bartholomäus Mutterer am 05.10.1824 in einem Brief an den Oberamtmann an das Anliegen und bat erneut um Erteilung des Privilegs. Die Zeit drängte, denn Mutterer wollte nach Erhalt des Privilegs einen zweiten Ofen zur Verbesserung der Ergebnisse der Steinzeugproduktion setzen lassen.<sup>37</sup>

Am 08.10.1824 war es dann soweit. Großherzog Ludwig erteilte J.A. Derndinger das Privileg zur Errichtung einer Steinkrugfabrik<sup>38</sup> in Oppenau für die Dauer von zehn Jahren für den Bezirk des Kinzigkreises. Weiterhin verfügte der Großherzog, dass sich innerhalb der nächsten zehn Jahre kein weiteres Etablissement gleicher Art ohne Derndingers Einwilligung im Kinzigkreis ansiedeln dürfe (Abb. 2).<sup>39</sup>

In den Akten wird zunächst ausschließlich von den geschäftlichen Aktivitäten von J.A. Derndinger in Zusammenhang mit

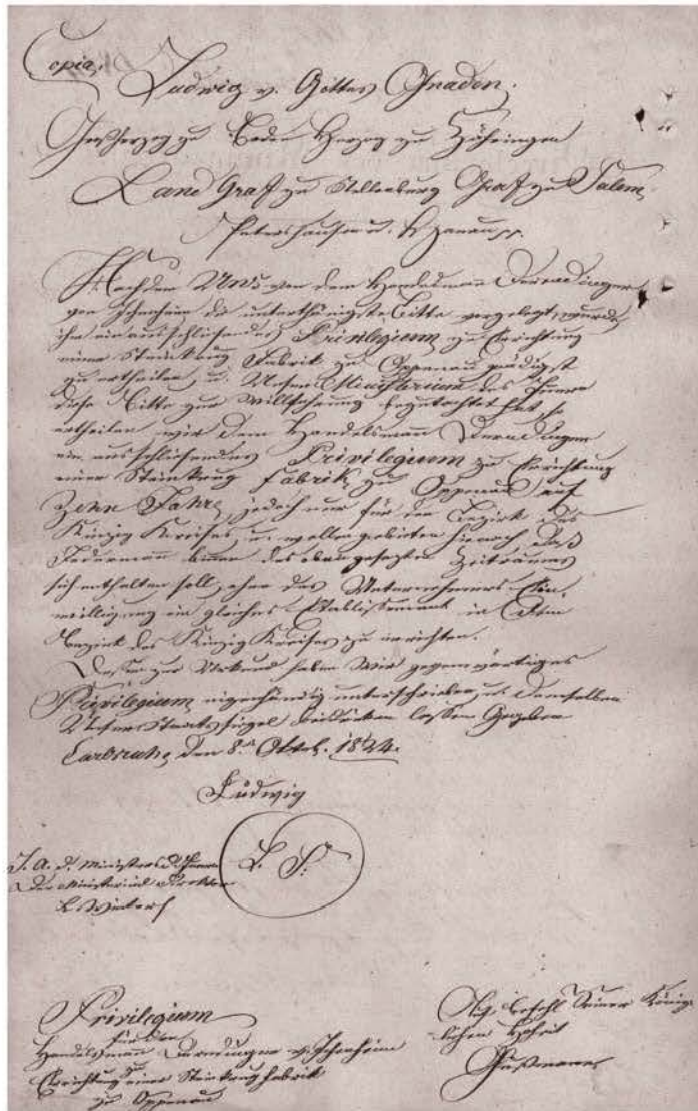


Abb. 2: Privileg zur Errichtung einer Steinkrugfabrik in Oppenau vom 08.10.1824 (Landesarchiv Baden-Württemberg, Staatsarchiv Freiburg, B 727/12 Nr. 4314).<sup>43</sup>

Ton zur Steinzeugherstellung fand sich auf zwei kultivierten Grundstücken des Schreiners Mathias Huber in der Holzermatt in Oppenau. Der jährliche Pachtzins für diese zwei Grundstücke betrug acht Gulden. Zudem wollte Derndinger auf dem nicht kultivierten Grundstück des Johannes Huber im Gewann Wilfeneck auf der Roth Maisach Ton abbauen. Beide Parteien konnten sich jedoch über die Höhe der Bezahlung für den Ton nicht einigen. Zunächst bot Derndinger Huber für dieses Grundstück einen Pachtzins in Höhe von vier Gulden an. Huber hingegen lehnte die Bezahlung eines Pachtzinses ab. Er wollte den Ton wagenweise für zwei bis drei Gulden an Derndinger verkaufen. Derndinger hielt dieses Angebot aus Kostengründen für nicht annehmbar. Er wandte sich an das Bezirksamt Oberkirch und bat um Vermittlung in dieser Angelegenheit. Um eine gütliche Einigung herbeizuführen, bot Derndinger Huber einen Pachtzins von vier Gulden und die Überlassung des Transports des Tons von besagtem Grundstück bis zur Fabrik an, wobei Huber für den Fuhrlohn nicht mehr als andere Leute fordern sollte.

der Krugfabrik berichtet. Andere Quellen hingegen verweisen darauf, dass sich auch ein K. F. Sohler aus Gengenbach finanziell an der Gründung der Fabrik beteiligte.<sup>40</sup> Eine erste Erwähnung findet K. F. Sohler als Associé in den Akten erst im Rahmen eines Rechtsstreits am 03.03.1825.<sup>41</sup> Bartholomäus und Ludwig Mutterer hingegen scheinen nach Erteilung des Privilegs an J. A. Derndinger zumindest in finanzieller Hinsicht nicht mehr an der Leitung der Krugfabrik beteiligt gewesen zu sein.<sup>42</sup>

### Die Steinkrugfabrik in Oppenau

Nach Erhalt des Privilegs wurde auf der Ansätze in Oppenau (Abb. 3) sehr wahrscheinlich ein zweiter Brennofen erbaut und in Betrieb genommen.

Neben dieser baulichen Veränderung erschloss Derndinger auch neue Tonvorkommen. Geeigneter



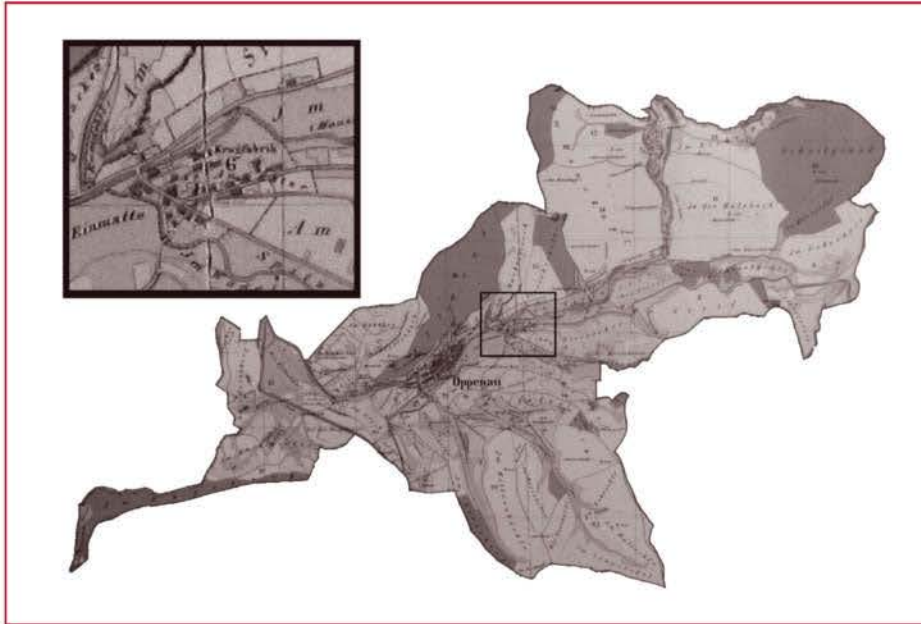


Abb. 3: Standort der Krugfabrik in Oppenau auf dem Übersichtsplan der Gemarkung Oppenau, Gezeichnet auf dem Großherzogl. Katasterbüro 1866 (Renchtaler Heimatmuseum Oppenau), Foto: Christian Reichenbacher.

Falls Huber damit nicht einverstanden wäre, bat Derndinger das Bezirksamt Oberkirch, auf dem Grundstück des Johannes Huber für eine jährliche Vergütung von vier bis fünf Gulden Ton graben zu dürfen, solange er diesen für seine Fabrik benötige. Huber wurde in dieser Sache vorgeladen und befragt. Zuletzt standen von Johannes Huber am 03.03.1825 zwei Vorschläge zur Vergütung im Raum. Huber wollte entweder für eine Fuhre von 30 Zentnern Ton einen Fuhrlohn von zwei Gulden 30 Kreuzer unter Verzicht von jeglichem Pachtzins und dem Versprechen, jederzeit Ton in die Krugfabrik zu liefern. Alternativ hierzu schlug Huber vor, einen jährlichen Pachtzins von fünf Gulden zu erhalten sowie für eine Fuhre Ton mit einer Ladung von 24 bis 25 Zentnern jeweils zwei Gulden.<sup>44</sup> Wie oder ob sich Huber und Derndinger einigten, ist nicht bekannt.

Bereits 1825 nahm J. A. Derndinger an der Kunst-und Industrieausstellung des Großherzogtums Baden in Karlsruhe teil. Präsentiert wurden drei Krüge aus der Oppenauer Produktion.<sup>45</sup>

Während der kommenden Jahre misslangen immer wieder Brände. J. Zentner berichtet noch im Jahr 1827: „Eine hier angelegte Krugbäckerei ist seit einigen Jahren ins Stocken geraten“.<sup>46</sup> Bis die Fabrik in Gang kam, investierten J. A. Derndinger und K. F. Sohler 20000 Gulden.<sup>47</sup>

Von Beginn ihres Bestehens an kämpfte die Krugfabrik neben technischen Problemen mit dem per Privileg auf den Kinzigkreis sehr beschränkten Absatzgebiet. Daher verband Derndinger am 07.05.1827 die Bitte um Verlegung seiner Steingeschirrfabrik von Oppenau nach Offenburg auch gleich mit dem Gesuch um Erweiterung des ihm für den Kinzigkreis er-

teilten Privilegs auf das ganze Großherzogtum Baden. Auch bat er um Verlängerung der Dauer des Privilegs.<sup>48</sup> Die Verlegung seines Unternehmens strebte Derndinger an, weil er seit 1825 eine Glasfabrik in Oppenau betrieb.<sup>49</sup> Aufgrund der räumlichen Distanz zwischen Oppenau und Offenburg war er häufiger in einem von beiden Unternehmen längere Zeit abwesend. Diesen Umstand wollte Derndinger ändern.<sup>50</sup>

Das Großherzogliche Staatsministerium weist am 21.06.1827 das Ministerium des Inneren an, Derndinger die Erlaubnis zur Verlegung seiner Steingeschirrfabrik von Oppenau nach Offenburg zu erteilen. Die Anfrage zur räumlichen Ausdehnung und zeitlichen Verlängerung des Privilegs wurde jedoch nicht beantwortet. Die explizite Nachfrage des Ministeriums des Inneren an das Staatsministerium am 11.04.1828 in Sachen Privileg ergab am 13.08.1828 die kurze und knappe Antwort, dass es mit dem Beschluss vom 21.06.1827 sein Bewenden habe.<sup>51</sup> Das Privileg wurde also, wie im Jahr 1824 erteilt, beibehalten. Trotz Erlaubnis zur Verlegung der Steingeschirrfabrik von Oppenau nach Offenburg wurde in Oppenau weiterhin Steinzeug produziert.

1831 baten die Krugfabrikanten Derndinger und Sohler das Bezirksamt Oberkirch um eine kostenfreie Hausiererlaubnis. Das Ministerium des Inneren erteilte am 11.11.1831 eine auf das ganze Großherzogtum Baden ausgedehnte Hausiererlaubnis mit der Beschränkung, dass die Fabrikanten sich keiner ausländischen „Gängler“ bedienen dürfen. Zur Deklaration der Oppenauer Produkte als inländische Waren sollte den Hausierern ein persönlicher Ausweis, Warenverzeichnisse und ein Hausierschein mit Sportelbesatz an die Hand gegeben werden. Weiterhin wurde verfügt, die Steinkrugfabrik in Oppenau in Bezug auf das Hausieren wie die Steingutfabrik in Zell<sup>52</sup> zu behandeln.<sup>53</sup>

Neben der räumlichen Erweiterung des Absatzgebietes stand weiterhin die Rohstoffgewinnung im Vordergrund. Am 27.10.1831 erteilte die Direktion der Salinen-, Berg- und Hüttenwerke dem Handelsmann J.A. Derndinger einen Schürfschein für Braunstein auf der Gemarkung Oppenau auf dem Gut des Bartholomäus Mutterer.<sup>54</sup> Braunstein (Manganoxid) fand sowohl bei der Herstellung von Glasuren und Engoben für den Überzug oder die Bemalung von Keramik<sup>55</sup> als auch für die Entfärbung von Glas Verwendung.<sup>56</sup> Da Derndinger Besitzer der Steinkrugfabrik in Oppenau und einer Glashütte in Offenburg war, konnte Braunstein in beiden Unternehmen eingesetzt werden.

Als die Kreiseinteilung des Großherzogtums Baden<sup>57</sup> ab dem 01.05.1832 neu geordnet wurde, versuchte Derndinger erneut



eine Veränderung der Ausdehnung des Absatzgebietes der Steinkrugfabrik zu erreichen. Statt der seit 1819 bestehenden Einteilung in sechs Kreise (Seekreis, Dreisamkreis, Kinzigkreis, Murg-Pfinzkreis, Neckarkreis, Main-Tauberkreis), trat nun eine Einteilung in die vier Kreise Seekreis, Oberrheinkreis, Mittelrheinkreis und Unterrheinkreis.<sup>58</sup> Oppenau war ehemals dem Kinzigkreis zugeordnet und gehörte nach der Umstrukturierung zum Mittelrheinkreis. Nach dieser politischen Neuorganisation bat Derndinger 1832 um die Erneuerung und Übertragung seines Steinkrugfabrik-Privilegs auf den Oberrheinkreis.<sup>59</sup> In den Akten hat sich die letztliche Klärung dieses Vorgangs nicht erhalten. Es ist davon auszugehen, dass Derndingers Bitte nicht entsprochen wurde, da er im Jahr 1837<sup>60</sup> zum einen um zehnjährige Verlängerung seines Privilegs zur Steinkrugfabrikation im Mittelrheinkreis von Oktober 1834 an, zum anderen erneut um Ausdehnung des Privilegs auf den Oberrheinkreis bat.<sup>61</sup>

Im Mai 1835 wurde der Oppenauer Ortsvorstand vom Bezirksamt Oberkirch aufgefordert, Fragen über den Zustand der Fabrik, Anzahl der Brennöfen, Anzahl der Beschäftigten, Größe des Absatzgebietes, die Anzahl der abgesetzten Waren, Höhe des Steuerkapitals und den Nutzen der Fabrik für Oppenau zu beantworten. Die Krugfabrik war zu diesem Zeitpunkt in gutem Zustand. Gebrannt wurde in zwei Öfen. Es fanden vier Krugmacher, drei Handlanger und drei Tagelöhner Beschäftigung. Mittlerweile standen die Oppenauer Produkte der Konkurrenz, insbesondere jener aus dem Westerwald in nichts mehr nach. Dieser Umstand war wohl der Tatsache zu verdanken, dass die Fabrik spätestens seit 1832<sup>62</sup> unter Pacht stand. Die Pächter waren Jakob Wilhelm Remy und ein Krugfabrikant mit dem Nachnamen Günther. Beide stammten aus dem Nassauischen.<sup>63</sup> Die höhere Qualität des Steinzeugs dürfte auf den Technologietransfer und der Beschäftigung von Krugmachern aus dem Westerwald in der Fabrik zurückzuführen sein. Die Qualität der Produkte war so hoch, dass J. A. Derndinger auf der Ausstellung badischer Industrieerzeugnisse im Großherzogtum 1835<sup>64</sup> und 1837<sup>65</sup> die silberne Medaille für Steinkruggeschirr gewann. Die hergestellten keramischen Produkte der Fabrik wurden in der Umgebung Oppenaus sowie im Oberrheinkreis abgesetzt. Der Absatz allerdings war nicht sehr hoch. Wöchentlich wurden gerade zwei bis drei Wagen an Steinzeug verhandelt. Der geringe Absatz wurde auch mit den niedrigen Einfuhrzöllen von ausländischer Ware in Zusammenhang gebracht. Aufgrund des fehlenden Absatzes war der Nutzen der Fabrik für Oppenau nicht sonderlich hoch. Das Steuerkapital der Fabrik betrug für Derndinger 2230 Gulden, für Jakob Wilhelm Remy 3000 Gulden.<sup>66</sup>

Die Absatzschwierigkeiten scheinen mit der verbesserten Qualität der Produkte überwunden worden zu sein.<sup>67</sup> Zwischen 1835 und 1838 wurde ein dritter Ofen in Betrieb genommen.<sup>68</sup> Im Jahr 1838 nahm der Steinkrugfabrikant Derndinger in Oppenau an der Ausstellung des Karlsruher Gewerbevereins teil.<sup>69</sup> J. Zentner bemerkt 1839<sup>70</sup> bei seiner „Beschreibung des Renchtals und seiner Bäder Griesbach, Petersthal, Antogast, Freiersbach und Sulzbach“:

*„Besonderer Aufmerksamkeit werth, ist aber die dem Kaufmann Derndinger gehörige Krugfabrik, welche nun, nach langjährigen kostspieligen Versuchen, in vollem Flor ist und insbesondere an die nahen Sauerbrunnen sehr viele Waare absetzt.“*

Insgesamt erlebte das Unternehmen einen Aufschwung. Im Universal-Lexikon vom Großherzogthum Baden 1843<sup>71</sup> wird die Steinkrugfabrik als „blühend“, bei Heunisch 1857<sup>72</sup> als „bedeutend“ bezeichnet. Eugen H. Th. Huhn erwähnt bei seiner Beschreibung von Oppenau in den Jahren 1851<sup>73</sup>, 1855<sup>74</sup> und 1868<sup>75</sup> eine „starke Krugfabrik der Gebrüder Derndinger von Offenburg“.

Derndingers 1837 vorgebrachte Bitte um Verlängerung seines Privilegs aus dem Jahr 1824 um weitere zehn Jahre bzw. Ausdehnung auf den Oberrheinkreis wurde nicht entsprochen. Nachdem auch das Staatsministerium sein Gesuch abwies, bat er die Zweite Kammer des Großherzogtums Baden, sich empfehlend für ihn zu verwenden. Sein Anliegen wurde am 29. Juli 1837 auf einer öffentlichen Sitzung verhandelt. Aber auch die Zweite Kammer sah keinen Grund, warum Derndingers Bitte positiv beschieden werden sollte:

*„Nach den Acten des großh. Ministeriums des Inneren bestehen die Gründe der abschlägigen Verbescheidung darin, daß das Geschäft des Petenten nur mit höchstens zehn Arbeitern betrieben werde, daher zu unbedeutend sey, und daß, wenn dasselbe nach zehn Jahren des gebetenen Schutzes noch bedürfe, es überhaupt keine besondere Berücksichtigung verdiene; daß es ferner nicht am Platze sey, zum Schutze eines kümmerlich sich erhaltenden Gewerbszweiges, dessen Betreibung in zwei Kreisen des Landes zu verhindern, in welchen es vielleicht noch Gegenden gebe, wo derselbe mit mehr Vortheil betrieben werden könne, daß endlich das gebetene Privilegium nicht einmal den beabsichtigten Schutz gewähre; indem auf der einen Seite den Häfnern die Fertigung steinerner Krüge nicht untersagt, und auf der anderen Seite die Concurrenz des Auslands nicht verhindert werden könne, dass aber diese am meisten zu befürchten sey, und daß, wenn in einem*



*anderen Theile des Landes bessere Krüge als in Oppenau, gefertigt werden könnten, das Privilegium weniger dem Petenten, als den concurrirenden Gewerben des Auslandes, zu gut kommen.“<sup>76</sup>*

1844 kam ein Johann Wilhelm Klauer aus Hilgert auf den Oppenauer Krugfabrikanten Wilhelm Remy (\*15.05.1789/ †08.09.1849) und seine Ehefrau Anna Elisabeth in seiner Funktion als Kurator der Gantmasse der Witwe des Jakob Wilhelm Remy wegen einer finanziellen Forderung zu. Wilhelm Remy hatte sehr wahrscheinlich nach Ableben des Jakob Wilhelm Remy die Pacht für die Steinkrugfabrik Oppenau übernommen. Aus irgendeinem Grund stand noch eine offene Forderung im Raum, der Wilhelm Remy nicht nachkam. Die daraufhin auf eine richterliche Vollstreckungs-Verfügung hin eingeleitete Pfändung ergab, dass sich keine pfändbaren Gegenstände bei Remy finden ließen.<sup>77</sup> Daher wurde in Folge einer richterlichen Verfügung am 29.09.1845 eine Versteigerung von weißer und brauner Ware anberaumt.<sup>78</sup> Mit den daraus erzielten finanziellen Mitteln konnten die Eheleute Remy die an sie gestellten Forderungen befriedigen.<sup>79</sup>

Nach Ableben des Jacob Anton Derndinger am 26.10.1850<sup>80</sup> erfolgte im Jahr 1853 eine Versteigerung der Hälfte der Krugfabrik in Oppenau.<sup>81</sup> Wer diese Hälfte der Krugfabrik ersteigerte, ist nicht bekannt.

1856 ging die Fabrik vollständig in den alleinigen Besitz von K. F. Sohler über. Im Jahr 1860 trat K. F. Sohler das Unternehmen an seinen Sohn Carl Sohler, wohnhaft in Gengenbach, ab. Die auch weiterhin von Remy und Günther gepachtete Fabrik<sup>82</sup> firmierte unter „Krugfabrik in Oppenau von Carl Sohler in Gengenbach“.<sup>83</sup> Zudem berichtet R. Dietz 1863 in seinem Bericht über die Oppenauer Steinkrugfabrik anlässlich der Industrieausstellung 1861:

*„Mechanische Triebkräfte werden nicht verwendet. Die Zahl der Arbeiter beträgt zehn. Die Hauptfabrikate sind Krüge, Schmalz- und Milchhäfen, Essigfäßchen, welche letztere hauptsächlich Absatz in die Schweiz, und nach Oberschwaben finden. Auch Brunnen-Deicheln werden gefertigt, welche sich in der Anwendung seit einer Reihe von Jahren bewährt haben, ferner Apothekerschüsseln, Retorten, Abtrittsröhren u. von gewöhnlichem Geschirr (Röhren, Deicheln ausgenommen) werden jeweils 70 000–80 000 Stück hergestellt. Diesem Geschäfte – dem einzigen seiner Art im Lande – wurde zu Karlsruhe 1837 die silberne Medaille verliehen“.<sup>84</sup>*

Auf der Landes-Industrieausstellung vom 15.08.–25.09.1861 in Karlsruhe, ein Jahr vor Einführung der Gewerbefreiheit in

Baden im Jahr 1862, wurden „Steinzeugwaaren aus grauer Krugmasse, von der Art des s. g. Koblenzer Geschirrs (grau mit kunstloser blauer Verzierung), bestehend aus Krügen, Fässchen, Schüsseln, Wasserleitungs- und Abtrittsröhren“ gezeigt. Weiterhin wird vermerkt: „Die ausgestellte Krugware ist von tadelloser Beschaffenheit. Daß das erwähnte Geschäft sich mit Glück auch schwerer auszuführenden Producten befassen kann, beweist die ausgestellte große Woulffi'sche Flasche<sup>85</sup>.“<sup>86</sup> Den Steinzeugfabrikanten Remy und Günther wurde auf dieser Landes-Industrieausstellung die Silberne Medaille für Verdienste um die Förderung der Landwirtschaft, der Gewerbe und des Handels verliehen.<sup>87</sup>

Am 23.01.1862 stellten die Pächter Günther und W. Remy einen Antrag auf Abgabe von Salz zu gewerblichen Zwecken an das Bezirksamt Oberkirch. Der Antrag wurde von Oberkirch an die Großherzogliche Badische Regierung des Mittelrheinkreises weitergeleitet, welche den Vorgang dem Handelsministerium mitteilte. Bei dem erwähnten W. Remy (\*22.04.1818/†31.08.1872) handelt es sich um den Sohn des bereits erwähnten Wilhelm Remy gleichen Namens, einem aus Hilgert stammenden und in Oppenau tätigen Krugfabrikanten.<sup>88</sup> Die Fabrik beschäftigte zu diesem Zeitpunkt 15 Personen und stellte jährlich etwa 70000 Stücke her. Die Antragsteller benötigten pro Jahr 40 Säcke Salz zur Herstellung der Glasur der Steinzeuggefäße. Das Gewerbesalz wurde lange Zeit mit Kienruß gefärbt. Da Kienruß beim Brand verzehrt wird, konnte dieses Salz für die Steinzeugherstellung eingesetzt werden. Seitdem aber andere Substanzen zur Denaturierung des Salzes beigemischt wurden, musste das teurere Kochsalz zur Produktion von Steinzeug als Ersatz dienen. Welche Lösung sich für dieses Problem fand, lässt sich in den Archivalien nicht nachvollziehen.<sup>89</sup> Sehr wahrscheinlich wurde die Fabrik weiterhin mit durch Kienruß denaturiertem Salz beliefert. Dies lässt sich zumindest aus einem Vorgang aus dem Jahr 1866 schließen, als sich Wilhelm Remy mit einer ähnlichen Frage bezüglich des Salzes beschäftigte. Er bat erneut um Abgabe von Salz zu gewerblichen Zwecken. Das mit Kienruß denaturierte Salz hatte nun doch einen nachteiligen Einfluss auf die Güte der gebrannten Waren. Daher fragte er an, ob er Kochsalz ohne vorhergehende Denaturierung zu ermäßigten Preisen beziehen könne. Die Steuer-Direktion mit Sitz in Karlsruhe fasste zu dieser Anfrage am 25.11.1866 einen Beschluss. Die Salinenverwaltung Dürrheim erhielt den Auftrag, Wilhelm Remy mitzuteilen, dass der Bezug von Kochsalz zu gewerblichen Zwecken zu ermäßigten Preisen nicht möglich ist, jedoch ein anderes Mittel zur Denaturierung von Kochsalz in Vor-



schlag zu bringen sei. Es fand sich am 18.01.1867 vonseiten der Saline Dürnheim eine Lösung. Die Steinkrugfabrik bezog den Zentner Salz von der Saline für zwei Gulden. Das Kochsalz wurde plombiert abgegeben und musste direkt nach der Ankunft in Oppenau unter Aufsicht auf folgende Weise denaturiert werden: Das ausgebreitete Salz war mit tierischem Öl zu überspritzen und gehörig durcheinander zu schütteln. Auf den Zentner Salz hatten je zehn Lot Öl zur Anwendung zu kommen. Die Kosten für das Denaturierungsmittel hatte Wilhelm Remy zu übernehmen.<sup>90</sup>

Wegen des deutsch-französischen Kriegs sahen sich Wilhelm Remy und Günther im Jahr 1870 veranlasst, um Erlaubnis zur Überfahrt von Ton aus dem elsässischen Oberbetschdorf nach Oppenau anzufragen. Die Pächter der Fabrik legten dar, dass sie schon lange Jahre aus Oberbetschdorf Ton bezogen und für die Steinzeugproduktion benötigten. Das Kriegsministerium gab am 09.09.1870 diesem Gesuch statt und stellte einen Passierschein für den Transport von Ton aus Oberbetschdorf nach Oppenau aus.<sup>91</sup>

Wilhelm Remy verstarb am 31.08.1872. Die Firma Remy und Günther erlosch im Jahr 1874.<sup>92</sup> Mit Erlöschen der Firma Remy und Günther wurde die Steinzeugproduktion in Oppenau nicht eingestellt, sondern von Theodor Günther (\*Oppenau 10.01.1850<sup>93</sup>) bis in das Jahr 1878 fortgeführt. Vom 15. August bis zum 20. September 1876 nahm Günther an der Schwarzwälder Industrie-Ausstellung in Villingen teil und stellte „verschiedene Thonröhren und Gefäße“ aus.<sup>94</sup> Huber 1999<sup>95</sup> berichtet: „Am 16.07.1878 wurde die Krugfabrik mit Wohnhaus, Magazinen, Brennöfen und Trockenschopf nach Bankrott des letzten Besitzers Theodor Günther versteigert“. Im gleichen Jahr traf Theodor Günther noch die Versteigerung seiner Renchtaleisenbahn-Aktien.<sup>96</sup>

Am 28.05.1926 fragte das Bezirksamt Oberkirch beim Bürgermeisteramt in Oppenau an, ob die Steinkrugfabrik noch bestehe bzw. wann der Betrieb geschlossen wurde. Das Bürgermeisteramt teilt am 09.06.1926 mit, dass die Einstellung des Betriebs in den Jahren 1878/80 erfolgte.<sup>97</sup> Unklar bleibt derzeit noch, ob zwischen 1878 und 1880 noch tatsächlich Steinzeug in Oppenau produziert wurde oder ob die Berichterstatter des Bürgermeisteramts über vierzig Jahre später einfach nicht mehr ganz genau wussten, wann die Steinkrugfabrik ihre Tore endgültig schloss.

Wahrscheinlich führten mehrere Gründe zum Niedergang der Fabrik. Auffällig ist in diesem Zusammenhang der in den Jahren 1868 bis 1878 nachlassende Mineralwasserversand der

Oppenau nahe gelegenen Mineralwasserquellen. Neben dem sinkenden Absatz fanden möglicherweise weniger Krüge aus Steinzeug und vermehrt Flaschen aus Glas im Mineralwasser- versand Einsatz. Von 1868 bis 1878 ging der Versand von Mineralwasser um 43 Prozent zurück.<sup>98</sup> Zudem bestanden die in den einzelnen Haushalten verwendeten Gefäße immer häufiger aus Emaille, Steingut oder Glas und ersetzten Küchen- und Vorratsgeschirre aus Steinzeug. Weiterhin erhöhte sich daneben auch der Druck der Konkurrenz, insbesondere aus dem nahegelegenen Oberbetschdorf, welches seit dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 zu Deutschland gehörte. Zwischen 1860 und 1870 stellten in Oberbetschdorf 42 Betriebe und sechs selbstständige Töpfer ohne eigenen Ofen Steinzeug her. 1880 waren es immerhin noch 30 Betriebe.<sup>99</sup> Die dort ansässigen Steinzeugproduzenten suchten für ihre Waren nach dem Krieg neue Absatzgebiete, die sie unter anderem auch im Großherzogtum Baden fanden.<sup>100</sup>

## Die Erzeugnisse der Steinkrugfabrik in Oppenau

### Die Werkstattabfälle

Auf dem heutigen Gewann Ansetze in Oppenau, dem ehemaligen Standort der Steinkrugfabrik, wurde von den Bewohnern 455 Fragmente aus Steinzeug sowie 45 Brennhilfen, ebenfalls aus Steinzeug, geborgen und im Jahr 2011 dem Renchtäler Heimatmuseum Oppenau als Schenkung übergeben. Die Fragmente lagen auf den heutigen Hausgrundstücken großflächig verstreut. Einen Befundzusammenhang gibt es nicht. Daher ist davon auszugehen, dass sie aus einer Planierung stammen, die vor Erbauung der heutigen Gebäude angelegt wurde. Erkennbare Mängel an den Fragmenten sowie die Brennhilfen sprechen dafür, dass es sich eindeutig um Werkstattabfall der Krugfabrik handelt.

Von den 455 Fragmenten sind 438, also der weitaus größte Anteil, dem Grauen Steinzeug mit grauer Oberfläche zuzuweisen. Lediglich 16 Fragmente sind dem Grauen Steinzeug mit brauner Oberfläche zuzuordnen. Ein Bruchstück weist neben einem grauen Bruch eine braune Glasur auf der Oberfläche auf.

Aufgrund des hohen Grades an Fragmentierung lassen sich kaum Gefäßformen oder zur Dekoration verwendete Motive rekonstruieren. Unter den Fragmenten des Grauen Steinzeugs mit grauer Oberfläche sind Henkeltöpfe, ein Topf mit Ausguss, Doppelhenkeltöpfe, Nachttöpfe, Zylindrische Töpfe (Abb. 4) bislang belegbar. Zudem fand sich das Fragment einer Schüssel,





Abb. 4: Werkstattabfall Steinkrugfabrik Oppenau (Renchtäler Heimatmuseum Oppenau), Foto: Christian Reichenbacher.



Abb. 5: Werkstattabfall Steinkrugfabrik Oppenau (Renchtäler Heimatmuseum Oppenau), Foto: Christian Reichenbacher.



Abb. 6: Werkstattabfall Steinkrugfabrik Oppenau (Renchtäler Heimatmuseum Oppenau), Foto: Christian Reichenbacher.



Abb. 7: Werkstattabfall Steinkrugfabrik Oppenau (Renchtäler Heimatmuseum Oppenau), Foto: Christian Reichenbacher.

sowie jeweils ein Fragment eines Zargendeckels und eines flachen Hohldeckels (Abb. 5).

Weiterhin konnten auch Fragmente von Kannen und Krügen geborgen werden. Diese Bruchstücke lassen häufig ein hochovales eingeritztes Bildfeld als Dekoration auf der Schauseite erkennen (Abb. 6). Das Bildfeld wurde mit eingeritzten vegetabilen und floralen Motiven verziert. Unter den 16 Fragmenten des Grauen Steinzeugs mit brauner Oberfläche (Abb. 7) haben sich zwei Randscherben von Mineralwasserflaschen und eine weitere Randscherbe eines bisher nicht näher identifizierbaren Objekts erhalten.

### Die gemarkten Gefäße

Neben diesen Werkstattabfällen gibt es noch zwei weitere Gefäße, welche mit Sicherheit in der Steinkrugfabrik in Oppenau produziert wurden. Es handelt sich hierbei um ein Fässchen aus dem Liechtensteinschen Landesmuseum (Abb. 8).<sup>101</sup> Es trägt eine Rundmarke mit der Umschrift Fabrik Oppenau (Abb. 9). In der Mitte befindet sich das gekrönte badische Wappen.

Weiterhin findet sich im Augustinermuseum, Städtische Museen Freiburg eine Enghalskanne (Abb. 10) mit der Oppenauer Marke (Abb. 11). Es lassen sich gerade noch ein paar Buchstaben der Umschrift „Fabrik Oppenau“ und im Ansatz das badische Wappen erkennen.

Da kein Fragment des Werkstattabfalls eine Marke aufweist, ist davon auszugehen, dass nicht alle Oppenauer Erzeugnisse mit einer Marke versehen wurden. Bislang konnte nicht festgestellt werden, ab wann und zu welchem Zweck in Oppenau Marken verwendet wurden.

Der künftigen Forschung wird es vorbehalten sein, weitere Erzeugnisse der Steinkrugfabrik Oppenau zuzuweisen und die zahlreichen noch offenen Fragen zur Steinzeugproduktion in Oppenau zu klären. Weitere Bodenfunde von dem ehemaligen Fabrikgelände wären dringend erwünscht, damit der Forschungsstand auf solidere Grundlagen gestellt werden kann.

### Zusammenfassung

Seit 1822, verstärkt seit 1823 unternahm der Ruß- und Harzbrenner Bartholomäus Mutterer zusammen mit seinem Sohn Ludwig Mutterer, von Beruf (Irdenware-)Töpfer, in Oppenau auf der Ansätze im Großherzogtum Baden Versuche zur Herstellung von Steinzeug. Grund hierfür war die finanzielle Notsituation der Familie Mutterer. Durch die Produktion von Geschirr, Mineralwasserflaschen und technischer Keramik aus Steinzeug sollte eine zusätzliche Verdienstmöglichkeit eröffnet werden. Die Herstellung von Steinzeug gelang in der Anfangszeit nicht in zufriedenstellendem Maß. Zur Verbesserung der Ergebnisse fehlte es an finanziellen Mitteln und an technischen Kenntnissen. 1824 richtete sich die Aufmerksamkeit des Geschäftsmanns J.A. Derndinger aus Ichenheim auf die Versuche zur Steinzeugherstellung in Oppenau. Er beantragte zur Unterstützung der Errichtung einer Steinkrugfabrik in Oppenau ein ausschließliches Privileg, welches er am 08.10.1824 von Großherzog Ludwig erhielt. J. A. Derndinger und sein Associé K.F. Sohler investierten in den kommenden Jahren ca. 20000 Gulden in das Unternehmen. Dennoch misslang die Herstellung von Stein-





Abb. 8: Fass, Liechtensteinisches Landesmuseum, H 19,5 cm, L 25 cm,  $\phi$  max. 18,2 cm, Inventarnummer 2007/88, Foto: Sven Beham.



Abb. 9: Marke, Fass, Liechtensteinisches Landesmuseum,  $\phi$  ca. 2,8 cm, Foto: Sven Beham.

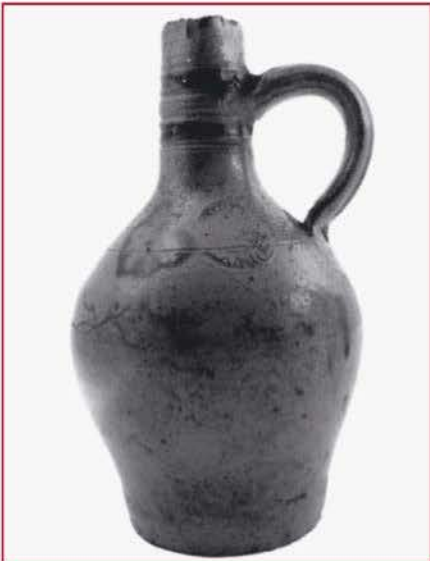


Abb. 10: Enghalskanne, Augustinermuseum, Städtische Museen Freiburg, H 17,5 cm, RD 2,7 cm, BD 6,7 cm,  $\phi$  max. 8,5 cm, Inventarnummer 8571, Foto: Christian Reichenbacher.



Abb. 11: Marke, Enghalskanne, Augustinermuseum, Städtische Museen Freiburg,  $\phi$  ca. 2,8 cm, Foto: Christian Reichenbacher.

zeug weiterhin. Dies änderte sich sehr wahrscheinlich erst, als die Steinkrugfabrik an die aus dem Nassauischen stammenden Krugmacher Günther und Remy spätestens ab 1832 verpachtet wurde. Neben den finanziellen Mitteln standen nun auch die technischen Kenntnisse von erfahrenen Steinzeugproduzenten aus dem Westerwald zur Verfügung. Im Jahr 1835 waren in der Oppenauer Steinkrugfabrik vier Krugmacher, drei Handlanger

und drei Tagelöhner beschäftigt. Im Jahr 1861 arbeiteten dort noch immer zehn Werk­tätige. 1862 fanden 15 Arbeiter und Krugmacher in der Fabrik ihr Auskommen. 1856 ging die Fabrik vollständig in den alleinigen Besitz von K.F. Sohler über. Im Jahr 1860 trat K.F. Sohler das Unternehmen an seinen Sohn Carl Sohler in Gengenbach ab. Die auch weiterhin von Remy und Günther gepachtete Fabrik firmierte unter „Krugfabrik in Oppenau von Carl Sohler in Gengenbach“. 1878 wurde die Krugfabrik versteigert. Theodor Günther, der letzte Pächter der Fabrik war zahlungsunfähig geworden. Die Steinkrugfabrik produzierte Geschirrkera­mik und technische Keramik aus Grauem Steinzeug mit grauer Oberfläche sowie Mineralwasserflaschen aus Grauem Steinzeug mit brauner Oberfläche. Dies belegen die am ehemaligen Standort der Steinkrugfabrik geborgenen Werkstattabfälle und eine mit der Oppenauer Marke versehene Eng­halskanne sowie ein Essigfässchen.

### **Dank**

Ich danke allen, die mir für diese Arbeit Informationen und Fotos zur Verfügung stellten und Einsicht in museale und private Bestände gewährten. Mein besonderer Dank gilt Herrn Wolfram Brümmer (Renchtäler Heimatmuseum Oppenau), Herrn Andreas Huber (Hauptamtsleiter Oppenau), Herrn Dr. Andreas Heege (Landesarchäologie des Fürstentums Liechtenstein), Frau Dr. Maria Schüly (Augustinermuseum, Städtische Museen Freiburg), Herrn Heinz G. Huber (Oberkirch), Herrn Thomas Gramlich (Kirrlach) und meinem Mann Christian Reichenbacher (Neulusheim).



## Literatur und Archivalien

- Badisches Statistisches Landesamt (Hrsg.: Erste Abtheilung des statistischen Jahrbuchs für das Großherzogthum Baden 1868, Band 1 (Karlsruhe 1869).
- Badisches Statistisches Landesamt (Hrsg.: Erste Abtheilung des statistischen Jahrbuchs für das Großherzogthum Baden 1869, Band 2 (Karlsruhe 1871).
- Badisches Statistisches Landesamt (Hrsg.: Erste Abtheilung des statistischen Jahrbuchs für das Großherzogthum Baden 1870, Band 3 (Karlsruhe 1872).
- Badisches Statistisches Landesamt (Hrsg.: Erste Abtheilung des statistischen Jahrbuchs für das Großherzogthum Baden 1871, Band 4 (Karlsruhe 1873).
- Badisches Statistisches Landesamt (Hrsg.: Erste Abtheilung des statistischen Jahrbuchs für das Großherzogthum Baden 1872, Band 5 (Karlsruhe 1874).
- Badisches Statistisches Landesamt (Hrsg.: Erste Abtheilung des statistischen Jahrbuchs für das Großherzogthum Baden 1873, Band 6 (Karlsruhe 1875).
- Badisches Statistisches Landesamt (Hrsg.: Erste Abtheilung des statistischen Jahrbuchs für das Großherzogthum Baden 1874, Band 7 (Karlsruhe 1876).
- Badisches Statistisches Landesamt (Hrsg.: Erste Abtheilung des statistischen Jahrbuchs für das Großherzogthum Baden 1875, Band 8 (Karlsruhe 1877).
- Badisches Statistisches Landesamt (Hrsg.: Erste Abtheilung des statistischen Jahrbuchs für das Großherzogthum Baden 1876, Band 9 (Karlsruhe 1878).
- Badisches Statistisches Landesamt (Hrsg.: Erste Abtheilung des statistischen Jahrbuchs für das Großherzogthum Baden 1877, Band 10 (Karlsruhe 1879).
- Badisches Statistisches Landesamt (Hrsg.: Erste Abtheilung des statistischen Jahrbuchs für das Großherzogthum Baden 1878, Band 11 (Karlsruhe 1880).
- Badisches Statistisches Landesamt (Hrsg.: Erste Abtheilung des statistischen Jahrbuchs für das Großherzogthum Baden 1879, Band 12 (Karlsruhe 1881).
- Badisches Statistisches Landesamt (Hrsg.: Erste Abtheilung des statistischen Jahrbuchs für das Großherzogthum Baden 1880, Band 13 (Karlsruhe 1882).
- Bauer, Ingolf: Materialien zu Steinzeug- und Porzellanproduktionen in Süddeutschland. In: K. Beitzl (Hrsg.), Vergleichende Keramikforschung in Mittel- und Osteuropa. Referate des 14. Internationalen Hafner-Symposiums Schloss Kittsee. Kittseer Schriften zur Volkskunde. Veröffentlichungen des Ethnographischen Museums Schloss Kittsee 2 (Kittsee 1984) 9–37.
- Blanc, Eva: Die Steinkrugfabrik in Oppenau. Geschichte und Erzeugnisse (Tübingen 2013).
- Börsig, Josef: Geschichte des Oppenauer Tales (Karlsruhe 1951).
- Dietz, Rudolph: Die Gewerbe im Großherzogthum Baden. Ihre Statistik, ihre Pflege, ihre Erzeugnisse. Im Auftrag des großh. badischen Handelsministeriums (Karlsruhe 1863).
- Dittler, Erwin; Derndinger, Jacob Anton (1779–1850): Bergbauunternehmer und Glasfabrikant aus Ichenheim. Die Ortenau 59, 1979, 165–185.
- Emdres, Werner: Gefäße und Formen. Eine Typologie für Museen und Sammlungen. Museumsbausteine 3 (München 1996).
- Erzbischöfliches Archiv Freiburg 1753–1771 Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Taufregister der Pfarrei Oppenau 1753–1771.
- Erzbischöfliches Archiv Freiburg 1800–1820 Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Taufregister der Pfarrei Oppenau 1800–1820.
- Erzbischöfliches Archiv Freiburg 1858–1887 Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Sterberegister der Pfarrei Oppenau 1858–1887.
- Fahnenberg, Karl Heinrich von: Die Heilquellen am Kniebis im unteren Schwarzwalde (Karlsruhe 1838).
- Fischer, Wolfram: Der Staat und die Anfänge der Industrialisierung in Baden 1800–1850. Die staatliche Gewerbepolitik (Berlin 1962).
- Generallandesarchiv Karlsruhe: Das dem Handelsmann Derndinger von Ichenheim ertheilte Privilegium zu Errichtung einer Steinkrug-Bäckerey zu Oppenau und deren Verlegung nach Offenburg 233 Nr. 19377 (1824–1827).

- Generallandesarchiv Karlsruhe: Die Errichtung der Stein Krug-Bäckerey in Oppenau 229 Nr. 80704 (1824).
- Großherzoglich Badisches Anzeigebblatt für den Mittelrhein-Kreis 80 (Karlsruhe 1845).
- Großherzoglich-Badisches Staats- und Regierungsblatt 22 (Karlsruhe 1824).
- Großherzoglich-Badisches Staats- und Regierungsblatt 30 (Karlsruhe 1832).
- Großherzoglich-Badisches Staats- und Regierungsblatt 59 (Karlsruhe 1861).
- Heunisch, Adam Ignaz Valentin: Das Großherzogthum Baden, historisch-geographisch-statistisch-topographisch beschrieben (Heidelberg 1857).
- Huber, Heinz G.: Krüge und Steingutgeschirr aus Oppenau. *Gastliches Renchtal* 7, 1999, 66–67.
- Huber, Bernhard: *Chronik Bad Peterstal-Griesbach* (Bad Peterstal-Griesbach 2001).
- Huhn, Eugen H. Th. (Hrsg.): *Universal-Lexikon vom Großherzogthum Baden*. Bearbeitet unter Mitwirkung von vielen Gelehrten und Vaterlandsfreunden (Karlsruhe 1843).
- Huhn, Eugen H. Th.: *Baden, das Murgthal, Renchtal, Wildbad und Umgebungen* (Baden-Baden 1851).
- Huhn, Eugen H. Th.: *Baden, das Murgthal, Renchtal, Wildbad und Umgebungen* <sup>2</sup>(Baden-Baden 1855).
- Huhn, Eugen H. Th.: *Baden-Baden, das Murgthal, Renchtal, Wildbad und Umgebungen* (Lahr 1868).
- Katalog der Schwarzwälder Industrie-Ausstellung zu Villingen. Vom 15. August bis 20. September 1876 (Villingen 1876).
- Katalog über die Kunst- und Industrieausstellung für das Großherzogthum Baden von 1825 zu Karlsruhe (Karlsruhe 1825).
- Matthes, Wolf: Zur Technik von Irdenware und Steinzeug. In: Ullrich Löber (Hrsg.), *Meisterwerke, 2000 Jahre Handwerk am Mittelrhein, Band 2: Keramik*. Katalog zur Ausstellung der Handwerkskammer Koblenz und des Landesmuseums Koblenz (Neuwied 1992) 9–16.
- Moser, Hans-Jürgen: Die „Reichsgräflich-Hochbergische Tiegel- und Steingeschirrfabrik“. In: Verein für Kultur- und Heimatgeschichte Bad Rotenfels e. V. und Stadt Gaggenau (Hrsg.), *Schloß Rotenfels. Von der „Schmelz zur Landesakademie“* (Bad Rotenfels 1996) 28–33.
- Moser, Hans-Jürgen, u. a.: Die Krugmacherzunft. In: Verein für Kultur- und Heimatgeschichte Bad Rotenfels e. V. und Stadt Gaggenau (Hrsg.), *Schloß Rotenfels. Von der „Schmelz zur Landesakademie“* (Bad Rotenfels 1996) 26–27.
- Müller, Ilse, u. a.: *Die Familie Remy. Kannenbäcker und Unternehmer. Eine genealogische Bestandsaufnahme* (Tübingen 2009).
- Repertorium über die Verhandlungen der ersten und zweiten Kammer der Ständeversammlung des Großherzogthums Baden auf dem achten Landtage 1837. Aufgestellt von Ministerial-Revisor Gerwig (Karlsruhe 1838).
- Schimpf, Rainer: *Offenburg 1802–1847. Zwischen Reichsstadt und Revolution* (Karlsruhe 1997).
- Schmitter, Marcel: Betschdorf: Die elsässischen Steinzeugtöpfer. *Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde* 24, 1982, 37–64.
- Schmitter, Marcel: Les potiers de Betschdorf: Leurs migrations vers d'autres régions et la création de centres nouveaux. *L'Outre-forêt. Revue d'histoire de l'Alsace du Nord* 105, 1999, 23–39.
- Scholze, Horst: Was ist Glas? In: Claus Grimm (Hrsg.), *Glück und Glas. Zur Kulturgeschichte des Spesartglases, Veröffentlichungen zur bayerischen Geschichte und Kultur* Nr. 2/84 (München 1984) 127–136.
- Staatsarchiv Freiburg, Die Steinkrugfabrik des W. Remy in Oppenau jetzt: Theodor Günther B 727/12 Nr. 4314 (1823–1837, 1862–1870, 1926).
- Staatsarchiv Freiburg, Oppenau OG; Katholische Gemeinde: *Standesbuch 1831–1840*. Badische Standesbücher (Geburts-, Ehe- und Sterbeeinträge) / 1810–1870 L 10 Nr. 3617 (1831–1840).
- Staatsarchiv Freiburg, Oppenau OG; Katholische Gemeinde: *Standesbuch 1841–1846*. Badische Standesbücher (Geburts-, Ehe- und Sterbeeinträge) / 1810–1870 L 10 Nr. 3618 (1841–1846).
- Staatsarchiv Freiburg, Aufnahme des Wilhelm Remy und der Sophie Günther in den badischen Staatsverband B 727/12 Nr. 1988 (1861).
- Staatsarchiv Freiburg, Aufnahme des Johann Günther und der Wilhelmine Remy, beide von Oppenau, in den badischen Staatsverband B 727/12 Nr. 1963 (1863).



- Stadtarchiv Oppenau, Steingut Fabrik (Steinkrug-Fabrik, Steinerne Krugbäckerei) Archiv Nr. 772/5 (1823–1835).
- Stadtarchiv Oppenau, Zwangsversteigerungen in Liegenschaften, Remy Wilhelm II Archiv Nr. 022/9 (1844–1845).
- Stoehr, August: Deutsche Fayencen und Deutsches Steingut. Ein Handbuch für Sammler und Liebhaber (Berlin 1920).
- Verhandlungen der Stände-Versammlung des Großherzogthums Baden im Jahr 1837. Enthaltend die Protokolle der zweiten Kammer und deren Beilagen von ihr selbst amtlich herausgegeben. Neuntes Protokollheft (Karlsruhe 1837).
- Wielandt, Ulf: Notizen zum Mineralwasserversand der letzten Jahrhunderte in Baden-Württemberg, 2. Teil. Der Mineralbrunnen 2, 1985, 44–53.
- Zentner, Joseph: Das Renchthal und seine Bäder Griesbach, Petersthal, Antogast, Freiersbach und Sulzbach im Kinzigkreise im Großherzogthum Baden; heilkundig, geschichtlich, topographisch-statistisch und landwirthschaftlich; mit einem botanischen und geologischen Anhang (Freiburg im Breisgau 1827).
- Zentner, Joseph: Das Renchthal und seine Bäder Griesbach, Petersthal, Antogast, Freiersbach und Sulzbach im Großherzogthum Baden; heilkundig, geschichtlich, topographisch-statistisch und landwirthschaftlich; mit einem botanischen und geologischen Anhang<sup>2</sup>(Karlsruhe 1839).

## Anmerkungen

- 1 Die Steinkrugfabrik Oppenau wird in den Archivalien auch häufig als „Steinkrug-Bäckerei“ bezeichnet. Das Privileg aus dem Jahr 1824 wurde jedoch für die Errichtung einer „Steinkrugfabrik“ erteilt (Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314).
- 2 Hinweise auf die Oppenauer Steinkrugfabrik und ihre Erzeugnisse finden sich bei Börsig 1951, 47–48; Dittler 1979, 172; Bauer 1984, 16 und Huber 1999, 66–67. Im Rahmen von Forschungen zu Mineralwasserflaschen, Mineralquellen bzw. zur Heilbadgeschichte wird bei Wielandt 1984, 48 und zuletzt Huber 2001, 289–290 auf Oppenau als Produktionsstätte von Mineralwasserflaschen aus Steinzeug verwiesen.
- 3 Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314; Bestand B 727/12 Nr. 1988 und Bestand B 727/12 Nr. 1963.
- 4 Stadtarchiv Oppenau, Archiv Nr. 772/5 und Archiv Nr. 022/9.
- 5 Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand 233/19377 und Bestand 229/80704. Freundlicher Hinweis von Herrn Dr. Andreas Heege (Landesarchäologie des Fürstentums Liechtenstein).
- 6 Börsig 1951, 47, Abb. 16 bildet sechs Erzeugnisse aus der Oppenauer Steinkrugfabrik ab, welche heute im Renchtäler Heimatmuseum in Oppenau verwahrt werden. Es fehlen jedoch nähere Angaben zu diesen Objekten. Daher konnte nicht zweifelsfrei geklärt werden, ob es sich bei den abgebildeten Keramiken um Oppenauer Erzeugnisse handelt.
- 7 Bei vorliegendem Beitrag handelt es sich um einen Auszug aus Eva Blanc, Die Steinkrugfabrik in Oppenau 1824–1878/80. Geschichte und Erzeugnisse (Tübingen 2013). Weitere Zitate, wissenschaftliche Nachweise sowie eine ausführliche Literaturliste sind dort zu finden.
- 8 Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314. Das Bezirksamt Oberkirch berichtet am 22.08.1823 an das Direktorium des Kinzigkreises, dass sich Mutterers „... – schon gut 5/4 Jahr mit dem fraglichen Unternehmen ...“ abmühten.
- 9 Im Taufregister der Pfarrei in Oppenau (Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Taufregister der Pfarrei Oppenau 1753–1771, 59) wurde als Vorname Mutterers Bartholomäus eingetragen. In den Archivalien finden sich für Mutterers Vornamen unterschiedlichste Schreibweisen, wie etwa Barthel, Bartholomä etc.
- 10 Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Taufregister der Pfarrei Oppenau 1753–1771, 59.
- 11 Staatsarchiv Freiburg, Standesbuch 1841–1846, Bestand L10 Nr. 3618, 70, Nummer 48.
- 12 Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314; Stadtarchiv Oppenau, Archiv Nr. 772/5.
- 13 Ergänzt wurden die Ortschaften Oppenau und Oberndorf.

- 14 Anlässlich der Trauung von Bartholomäus Mutterer (\*31.10.1793/†19.03.1873) mit der Genovefa Oberfall am 03.10.1836 wurde notiert, dass es sich dabei um den ehelichen Sohn des Bartholomäus Mutterer (\*19.08.1757/†01.08.1845) und der Anna Maria Räßple von hier auf der Ansätze handelt (Staatsarchiv Freiburg, Standesbuch 1831–1840, Bestand L10 Nr. 3617, 1836, Nr. 40). Die Familie Mutterer war offensichtlich schon längere Zeit auf der Ansätze wohnhaft. Die Ansätze ist ein „Zinken der Pfarrgemeinde Oppenau ... mit einigen Häusern und wenigen Anwohnern“ (Huhn 1843, 39). Dieser Zinken ist im heutigen Gewann Ansetze in Oppenau aufgegangen.
- 15 Bauakten konnten nicht ausfindig gemacht werden.
- 16 Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Taufregister der Pfarrei Oppenau 1800–1820, 42.
- 17 Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Sterberegister der Pfarrei Oppenau 1858–1887, 258, Nr. 23.
- 18 Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314.
- 19 Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314.
- 20 Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314.
- 21 Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314.
- 22 Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314.
- 23 Stadtarchiv Oppenau, Archiv Nr. 772/5.
- 24 Stadtarchiv Oppenau, Archiv Nr. 772/5.
- 25 Für Rotenfels, Kreis Rastatt an der Murg, erhielt 1767 ein Caspar Günther das Privileg zur Herstellung und zum Verkauf steinerner Krüge und anderem Geschirr (Bauer 1984, 16; Stoehr 1920, 293). Nach 1770 fertigte die Krugmacherfamilie Wilhelm Wingerter aus Oberbetschdorf Steinzeug in Rotenfels, verließ diesen Ort aber bald wieder. Ebenfalls aus Oberbetschdorf stammen vier weitere Hafnerfamilien, die während des Koalitionskrieges um 1793 nach Rotenfels ausgewandert waren und dort ihre Waren produzierten (Moser u. a. 1996, 26). 1802 wurde die „Reichsgräflich-Hochbergische Tiegel- und Steingeschirrfabrik“ in Rotenfels gegründet und erhielt ein landesherrliches Privileg. Diese Fabrik bestand bis 1816, dann wurde die Produktion aus Rentabilitätsgründen aufgegeben (Moser 1996, 33).
- 26 In Oberbetschdorf ließ sich 1717 der erste Steinzeugtöpfer nieder (Schmitter 1982a, 48). Die Produktion von Steinzeug dauert bis heute an.
- 27 Stadtarchiv Oppenau, Archiv Nr. 772/5.
- 28 Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314.
- 29 Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314.
- 30 Stadtarchiv Oppenau, Archiv Nr. 772/5.
- 31 Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314.
- 32 Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314.
- 33 Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314.
- 34 Zu Jacob Anton Derndinger vgl. Dittler 1979, 165–185.
- 35 Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand 233 Nr. 19377.
- 36 Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand 233 Nr. 19377.
- 37 Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314.
- 38 Lt. VI. Konstitutionsedikt „Grundverfassung der verschiedenen Stände“ 1808 wurde im Großherzogtum Baden unter einer Fabrik „ein Betrieb verstanden, der „so ins Große geht, daß einzelne Arbeiter nur einzelne Teile des Gewerbs ausschließlich verrichten“, während die „von dem Gewerbsherrn geleitete Zusammenstimmung dann das Ganze vollendet“ (Fischer 1962, 37–38).
- 39 Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314; Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand 229/80704 und Bestand 233 Nr. 19377; Großherzoglich-Badisches Staats- und Regierungsblatt 1824, 159–160.
- 40 Dietz 1863, 602; Heunisch 1857, 733; Huhn 1843, 866; Dittler 1979, 172.
- 41 Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314.
- 42 Dafür spricht auch ein Passus aus einem Schreiben vom 23.09.1824 des Staatsministeriums in Karlsruhe an das Ministerium des Innern mit folgender Streichung: „Das Ministerium des Inneren wird auf seinen Vortrag den 27 vorigen Monats No 10348 ermächtigt dem Handelsmann Derndinger von Ichenheim zu gestatten, zu Oppenau in Gemeinschaft mit dem dortigen Häfner Mutterer eine Steinkrugbäckerei zu errichten und demselben hierzu ein ausschließliches Privilegium auf



- 10 Jahre, jedoch nur für den Bezirk des Kinzigkreises zu erteilen.“ (Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand 233 Nr. 19377).
- 43 Die Veröffentlichungs- und Vervielfältigungsrechte liegen beim Landesarchiv Baden-Württemberg.
  - 44 Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314.
  - 45 Katalog über die Kunst- und Industrieausstellung für das Großherzogthum Baden 1825, 16.
  - 46 Zentner 1827, 232.
  - 47 Huhn 1843, 866.
  - 48 Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand 233 Nr. 19377.
  - 49 Schimpf 1997, 81; Dittler 1979, 172–173.
  - 50 Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand 233 Nr. 19377.
  - 51 Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand 233 Nr. 19377.
  - 52 Es konnte bislang nicht geklärt werden, wie die Steingutfabrik in Zell in Bezug auf das Hausieren behandelt wurde.
  - 53 Stadtarchiv Oppenau, Archiv Nr. 772/5; Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314.
  - 54 Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314.
  - 55 Matthes 1992, 11.
  - 56 Scholze 1984, 136.
  - 57 Über die „Eintheilung des Großherzogthums in vier Kreise und die Aufstellung von Regierungen betreffend.“ vgl. Großherzoglich-Badisches Staats- und Regierungsblatt 1832, 133–134.
  - 58 Huhn 1843, 22–24.
  - 59 Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314.
  - 60 Repertorium 1838, 56 112.
  - 61 Verhandlungen der Stände-Versammlung des Großherzogthums Baden 1837, 64–65.
  - 62 Aus einem Schreiben des Oberbürgermeisteramtes Oppenau an das Bezirksamt Oberkirch am 30.04.1832 geht hervor, dass zu diesem Zeitpunkt bereits ein Fabrikarbeiter aus dem Großherzogtum Nassau mit dem Nachnamen Günther in der Krugfabrik beschäftigt war. Ein Anton Roth betrieb Hausierhandel mit Oppenauer Steinzeug. Aus gesundheitlichen Gründen hatte er sich einen Gehilfen namens Johann Joseph Günther von Nassau, den Bruder eines Fabrikarbeiters, gedungen. Für diesen Gehilfen fragte Roth nach einem gesetzlichen Ausweis für den Hausierhandel an. Die Bitte des Anton Roth wurde abgelehnt, da keine ausländischen Gänger im Hausierhandel beschäftigt werden durften (Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314).
  - 63 Bislang konnten die beiden Pächter Jakob Remy und Günther noch nicht zweifelsfrei identifiziert werden.
  - 64 Dietz 1863, 387.
  - 65 Dietz 1863, 603.
  - 66 Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314.
  - 67 Möglicherweise war auch der vollständige Beitritt des Großherzogtums Baden zum Zollverein am 18.09.1835 mit Wirkung zum 01.01.1836 dem Aufschwung der Steinkrugfabrik in Oppenau förderlich (Engehausen 2005, 74; Heunisch 1857, 469).
  - 68 von Fahnenberg 1838, 151.
  - 69 Fischer 1962, 186.
  - 70 Zentner 1839, 223.
  - 71 Huhn 1843, 866.
  - 72 Heunisch 1857, 733.
  - 73 Huhn 1851, 234.
  - 74 Huhn 1855, 234.
  - 75 Huhn 1868, 166.
  - 76 Verhandlungen der Stände-Versammlung des Großherzogthums Baden im Jahr 1837, 65.
  - 77 Stadtarchiv Oppenau, Archiv Nr. 022/9.
  - 78 Großherzoglich Badisches Anzeig-Blatt für den Mittelrhein-Kreis 1845, 670.
  - 79 Stadtarchiv Oppenau, Archiv Nr. 022/9.
  - 80 Dittler 1979, 176.

- 81 Zeitungsausschnitt dem Privatarchiv von Heinz G. Huber (Oberkirch). Die ursprüngliche Quelle ließ sich nicht mehr ermitteln. Freundlicher Hinweis von Herrn Andreas Huber (Hauptamtsleiter Oppenau).
- 82 Dietz 1863, 602.
- 83 Dietz 1863, 602–603.
- 84 Dietz 1863, 602–603.
- 85 Zu Form und Funktion einer Woulf'schen Flasche vgl. Endres 1996, 111. Für dieses Laborgerät sind unterschiedliche Bezeichnungen (Woulf'sche Flasche Woulffi'sche Flasche, Wolf'che Flasche etc.) gebräuchlich.
- 86 Dietz 1863, 602.
- 87 Großherzoglich-Badisches Staats- und Regierungsblatt 1861, 387–392; Dietz 1863, 406.
- 88 Müller u. a. 2009, 262.
- 89 Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314.
- 90 Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314.
- 91 Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314.
- 92 Privatarchiv Heinz. G. Huber. Die ursprüngliche Quelle des Zeitungsausschnitts konnte nicht ermittelt werden.
- 93 Staatsarchiv Freiburg, Standesbuch 1847–1870, Bestand L 10 3619, 78, Nr. 4.
- 94 Katalog der Schwarzwälder Industrie-Ausstellung 1876, 49.
- 95 Huber 1999, 67. Bisher konnte nicht geklärt werden, aus welcher Quelle die Information über die Versteigerung ursprünglich stammt. Eine Verifikation der Angaben war daher nicht möglich.
- 96 Privatarchiv Heinz. G. Huber. Die ursprüngliche Quelle des Zeitungsausschnitts konnte nicht geklärt werden.
- 97 Staatsarchiv Freiburg, Bestand B 727/12 Nr. 4314.
- 98 Vgl. die Anzahl der aus den Badeorten Antogast, Freiersbach, Griesbach, Peterstal, Oppenau, Sulzbach und Rippoldsau versendeten Mineralwasserflaschen und -krüge in den Jahren 1868 bis 1879 in: Statistisches Jahrbuch für das Großherzogthum Baden 1868 (1869), 72; 1869 (1871), 72; 1870 (1872), 82; 1871 (1873), 82; 1872 (1874), 82; 1873 (1875), 84; 1874 (1876), 84; 1875 (1877), 66; 1876 (1878), 68; 1877 (1879), 68; 1878 (1880), 72; 1879 (1881), 76; 1880 (1882).
- 99 Schmitter 1982a, 57–58.
- 100 Schmitter 1982a, 57.
- 101 Freundlicher Hinweis von Herrn Dr. Andreas Heege (Landesarchäologie des Fürstentums Liechtenstein).



# 100 Jahre Rathaus Niederschopfheim 1912–2012

Hermann Löffler

Das alte Rathaus von Niederschopfheim stand auf demselben Platz wie das heutige Rathaus, jedoch in Nord-Süd Richtung. Es war ein eineinhalb geschossiges Fachwerkhaus mit Lehmriegel und muss in einem sehr desolaten Zustand gewesen sein. Es gibt davon nur einen Lageplan, einen Schnitt durch das Haus und vom Erdgeschoss einen Grundriss. Ansichtspläne oder Fotos gibt es leider nicht. Das Haus war ca. 17 Meter lang und 11 Meter breit, hatte einen großen Kniestock und ein sehr steiles Dach.<sup>1</sup>

Das Haus wurde Ende Mai 1829 von der Gemeinde für 1500 Gulden gekauft. Eigentümer war der Musiklehrer Schmutz aus Offenburg, der das Haus von seinem Vater, dem Niederschopfheimer Altvogt Franz Anton Schmutz, Vogt von 1814–1817, geerbt hatte. Im Volksmund wurde es deshalb das „Altvogt Schmutzsche Haus“ genannt.

Im Schriftverkehr mit dem Großherzoglichen Oberamt vom 17. Februar 1829 wird es beschrieben, als „ein großes Wohn-



Lageplan altes  
Rathaus, schwarz,  
um 1830

haus, dann mit einer besonderen daneben stehenden Scheune und Stall (Stierstall) mit einem Schopf“.

Es heißt weiter: „Nach Verabredung soll in gedachter Behausung eine Gerichtsstube (Amtszimmer für das Rathaus) nebst einem Archiv zur Aufbewahrung der Gemeindeakten, dann im übrigen Theile des Hauses so viele Wohnungen für arme Familien des Orts untergebracht werden, als sich thun lässt. Die Nebengebäulichkeiten aber sollen zu einem Remise für Feuerspritze und zur Aufbewahrung von Baumaterialien, welche oft in der Gemeinde nötig sind, dann zu einer Scheune und einem Pfandstall (zur Unterbringung von gepfändetem Vieh) hergestellt werden.“ Der damalige Vogt Samson teilte dann dem Oberamt noch mit, dass zu diesem Geschäft der Maurermeister Meisburger von Offenburg die Planung und auch die Arbeiten ausführen wird. „Derselbe muss die hiesigen Handwerksleute, welche bereits sämtliche Schuldner der Gemeinde sind, als Arbeiter hinzuziehen.“<sup>2</sup>

Die notwendigen Umbaumaßnahmen wurden dann sofort in Angriff genommen. Der Umbau des 1. Stocks war Mitte September, der Umbau des Dachgeschosses für die Armenwohnungen war Ende September 1829 fertig. Über den Armenwohnungen war noch ein Speicher.

Man kann deshalb sagen, dass es ab 1829 ein Rathaus gab. Vorher war die Gerichtsstube (Amtszimmer) der Gemeinde in der „Laube“, heute Gasthaus „Linde“, die bis 1803 der Gemeinde gehörte. Bis zum Kauf des „Schmutzschen“ Hauses war dann die Gerichtsstube im Haus des Vogtes untergebracht.

In einem Schreiben vom 06. Juli 1863 berichtet das Oberamt: „In den Armenwohnungen des Rathauses sind 15 Personen und eine Anzahl Kinder untergebracht. Es herrscht dort große Verelendung und Unsittlichkeit. Die Dorfstraße (heute Mühlgasse) hinter dem Wohnhaus ist eine Kloake“ (dort war der Abtritt). 1886, bei der Einrichtung des ersten Niederschopfheimer Kindergartens im nördlichen Teil des Erdgeschosses, verwiesen die Behörden auf große Mängel in der Bausubstanz des Rathauses. Außerdem auf das Armenhaus im Obergeschoss, das sowohl für die Verwaltung, insbesondere aber auch für den Kindergarten sehr problematisch war.<sup>3</sup>

1901 wurde Wilhelm Löffler zum Bürgermeister von Niederschopfheim gewählt. Er war von 1901–1933 Bürgermeister von Niederschopfheim. 1933 musste er sein Amt auf Druck der Nazis aufgeben.

Immer wieder drängte er darauf, einen Rathausneubau ins Auge zu fassen. Wie aus dem Tagebuch einer Ortsbereisung von 1906 hervorgeht, haben die Großherzoglichen Behörden damals



den Neubau eines Rathauses anerkannt, aber auch darauf hingewiesen, dass dringend ein neues Schulhaus gebaut werden sollte.

Am 06.12.1906 beschloss dann der Gemeinderat, ein neues Rathaus an dem Platz zu bauen, auf dem das alte Rathaus steht. Zuvor hatte es der Gemeinderat abgelehnt, das 1884 gebaute obere Schulhaus als Rathaus zu nutzen und auf den Platz des alten Rathauses ein neues Schulhaus zu bauen. Dies wurde damit begründet, dass sich der Rathausplatz für ein neues Schulhaus nicht eignet, weil er zu klein ist, um dort alle Schulsäle und auch die Wohnungen für die Lehrer unterzubringen.

In dieser Sitzung wurde auch beschlossen, den Bürgerausschuss einzuberufen und über diese Beschlüsse ebenfalls abstimmen zu lassen. Die Sitzung war am 06.03.1907. Von 55 Mitgliedern des Ausschusses waren 44 anwesend. Dem Vorschlag des Gemeinderates wurde einstimmig zugestimmt.<sup>4</sup>

Danach meinte das Oberschulamt, dass man, zusammen mit dem neuen Rathaus, den dringend notwendigen Bau der Schule auf dem östlichen Teil des heutigen Harmonieplatzes, der damals schon der Gemeinde gehörte, gleich mitbauen sollte, weil man dadurch Kosten sparen könnte. Dies scheiterte jedoch aus finanziellen Gründen und an dem mangelnden Willen von Bürgermeister und Gemeinderat.

Man wollte unbedingt zunächst ein neues Rathaus. „Es erscheint dringend notwendig, den Rathausbau zuerst zu erstellen, indem das alte Rathaus am Zusammenfallen ist“, schreibt die Gemeinde am 21.12.1907 an das Bezirksamt Offenburg.<sup>5</sup>

1908 wurde Architekt Kull aus Offenburg mit der Planung des neuen Rathauses beauftragt und Anfang 1909 wurden die Baupläne beim Bezirksamt Offenburg eingereicht.

Das Bezirksamt teilt dann am 19.03.1909 mit: „Die definitive Baugenehmigung wird erteilt werden, sobald das Gesuch hierzu reif ist, vorher nicht. Eine vorläufige Baugenehmigung könnte eventuell nur für die Grabarbeiten erteilt werden. Wenn eine Kapitalaufnahme nötig ist, muss hierzu, vor der Baugenehmigung, die Genehmigung des Großherzoglichen Innenministeriums eingeholt werden. Wie wir dies ja dem Herrn Bürgermeister bereits eingehend dargelegt haben.“

Anscheinend gab es von Anfang an Probleme mit den Genehmigungsbehörden, weil ihnen die geplante Fassade und auch die Raumeinteilung nicht gefallen hat. Auch Architekt Kull war den Genehmigungsbehörden nicht angenehm. Wie aus dem Schriftverkehr mehrfach hervorgeht, hätte das Großh. Bezirksamt und der Technische Referent des Innenministeriums nicht nur gerne andere Architekten und Fachleute an der Planung beteiligt, sondern auch sich selbst. Vor diesem Hinter-

grund zierte sich das Innenministerium, einer Kapitalaufnahme zur Finanzierung des Rathauses zu zustimmen.

Schon im Juli 1909 beauftragte deshalb die Gemeinde Rechtsanwalt Otto Katz aus Offenburg, die Planung und Finanzierung des Bauvorhabens bei den Behörden durchzusetzen. Er legte am 18.06.1909 beim Bezirksamt eine Vollmacht der Gemeinde vor, mit der Bitte, eine Kapitalaufnahme zu genehmigen. Außerdem teilte er mit:

*„Der Gemeinderat besteht darauf, dass das von Architekt Kull vorgelegte Projekt zur Ausführung kommen soll. Die Fassade soll wie geplant so bleiben, das ist auch die Meinung der ganzen Bürgerschaft. Die Erkundungen des Gemeinderates bei anderen Gemeinden, für welche Architekt Kull Rathaus- und Schulbauten ausgeführt hat, waren außerordentlich günstig.*

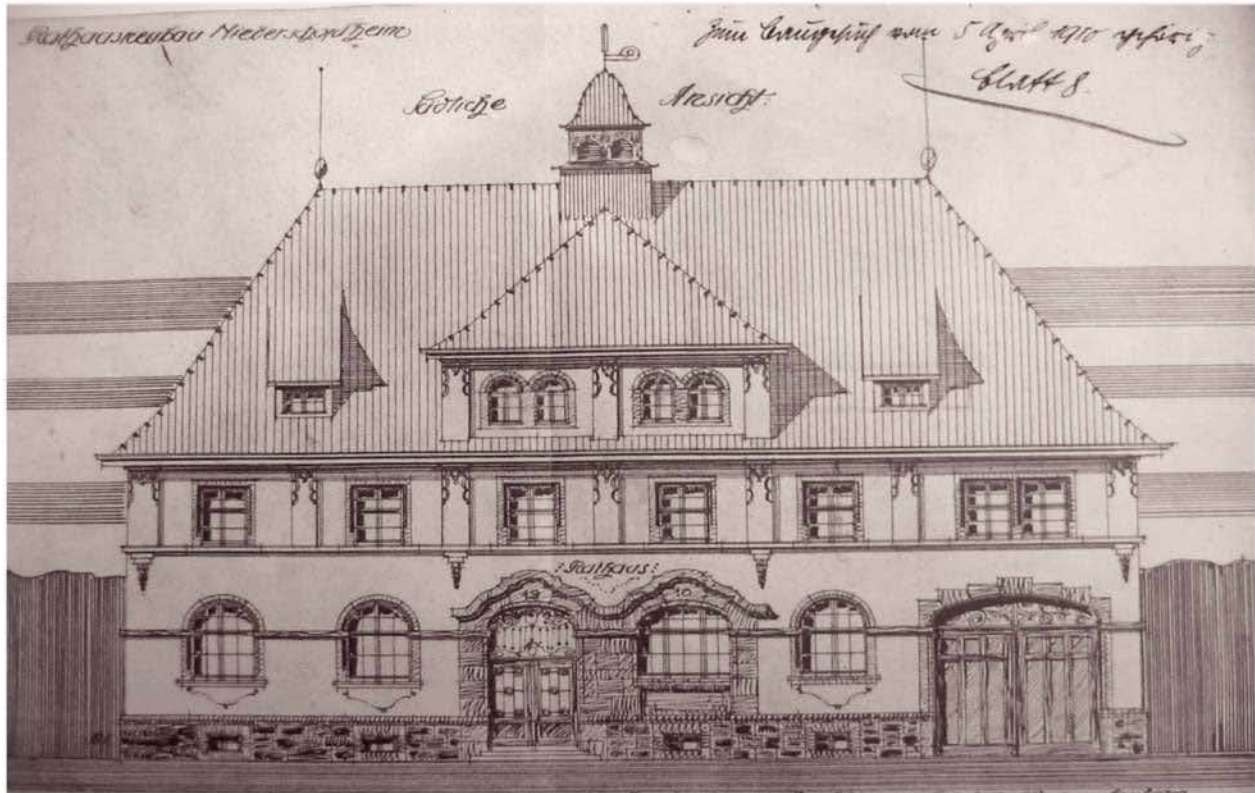
*Architekt Kull führte im Amtsbezirk Offenburg und angrenzenden Gemeinden, zur Befriedigung dieser Gemeinden, folgende Bauten aus: 1899 in Ohlsbach, 1903 in Oberharmersbach, 1905 in Weiler-Fischerbach, hier hat er auch ein Schulhaus gebaut, 1907 ein Rathaus in Schiltach und Durbach und in Unterentersbach ein Schulhaus. Mit dem vom Großh. Bezirksbaumeister 1909 in Zell-Weierbach erstelltes Rathaus ist die Bevölkerung nicht zufrieden, auch weil die Unterhaltung der Fassade außerordentlich teuer ist. Gegen die Zweckmäßigkeit des Kullschen Projektes wird wohl von keiner Seite eine ernstliche Einwendung erhoben werden können.“*

Trotzdem lässt der technische Referent des Innenministeriums, mit Schreiben vom 18. Oktober 1909, kein gutes Haar an der Kullschen Planung. Außerdem schreibt er, dass eine nach seinen Vorschlägen durchgeführte bessere Planung eine Kostensparung von 5000 bis 6000 Mark ergeben würde.

Im November 1909 teilt das Bezirksamt mit, „dass die Gemeinde ein neues Schulhaus bauen muss. Es wäre deshalb sinnvoll, dies zuerst zu tun, danach könnte das Rathaus in der Oberen Schule (heute Haus der Begegnung) untergebracht werden und man würde dabei noch mindestens 20000 Mark sparen. Wenn aber die Gemeinde diese Mehrausgaben machen möchte und wenn die Pläne und alle Unterlagen Erster Planentwurf für das neue Rathaus April 1910 vorliegen, könnte die Kapitalaufnahme genehmigt werden.“

Im Februar 1910 schickt das Bezirksamt Skizzen, auf denen die Grundrisse verändert wurden. Darin waren im Keller zwei „Arrestlokale“ vorgesehen und die Lehrerwohnung war verkleinert. Außerdem wurde nochmals darauf hingewiesen, dass Architekt Kull wegen der „Ausgestaltung der Facaden“ mit dem





Bezirksamt Rücksprache zu nehmen hat. Es gab dann noch Probleme wegen der Beleuchtung und Belüftung des Pissoirs, die als ungenügend angesehen wurden.

Im Juli und August wurde nochmals vom Bezirksamt bemängelt, dass der Gemeinderat nicht bereit ist, die Herren des Ministeriums und des Bezirksbauamtes in die Planung einzubeziehen. Außerdem wurden weitere Änderungswünsche vorgebracht, mit der Drohung, dass eine Kapitalaufnahme nicht genehmigt wird, wenn der Gemeinderat nicht auf die Forderungen des Großh. Bezirksamtes eingeht.

Im Oktober 1910 verlangt das Bezirksamt nochmals eine detaillierte Kostenberechnung und bemerkt, dass die Gemeindeverwaltung nicht gewillt ist, auf die vom Bezirksamt gemachten Vorschläge für die Raumeinteilung und bessere Gestaltung des Projektes einzugehen.

Im Dezember 1910 teilte das Schulamt mit, dass die Gemeinde erklären muss, wie sie die „hervorgehobenen Mängel“ in den alten Schulen beseitigen will, wenn das Rathaus gebaut wird, das Schulhaus aber nicht.

Am 15.3.1911 beantragt die Gemeinde beim Bezirksamt die Abbruch-Genehmigung für das alte Rathaus „weil man jetzt noch den Lehm aus den Wandriegeln, zur Düngung auf den Feldern, kostenlos abgeben und abfahren lassen kann, da die Felder noch nicht bestellt sind“<sup>6</sup>.

*Erster Planentwurf  
für das neue Rathaus  
April 1910*

*Zweiter Planentwurf  
für das neue Rathaus  
Mai 1911*



Ende April 1911 genehmigt das Kultusministerium die Auslagerung des Grundbuchamtes in den 1890/91 neu gebauten Kindergarten. Auch alle Akten und Bücher wurden während der Bauarbeiten dort untergebracht.<sup>7</sup> Am 9. Mai wurde dann die Abbruch-Genehmigung erteilt.

Bevor das alte Rathaus abgerissen werden konnte, mussten noch die Eheleute Razz, ein altes und mittelloses Ehepaar, das schon einige Jahre in einer Armenwohnung im Rathaus lebte, untergebracht werden, ebenso die mittellose Witwe Genoveva Herrmann, die ebenfalls in einer Armenwohnung im Rathaus lebte.

Die Witwe des Karl Ehret erklärte sich bereit, das Ehepaar für 96 Mark Miete im Jahr aufzunehmen. Thomas Bandle nahm die Witwe Genoveva Herrmann für 60 Mark Miete im Jahr auf. In beiden Fällen wurde die Miete von der Gemeinde bezahlt, was der Gemeinderat am 17.4.1911 beschloss. Frau Herrmann hatte von der Gemeinde noch eine Wiese „Im Bruch“ als Bürgernutzen. Die Gemeinde hat dann diese Wiese für jährlich 30 Mark verpachtet, so dass der Gemeinde nur jährliche Kosten von 30 Mark für die Unterbringung dieser Frau entstanden.<sup>8</sup>

Zur Finanzierung des Rathausneubaus beschloss der Gemeinderat am 28.5.1911:

„1.) Eine Kapitalaufnahme von 36000 Mark bei der Kasse oder Bank.





- 2.) Verwendung des Aktienkapitals von 16333 Mark, angelegt bei der Sparkasse Schutterwald.
- 3.) Verwendung der im Haushalt 1911 vorgesehenen Mittel in Höhe von 2000 Mark.
- 4.) Verwendung des Erlöses von 1000 Mark für Abbruchmaterial vom alten Rathaus.

Das Kapital in Höhe von 36000 Mark wird bei der Sparkasse in Schutterwald aufgenommen und in jährlichen Raten von 1000 Mark plus Zinsen zurückgezahlt, erstmals 1912.“

Diesen Beschlüssen hat der Bürgerausschuss in seiner Sitzung, die auf Pfingstmontag, den 5.6.1911 mittags um 12 Uhr, einberufen wurde, zugestimmt.<sup>9</sup>

Zur Durchführung des Richtfestes beschloss der Gemeinderat am 8.10.1911: „dass den Handwerksleuten, Maurer, Zimmerleute und Handwerker, nach Vollendung des Aufschlagens, (Richtfest) ein Biertrunk von etwa 200 Liter und jedem ein paar Würste mit Brot im Gasthaus Sonne, auf Kosten der Gemeinde, verabreicht werden solle“.

Ende Mai 1911 wird nochmals angemahnt, die Fassade entsprechend dem Vorschlag des Innenministeriums zu bauen. Außerdem wird in einem weiteren Schreiben des Innenministeriums der Kapitalaufnahme zur Finanzierung der Baukosten unter bestimmten Auflagen zugestimmt (z.B. Änderung der Südfassade und die Lage und Bauausführung des Archivs).

Am 8. Juni werden die Grabarbeiten für den Neubau genehmigt und mitgeteilt, dass die Genehmigung zur Kapitalaufnahme erst mit der Baugenehmigung erteilt wird. Diese wurde dann am 1. Juli 1911 erteilt. Nun ging es mit Volldampf an die Bauarbeiten.

Am 12. Februar 1912 wird berichtet, dass der Bezirkskontrolleur, ich nehme an, bei der Rohbauabnahme, Folgendes festgestellt hat: „Die vom Referenten des Innenministeriums entworfene Skizze wurde bei der Bauausführung nicht beachtet, trotzdem der Baubescheid dies ausdrücklich vorschreibt. Der Sockel wurde anders ausgeführt.“

Statt fünf Säulen wurden an die Südfassade nur drei Säulen gestellt, die Umrahmung des Einfahrtstores auf der Südseite



steht nicht im Einklang mit den Fensterfeldern im Erdgeschoss, die Gaubendächer sind verändert und der Dachreiter ist nicht mit rundem Fuß ausgeführt.“

Das Bezirksamt fordert einen Bericht, warum das so gemacht wurde. „Gleichzeitig bestehen wir darauf, dass beim weiteren Ausbau (Fenster, Türen etc.) die Skizze unbedingt beachtet wird.“

Im März 1912 wurde dann nochmals die Fenstergestaltung, ob zwei- oder dreiflügelig, diskutiert. Dazu ordnete der Bürgermeister einen Sonntagstermin mit Architekt Kull an.<sup>10</sup>

Nachdem das neue Rathaus fast fertig war, beschloss der Gemeinderat am 29.8.1912:

„Am 1. Dezember 1912 soll die Eröffnung des neuen Rathauses in folgender Weise stattfinden:

1. Nachmittags 3 Uhr soll durch Pfarrer Dr. Valentin Hoch, z. Zt. Pfarrer hier, das neue Rathaus eingeweiht werden.
2. Hierauf sollen dem Bürgermeister Löffler die Schlüssel des Hauses, die Herr Kull, Architekt von Offenburg innehat, übergeben werden.
3. Sodann sollen der Bürgermeister und der Bezirksbeamte von Offenburg, Assessor Engler, Ansprachen vor dem Rathaus halten. Dabei soll den Leuten die Bedeutung des Hauses erfolgen.
4. Die Schulkinder bekommen anlässlich der Feier einen Wecken.





5. In den Gasthäusern zum Bahnhof, Adler, Sonne und Bierhaus (ab 1914 Bergschlössle, Spielbergstraße 15) sollen je 150 Liter Freibier getrunken werden dürfen, unter Verteilung der Einwohner nach der Reihenfolge der Hausnummern (ich nehme an, dass die Häuser und Familien jeweils den einzelnen Gasthäusern zugeordnet waren und die Leute sich dann, in der Reihenfolge der Hausnummern, das Bier zu sich nach Hause geholt, oder sofort an Ort und Stelle getrunken haben. Niederschopfheim hatte damals ca. 1800 Einwohner).
6. Im Gasthaus Linde soll ein Essen mit Wein für die Gemeinderäte, Pfarrer, Lehrer, Architekt und allen an diesem Bau beteiligten Unternehmer verabreicht werden. Die Ziffern 4 bis 6 sollen von der Gemeinde bestritten werden.“

Die Bauarbeiten wurden im November 1912 abgeschlossen. Am 1.12.1912 wurde dann das neue Rathaus eröffnet. Es kostete 53.260,- Mark.

Sofort nach Fertigstellung des Rathauses wurde der Bürgersaal auch als Schulraum eingerichtet.

Ärgerlich war für die Schüler, dass sie bis in die 1950er Jahre nicht die Aborte im Rathaus benutzen durften, sondern sie mussten ins obere Schulhaus oder in die alte Schule bei der Kirche gehen.<sup>11</sup> Möglicherweise war dies für die Schüler aber gar nicht so schlimm, weil sie dadurch eine zeitlang dem Unterricht entgehen konnten.

Beheizt wurde der Bürgersaal mit einem sogenannten Kanothenofen. Ein Stahlungetüm, das mit Holz betrieben wurde.

Auch die Verwaltungsräume und die Lehrerwohnungen wurden mit Holz beheizt.

Für die Heizung war der „Bott“ (Gemeindebote) zuständig, der morgens um 6 Uhr die Öfen im Rathaus in Betrieb gesetzt hat. Das Holz dazu, ich schätze 20 Ster, wurde im Frühjahr mit Fahrzeugen angefahren, hinter dem Rathaus gesägt und vom Bott oder von Tagelöhnern gespalten. Dann mussten die Schüler auf den Rathhaustreppen eine Menschenkette bilden, bei der immer zwei Holzscheite dem nächsten Schüler weitergegeben wurden, bis das Holz auf dem Speicher ankam. Beim Aufheben von zwei hinuntergefallenen Hölzern stürzte 1946 der Zweitklässler Franz Vetter aus der Rittistraße 11 die Treppe hinunter und verletzte sich so schwer, dass ihm, trotz mehrmaligem Krankenhausaufenthalt, der rechte Fuß unterhalb des Knies abgenommen werden musste. Möglicherweise haben die Schüler auch „gezibbelt“ (soviel wie: „Unsinn gemacht“; Hohberger Mundart).

In der „Verwiegstelle“ war die Gemeindewaage, heute sind dort die Räume der Ortsverwaltung. Auf dieser wurde im Winter der auf den Tabakschöpfen getrocknete Tabak gewogen und an die Tabakindustrie verkauft. Vorher wurde er, meistens in den Küchen der Tabakbauern, weil es dort warm war, zu Bündeln zusammengebunden. Auch die Landwirte und Metzger haben ihre Schweine und Rinder hier gewogen, bevor sie verkauft und geschlachtet wurden. Für den Wiegemeister war, dort wo heute die Post ist, etwas erhöht ein kleiner Raum, in dem die Wiegeeinrichtung untergebracht war. Für das Kleinvieh war auf der Waage extra ein kleines Gatter eingebaut, in dem es während des Wiegens eingesperrt werden konnte. Wenn Großvieh gewogen wurde, z.B. auch Stiere, denen man die Augen zugebunden hatte, waren immer mehrere Männer erforderlich, um die Tiere über eine kleine Rampe auf die Waage zu bugsieren, was natürlich mit großem Gebrüll und Geschrei verbunden war.

Im ersten Obergeschoss, gegenüber dem Bürgersaal, war die Lehrerwohnung und im Dachgeschoss waren zwei Räume, in denen z.B. während und nach dem Krieg die Lebensmittelkarten und Bezugscheine ausgegeben wurden. Die Anbauten an der Dachgaube auf der Südseite und die Dachgauben auf der Ost- und Nordseite des Daches wurden erst nach dem 2. Weltkrieg gebaut. Damit wurde Wohnraum geschaffen für die vielen Flüchtlinge, die auch in Niederschopfheim aufgenommen werden mussten.<sup>12</sup>

Im Keller waren zwei Arrestzellen eingerichtet, die nicht nur kalt, sondern auch sehr feucht waren. Vor dem Rathausneubau





war das „Arrestlokal“ im „Hiesli“. Dies war ein rechteckiger, zweistöckiger Sandsteinbau, der leider in den 1960er Jahren abgerissen wurde. Das „Hiesli“ stand vor dem Pfarrhof, dort wo heute der Brunnen ist. Es war 1810 gebaut worden. Vorher war das Gemeindegefängnis, ebenso wie die Gerichtsstube im Gasthaus „Laube“, die der Gemeinde gehörte und 1803 verkauft wurde.<sup>13</sup>

Altbürgermeister Helmut Löffler, der 1942 aufgrund einer schweren Kriegsverletzung als Ratschreiber eingestellt wurde, schreibt in seinem Vorwort zu dem von ihm 1942 für das Gemeindearchiv erstellten Aktenplan:

*„Nach Ausbruch des Krieges 1940 wurde das Rathaus von der deutschen Besatzungsmacht beschlagnahmt und wurde in diesem ein Lazarett eingerichtet. Sämtliche Bücher und Akten und Archivalien mussten anderweitig untergebracht werden und kamen erst nach Auflösung des Lazaretts in das Rathaus zurück. Dabei ging manches für die Geschichte von Niederschopfheim verloren. Die Besetzung Niederschopfheims am 16. April 1945 um 15.30 Uhr durch die Franzosen, schädigte die Archivalien abermals. Die Besatzungsmacht verfügte frei über alle Räume im Rathaus und deren Inhalt. Hierbei ging abermals vieles verloren.“<sup>14</sup>*



Die Gemeindeverwaltung war, bis zur Gemeindereform 1972, im Erdgeschoss des Rathauses untergebracht, danach die Ortsverwaltung. In den Räumen links waren der Bürgermeister und der Ratschreiber, in den Räumen rechts war der Gemeinderechner untergebracht (heute der Raum für die Jugendbeauftragte).

Nachdem einige Jahre zuvor aus Kostengründen der Polizeiposten im „Polizeihaus“ in der Alten Landstraße 80 geschlossen wurde, hat man 1983 der Gemeinde angeboten, wieder einen Polizeiposten für Hohberg im Rathaus einzurichten, wenn die Räume im Erdgeschoss für die Polizei frei gemacht werden. Daraufhin wurde im Obergeschoss ein Zimmer von der ehemaligen Lehrerwohnung abgetrennt und dort, zusammen mit dem Nebenzimmer des Bürgersaales, die Ortsverwaltung eingerichtet.

1991 wurde mit Zuschüssen der Dorfentwicklung das Rathaus außen saniert, einschließlich Dach und Sirenenturm. Die Farbgestaltung, wie wir sie heute sehen, wurde von Meisterschülern der Malerfachschule Lahr vorgeschlagen.

Weil der Polizeiposten personell vergrößert wurde, zog am 4.11.2005 die Polizei nach Hofweier ins Erdgeschoss der ehemaligen Grundschule neben dem Rathaus.

2009 wurde die Verwiegstelle, in der noch die Tanztribüne und die alte Feuerwehroleiter aus dem Jahre 1923 untergebracht waren, umgebaut und Räume für die Ortsverwaltung und eine



Poststelle eingerichtet. Diese Räume wurden am 8.11.2009 ihrer Bestimmung übergeben. In die bisherigen Verwaltungsräume von Polizei und Ortsverwaltung zogen Vereine ein. Erfreulich ist, dass das Niederschopfheimer Archiv erhalten blieb.

Die Bürgermeister, die im Rathaus in diesen 100 Jahren ihren Dienstsitz hatten:

Wilhelm Löffler von 1911 bis 1933,

Hermann Schaub von 1933 bis 1945,

Franz Josef Hahn von 1945 bis 1951,

Wendelin Franz von 1951 bis 1965 und

Helmut Löffler von 1965 bis zur Gemeindereform 1972.

Ansprechpartner in der Ortsverwaltung waren überwiegend, vom 1.1.1973 bis 15.3.1982 Cäcilie Franz und vom 16.03.1982 bis heute, Renate Vogt.<sup>15</sup>

Zum Schluss noch eine interessante Begebenheit, die sich vor dem Rathaus abgespielt hat.

Am 19.3.1935 wird Polizeidiener Kühne von der NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei) ermahnt, weil er schon öfters die SA-Formation (Aufmarsch der SA) und die Hakenkreuzfahne nicht begrüßt hat.

Unter anderem heißt es: „Zuletzt bei einer Huldigungsfeier für die nach 15 jähriger Knechtschaft nach Deutschland zurück gekehrte Saar, obwohl er als Gemeinde Beamter dazu verpflichtet ist.“ (Das Saarland wurde nach dem 1. Weltkrieg Frankreich zugeschlagen.)

Bei der Verhandlung über sein „Fehlverhalten“ wurden mehrere Zeugen gehört, die überwiegend nur Positives berichteten. Trotzdem wurde er abermals ermahnt und als Polizeidiener abgesetzt. (SA heißt: Sturmabteilung. Die SA war eine Organisation der Nazis.) Im Juni 1938 wurde er erneut wegen einer ähnlichen Begebenheit verwarnt. Danach durfte er die Amtsbezeichnung Polizeiwachtmeister nicht mehr führen und wurde nur noch als Orts- bzw. Ratsdiener eingesetzt.<sup>16</sup>

## Anmerkungen/Quellen

- 1 Gemeindearchiv Niederschopfheim.
- 2 Staatsarchiv Freiburg B 728/1 Nr. 8803.
- 3 Staatsarchiv Freiburg B 728/1 Nr. 8803.
- 4 Gemeindearchiv Niederschopfheim.

- 5 Staatsarchiv Freiburg B 728/1 Nr. 8839.
- 6 Gemeindearchiv Niederschopfheim.
- 7 Staatsarchiv Freiburg B 728/1 Nr. 8810.
- 8 Gemeindearchiv Niederschopfheim.
- 9 Staatsarchiv Freiburg B 728/1 Nr. 8840.
- 10 Staatsarchiv Freiburg B 728/1 Nr. 8839.
- 11 Gemeindearchiv Niederschopfheim.
- 12 Eigene Erinnerungen.
- 13 Buch Heimatkunde Niederschopfheim von Pfarrer Wilhelm Bartelt, Seite 223 ff.
- 14 Gemeindearchiv Niederschopfheim.
- 15 Eigene Erinnerungen.
- 16 Staatsarchiv Freiburg 728/1 Nr. 8816.

Lageplan Altes Rathaus: Gemeindearchiv Niederschopfheim  
Planentwürfe 1 und 2: Staatsarchiv Freiburg B 728/1 Nr. 8839

Fotos: Hermann Löffler



## Der „Hofstaat“ des Führerhauptquartiers

Ralf Bernd Herden

Das „Führerhauptquartier Tannenberg“<sup>1</sup> auf dem Kniebis ist manchem nicht unbekannt – die „Entourage des Führers“, welche Hitler bei seinem Aufenthalt auf dem Kniebis besucht oder begleitet hat, ist aber nicht weniger interessant. Die „Teilnehmerliste“ anlässlich des „Führeraufenthaltes“ wirft ein bezeichnendes Licht auf den „Hofstaat des Führers“.<sup>2</sup> So war der Kniebis im Strom der Zeit zu einem Wassertropfen geworden, in welchem sich manches fokussiert hat. Für die Wachmannschaften des „Reichs-Sicherheits-Dienstes“, welche einen Teil des Führerbegleitkommandos stellten, hatte man übrigens eigens besondere Erkennungsmarken – heute „dog tags“ genannt – entwickelt und ausgegeben, welche die Aufschrift „Tannenberg“ trugen.<sup>3</sup>

### Lakeitel und Bodenschatzi

Neben den allseits bekannten Persönlichkeiten wie Reichsleiter Bormann und Generaloberst Keitel (Spitzname: „Lakeitel“, weil er für seine Unterwürfigkeit gegenüber Hitler bekannt und gefürchtet war), Generalleutnant Bodenschatz<sup>4</sup> (gen. „Bodenschatzi“, weil er aus der Zeit des I. Weltkrieges ein besonderer Freund Hermann Görings, seit 1933 sein Adjutant, später Leiter seines Ministerbüros und danach Görings Vertreter beim „Führer“ war) und Generalmajor Alfred Jodl<sup>5</sup> (Chef des Wehrmachtsführungsstabes im Oberkommando der Wehrmacht) gehörte ein buntes Sammelsurium an Mitreisenden zum „Tross des Führers“.

### „Pionier der Arbeit“ in der Reichspressekammer

Reichsleiter für die Presse Max Amann<sup>6</sup> MdR (1933–1945), der frühere Feldwebel Hitlers aus der Zeit des ersten Weltkrieges, Geschäftsführer des Zentralverlages der NSDAP Franz Eher Nachf., Präsident der Reichspressekammer, Vorsitzender des Vereins Deutscher Zeitungsverleger, durfte sich u. a. auch mit dem Ehrentitel „Pionier der Arbeit“ schmücken. Der SS-Obergruppenführer (1941) war laut Adolf Hitler der „größte Zeitungsverleger der Welt“, und hat nach Ansicht von Joseph Goebbels „auf meine Anforderung im Verlagswesen gründlicher aufgeräumt, als irgendwo anders aufgeräumt worden ist“.

### Er kann nichts und leistet nichts ...

Reichspressechef Dr. Otto Dietrich<sup>7</sup> MdR (1936–1945) war Vizepräsident der Reichspressekammer sowie Pressechef der Reichsregierung – und zugleich der Staatssekretär Joseph Goebbels im „Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda“. Der Autor des Buches „Mit Hitler an die Macht“ war seit 1933 Vorsitzender des Reichsverbandes der Deutschen Presse. Über ihn schrieb Goebbels 1936 in sein Tagebuch: „Er kann nichts. Und leistet nichts“. 1941 sollte Dietrich trotzdem SS-Obergruppenführer werden. Ihre Titelsammlungen umschreiben den Aufgabenbereich beider Herren hinlänglich: Sie gehörten zu den offiziell-offiziösen Meinungsmachern, welche die Presse und den „Goebbels-Schnauze“ genannten Volksempfänger mit gleichgeschaltetem Material zu versorgen hatten.

### Ein Berufsjugendlicher

Für die entsprechende „geistige“ Versorgung der HJ aus dem Führerhauptquartier war der Oberbannführer Ottokar Lorenz<sup>8</sup> zuständig. Der Berufsjugendliche Lorenz – immerhin schon 35 – war von Hause aus Historiker und blieb nach dem Krieg verschwunden. 1905 geboren, gehörte er 1923 zu den Teilnehmern des Hitler-Putsches in München und war deshalb „Blutordensträger“. 1931 Referent für Presse und Propaganda im „Braunen Haus“ in München, war er 1940 „Oberbannführer bei der Reichsleitung der Hitlerjugend“, wo er es noch bis zum „Gebietsführer“ bringen sollte. Immerhin ein Dienstrang, der dem „Obergeneralarbeitsführer im Reichsarbeitsdienst“ bzw. dem „Gruppenführer“ bei SA und SS, also dem Wehrmarchdienstgrad eines Generalleutnants oder eines Vizeadmirals der Kriegsmarine entsprach. Sein nächster Vorgesetzter, Baldur von Schirach, hatte immerhin als „Reichsjugendführer“ in der Doppelfunktion als Parteiinstanz den Rang eines „Reichsleiters“, in seiner staatlichen Funktion den Rang eines „Reichsministers“.

### Des Teufels Fotograf

Unterstützt wurden die offiziellen Propagandisten und Meinungsbildner von „Reichsbildberichterstatte“ Heinrich Hoffmann,<sup>9</sup> dem von Hitler mit einem Professorentitel ausgestatteten Fotografen, welcher übrigens der Schwiegervater des Reichsjugendführers Baldur von Schirach<sup>10</sup> MdR (1932–1945) war – und auch Hitlers Bekanntschaft mit Eva Braun förderte, die bekanntlich in Hoffmanns Fotografengeschäft tätig war.



Hoffman zur Seite standen die Fotografen Gayk und Schulz, ferner war „Sonderführer“ Frenz<sup>11</sup> mit von der Partie. „Sonderführer“ war die Bezeichnung für einen militärisch gekleideten Zivilisten im Offiziersrang (Leutnant), der weder Offizier noch Fachoffizier oder Wehrmachtsbeamter im Offiziersrang war, sondern seiner besonderen Tätigkeit wegen Dienst im Offiziersrang tat. Entsprechend angesehen waren die Herren bei richtigen Offizieren bzw. Wehrmachtsbeamten. Sonderführer Walter Frenz war nach einem Studium der Elektrotechnik Kameramann bei der UFA geworden, später Regiekameramann bei Leni Riefenstahl und seit 1939 Filmberichterstatter im Führerhauptquartier. Walter Frenz hatte bei „Sieg des Glaubens“ (1933), „Triumph des Willens“ (1935) sowie Riefenstahls Olympiafilmen gestaltend mitgewirkt. Die FAZ bezeichnete ihn als „Des Teufels Fotograf“.<sup>12</sup> Er wurde 1941 SS-Untersturmführer, 1942 Leutnant der Luftwaffe, und war nach seiner Flucht aus Berlin 1945 lange Zeit interniert. Später war er wieder als Fotograf und Naturfilmer u. a. für das Südwestfernsehen tätig.

### Der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda

Ihr publizistischer Herr und Meister, Reichspropagandaminister Joseph Goebbels, erwies seinem „Führer“ am 03. Juli 1940 ebenfalls die Referenz auf dem Kniebis. Seinem Tagebuch ist zu entnehmen:

*„Endlich um 11.00 Uhr Abflug (von Paris, Ergänzung des Verfassers). Tolle Berge von Arbeit erledigt. Unten grüßt das Straßburger Münster. Heute auch wieder uns gehörig. Der Rhein. Deutschlands Strom. Bei Freudenstadt im Schwarzwald Landung. Eine Stunde Auto. Im Führerhauptquartier. Der Führer kommt mir strahlend entgegen. Er ist bei bester Gesundheit und in großartiger Stimmung. Wir können gleich die Lage besprechen. Er will im Reichstag reden und England eine letzte Chance geben. Ob er darauf eingeht? Churchill sicherlich nicht ... Terboven schildert Lage in Norwegen ...“<sup>13</sup>*

### Der Gauleiter und Reichskommissar

So war mit Josef Terboven,<sup>14</sup> seit Kurzem erst Reichskommissar (Chef der Zivilverwaltung) in Norwegen, auch die Gauleiterriege auf dem Kniebis vertreten. Terboven, seit 1928 Gauleiter von Essen und seit 1935 Oberpräsident der Rheinprovinz, SA-Obergruppenführer und Teilnehmer am Hitler-Putsch, gehörte zur ganz alten Garde. Terboven sollte später in Freudenstadt

„Heimatrechte“ erwerben. Hatte ihn sein Besuch auf dem Kniebis dazu veranlasst oder der Irrglaube, Freudenstadt sei „sicher“?

Jedenfalls hatte die NS-Volkswohlfahrt 1943 das Landhaus Straßburger Straße 31 in Freudenstadt erworben, angeblich um darin ein Kinderheim einzurichten. Daraus wurde dann jedoch das Domizil für die Gattin des Gauleiters und Reichskommissars Terboven. Die Freudenstädter erregten sich darüber, dass sofort umfangreiche Umbauten vorgenommen wurden – „zu einer Zeit, in der der Front nicht einmal mehr ein Sack Zement zur Verfügung stand“<sup>15</sup>.

Das Haus wurde am 19. April 1945 von den Franzosen niedergebrannt. Die vorausgehende, barbarische Zerstörung von Freudenstadt – mit unzähligen Vergewaltigungen, für die unfähige oder unwillige französische Offiziere die Verantwortung tragen – war die Vergeltung für Oradur-sur-Glane. Dies wäre ein eigenes Buch wert.

Doch nicht nur der Gauleiter, „Alte Kämpfer“ und Blutordensträger, welcher den Kollaborateur Quisling ausschalten wollte, sondern auch neue, aufsteigende Sterne am Nazi-Himmel gaben sich auf dem Kniebis ein Stelldichein.

### Der Reichsjugendführer

So auch der frühere Reichsjugendführer Baldur von Schirach, welcher zwischenzeitlich zur Wehrmacht eingerückt war. Am 22. Juni 1940 war der Waffenstillstand von Compiègne unterzeichnet worden. Reichsjugendführer Baldur von Schirach lag beim Regiment „Großdeutschland“ in Lyon,<sup>16</sup> wo der Rekrut von Schirach seine Soldatenlaufbahn nach einem persönlichen Empfang beim Regimentskommandeur des ihn ausbildenden Lehrregiments (auch dies eine absolute Ausnahme, da sonst beim Truppenteil ausgebildet wurde), der Zuweisung eines Gefreiten als persönlichem Ausbilder und der Rekrutenunterbringung in einem Zweibettzimmer standesgemäß fortgesetzt hatte. Dort erreichte ihn der Ruf ins Führerhauptquartier.

Aus einem Schaufenster heraus requirierte man für den (zwischenzeitlichen) Leutnant von Schirach einen Sportwagen englischer Herkunft – mit dem dieser dann statt über Straßburg und Kehl auf den Kniebis zuerst einmal nach Berlin fuhr.<sup>17</sup> Dass Schirach sich an der Westfront mit bandagiertem Kopf als Verwundeter gezeigt hat, soll seine Ursache in einem schlichten Autounfall gehabt haben.<sup>18</sup> Von Berlin ging die Reise dann mit der Sonderkuriermaschine auf den Feldflugplatz zum Führerhauptquartier. Dort erwartete von Schirach jedoch nicht die



insgeheim erhoffte und ersehnte Ernennung zum Botschafter in Washington, sondern zum Gauleiter von Wien.

Vom Besuch auf dem Kniebis berichtete der Leutnant von Schirach seiner Frau Henriette, Hitler habe ihn sofort nach dem Waffenstillstand ins Führerhauptquartier bestellt, um ihn zum Gauleiter von Wien zu ernennen: „Ja, ich kann mir gar nichts Schöneres vorstellen, direkt von der Front an Metternichs Schreibtisch am Ballhausplatz.“ Es existiert übrigens auch ein Bild, welches Hitler und Baldur von Schirach beim gemeinsamen Spaziergang auf dem Kniebis zeigt<sup>19</sup>...

### Der Euthanasiebevollmächtigte und Reichsspritzenmeister

Für die Gesundheit Hitlers zeichneten auf dem Kniebis Obersturmbannführer Dr. Karl Brandt,<sup>20</sup> seit 1934 chirurgischer Begleitarzt des Führers und seit 1939 dessen „Euthanasiebevollmächtigter“, sowie Professor Theodor Morell,<sup>21</sup> Leibarzt des Führers, genannt „Reichsspritzenmeister“, verantwortlich, und zur Sicherstellung der Qualität der bekannten Haar- und Barttracht war Friseur Wollenhaupt auf dem Kniebis anwesend.

### Die Kammerherren des Führers

SS-Sturmbannführer Erich Kempka,<sup>22</sup> gelernter Elektrotechniker und Kraftfahrzeugmechaniker, war als Hitlers ständiger Fahrer und Führer des Kraftfahrzeugparks ebenso eine „graue Eminenz“ wie SS-Untersturmführer Heinz Linge,<sup>23</sup> welcher ursprünglich das Maurerhandwerk erlernt hatte, später an der Hotelfachschule München-Passing zum Diener ausgebildet worden war (er war Hitler wegen seiner 1,84 m Größe aufgefallen) und von 1935 bis zum Zusammenbruch des III. Reiches Hitlers vertrauter Schatten war. Linge, 1950 in russischer Kriegsgefangenschaft zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt und 1955 aus der Gefangenschaft nach Deutschland entlassen, berichtet in seinen Memoiren<sup>24</sup> ausführlich über den Aufenthalt auf dem Kniebis:

*„... wo uns feuchte und hellhörige unterirdische Bunker erwarteten. In einem dieser feuchten und unwirtlichen Bunker wohnten Hitler und ich allein.“*

Trotz dieser Tatsachen habe man sich (fast) „wie in der Sommerfrische“ gefühlt:

*„Eines Tages erschien ein bildhübsches Schwarzwaldmädchel mit einer Erdbeertorte, die es Hitler überreichte und dafür von ihm*

*zum Kaffee eingeladen wurde. Nachdem er das Mädchen verabschiedet hatte, wurden ich und einige andere Männer der engsten Umgebung Hitlers von der jungen Dame in ihr Elternhaus eingeladen, ein fröhlicher Abend, der erst um fünf Uhr früh endete ...“*

Zur Unwirtlichkeit der Unterkunft mag auch beigetragen haben, dass das Kriegstagebuch neben fünf Sonnentagen des Kniebis-Aufenthalts auch einen Regentag sowie zwei Tage „bedeckt, teilweise Sonnenschein“ bzw. „trübe, teilweise Regen“ vermerkte.

Ob wohl auch Julius Schaub unter den Gästen dieses Abends weilte? Der ebenfalls auf dem Kniebis anwesende SS-Gruppenführer Julius Schaub, Hitlers Chefadjutant, sollte später in München und auf dem Berghof die Tresore seines Herrn entleeren und belastende Akten vor den Alliierten vernichten.<sup>25</sup>

### **Getreu bis in den Tod**

Mit von der Partie war auch Geheimer Legationsrat, später Botschafter Hewel, welcher die Aufgaben des Vertreters des Auswärtigen Amtes bei Hitler wahrnahm. Hewel, ein ganz besonders treuer Gefolgsmann seines Führers, der noch nach Niederlage und Selbstmord an ihn glaubte, tötete sich nach dem Ausbruch aus der eingeschlossenen Reichskanzlei dann standesgemäß durch Zyankali und Kopfschuss (genau wie sein Herr und Meister) in einem Produktionsgebäude der Brauerei Schultheiss-Patzenhofer, unweit vom Berliner S-Bahnhof Gesundbrunnen.<sup>26</sup>

### **Das Vorzimmer in Feldgrau**

Nicht vergessen werden sollten auch Hitlers Sekretärinnen Christa Schoeder und Gerda Daranowksi-Christian. Die Damen trugen nun feldgraue Uniform, ergänzt durch die Armbinde „Deutsche Wehrmacht“<sup>27</sup>. Der Anblick muss nicht allzu garstig gewesen sein – die Uniformen waren von keinem Geringeren als Benno von Arent<sup>28</sup> entworfen worden, dem „Reibübi“ genannten „Reichsbühnenbildner“, welcher zugleich als „Führer der Kameradschaft der Deutschen Künstler“ und seit 1939 als „Reichsbeauftragter für die Mode“ diente. Er entwarf übrigens auch die nationalsozialistischen Diplomatenuniformen. Zur Uniform trugen die Damen statt des runden Parteiabzeichens der NSDAP deren Hoheitsabzeichen in edlem Silber. Selbstverständlich hergestellt von Goldschmied Otto Gahr, welcher in der Münchner Maximiliansstraße ein exklusives Juwelierge-



schäft betrieb, und sich u. a. dadurch empfahl, dass er zu Beginn der 1920er Jahre die ersten Standarten der SA produzierte.

### **Menschliche Bedürfnisse ...**

So bot die „Entourage“ des Führers ein getreues Spiegelbild der NS-Gesellschaft ... Mit besonderen Anliegen, zugleich aber auch ganz menschlichen Bedürfnissen. Selbst beim „Führer“.

Höchst interessant ist der wohl einmalige Bericht über die Arbeit des „Flaschnerskarle“ im Führerhauptquartier,<sup>29</sup> der dort an drei Fronten zu kämpfen hatte. Dieser Kampf charakterisiert auch, dass das FHQ Tannenberg eigentlich noch nicht vollständig bezugsfertig war, als Hitler 1940 kam.

### **Erste innere Front im FHQ**

Ein verzweifelter Oberbaurat rief den Flaschnerskarle, weil das Wachbecken ausgerechnet im Führerbunker verstopft war. Der erste Reparaturversuch scheiterte und musste auf Befehl der SS abgebrochen werden, weil der Führer zurückzuerwarten war.

Am nächsten Morgen sollte die Arbeit dann mit einem Ätzmittel weitergehen. Hitler soll sich über Nacht selbst beholfen haben, den verstopften Syphon abgeschraubt und einen Eimer unter das Wachbecken gestellt haben.

Mit Ehrfurcht wurde am Morgen der vom Führer berührte Syphon wieder aufgeschraubt. Letztendlich musste die mit Beton verstopfte Leitung aufgespitzt werden, um dem Abwasser des Führers freien Abfluss zu gestatten. Zu seinem mitanwesenden Helfer soll der Flaschnerskarle nach vollendeter Arbeit gesagt haben: „Hast au die Zahnbürst' g'sehe? Ond den Waschlapp? – Die Zahnbürst' hat ja fast keine Borste mehr g'habt. Ond der Waschlapp! Menschenskind, der ist ja scho wochelang nemme ausg'wäscht worde. Ond der Rasierapparat! A ganz billigs Ding. I han alleweil' glaubt, dem seine Sache seie alle aus Gold.“ Weiter wird sich der Flaschnerskarle nicht geäußert haben. Geheimnisverrat konnte die Todesstrafe nach sich ziehen ...

### **Zweite innere Front im FHQ**

Am nächsten Tag stand die Unterkunft des persönlichen Adjutanten Hitlers unter Wasser. Sechs Zentimeter hoch soll das Wasser im Raum gestanden haben. Der Adjutant, sehr freundlich, ein „baumlanger, mächtiger Kerl, irgendwo zwischen Offenburg und Baden-Baden gebürtig, hatte den Bunkerraum bereits ausgeräumt, und draußen einen Tisch mit seinem Koffer gekrönt, worauf sein Schoßhündchen – „ein Pekinese oder sowas“ – thronte.

Dem Flaschnerskarle gelang es, das einfließende Wasser zu stoppen. Der leutselige Adjutant lud den Handwerker dann ein, mit ihm auf der Alexanderschanze einen zu trinken. Der Adjutant, nach dem Flaschnerskarle ein „schlichter Handwerker, der frühzeitig Parteigenosse geworden war“, und wohl „Duffner oder Trottner“ hieß – es muss sich um den Chefadjutanten (1930–1940), den SA-Obergruppenführer Wilhelm Brückner gehandelt haben, geboren 1884 in Baden-Baden, allerdings studierter Volkswirt. Der für seine Umgänglichkeit bekannte, frühere Führer des SA-Regiments München – Putschteilnehmer 1923 und Blutordensträger – musste jedoch bald das Feld bei Hitler räumen. Er fiel einer Auseinandersetzung mit dem „Hausintendanten“ – heute würden wir sagen, Kantinenwirt oder Casinogastronomen – mit dem bezeichnenden Namen Kannenberg zum Opfer. Vielleicht sein Glück, Brückner überlebte den Krieg und die Nachkriegszeit.

Arthur Kannenberg – von, sagen wir einmal, sehr stattlicher Statur – war später wieder als geschätzter Gastronom in Deutschland tätig. „Survival of the fattest“ könnte man hier im wahrsten Sinne des Wortes – frei nach Darwin – sagen ...

### **Dritte innere Front im FHQ**

Der bereits erwähnte Oberbaurat ruft den Flaschnerskarle, weil das ganze FHQ kein Wasser hat. In den leergelaufenen Hochbehälter strömt jedoch reichlich Wasser ein. Hektische Suche nach dem Leck. Verursacher war der Lehrling, welcher im Diesel-Notstrombunker einer Montage wegen den Haupthahn aufgedreht hatte. Bis Hitler und sein Gefolge wieder in Tannenberg eintrafen, hatte das FHQ wieder ausreichend Wasser. Der Flaschnerskarle aber hat seinem Lehrjungen gewaltig den Kopf gewaschen ...

### **Die Ortenau und das „Braune Haus“**

Was hat die Ortenau übrigens mit dem „Braunen Haus“ in München zu tun? Am 26. Mai 1930 kaufte der „Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterverein“ an der Brienzer Straße in München das „Palais Barlow“ von der Witwe Elisabeth Barlow. Deren Schwiegervater hatte das Haus 1876 gekauft, das im Jahre 1828 als „Spekulationsobjekt“ durch den Königlichen Baumeister Johann Baptist Métevier erbaut worden war. Erster Mieter des späteren „Braunen Hauses“ wurde Freiherr Carl von Lotzbeck.<sup>30</sup>

Es handelt sich dabei um den am 20. Oktober 1786 in Lahr geborenen Carl Ludwig II. Freiherr von Lotzbeck,<sup>31</sup> erblicher Reichsrat der bayerischen Krone und Sohn des ersten, geadelten



Lotzbeck Carl Ludwig I., seit 1800 in den Reichsadelsstand erhoben, 1815 in den Bayerischen Freiherrenstand. Carl Ludwig selbst wurde 1829 Ehrenbürger seiner Vaterstadt Lahr.<sup>32</sup> Womit Lahr wiederum mit dem „Braunen Haus“ besonders verbunden wäre ...

### Literaturverzeichnis

- Baader, Emil: Nachkommen des Freiherrn Carl Ludwig von Lotzbeck – Verwandtschaftliche Beziehungen zu 36 Adelsfamilien. In: Der Altvater, 14. Jahrgang Folge 4, Seite 13f., vom 18.2.1956.
- Eberle, Henrik / Uhl, Matthias (Hrsg.): Das Buch Hitler – Geheimdossier des NKWD für Josef W. Stalin ... Gustav Lübbe Verlag, Bergisch Gladbach 2005.
- Goebbels, Joseph: Tagebücher, Band 4: 1940–1942, hier insbesondere S. 1445 und 1446 (Eintrag vom 03. Juli 1940, betr. Besuch im FHQ Tannenberg), Hrsg. Ralf Georg Reuth, Serie Piper, Piper München 1992.
- Grammbitter, Julia/Lauterbach, Iris: Das Parteizentrum der NSDAP in München. Deutscher Kunstverlag Berlin und München 2009.
- Herden, Ralf Bernd: Das „Führerhauptquartier Tannenberg“ auf dem Kniebis, In: Die Ortenau. – 82. 2002. – S. 681–684.
- Heusler, Andres: Das Braune Haus. Wie München zur „Hauptstadt der Bewegung“ wurde. Deutsche Verlags-Anstalt München 2008.
- Höidal, Jean: Deutsche Erkennungsmarken. Verlag Klaus D. Patzwall, Norderstedt 2005.
- Kater, Michael H.: Hitlerjugend, Primus-Verlag Darmstadt 2005.
- Klee, Ernst: Das Personenlexikon zum Dritten Reich – Wer war was vor und nach 1945? Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main 2004 / S. Fischer Verlag Frankfurt am Main 2003, zitiert: Klee (2003).
- Klee, Ernst: Kulturlexikon zum Dritten Reich – Wer war was vor und nach 1945? Überarbeitete Auflage im Fischer-Taschenbuchverlag Frankfurt am Main September 2009, zitiert: Klee (2009).
- Lang, Jochen von: Der Hitler-Junge – Baldur von Schirach. Der Mann, der Deutschlands Jugend erzog. Knauer-Taschenbuch 1991.
- Lilla, Joachim: Statisten in Uniform: Die Mitglieder des Reichstages 1933–1945, Droste Verlage Düsseldorf 2004.
- Maser, Werner: Heinz Linge: Bis zum Untergang – Als Chef des persönlichen Dienstes bei Hitler, 2. Auflage F.A. Herbig Verlag Berlin im Mai 1980.
- Schenck, Ernst Günther: Das Notlazarett unter der Reichskanzlei, VMA-Verlag Wiesbaden 2000. *Das Werk ist ansonsten mit größerer Vorsicht zu „genießen“, weil Schenck u. a. seit 1940 Ernährungsinspekteur der Waffen-SS und seit 1944 auch der Wehrmacht war. Er zeichnete u. a. verantwortlich für Ernährungsversuche an Invaliden im KZ Mauthausen 1943/44.*
- Schirach, Henriette von: Der Preis der Herrlichkeit, F. A. Herbig München 1975, 7. Auflage Sonderproduktion 2003.
- Schroeder, Christa: Er war mein Chef – Aus dem Nachlass der Sekretärin von Adolf Hitler. Herausgegeben von Anton Joachimsthaler. Verlag F. A. Herbig München, 12. Auflage 2004 (Sonderauflage).
- Weidenbach, Dr. Fritz: Was hat ein Geognost im Führerhauptquartier zu tun? In: Freudenstädter Heimatblätter Band XXVII Nr. 10 vom Oktober 1996.

### Anmerkungen

- 1 Das „Führerhauptquartier Tannenberg“ auf dem Kniebis, In: Die Ortenau. – 82. 2002. – 681–684.
- 2 Bundesarchiv – Militärarchiv, Militärgeschichtliches Forschungsamt, RW 47/v.6 III W 30/3: Führer-Hauptquartier, KTB Nr. 3 vom 15.02.1940–31.07.1940.
- 3 Höidal, S. 213 Nr. 812.

- 4 Klee (2003), Artikel „Bodenschatz, Karl“, S. 57.
- 5 Klee (2003), Artikel „Jodl, Alfred“, S. 288.
- 6 Klee (2003), Artikel „Amann, Max“, S.14, und Klee (2009), Artikel „Amann, Max“ S. 18, sowie Lilla, Artikel „Amann,Max“, lfd. Nr. 15.
- 7 Klee (2003), Artikel „Dietrich, Otto“, S. 110, und Klee (2009) „Dietrich, Otto“, S. 101, sowie Lilla, Artikel „Dietrich, Otto“, lfd. Nr. 177.
- 8 Klee (2003), Artikel „Lorenz, Ottokar“, S. 380.
- 9 Klee (2003), Artikel „Hoffmann, Heinrich“, S. 264.
- 10 Klee (2003), Artikel „Schirach, Baldur von“, S. 536, sowie Lilla, Artikel „Schirach, Baldur von“, lfd. Nr. 949.
- 11 Klee (2009), Artikel „Frentz, Walter“, S. 147.
- 12 FAZ Nr. 57/2005: Des Teufels Fotograf. Das Auge des Dritten Reiches.
- 13 Goebbels, S. 1445 und 1446.
- 14 Klee (2003), Artikel „Terboven, Josef“, S. 619.
- 15 Das einstige Landhaus Straßburger Straße 31 in Freudenstadt.
- 16 hierzu und zum Folgenden: Lang, S. 264 ff.
- 17 Schirach, S. 198.
- 18 Kater, S. 54.
- 19 Schirach, gegenüber S. 97.
- 20 Klee (2003), Artikel „Brandt, Karl“, S. 70.
- 21 Klee (2003), Artikel „Morell, Theodor“, S. 416.
- 22 Eberle/Uhl, S. 579.
- 23 Schroeder, S. 326 Fn. 101.
- 24 Maser, S. 207 ff.
- 25 Eberle/Uhl, S. 614.
- 26 Schenck, S.165 ff. (176).
- 27 Schroeder, S. 105.
- 28 Klee (2003), Artikel „Arent, Benno von“, S. 18.
- 29 Weidenbach, Freudenstädter Heimatblätter Oktober 1996.
- 30 Grammbitter/Lauterbach S. 10 f.
- 31 Hierzu Heussler, S. 29.
- 32 Siehe hierzu Baader.



## Der Hugo-Häring-Preis in Mittelbaden

**Ausgezeichnete Bauwerke seit 1969 in der Kreisgruppe Baden-Baden/Rastatt/Ortenaukreis des Bundes Deutscher Architekten (BDA)**

*Ulrich Coenen*

Der Hugo-Häring-Preis, der seit 1969 vom Landesverband Baden-Württemberg des Bundes Deutscher Architekten (BDA) an Architekten und Bauherren gleichermaßen verliehen wird, ist der wichtigste Architekturpreis in diesem Bundesland. Seinen Namen verdankt er dem schwäbischen Architekten und Architekturtheoretiker Hugo Häring (1882–1958), dem bedeutendsten Vertreter des Neuen Bauens, der im heutigen Baden-Württemberg geboren wurde. In gewisser Weise ist der 1959 von der Stadt Stuttgart ausschließlich für das Stadtgebiet ausgelobte Paul-Bonatz-Preis ein Vorläufer. Er wurde 1974 letztmalig ausgelobt. Nachdem Versuche, einen Staatspreis für Architektur in Baden-Württemberg zu etablieren, gescheitert waren, übernahm der BDA die Initiative.

Das Verfahren für den Hugo-Häring-Preis, der bisher insgesamt 16. Mal verliehen wurde, hat sich im Laufe der Zeit verändert. Ursprünglich gab es nur die Auszeichnungen auf Landesebene, die jährlich vergeben wurden (1969 und 1970). Dann entschied sich der BDA, den Wettbewerb nur noch alle zwei Jahre durchzuführen (1972 und 1974). Mit der Einführung der zweistufigen Auszeichnung ab 1978 erhielt das Verfahren einen dreijährigen (in zwei Ausnahmefällen auch vierjährigen) Rhythmus. Anlass war das immer größere Interesse. Wurden 1969 nur 80 Arbeiten eingereicht, waren es 1978 bereits 150 (im Jahr 2011 sogar 651). Dem Wettbewerb auf Ebene der 13 Kreisgruppen folgt seitdem ein Jahr später der Landesentscheid. Dabei vergaben die Kreisgruppen zunächst die Auszeichnung „Gute Bauten“. Die Preisträger auf Kreisebene nehmen ein Jahr später am Landesentscheid um den Hugo-Häring-Preis teil. In Fachkreisen werden diese Preise als „kleiner und großer Hugo“ bezeichnet. Beim Wettbewerb 2011/12 wurden erstmals die Bezeichnungen „Hugo-Häring-Auszeichnung“ für die Kreisebene und „Hugo-Häring-Landespreis“ eingeführt.

Der Preis bietet die Möglichkeit, die mittelbadische Baugeschichte dieser Zeit von der Moderne über die Postmoderne, den Dekonstruktivismus bis zum Minimalismus zu reflektieren. Die im Bereich der Kreisgruppe Baden-Baden/Rastatt/Ortenaukreis vergebenen 88 Auszeichnungen gingen, von wenigen

Ausnahmen abgesehen, an die wichtigsten Neubauten in dieser Region. Drei Gebäude bzw. Ensembles (Ihlenfeldkaserne in Offenburg, Mathematisches Forschungsinstitut in Wolfach und Bürogebäude und Produktionshalle der Firma Haser-Metallbau in Haslach) wurden im Rahmen verschiedener Ausbauphasen drei- bzw. zweimal prämiert.

Der Hugo-Häring-Preis richtet sich nicht ausschließlich an die spektakulären Projekte in den Großstädten, die im Fokus des öffentlichen Interesses stehen. Die Kreisgruppen des BDA liegen zum Teil abseits der großen Ballungsräume, so auch die mittelbadische Kreisgruppe Baden-Baden/Rastatt/Ortenaukreis, die sich zwischen Karlsruhe und Freiburg erstreckt. Die Architektur im ländlichen Raum erhält in den Fachzeitschriften und den Feuilletons der Tageszeitungen in der Regel nicht die Beachtung, die ihr zukommt. Das ist bedauerlich, denn auch jenseits der Metropolen entsteht gute Architektur, häufig in kleinerer Dimension. Selbstverständlich ist die städtebauliche Einbindung in der Kleinstadt oder auf dem Dorf ebenfalls eine andere als in der Großstadt. Dieser Aufsatz will die mittelbadische Baugeschichte der vergangenen viereinhalb Jahrzehnte an herausragenden Beispielen nachvollziehen. Nicht jede Entscheidung des Preisgerichts ist dabei nachvollziehbar. Eine Jury ist natürlich immer ein „Kind ihrer Zeit“. Das wird vor allem (aber längst nicht nur) bei einigen Bauwerken aus den 1970er und 1980er Jahren deutlich, die sehr der damaligen Mode folgen und aus heutiger Sicht keine große architektonische Bedeutung besitzen.

Um dem Leser einen besseren Überblick zu verschaffen, werden alle Gebäude nach Orten gegliedert vorgestellt. Innerhalb dieser Orte gibt es eine chronologische Reihenfolge. Die Städte und Gemeinden im Stadtkreis Baden-Baden, dem Landkreis Rastatt und dem Ortenaukreis werden bewusst nicht in alphabetischer Reihenfolge behandelt, sondern ihrer Lage folgend von Norden nach Süden. Dies geschieht in der Absicht, die Schwerpunkte deutlich zu machen. Auffällig ist nämlich, dass die weitaus meisten Preise im vergangenen Jahrzehnt in den Ortenaukreis, vor allem in die Kreisstadt Offenburg, gingen, während in den 1970er und 1980er Jahren Baden-Baden zahlreiche Auszeichnungen erhielt. Kennzeichnend für diese Entwicklung sind die drei Hugo-Häring-Landespreise für Mittelbaden. 1981 wurde die Stadtklinik Baden-Baden mit einem Landespreis ausgezeichnet, 1984 die Pferdeklinik in Iffezheim und 2003 das Burda Parkhaus in Offenburg. Die Verteilung der Auszeichnungen verdeutlicht insgesamt, dass sich das anspruchsvolle Bauen innerhalb der vergangenen Jahrzehnte von Norden nach Süden verlagert hat.



Grundlage dieses Aufsatzes ist die vom BDA-Landesverband herausgegebene Buchreihe „Architektur in Baden-Württemberg“, in der alle Preisträger seit der Einführung des „kleinen Hugo“ dokumentiert sind und von der bisher zehn Bände erschienen sind. Bei den vier Wettbewerben zuvor gingen keine Preise nach Mittelbaden.

Der Autor dieses Aufsatzes hat darüber hinaus eine besondere Beziehung zum Hugo-Häring-Preis. Insgesamt dreimal war ich Mitglied des Preisgerichts für das BDA-Auszeichnungsverfahren in Mittelbaden, nämlich 1999, 2005 und 2008. Beim letztgenannten Wettbewerb war ich Vorsitzender der Jury. Ein viertes Mal war ich 2011 engagiert. Nach meiner Berufung in den BDA 2009 und meiner Wahl in den BDA-Kreisvorstand 2010 war ich – wie in den Statuten des Hugo-Häring-Preises vorgesehen – als offizieller Berichterstatter des BDA-Kreisverbands ein viertes Mal am Preisgericht beteiligt.

### Durmersheim

**Die Grundschule** (Ortsteil Würmersheim, Friedhofstraße 7) wurde nach Plänen der Werkgemeinschaft Karlsruhe (Osman Ger, Rudolf Hoinkis, Eberhard Kampmann, Dieter Stahl) als Ergebnis eines Wettbewerbs 1990–93 am Ortsrand erbaut. Die eingeschossige flach gedeckte Schule, die sich durch ihren originellen Grundriss auszeichnet, besteht aus mehreren Baukörpern, die jeweils einen Klassenraum bilden und direkten Zugang zum Garten haben. Erschlossen und verbunden werden diese durch ein lang gestrecktes Foyer mit einer zentralen Rotunde, die die Aufgabe einer Aula hat. Die Schule und die gegenüber liegende Turnhalle sind durch eine glasüberdeckte Pausenhalle verbunden.<sup>1</sup>

**Das Wohnhaus Deck** (Leonharder Weg 1) wurde 1997/98 von Rossmann + Partner (Karlsruhe) über annähernd L-förmigem Grundriss gebaut. Das zwei- bis dreigeschossige, mit Holz verkleidete Haus mit einem flach geneigten Pultdach befindet sich in direkter Nachbarschaft des von der Familie betriebenen Sägewerks in einem Gewerbegebiet. Vor die Fassaden des lang gestreckten Hauptbaukörpers, der mit seiner geschlossenen Nordseite an die Straße grenzt, treten glatt verputzte Erker. Die Südseite öffnet sich mit großflächigen Fenstern zum Garten.<sup>2</sup>

### Bietigheim

**Das Bürgerhaus Alter Farrenstall** (Leopoldstr. 2) wurde um 1900 in zwei Bauabschnitten von der Gemeinde errichtet und von Henning M. Baumann (Karlsruhe) als Begegnungsstätte für Ver-



*Durmersheim: Wohnhaus Deck. Foto: Coenen*



*Bietigheim: Bürgerhaus Alter Farrenstall.  
Foto: Coenen*

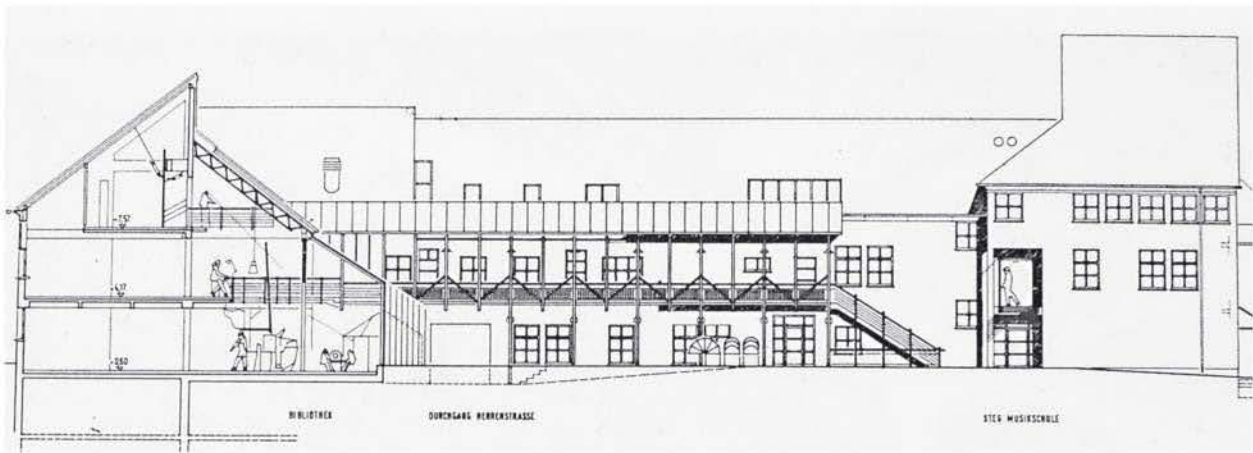
eine und Vortragsveranstaltungen umgestaltet (eröffnet 2003). Das denkmalgeschützte Backsteingebäude, das sich über L-förmigem Grundriss erhebt und ein Satteldach trägt, war vom Abriss bedroht. Die Jury lobt den „behutsamen Umgang mit der historischen Bausubstanz“ und die „überraschende Großzügigkeit“ des Stalls. Alle modernen Eingriffe sind, was Form und Material angeht, deutlich ablesbar.<sup>3</sup>

### **Rastatt**

**Das Gemeindehaus St. Alexander** (Murgstr. 3) wurde 1977 nach Entwurf von Gustav Hornung und Konstantin Repp (Rastatt) fertiggestellt. Das große Eckgebäude, das verschiedene Funktionen wie den zentralen Saal, Büros, Bibliothek und Hausmeisterwohnung auf einem relativ kleinen Grundstück vereint, sollte nach dem Willen der Architekten den Maßstab der Umgebung nicht sprengen, nimmt aber in seiner Formensprache wenig Rücksicht auf die historische Altstadt. Die der Murg zugewandte abgeschrägte Hauptfassade ist zweigeschossig mit niedrigem verglasten Untergeschoss und einem mächtigen Dachgeschoss.<sup>4</sup>

**Das Kulturzentrum** (Herrenstr. 24) ist ein Werk von Hannes Hübner und Dietmar Erhard (Heidelberg), das 1987 vollendet wurde. Die Eckbebauung, die unter anderem Stadtbibliothek, Musikschule und Wohnungen aufnimmt, entstand in der Nähe des Schlosses auf dem Gelände der Bedienstetenhäuser aus dem 18. Jh., deren Fassaden gegen die Herrenstr. und die Lyzeumstr. in den Neubau integriert wurden. Daraus ergibt sich ein reizvoller Kontrast zur Rückseite, die in postmodernen Formen mit filigranen Stahl- und Glaskonstruktionen gestaltet ist. Vor die winkelförmige, städtebaulich gelungene Anlage tritt an dieser Rückseite eine großzügige Platzanlage, mit der





Rastatt: Kulturzentrum (aus Otto 1991)

das zur Pfarrkirche St. Bernhard stark abfallende Gelände modelliert wird.<sup>5</sup>

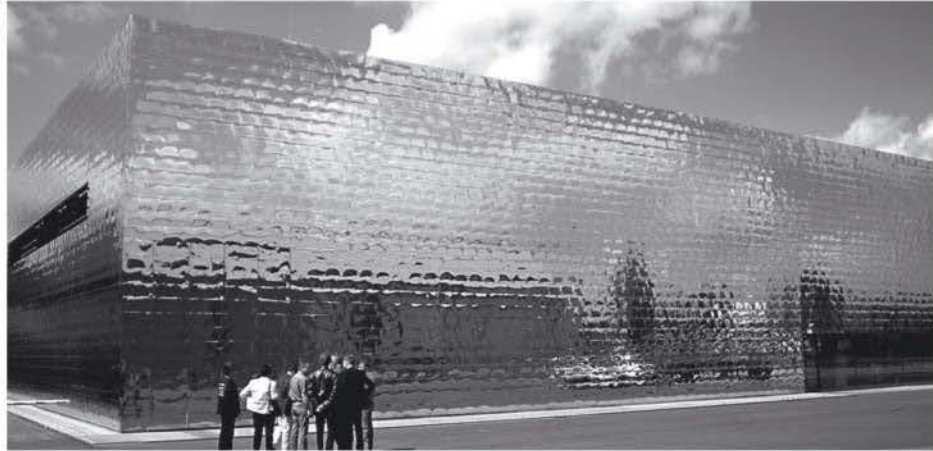
**Das Rathaus** (Herrenstraße 15) wurde 1966 als Landratsamt fertiggestellt und nach dem Bau des neuen Landratsamtes 2008/09 von der Stadt umgebaut. Bereits 1986/90 wurde das viergeschossige Gebäude als Ergebnis eines Wettbewerbs nach einem Entwurf von Gaiser-Feigenbutz (Karlsruhe) und Christoph Kohlbecker (Gaggenau) um ein Penthausgeschoss in Stahlkonstruktion mit segmentbogigem Dach aufgestockt. Der Altbau erhielt, zur besseren Einfügung in die Altstadt und Angleichung an das benachbarte Schloss, eine hinterlüftete Verkleidung aus rosa Sandstein. Dieser Umbau wurde vom BDA ausgezeichnet.<sup>6</sup>

**Der Gewerbepark** (Lochfeldstr. 30) in Rastatt entstand nach Plänen von Archis (Michael Eltrich, Klaus Fehrenbach, Eva Geiss, Bernd Kögel, Hermann Landgräber, Karlsruhe) auf einem 20000 Quadratmeter großen Grundstück zur Anmietung für verschiedene Firmen, aber mit gemeinsamer Infrastruktur. Der erste Bauabschnitt (1991) umfasste drei Hallen und das viergeschossige flach gedeckte Verwaltungsgebäude entlang der Stockfeldstraße. Es wurde 1993 um ein zweigeschossiges Hybrid-Gebäude mit Penthaus-Geschoss für Verwaltung und Werkstatt erweitert.<sup>7</sup>

## Gaggenau

**Das Geschäftshaus** (Hauptstr. 51) wurde 1978 nach Plänen von Ewald Greiner (Gaggenau) in unmittelbarer Nachbarschaft der Pfarrkirche St. Joseph an ein bestehendes Wohn- und Geschäftshaus angebaut. Die Fassade der abgeschrägten Eckbebauung mit zwei seitlichen halbrunden Erkern wird durch das reflektierende Sonnenschutzglas geprägt und wurde seinerzeit als

Gaggenau: Produktionshalle der Firma König Metall.  
Foto: Coenen



Versuch gewertet, „moderne Architektur im Rahmen einer Kleinstadtsanierung zu verwirklichen“<sup>8</sup>.

**Das Ausbildungszentrum der Daimler AG** (Hauptstr. 107) entstand nach Plänen von Christoph Kohlbecker (Gaggenau) am Rand des Werkgeländes und wurde 1987 eröffnet. Der Gebäudekomplex ist zweigeteilt: Er besteht aus den in Stahlkonstruktion errichteten Werkhallen mit Sheddächern. Darüber erhebt sich in den Hang gestaffelt ein stark differenzierter, mehrgeschossiger Baukörper über unregelmäßigem Grundriss mit Verwaltungs- und Schulungsräumen, der sich mit seinen Flach- und Pultdächern in die Schwarzwaldlandschaft einfügt.<sup>9</sup>

**Der Erweiterungsbau der Carl-Benz-Schule** (Konrad-Adenauer-Str. 4) wurde 1987–90 nach einem Entwurf von Schmitt, Kasimir und Partner (Karlsruhe) als Ergänzung der 1951–54 von Horst Linde und Christoph Kohlbecker gebauten Schule errichtet. In den Innenhof der viergeschossigen Dreiflügelanlage stellten die Architekten schräg einen langgestreckten zweigeschossigen Neubau, der mit dem Mitteltrakt des Altbaus durch ein Glasdach verbunden wird. Dadurch entsteht zwischen den Baukörpern ein großzügiges Foyer.<sup>10</sup>

**Das Gästehaus der Landesakademie für Schulkunst, Schul- und Amateurtheater** (Stadtteil Bad Rotenfels, Badstr. 1) wurde 1995 von Karlhans Hirschmann und Otfried Weis (Karlsruhe) auf dem Gelände des von Friedrich Weinbrenner 1816–27 errichteten Landhauses (heute Akademiegebäude) gebaut. Das zweigeschossige, flach gedeckte Gästehaus hat im Grundriss die Form eines Segmentbogens, weil es sich dem Verlauf der Bundesstraße bzw. dem Lärmschutzwand, in den es hineingeschoben ist, anpasst. Die dem Landhaus zugewandte Hauptfassade wird von einer Loggia auf schlanken Stützen begleitet, die ein Vordach tragen.<sup>11</sup>

**Das Wohnhaus der Familie Mahlke/Volz** (Stadtteil Oberweier, Im Vuvich 24) ist ein Werk des Architekten Martin Volz,



das 2002 vollendet wurde. Das eingeschossige Einfamilienhaus mit hohem Satteldach am Dorfrand wurde auf das Notwendigste reduziert. Es handelt sich um einen Stahlbetonskelettbau mit Stahlstützen, die Außenwände wurden in Holzständerbauweise ausgeführt mit einer Außenschalung aus Lärche. Diese gibt dem Gebäude sein charakteristisches Erscheinungsbild.<sup>12</sup>

**Verwaltungsgebäude und Produktionshalle von König Metall** (Josef-König-Str. 1) entstanden 2001–04 nach einem Entwurf von Dominik Dreiner (Gaggenau) als Erweiterung der seit 1990 bestehenden Fabrik. Die dreiteilige, flach gedeckte Produktionshalle mit den Abmessungen 85 × 85 m wurde mit hochglänzenden Edelstahlschindeln verkleidet, die in Zusammenarbeit mit dem Bauherrn speziell entwickelt wurden. Das kleinere dreigeschossige Verwaltungsgebäude erstreckt sich parallel zur Produktionshalle. Dessen Wände sind dunkelblau verputzt und stehen im deutlichen Kontrast zu den spiegelnden Fassaden.<sup>13</sup>

### Gernsbach

**Die Grundschule** (Ortsteil Scheuern, Schwannweg 3) wurde nach Entwurf von Alexander Schiel (Gernsbach) und Karl-Heinz Leppert (Rastatt) 1991–93 mit einer kupfergedeckten Dachlandschaft, die sich den Schwarzwaldhängen anpasst, erbaut. Das zweigeschossige Gebäude wird durch ein geschossoffenes Konzept und das gläserne Sheddach geprägt, das für die Belichtung des zentralen Korridors zuständig ist. Im Grundriss tritt die quadratische Aula deutlich hervor.<sup>14</sup>

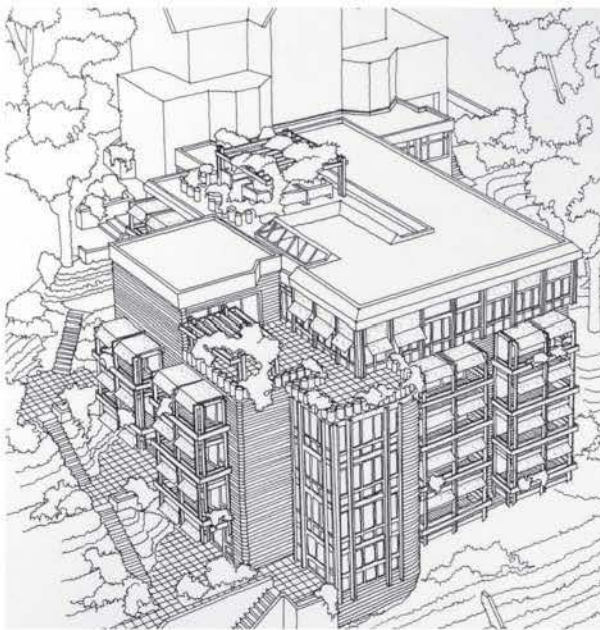
### Iffezheim

**Die Rheinstaufufe** ist ein großes Ingenieurbauwerk, das 1974–78 errichtet wurde. Für die Planung der Hochbauten waren Claus Möckel und Norbert Schmidt (Karlsruhe) verantwortlich. Die Gesamtanlage besteht aus der Schleuse für die Rheinschifffahrt, dem Wasserkraftwerk und einem Wehr. Charakteristisch ist der turmartige Leitstand der Schleuse.<sup>15</sup>

**Die Pferdeklinik** (An der Rennbahn 16) wurde 1980 von Ulrich Schnitzer und Rolf Wagemann (Karlsruhe) in Holzbauweise vollendet. Sie besteht aus drei mit miteinander verbundenen Baukörpern (Operationstrakt, Stall und Reithalle). Das Wohnhaus für den Chefarzt wurde als Solitär errichtet. Die Klinik wurde 1995 bis 2006 durch 4a Architekten (Stuttgart) in mehreren Bauabschnitten erheblich erweitert und umgestaltet. Die „Einfachheit der Raumbildung, der Konstruktion und der Gestalt“, die Ziel der ursprünglichen Planung des mit dem Lan-



Baden-Baden: Stadtklinik. Foto: Coenen



Baden-Baden: ehem. Mütterkurheim  
(aus: Otto 1987)

despreis 1984 ausgezeichneten Gebäudes waren, wurde dabei zum Teil verwischt.<sup>16</sup>

### Baden-Baden

Das **Wohnhaus Dieter Heer** (Hans-Thoma-Str. 6) ist zweigeschossig mit Flachdach und entstand 1973 aus den Materialien Beton, Kalksandstein und Holz nach einem Entwurf von Eberhard Metzmeier (Baden-Baden) in einer nach Süden ausgerichteten Hanglage. Das Haus wurde über einem unregelmäßigen, mit seinen abgerundeten Formen organisch wirkenden Grundriss errichtet und wird durch große Terrassen im Obergeschoss geprägt.<sup>17</sup>

Die **Stadtklinik** (Stadtteil Balg, Balger Str. 50) entstand 1973–77 nach einem Entwurf von Gernot Kramer, Rudolf Wiest und Partner und wurde 1981 mit dem Landespreis ausgezeichnet. Der mit dunkelbraunen Faserzementplatten verkleidete Gebäudekomplex mit den Abmessungen 108 × 130 m liegt in exponierter Lage am Hang des Rheintals und prägt mit seiner Silhouette das Stadtbild. Die Klinik ist das Ergebnis eines von der Stadt und dem Land Baden-Württemberg ausgelobten Wettbewerbs. Mit Rücksicht auf die große Baumasse ist das Krankenhaus durch begrünte Terrassen

und pavillonartige Baukörper gegliedert. Der Grundriss wird durch die Zusammenfassung von jeweils vier Pflegegruppen um quadratische Innenhöfe charakterisiert. Das bis zu siebengeschossige Gebäude verfügt über 500 Betten. Im Erdgeschoss wird die innere Erschließung durch eine Eingangshalle mit zentraler Warte- und Verteilerfunktion gekennzeichnet.<sup>18</sup>

Das **ehem. Mütterkurheim** (Gunzenbachstr. 8) wurde 1977 nach einem Entwurf der Architektengemeinschaft Kuhlmann, Biró, Biró, Wieland (Karlsruhe) im Auftrag der ev. Landeskirche fertiggestellt. Eine bestehende Villa des 19. Jh. wurde um einen flach gedeckten viergeschossigen Neubau in Stahlbetonkonstruktion mit tragenden Mauerwerkswänden und Penthaus-Geschoss erweitert. Das Gebäude dient heute als private Akut-



klinik für psychologische Medizin und wurde durch einen Anbau, der sich im Hinblick auf die verwendeten Materialien wenig sensibel in den Bestand einfügt, erweitert.<sup>19</sup>

**Das Land- und Amtsgericht** (Gutenbergstr. 17) wurde nach einem Entwurf des Staatlichen Hochbauamtes I Karlsruhe (Barbara Jakubeit mit Peter Knecht, Nikolaus Kränzle, Richard Meier) 1980 vollendet. Durch die winkelförmige Anordnung des fünfgeschossigen, flach gedeckten Gebäudes entsteht vor dem Haupteingang ein kleiner Platz. Der Besucher gelangt zunächst in ein zweigeschossiges Vestibül mit offenem Treppenhause, das alle Nutzungsbereiche des Hauses erschließt. In den beiden unteren Geschossen, die mit Glas und Stahl transparent gestaltet sind, befinden sich Sitzungssäle und Bibliothek, die in Kalksandstein-Sichtmauerwerk ausgeführten Büros sind in den oberen Geschossen untergebracht.<sup>20</sup>

**Die Volksbank-Filiale** (Stadtteil Steinbach, Steinbacher Str. 61) ist das Ergebnis eines Wettbewerbs der damaligen Raiffeisenbank Steinbach 1980. Das winkelförmige Gebäude, das mit Satteldächern gedeckt ist, wurde nach Plänen von Alexander Schiel und Karl-Heinz Leppert (Gernsbach/Rastatt) realisiert. Ziel der Architekten war ein neuer Maßstab für ein Bankgebäude in einer dörflichen Umgebung, das sich in den historischen Ortskern einfügt.<sup>21</sup>

**Das Schulzentrum West** (Rheinstr. 150–152) ging aus einem 1975 ausgelobten Wettbewerb hervor, in dem sich Frassine + Hübner + Kohlleppel durchsetzten. Für den Entwurf zeichnete Hannes Hübner verantwortlich. Das Gebäude wurde in zwei Bauabschnitten 1980 und 1981 fertiggestellt. Die große Bau-masse des in Hanglage errichteten Ensembles für ca. 2200 Schüler des Richard-Wagner-Gymnasiums, der Handels- und der Gewerbeschule integrierte Hübner geschickt in die Landschaft. Dies gelang ihm durch eine Pavillonbauweise mit zahlreichen zweigeschossigen Trakten, die in eine Richtung orientiert sind. Das Erscheinungsbild der aufgeständerten Bauten, die Sheddächer tragen, wird durch Fassadenverkleidung aus Zedernholzschindeln geprägt. Die Klassenräume werden durch Oberlichter belichtet. Mit Hannes Hübner und Ulrich Kohlleppel sind gleich zwei Partner des 1974 in Sandhausen gegründeten Büros ehemalige Mitarbeiter von Günther Behnisch, der seit Mitte der 1950er Jahren zahlreiche Schulbauten errichtete. Die Parallelen zu Behnischs Schulen in Konstruktion und Ausbau sind offensichtlich.

**Das Vincentiushaus**, das ab 1882 unter der Bauherrschaft des katholischen Vicentiusvereins auf dem Gelände der Brauerei und Gaststätte „Grüner Hof“ errichtet wurde<sup>22</sup>, sanierte Heinz-

Josef Knapp (Baden-Baden) 1974–76 grundlegend und erweiterte es um einen Anbau für ein neues Seniorenheim für 112 Bewohner. Statt des ursprünglich von der Katholischen Gesamtkirchengemeinde geplanten Abrisses erhielt Knapp das historistische Hauptgebäude und ordnete das Raumprogramm des zuvor als Familienhotel genutzten viergeschossigen Hauses neu. Er brachte dort Pflegestation, Verwaltung, Personalräume und Altentreff unter. In den drei Obergeschossen wurden Ein- bis Dreibettzimmer mit 72 Pflegebetten eingerichtet. Weitere 14 Betten entstanden im zuvor ungenutzten Dachgeschoss. Den Hauptzugang verlegte Knapp an die Garten- und Hofseite. Der schlichte dreigeschossige Neubau über hohem Sockelgeschoss schließt in der Achse des Altbaus an. Das gestaffelte Ensemble passt sich der Hanglage hervorragend an. Leider soll das Vincentiushaus abgerissen werden.<sup>23</sup>

**Die Sporthalle beim Markgraf-Ludwig-Gymnasium** ist das Ergebnis eines Wettbewerbs für den „Neubau einer Turnhalle 21/36 m mit Nebenräumen“, den Heinz Josef Knapp 1981 gewann. In einer Hanglage hoch über der Stadt errichtete er die Halle im folgenden Jahr. Das Preisgericht lobte die „Transparenz“ und „Leichtigkeit“ der im Inneren mit Holz verkleideten Halle, die durch ein intelligentes Belichtungskonzept überzeugt. Der offene Dachstuhl aus Stahlrohr-Gitterträgern, der formal eine Mischung aus Sattel- und Flachdach darstellt, lässt durch die voll verglasten Schrägseiten Tageslicht in den Innenraum. Zusätzlich wird die bis zur Traufe 8,5 Meter hohe Sporthalle durch satteldachartige Oberlichtbänder belichtet, wie sie auch Fritz Haller für sein zu Beginn der 1960er Jahre entwickeltes Fertigbausystem Maxi verwendet. Vor die dem Tal zugewandte Ostseite des nord-südlich ausgerichteten Gebäudes tritt ein zweigeschossiger unterkellertes Trakt, der Umkleiden und Sanitäranlagen im Obergeschoss, den zur Halle offenen Geräteraum im Erdgeschoss und die Haustechnik im Keller aufnimmt.<sup>24</sup>

**Die Caracalla-Therme** (Römerplatz 1) entstand 1983–85 nach einem Entwurf von Hans Dieter Hecker (Freiburg), Mitarbeit: Peter Krätz (Baden-Baden). Das von Rolf E. Weber, dem Leiter des Staatlichen Hochbauamtes Baden-Baden, in Stahlbeton-Skelettbauweise erbaute uninspierte Kurmittelhaus von 1963–66 wurde in den Neubau integriert. Heckers Ziel war ein „Entwurf, der an die Baden-Badener Kur- und Bäderbauten anknüpft, indem er die alte Form eines von Säulen getragenen Rundbaues mit zeitgemäßen architektonischen und konstruktiven Mitteln neu interpretiert“. Durch eine Reduzierung des 31 m hohen Kurmittelhauses auf 22 m verlor der mächtige Kubus zugunsten einer Ausgewogenheit mit dem Neubau viel





Baden-Baden: Vincentiushaus (aus: Neumann)



Baden-Baden: Caracalla-Therme. Foto: Coenen

von seiner ursprünglichen Dominanz. Neben diesen Kubus stellte Hecker einen zwölf Meter hohen Rundbau mit Kuppel. Der Architekt überführte das Quadrat des Kurmittelhauses in den Kreis der Schwimmhalle und ermöglichte durch diesen Übergang, die Infrastruktur des Altbaus für die Therme zu nutzen. Die innere Spannung des Ensembles, die aus dem Gegensatz zwischen Kreis und Quadrat resultiert, betonte der Architekt, indem er vor der Eingangshalle des Kurmittelhauses einen freistehenden, auf vier Säulen ruhenden Architrav stellte, der einen Segmentbogen beschreibt. Die Kuppel der Caracalla-Therme ruht auf zwölf weißen Stahlbetonsäulen, die ein rundes Thermalschwimmbecken umschließen. Hecker zitiert mit der Kuppel der Caracalla-Therme die des benachbarten Friedrichsbades (1869–77) und knüpft damit bewusst an die Badetradition der Stadt an. Das moderne Tragwerk der Caracalla-Therme ermöglicht, die Südwand der Schwimmhalle komplett zu verglasen. An die Stelle der geschlossenen Thermenhalle – wie im Friedrichsbad – rückt ein Raum, der auf die Landschaft und vor allem auf die beiden kreisförmigen Außenbecken bezogen ist.<sup>25</sup>

**Das sog. Kubenhaus** (Hermann-Sielcken-Str. 16) wurde 1986 von Jürgen Bertisch (Baden-Baden) als Zweifamilienhaus in postmodernen Formen auf einem sehr kleinen Grundstück über einem lang gestreckten unregelmäßigen Grundriss in Hanglage erbaut. Zwei weiß verputzte Kuben, die niedrige Pyramidendächer tragen, sind durch einen Glaserker und eine große Terrasse verbunden.<sup>26</sup>

**Das Wohnhaus** des Künstlers Hetum Gruber (Stadtteil Lichental, Seereinweg 11) wurde nach Plänen von Sampo Widmann (München) 1988/89 erbaut. Das querrrechteckige, zweigeschossige Gebäude ist im Hinblick auf seine Kubatur konventionell und trägt ein Satteldach. Der Grundriss ist streng geometrisch und wird durch einen Mittelkorridor in beiden Geschossen sowie durch ein zentrales Treppenhaus geprägt.<sup>27</sup>



Baden-Baden: Büro- und Geschäftshaus  
(Lange Str. 65) (aus Schmitt/Krewinkel 1997)



Baden-Baden: Römische Badruine  
(Museum). Foto: Coenen

**Das Büro- und Geschäftshaus** (Lange Str. 65) am nordwestlichen Stadteingang wurde 1993/94 nach einem Entwurf von Jürgen Bertisch (Baden-Baden) als Anbau an ein bestehendes Gebäude errichtet. Der Architekt fasst diese Bauaufgabe als Skulptur auf. Die Fassaden des bis zu sechsgeschossigen Gebäudes, das eine Addition sehr unterschiedlicher Baukörper (Turm, Riegel, asymmetrischer Kubus) darstellt, werden durch massive und transparente Elemente charakterisiert.<sup>28</sup>

**Die römischen Badruinen** (Römerplatz 1) aus dem 1.–3. Jh. n. Chr., die als eines der ältesten Zeugnisse der antiken Kurstadt bereits 1901 für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden und heute in die Tiefgarage des Friedrichsbades integriert sind, entsprechen dem sog. Blocktyp. Nach Plänen von Nikolaus Kränzle und Christian Fischer-Wasels (Karlsruhe) wurde das Museum 2003 neu gestaltet. Die frühere Zufahrt zur Tiefgarage wurde zum Foyer des Museums umgebaut, in dem der Besucher durch eine wegbegleitende Leuchtwand informiert wird. Die dunkel gehaltene Umgebung der restaurierten Badruinen lässt die antike Architektur und deren moderne Lichtinszenierung zur Geltung kommen.<sup>29</sup>

## Bühl

**Der Friedrichsbau** (Friedrichstr. 2), 1898 vom erzbischöflichen Bauinspektor Johannes Schroth als Festsaal der katholischen „Unitas“ erbaut, wurde 1991/92 von Uwe Maier und Alfons Burkart (Baden-Baden) zum Ratssaal umgestaltet. Das durch Umbauten entstellte denkmalgeschützte Gebäude, das aus einem in Massivbauweise errichteten neugotischen Kopfbau und dem rückwärtigen Festsaal in Holzkonstruktion besteht, wurde wieder weitgehend in seinen ursprünglichen Zustand versetzt und mit großem Einfühlungsvermögen durch moderne Elemente, wie eine Empore, ergänzt. Zur Belichtung der neuen





Bühl: Friedrichsbau (Ratssaal). Foto: Coenen



Bühl: Carl-Netter-Realschule. Foto: Coenen

Fraktionsräume im Keller des Festsaals wurde ein Lichtgraben geschaffen, über den ein Steg in Stahlkonstruktion angelegt wurde.<sup>30</sup>

**Das Bühler Kinderhaus** (Rotkreuzstr. 2) wurde 1994/95 nach Plänen von Manfred Schott und Gisela Bürkle (Karlsruhe) erbaut. Der lang gestreckte Kindergarten stellt eine Addition von unregelmäßig angeordneten Baukörpern für die Gruppen dar, die unter einem wellenförmigen Dach zusammengefasst sind. Diese mit dem Garten verzahnten Elemente vergleichen die Architekten mit Bauklötzen. Alle Räume werden durch einen Mittelkorridor erschlossen. 2010/11 wurde das Gebäude erweitert.<sup>31</sup>

**Das Mehrfamilienhaus** (Freiburger Str. 2 a) wurde 1996 nach Plänen der Gruppe 4plus (Isolde Bäuerlein, Dietrich Gekeler, Alexander Grünenwald, Berta Heyl, Karlsruhe) fertiggestellt. Das lang gestreckte, zweigeschossige Gebäude in konventionellen Formen mit Satteldach wird von der Jury als „erfrischender Kontrast“ und „familienfreundlicher Beitrag zum Wohnungsbau“ gewertet.<sup>32</sup>

**Die Carl-Netter-Realschule** (Platz Vilafranca 3) ist das jüngste Gebäude des Kulturzentrums, dessen Ausgestaltung 1986–89 mit dem Bürgerhaus Neuer Markt (Architekten: Seebacher und Krauth) begann. Auf dem Gelände der ehemaligen Schnapsfabrik Lörch folgten unmittelbar westlich als Ergebnis eines Architektenwettbewerbs zunächst die Mediathek (eröffnet 2001) und dann die Realschule (2005), beide nach Entwürfen des Bühler Büros Wurm + Wurm.

Die Realschule ist ein lang gestreckter zweigeschossiger Baukörper in klarer Formensprache über annähernd L-förmigem Grundriss und steht in bewusstem Kontrast zur benachbarten skulpturalen Mediathek. Auf deren glatte weiße Putzfassade reagiert die Schule mit Außenwänden, die mit rötlich-braunen Ziegeln verblendet sind. Der Innenraum der Schule ist in hellen



Bühl: Handelslehranstalt. Foto: Coenen



Bühl: Verwaltungsbäude der Firma Bada (Treppenhaus). Foto: Coenen

Farben gehalten mit besonderen Lichtstimmungen in den Korridoren. Die von Treppenhaus und Galerien gerahmte Aula wird durch Oberlichter beleuchtet.<sup>33</sup>

**Der Erweiterungsbau der Handelslehranstalt** (Kappelwinddeckstr. 2 a), die ursprünglich 1958–60 nach einem Entwurf von Albrecht Lange und Hans Mitzlaff (Mannheim) entstand, ist das Ergebnis eines Einladungswettbewerbs, aus dem Roger Strauß (Karlsruhe) als Sieger hervorging. Er fasst 2009–11 den viergeschossigen Trakt A und den zweigeschossigen Trakt B der späten 1950er Jahre zu einer Einheit zusammen. An der Stelle der offenen Pausenhalle entstand der neue zweigeschossige Verbindungstrakt C in einer transparenten Formensprache mit offenem Treppenhaus. Die Umgestaltung des bisherigen offenen Innenhofs von Trakt B zu einer Aula ist eine wesentliche Leistung der Planung. Der Architekt hat sie mit gläsernen Sheddächern überdacht. Die dem ehemaligen Innenhof zugewandten Fenster wurden ausgebaut, sodass eine zweigeschossige von schlanken Stahlstützen getragene Galerie entstanden ist.<sup>34</sup>

**Das Bada-Gebäude** (Untere Strut 1) entstand 2006/07 nach Entwurf von Wurm + Wurm (Bühl). Der Verwaltungstrakt erinnert an eine große Skulptur und setzt mit seinem sieben Meter frei auskragenden Obergeschoss am Eingang des Industriegebiets Bußmatten ein starkes Signal. An der Rückseite schließt die in Form und Ausführung eher konventionelle Produktionshalle zur Veredelung von Kunststoffen an, die 2011 um eine Lagerhalle ergänzt wurde. Die unterschiedliche Aufgabe bzw. Konstruktion dieser drei Gebäudeteile lässt sich bereits in der Oberflächenbehandlung der Fassaden ablesen. Der Verwaltungstrakt ist verputzt, die Produktionshalle wird durch anthrazit lackierte Fassadentafeln und ein Oberlichtband aus transluzenten Kunststofftafeln gegliedert. Durch die einheitliche



schwarz-weiße Farbgebung werden beide Gebäudeteile zu einer Einheit zusammengefasst und stehen im Gegensatz zum jüngeren Lagergebäude, das an die Eisenbahnstrecke grenzt. Es trägt im Unterschied zum flach gedeckten ersten Bauabschnitt ein Satteldach, den auffälligste Kontrast bildet aber die leuchtenden roten und gelben Paneelen im Rechteckmuster, mit denen das Gebäude verkleidet ist. Beeindruckt zeigten sich die Juroren vom eleganten und repräsentativen Inneren des Verwaltungsgebäudes mit seiner lichtdurchfluteten Treppehalle.<sup>35</sup>

### Bühlertal

**Das Haus des Gastes** (Hauptstr. 94) ist das Ergebnis eines beschränkten Wettbewerbs 1978 und wurde 1981–83 nach Plänen der Architektengruppe Gaiser (Heinz Gaiser, Bruno Feigenbutz) aus Karlsruhe realisiert. Das in mehrere Baukörper aufgelöste Gebäude entstand auf einer ehemaligen Gewerbefläche zwischen Ober- und Untertal. Die Holzarchitektur der Festhalle greift eine im Schwarzwald traditionelle Bauweise auf. Oberhalb des nur teilweise sichtbaren Untergeschosses wurde das Gebäude in Holzskelett-Bauweise errichtet. Das in den Hang gestaffelte Haus des Gastes passt sich der Topografie hervorragend an. Es ist an der Flussseite zweigeschossig und an der Bergseite eingeschossig. Zentrum ist der quadratische große Saal mit offenem Dachstuhl, der ein Zeltdach trägt. Foyer, kleiner Saal und Restaurant schließen in Richtung Bühlot an und sind entlang des Baches in drei Baukörper mit gestaffelten Pultdächern gegliedert. Das Funktionsprogramm wurde durch die Architekten in zwei Ebenen konzipiert. Der Versatz im Baugelände ermöglichte es, betriebstechnischen Einrichtungen und Nebenräume an der Bergseite im Kellergeschoss unterzubringen. Auf diese Weise erscheint die Anlage vom Festplatz her eingeschossig.<sup>36</sup>



*Bühlertal: Haus des Gastes, Großer Saal.  
Foto: Coenen*



*Sasbach: Haus Frost.  
Foto: Coenen*

### Sasbach

**Haus Frost** (Im Mättich 29 a) wurde 2004 nach einem Entwurf von Thomas Bechtold (Bühl) am Rande eines Industriegebiets gebaut. Das Ensemble besteht aus zwei kubischen Baukörpern und einer Garage, die der Architekt für ein Designer-Ehepaar errichtete. Die Jury sieht in ihm die gelungene Antwort auf ein Lebensmodell, das die verloren gegangene Einheit von Wohnen und Arbeiten wieder herstellt. Ein Gebäude dient Wohnzwecken, das andere ist Werkstatt. Durch die Anordnung der durch eine Gabionenmauer verbundenen zweigeschossigen, schwarz verputzten Häuser entsteht ein dreiseitiger Innenhof. Die minimalistische Formensprache besticht im Äußeren wie auch im Innenraum durch ihre lakonische Einfachheit. Der große lichtdurchflutete Wohn-, Ess- und Küchenbereich im Erdgeschoss des Wohnhauses wird durch die Treppenhauswand und die Treppe (beide in Sichtbeton) und den geschliffenen Zementestrich geprägt.<sup>37</sup>

### Achern

**Das Fernmeldedienstgebäude** (Pflaukelmatte 5), gebaut nach Entwurf von Karlheinz Boch (Emmendingen), wurde 1974 seiner Bestimmung übergeben. Das Gebäude mit umfangreichem Raumprogramm wurde, um es in das benachbarte Wohngebiet einzufügen, in mehrere große Baukörper aufgelöst und in Sichtbeton und Kalksandstein-Sichtmauerwerk ausgeführt. Gegenüber der Umgebung schottet sich das Bauwerk mit massiven Außenwänden geradezu ab. Die beiden Dienstwohnungen, die als Doppelwohnhaus auf dem Flachdach errichtet wurden, öffnen sich hingegen mit monumentalen Portalen zur Dachterrasse.<sup>38</sup>



## Renchen

Das **Simplicissimus-Haus** (Hauptstr. 59) ist ein Museum zur Rezeptionsgeschichte von Johann Jakob Christoph von Grimmelshausen und entstand 1996–98 durch den Umbau eines Ackerbürgerhauses aus der ersten Hälfte des 18. Jh. nach einem Entwurf von Andreas Adler und Gerhard Retzbach (Karlsruhe). Mit Rathaus und Gasthaus Bären bildet das zweigeschossige Gebäude mit Krüppelwalmdach ein reizvolles Ensemble im Stadtzentrum. Die Jury lobt, dass der Umbau alle Veränderungen, die das Denkmal im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat, ablesbar macht und die historische Baukonstruktion für die Besucher erlebbar wird.<sup>39</sup>



Renchen: Simplicissimus-Haus. Foto: Coenen

## Rheinau

Die **Stadthalle** (Ortsteil Freistett, Maiwaldstr. 32) wurde nach Plänen von RSP Architekten (Florian von Rudloff, Charlotte Seiffert, Köln) am Ortsrand gebaut und 1995 eröffnet. Das Gebäude besteht aus zwei dreigeschossigen Baukörpern, aus deren unterschiedlicher geometrischen Gestalt das Ensemble seine innere Spannung bezieht. Das aus Stahl und Glas gebaute Hauptgebäude mit Saal und Foyer erhebt sich über annähernd quadratischem Grundriss. Daran schließt eine längsrechteckige mit Naturstein verkleidete Querspange für Vereinsnutzung mit einer zentralen, ebenfalls verglasten Rotunde an.<sup>40</sup>

**Kundenzentrum und Ausstellungsgelände Erlenpark/World of Living** (Ortsteil Linx, Am Erlenpark 1) des Fertighausherstellers Weber Haus entstanden nach Plänen von Günter Hermann Architekten (Stuttgart) als Ergebnis eines 1998 ausgelobten Wettbewerbs und wurden 2000 vollendet. Die World of Living besteht aus drei Elementen. Die Ausstellungshalle mit ihrem geschwungenen auf Holzstützen vorkragenden Holzdach ist ein verglaster Holzbau, der sich über einem steinernen Sockel erhebt. Seitlich schließt ein grauer Stahlbau mit komplett geschlossenen Fassaden an, die mit horizontalem Strukturblech verkleidet sind.

Diese vom Architekten sogenannte „Black Box“ präsentiert eine Zeitreise durch die Wohnkultur. Im umgebenden Erlenpark mit altem Baumbestand befinden sich die Weberhaus-Ausstellungshäuser.<sup>41</sup>

## Offenburg

**Haus Fichtenhalde** (Stadtteil Fessenbach, Senator-Burda-Str. 45) wurde 1974/75 nach Plänen von Hermann und Günther Fischer (Kehl) in Hanglage zwischen Waldrand und Reben erbaut. Die heilpädagogische-therapeutische Einrichtung für 22 Kinder und Jugendliche entstand über unregelmäßigem Grundriss mit Fassaden aus Sichtbeton, Holz und anthrazitgrauen Asbestzementplatten und orientiert sich in ihrer Formensprache bewusst an einer Wohnanlage.<sup>42</sup>

**Die Geschäftsstelle eines Zeitungsverlags** (Hauptstr. 83a) entstand nach Plänen von Hermann Fischer (Kehl) 1987/88 in der Fußgängerzone im denkmalgeschützten Gasthaus „Neue Pfalz“. Im entkernten Erdgeschoss wurde eine passagenartige, streng symmetrische Halle mit leicht gewölbter Lichtdecke geschaffen.<sup>43</sup>

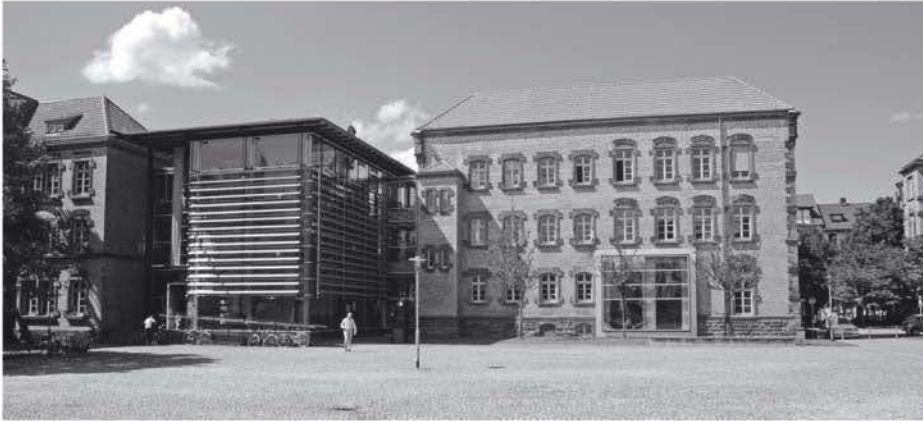
**Das Doppelwohnhaus** (Schanzstr. 9) wurde 1989/90 nach einem Entwurf der Werkgruppe Lahr (Klaus Meyer, Carl Langenbach, Ferdinand Jegal, Josef Montabon, Jürgen Dittus) gebaut. An ein zweigeschossiges Winkelhaus mit Satteldach schließt – mit einem Wintergarten verbunden – ein quadratisches, ebenfalls zweigeschossiges Haus mit Zeltdach an.<sup>44</sup>

**Das Autobahnrevier** (Am Flugplatz 2) wurde nach Plänen von Lehmann und Partner (Offenburg) 1990–92 gebaut. Es handelt sich um ein zweigeschossiges, flach gedecktes Gebäude über winkelförmigem Grundriss, das auf die heterogene Umgebungsbebauung, die durch Straßenmeisterei, Fahrzeughallen und Flughafen geprägt wird, reagiert. Nach dem Willen der Architekten wird das Polizeigebäude zum Ordnungsfaktor. Die schräg gestellte längere Nordseite folgt der Königswaldstraße, während der Südflügel als Riegel das Polizeigelände zum Nachbarhof abgrenzt. Im Gebäudekopf befindet sich der Haupteingang, der durch ein Vordach in Stahlkonstruktion akzentuiert wird.<sup>45</sup>

**Das Familienzentrum Oststadt** (Grimmelshausenstr. 30) ist ein 1995 vollendetes Werk des städtischen Hochbauamtes (Leitung Fritz Gresens, Projektleitung Erwin Müller). Es entstand durch den Umbau des französischen Unteroffizierskasinos, ein flach gedeckter Stahlbetonskelettbau der frühen 1970er Jahre. Das Gebäude wurde grundlegend saniert, u. a. wurden die Fassaden neu gestaltet und die Innenräume der neuen Nutzung angepasst.<sup>46</sup>

**Die Konversion der Ihlenfeldkaserne** (Platz der Verfassungsfreunde) aus den 1890er Jahren zum Kulturforum durch Lehmann Architekten (Offenburg) ist das Ergebnis eines Realisie-





*Offenburg: Ihlenfeldkaserne (Kulturforum).  
Foto: Coenen*

rungswettbewerbs, den das Büro 1993 gewonnen hat. Die Umgestaltung wurde in drei jeweils vom BDA ausgezeichneten Bauabschnitten zwischen 1993 und 2007 realisiert. Das monumentale wilhelminische Gebäude, das einen großen Innenhof umschließt, dient heute Kultur (Bibliothek, Musikschule, Jugendkunstschule, Volkshochschule, Galerie), Dienstleistungen und Wohnen. Die benachbarte alte Reithalle (2000 fertiggestellt) wurde zur Stadthalle. Das städtebaulich kaum zu überschätzende Gesamtprojekt zeichnet sich durch einen subtilen Umgang mit der historischen Bausubstanz und gelungene Ergänzungsbauten aus, die im spannungsvollen Kontrast zum Altbau stehen. Die BDA-Jury unter dem Vorsitz des Autors spricht deshalb 2008 zu Recht von der „Kunst der Fuge“.<sup>47</sup>

**Das Aenne-Burda-Stift** (Kornstr. 2) ist eine Seniorenwohnanlage, die auf eine 1991 gegründete, gemeinsame Stiftung der gleichnamigen Verlegerin und der Stadt zurückgeht. Ausgangspunkt des Projekts war ein 1764/65 erbautes Palais, das bereits Ende des 19. Jh. zum Pflegeheim Vinzentiushaus umgestaltet und in den folgenden Jahrzehnten durch Umbauten und Zukauf erweitert wurde. Es umschließt einen Innenhof. 1999/2001 bauten Schaudt Architekten (Konstanz) als Sieger eines Wettbewerbs (1995) die zum Teil denkmalgeschützte Anlage unter Gesichtspunkten der modernen Altenpflege um und ergänzten sie um Neubauten. Dabei ging es den Architekten um eine städtebauliche Neuordnung der Blockbebauung und die zurückhaltende, aber dennoch eigenständige Ergänzung der historischen Bausubstanz.<sup>48</sup>

**Das Parkhaus Burda** (Hauptstr. 130) wurde 2001/02 nach einem Entwurf von Ingenhoven, Overdieck und Partner (Düsseldorf) über einem kreisrunden Grundriss mit einem Durchmesser von 60 Metern erbaut. Es wurde 2003 vom BDA verdienstermaßen mit dem Landespreis ausgezeichnet. Die fußläufige Erschließung und die beiden ineinander verschränkten Ram-

pen befinden sich in einer Sichtbeton-Rotunde im Zentrum, um die auf fünf Ebenen 474 Parkplätze angeordnet sind. Vorgefertigte Seile, an denen über Systemhalter Rundhölzer aus Oregon Pine aufgehängt sind, bilden die halbtransparente Fassade. Das Holz des nordamerikanischen Nadelbaums wird durch Witterungseinflüsse silbergrau. Das bemerkenswerte Parkhaus bezieht seinen Reiz aus dem Kontrast zwischen dem massiven Kern und der filigranen Fassade, die das gesamte Gebäude wie ein Schleier einhüllt.<sup>49</sup>

**Das Wohnhaus der Familie Link** (Ortsteil Bohlsbach, Gewerbe- str. 48) entstand 2002 nach Plänen von Lehmann Architekten in einem Gewerbegebiet auf dem Gelände der von der Familie betriebenen Schlosserei. Es handelt sich um einen lang gestreckten dreigeschossigen Stahlbau mit auskragendem Flachdach (15 × 5 m). Die Außenwände bestehen aus Holz. Im Erdgeschoss ist das technische Büro der Schlosserei untergebracht.<sup>50</sup>

**Das Burda-Hochhaus** (Hauptstr. 130) wurde 2002–04 von Ingenhoven, Overdieck und Partner (Düsseldorf) umgebaut. Das elegante Gebäude über einem nur 12 m breiten elliptischen Grundriss, das 1963/64 nach dem Vorbild des Pirelli-Hochhauses entstanden war, entsprach nicht mehr den funktionalen und technischen Vorstellungen des Großverlags. Neben der Gebäudetechnik wurden die Fassade und die Dachaufbauten des bis auf das Stahlbetonskelett zurückgebauten Hochhauses erneuert. Dabei verlor das 67 m hohe, 15-geschossige Bauwerk viel von seinem ursprünglichen Charme. Das nach dem Vorbild von Le Corbusiers Unité d’Habitation (Marseille) aufgeständerte Erdgeschoss wurde wie das gesamte Gebäude von der neuen zweischaligen Glasfassade umhüllt.<sup>51</sup>

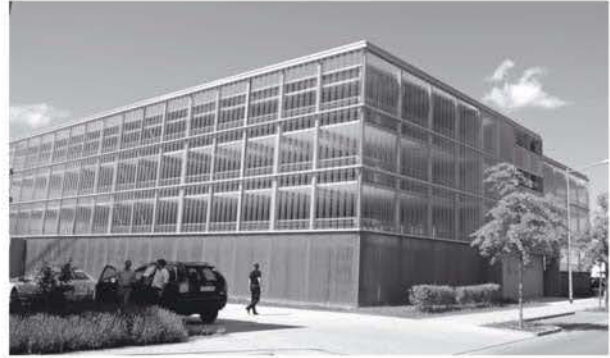
**Das Parkhaus der Sparkasse Offenburg** (Bertha-von Suttner- Str. 9) wurde 2007 nach einem Entwurf von Wenz Architekten (Hermann Wenz, Oliver Leible, Offenburg) vollendet. Neben dem älteren und zweifellos wichtigeren Burda-Parkhaus ist es das zweite architektonisch bedeutende Parkhaus der Stadt. Auf den acht halbgeschossig versetzten Ebenen gibt es 197 Stellplätze. Stahlstützen und Stahlträger ergeben im Verbund mit Fertigelementen aus Stahlbeton das Tragwerk. Profilglaselemente bilden die transparente Außenhaut des Gebäudes. Diese erlaubt, die in jedem Stockwerk unterschiedliche Farbigkeit des Treppenhauses auch von außen abzulesen.<sup>52</sup>

**Die Friedrich-August-Haselwander-Schule** (Moltkestr. 23) wurde nach Plänen von Lehmann Architekten (Offenburg) 2007–09 in zwei Bauabschnitten errichtet. Sie setzt einen städtebaulichen Akzent an einer wichtigen innerörtlichen Verkehrsachse und behauptet sich gegen die großen öffentlichen



Gebäude in der Nachbarschaft. Die beiden Trakte der Schule bilden mächtige viergeschossige Baukörper, die im rechten Winkel zueinander stehen und durch einen verglasten Steg verbunden sind. Die lang gestreckten, flach gedeckten Schulflügel besitzen mit Beton-Werksteinen verblendete Lochfassaden, die einem strengen Raster folgen. Um die Eintönigkeit der gleichförmigen hochrechteckigen Holz-Alu-Fenster zu brechen, verwenden die Architekten einen Kunstgriff. Der Hauptflügel ist entlang der Moltkestraße an der linken Ecke im Erdgeschoss als verglastes Foyer gestaltet. Den Gegenpol zu dieser Ecklösung bildet in der rechten Gebäudehälfte ein zwei Stockwerke tiefer Einschnitt in den ansonsten klar definierten Kubus.<sup>53</sup>

**Das Haus am Billetschen Schlösschen** (Badstr. 7) entstand nach dem Vorbild von privaten Baugruppen in Großstädten als erstes Projekt dieser Art in der mittelbadischen Kreisstadt. Es erlangte überregionale Bekanntheit, weil Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble einer der Investoren und Bewohner ist. Die Bauherrengemeinschaft errichtete das erste von insgesamt drei Mehrfamilienhäusern auf dem ehem. Henco-Gelände nach einem Entwurf von Lehmann Architekten (Offenburg). Dieses vom BDA ausgezeichnete sechsgeschosige Gebäude wurde 2011 fertiggestellt. Die drei geplanten Gebäude umschließen nach dem Konzept vom Lehmann Architekten eine innenhofartige Grünanlage. Sie stehen für die Landflucht, in deren Folge es – vor allem auch wegen der demografischen Entwicklung – immer mehr Menschen in die Städte zieht, wo sie die gute Infrastruktur nutzen können. Die Wohnungen des ersten fertiggestellten Gebäudes haben zwischen 110 und 180 Quadratmeter, die den Bedürfnissen der Eigentümer angepasst wurden, vom traditionellen Grundriss bis zur Maisonette-Wohnung. Das Mehrfamilienhaus zeichnet sich



Offenburg: Parkhaus der Sparkasse Offenburg.  
Foto: Coenen



Offenburg: Friedrich-August-Haselwander-Schule. Foto: Coenen



Offenburg: Haus am Billetschen Schlösschen.  
Foto: Coenen

durch den unterschiedlichen Charakter seiner Fassaden aus. Markant ist die dem Bürgerpark zugewandte Seite, die die fünf übereinander angeordneten loggienartigen Balkone zu einem Mäanderband zusammenfasst.<sup>54</sup>

### Ortenberg

**Das Wohnhaus Franke** (Joseph-Vollmer-Str. 19) wurde 2008 nach einem Entwurf von Hetzel + Ortholf (Freiburg) in einem konventionellen Neubaugebiet am Ortsrand fertiggestellt. Das weiß verputzte Gebäude trägt ein Satteldach und wird durch wenige großformatige Einschnitte in die Fassade gegliedert. „Die Hanglage des Hauses wird über ein vorgelagertes Holzdeck gelöst, in dem sich das Schwimmbecken als einziger Farbtupfer der Gesamtanlage befindet“, schreibt die Jury. „Dieses die Straßenansicht dominierende Deck überspielt gekonnt notwendige Nebenfunktionen wie Stellplätze und den Zugang zum Untergeschoss.“<sup>55</sup>

### Gengenbach

**Das Wohnhaus Herbst** (Otto-Ernst-Sutter-Weg 11 a) wurde 2006 nach einem Entwurf von Dagmar Bürk-Kaiser (Stuttgart) in Hanglage am Ortsrand vollendet. Das sog. Tannenzapfenhaus ist ein Holzrahmenbau, dessen Fassaden- und Dachflächen einheitlich mit Rotzeder-Schindeln verkleidet sind. Das zwei- bis dreigeschossige Haus mit Satteldach hebt sich im Hinblick auf Materialwahl und Fassadengestaltung selbstbewusst von typischen Einfamilienhäusern ab, die klassische Dachform integriert es aber in das Neubaugebiet. „Das für eine Försterfamilie nahe liegende Baumaterial Holz ist mit einfachsten Mitteln in Konstruktionsweise und Fassadenschindeln gelöst“, meint die Jury. „Das Thema Haus mit Satteldach wird mit einer erstaunlichen Vielfalt von Außenräumen (Balkonen, Terrassen und Höfen) beantwortet.“<sup>56</sup>

### Berghaupten

**Das Wohnhaus Gerriets** (Schützenbergstr. 9) wurde 1979 von Herbert Schaudt (Konstanz) am Ortsrand in Holzbauweise erbaut. Die Lage an einem Steilhang ermöglicht in dem 1979 von der Zeitschrift „Schöner Wohnen“ als „Haus des Jahres“ ausgezeichneten Gebäude vier Wohnebenen. Die Kubatur wird durch das hohe geziegelte Satteldach bestimmt, das drei Wohnebenen überspannt.<sup>57</sup>





Ortenberg: Wohnhaus Franke. Foto: Coenen



Gengenbach: Wohnhaus Herbst. Foto: Coenen

### Wolfach

Die **Realschule** (Herlinsbachweg 4) wurde 1976 nach Plan der Architektengemeinschaft Brunnert-Mory-Osterwalder-Vielmo (Stuttgart) im engen Kinzigtal vollendet. Die Bauaufgabe wurde in gestaffelte, zweigeschossige und flachgedeckte Baukörper für schulische Zwecke und eine eingeschossige Festhalle aufgelöst. Die Untergeschosse sind zwischen kräftigen Stahlbetonstützen verglast, die Obergeschosse wirken geschlossener und sind mit Holz verkleidet. Lediglich die Klassenräume besitzen Fenster, die Korridore haben Oberlichter.<sup>58</sup>

Das **Wohnhaus Göbel** (Am Vorstadtberg 7) wurde 1986 nach Plänen von Guido Spütz (Berlin) fertig gestellt. Das postmoderne, verputzte Gebäude mit neoklassizistischen Reminiszenzen entstand in Hanglage und ist zwei- bis dreigeschossig. Das ansonsten flach gedeckte Haus trägt in Richtung der Querachse ein zentrales Satteldach, die Haupteintrittsachse mit repräsentativem Treppenhaus folgt in Längsrichtung dem Geländeanstieg.<sup>59</sup>

Das **Mathematische Forschungsinstitut** (1944 gegründet), das zunächst in der leider abgerissenen Jugendstilvilla „Lorenz-hof“ untergebracht war, befindet sich in einem abgelegenen Seitental des Schwarzwalds. Die ab 1967 entstandenen Neubauten wurden zwei Mal vom BDA ausgezeichnet. Gästehaus (1967) und Bibliotheks- und Tagungsgebäude (1975) sind herausragende Werke von Rossmann + Partner (Karlsruhe). Preise gab es allerdings nur für spätere Erweiterungen bzw. Sanierungen, zunächst für den unterirdischen Konzertsaal, 1988/89 im Anschluss an die Bibliothek errichtet (ebenfalls Rossmann + Partner). Bei sommerlichen Konzerten können die Türen des Konzertsaals zur Terrasse geöffnet werden. Dadurch verwandelt er sich in eine Konzertmuschel. Gemeinsam mit dem Konzert-

*Wolfach: Mathematisches Forschungsinstitut (Gästehaus).  
Foto: Coenen*



saal wurde das von einem anderen Architekten erbaute Gästehaus umgestaltet und gegen den Berg abgetreppt. Der zweite BDA-Preis wurde für die 2008–10 ausgeführte behutsame Sanierung des Gästehauses und der Bungalows verliehen (Harter + Kanzler, Freiburg).<sup>60</sup>

### **Oberwolfach**

**Das Einfamilienhaus von Ludwig Harter** (Waldstr. 4) wurde 1991 nach Plänen von Harter + Kanzler (Haslach) in steiler Hanglage aus Holz, Stahl und Glas erbaut. Das dreigeschossige Gebäude mit Pultdach, das die Hangneigung aufgreift, ist betont schlicht mit einem großen Balkon auf schlanken Stahlstützen vor der gesamten Südwestfassade, die sich mit großen Fenstern öffnet.<sup>61</sup>

**Das Betriebsgebäude der Firma Holzer** (Silberlöchle 8) ist ein reiner Stahlbau mit großen Fensterflächen von Harter + Kanzler aus dem Jahr 1998 und erhebt sich über einem rechteckigen Grundriss. Unter einem auskragenden Flachdach aus Trapezblech sind der zweigeschossige Bürobereich, die eingeschossige Maschinenhalle und der ein Meter tiefere Containerbereich zusammengefasst.<sup>62</sup>

### **Gutach**

**Das sog. Holzhaus** (Grubacker 7) mit zwei Wohnungen und Büroräumen für eine Werbeagentur wurde 1989/90 nach Entwurf von Herbert Schaudt (Konstanz) erbaut. Das in Hanglage errichtete Haus mit achsialsymmetrischem Grundriss ist zweigeschossig. Es trägt ein Satteldach mit einem durchlaufenden ebenfalls sattelgedeckten Dachreiter, der durch seitliche Lichtbänder die Belichtung des Dachgeschosses ermöglicht. An den



beiden Traufseiten akzentuiert jeweils ein Zwerchhaus die Mittelachse und den Eingang.<sup>63</sup>

### Hausach

**Das Wohnhaus** des Architekten Günther Zwick (Friedensstr. 51) entstand 1980 als Abschluss einer Reihenhausbauung, die durch zweigeschossige Baukörper und eingeschossige Verbindungstrakte zum Nachbargebäude (beide mit Satteldach) geprägt wird. Die Straßenseite des Hauses wirkt geschlossen mit nur wenigen kleinen Fensteröffnungen, die Gartenseite öffnet sich mit großen Fensterflächen. Der Innenraum erscheint durch die weitgehende Auflösung der Raumbegrenzungen als Einheit.<sup>64</sup>

**Autohaus Schmid** (Hechtsberg 10) bauten Harter + Kanzler (Haslach) 1995 als einen der ersten einer ganzen Reihe von hervorragenden Gewerbebauten im Kinzigtal. Das eingeschossige Gebäude über rechteckigem Grundriss besteht aus dem verglasten Ausstellungs- und Verkaufsraum und den Werkstätten, deren Außenwände aus Beton (mit glatter Aluwelle verkleidet) sind. Das weit vorkragende leichte Flachdach, das beide Bereiche zusammenfasst, ruht auf schlanken Stahlstützen. Das Tragwerk des Ausstellungsraums bleibt bewusst sichtbar.<sup>65</sup>

### Haslach

**Die Seniorenwohnanlage** (Grafenstr. 12) wurde als Ergebnis eines Wettbewerbs (1991) von Harter + Kanzler (Waldkirch) 1995 realisiert. Das Ensemble besteht aus einem lang gestreckten dreigeschossigen, in drei Abschnitte gegliederter Trakt entlang der Straße und zwei kleineren zweigeschossigen Gebäuden im rückwärtigen Garten, die mit dem Hauptgebäude durch Stege verbunden sind. Diesen Stegen entspricht formal eine dreigeschossige Loggia vor der Hauptfassade an der Grafenstraße.<sup>66</sup>

**Haus Bender** (Julius-Allgeyer-Str. 13) ist ein zweigeschossiges Wohnhaus mit Satteldach, das nach Plänen von Harter + Kanzler (Haslach) entstand und 1992 vollendet wurde. Die Jury lobt das „unvermutet weiträumige Innere“ und die „helle fließende Raumfolge“.<sup>67</sup>

**Bürogebäude und Produktionshalle der Firma Haser-Metallbau** (Weiherdamm 6–8): Das Bürogebäude ist das Ergebnis des Umbaus und einer Erweiterung nach Plänen von Harter + Kanzler und wurde 2000 fertiggestellt. Das 1876 gegründete Familienunternehmen entwickelt und konstruiert Aluminium- und



Haslach: Produktionshalle der Firma Haser-Metallbau. Foto: Coenen



Haslach: Rathaus. Foto: Coenen

Stahl-Glasfassaden. Das Bürogebäude ist ein dreigeschossiger Kubus über hohem Untergeschoss, der von einer filigranen Stahl/Glasfassade umhüllt wird. Mit dieser aufwändigen Außenhaut demonstriert das Unternehmen seine Leistungsfähigkeit. Die 40 x 20 m große Produktionshalle entstand 2004 nach Plänen desselben Büros. Der Kubus über rechteckigem Grundriss besitzt ein Tragwerk aus Stahl, die Fassade wird durch schwarz durchgefärbte Betonfertigteile und eine voll verglaste Straßenfront geprägt. Beide Gebäude sind ein wichtiger Beitrag zur Industriearchitektur im Kinzigtal.<sup>68</sup>

**Das Rathaus** (Am Marktplatz 1) wurde 2002–04 nach Plänen von Schaudt Architekten (Konstanz) umgebaut. Das Konzept ähnelt dem, das das Büro 1998 für das Rathaus Hornberg (siehe Hornberg) entwickelt hat. Erst ein Bürgerentscheid 1998 machte den Erhalt des denkmalgeschützten Rathauses Haslach (erbaut 1732) als Verwaltungssitz möglich. Zwei Nachbargebäude wurden abgerissen. An ihrer Stelle entstand ein Verwaltungsneubau, der in seinen Formen an die beiden giebelständigen historischen Vorgängerbauten anknüpft. Der Haupteingang befindet sich im Laubengang des alten Rathauses. In einem Erweiterungsbau befinden sich Treppenhaus und Aufzug. Alt- und Neubau sind durch eine Schleuse und im Dachgeschoss durch einen Tunnel verbunden.<sup>69</sup>

**Das Wohnhaus Dieterle** (Josef-Rau-Str. 19) wurde 2003 nach Plänen von Harter + Kanzler (Freiburg) vollendet. Der mit einem Pultdach gedeckte Bau, der bewusst auf die verwendeten Materialien reduziert wurde, erhebt sich in Hanglage über winkelförmigem Grundriss. Sein Erscheinungsbild wird durch die großflächige Verglasungen in den beiden oberen Geschossen und umlaufende Balkone aus Sichtbeton bestimmt. Auf der rückwärtigen Gartenseite entstand ein geschützter Innenhof, der seine Fortsetzung in einem Terrassengarten (Landschaftsarchitekt Andreas Krause) findet.<sup>70</sup>



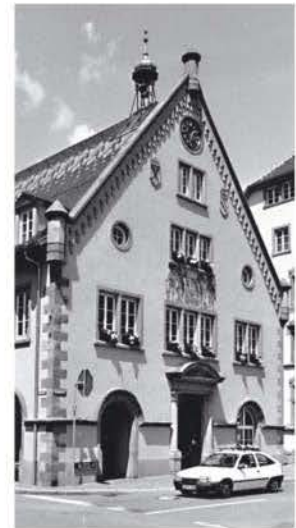


Haslach: Wohnhaus Dieterle. Foto: Coenen



Haslach: Bauhof der Firma Hansmann.  
Foto: Coenen

**Der Bauhof der Firma Hansmann** (Schnellinger Str. 55) entstand 2006–08 nach einem Entwurf von Harter + Kanzler (Freiburg) und wurde neben der Hugo-Häring-Auszeichnung 2011 mit dem Fritz-Höger-Preis, der wichtigsten deutschen Auszeichnung für Backsteinarchitektur, in der Kategorie Büro- und Gewerbebauten prämiert. Der Bauhof besteht aus zwei großen Baukörpern. Für den Besucher wie ein Zeichen in der Landschaft bereits vom Weitem sichtbar ist der lang gestreckte, zweigeschossigen Bürotrakt mit seinem charakteristischen Ziegelsichtmauerwerk und dem Flachdach aus Sichtbeton, das das Gebäude rahmt und wie ein großes Tor erscheinen lässt. Rückwärtig schließt die Lagerhalle an. Dazwischen erstreckt sich ein in lockerem Abstand von Stahlbetonbalken gedeckter Fahrweg, der die Sonne zu Licht- und Schatten-Spielen einlädt. Mit der perfekten Ausführung demonstriert der Bauherr, ein Bauunternehmer, seine Leistungsfähigkeit.<sup>71</sup>



Hornberg: Rathaus.  
Foto: Coenen

## Hornberg

**Das Rathaus** (Ecke Hauptstr./Bahnhofstr.) wurde nach Plänen von Schaudt Architekten (Konstanz) 1998 saniert. Das historische Rathaus (erbaut 1661) und das benachbarte Gasthaus Hirschen (1889) wurden zu einer funktionalen Stadtverwaltung umgestaltet. Die beiden Bauwerke aus verschiedenen Epochen werden durch zwei Stege verbunden und zu einer Einheit zusammengefasst. Vom Rathaus des 17. Jhdt. blieb nur die originale Hülle, die durch einen Laubengang im Erdgeschoss geprägt wird. Das Innere mit dem Treppenhaus und dem Sitzungssaal im Dachgeschoss ist modern.<sup>72</sup>

## Friesenheim

**Das Doppelhaus Feldmann/Frank** (Am Dorfgraben 20–22) ist ein 2010 vollendetes Werk von Richard Stihler (Lahr) und be-



*Friesenheim: Doppelhaus Feldmann/Frank.  
Foto: Coenen*

steht aus zwei zweigeschossigen giebelständigen Baukörpern mit niedrigen Satteldächern. Die beiden identischen Gebäude sind durch einen eingeschossigen zurückspringenden Trakt verbunden. Vor den Häusern erstreckt sich ein kleiner Garten, der durch die Garagen zur Straße abgeschirmt wird. „Das Doppelhaus ist ein sympathischer Beitrag für kostengünstiges und familiengerechtes Bauen“, urteilt die Jury.<sup>73</sup>

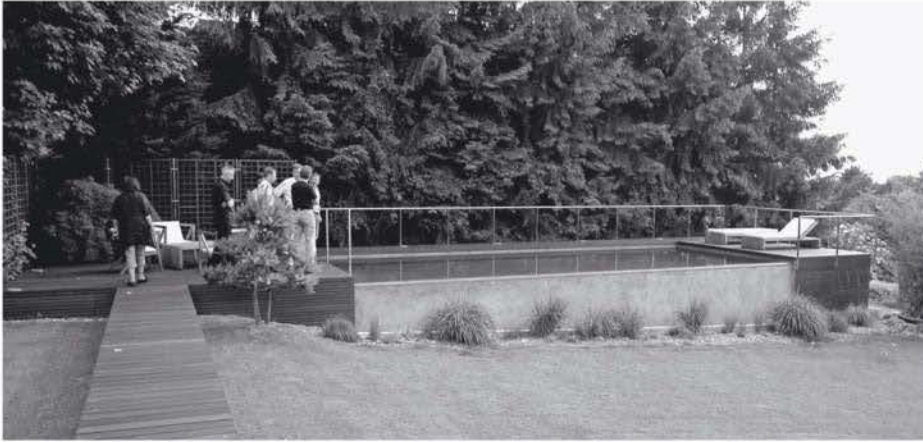
### Lahr

**Die Bereitschaftspolizeidirektion** (Vogesenstr. 22) wurde 1973–76 nach Plänen von Christoph Kolhlbecker (Gaggenau) in Pavillonbauweise errichtet. Das Bauprogramm umfasste fünf viergeschossige Wohn-, zwei Schul-, Verwaltungs- und Technikgebäude sowie eine Sportanlage mit Turnhalle, die alle in Stahlbetonskelettbauweise ausgeführt wurden. Die Unterrichtsgebäude und die Cafeteria im Zentrum sind um einen Platz gruppiert.<sup>74</sup> Das Ensemble wurde inzwischen erweitert und durch Sanierungsmaßnahmen verändert.

**Die Berufliche Schule im Mauerfeld** (damals Hauswirtschaftliche Schule, Im Schillinger 1) wurde 1979 nach einem Entwurf der Architektengemeinschaft Bacherer-Eggert-Hauss-Hoppe (Stuttgart) fertig gestellt. Der zweigeschossige flachgedeckte Bau entstand über unregelmäßigem X-förmigem Grundriss mit jeweils einem Platz an beiden Eingangsseiten. Ideelles und geometrisches Zentrum ist die Halle, von der aus Erschließungskorridore und Treppenhäuser erreicht werden.<sup>75</sup>

**Das Haus zum Pflug** (Kaiserstr. 41), ein altes Gasthaus von 1853, wurde 1988/89 von der Werkgruppe Lahr (Klaus Meyer, Carl Langenbach, Ferdinand Jegal, Josef Montabon, Jürgen Dittus) zu einem Kulturzentrum umgestaltet, das Stadtbücherei, Volkshochschule und Konzertsaal aufnehmen sollte. Die wichtigste moderne Zutat ist ein dreistufiger gläserner Treppenturm





*Lahr: Gartenschwimmbad.  
Foto: Coenen*

an der Rückseite zur Erschließung des Gebäudes und seiner neuen Funktionen.<sup>76</sup>

**Der Büromarkt Streit** (Otto-Hahn-Str. 1) wurde 1988/89 von der Werkgruppe Lahr erbaut. Das flach gedeckte Gebäude ist die Synthese zweier unterschiedlicher geometrischer Formen und bezieht daraus seine innere Spannung. Ein viergeschossiger, diagonal gestellter Kubus wird an zwei Seiten von einem dreigeschossigen Winkelbau über dreieckigem Grundriss umschlossen.<sup>77</sup>

**Das Kindertagesheim** (Am Schießrain 1) wurde von der Werkgruppe Lahr entworfen und 1992/93 realisiert. Im Grundriss beschreibt das dreigeschossige Gebäude einen Segmentbogen und fügt sich wie ein antikes Theater terrassenförmig in den Hang. Während die Gartenseite transparent und einladend ist, erscheint die Straßenseite geschlossen (die Architekten vergleichen dies mit einer Stadtmauer), die Eingangshalle befindet sich in einem Eckturm.<sup>78</sup>

**Die Stadtwerke** (Karl-Kammer-Str. 9) entstanden 1999 nach Entwurf von Conrad + Conrad (Lahr). Vier flach gedeckte Baukörper über rechteckigem Grundriss für Büros, Werkstätten, Lagerräume und Fuhrpark sind um den Betriebshof angeordnet. Im Hinblick auf die Materialien und die Konstruktion weisen die vier Gebäude Gemeinsamkeiten auf, wurden allerdings in Bezug auf ihre Aufgabe individuell gestaltet. Der aufwändigste Bau ist das zweigeschossige Verwaltungsgebäude, das über einem lang gestreckten rechteckigen Grundriss zwischen der Straße und dem Betriebshof vermittelt. Umlaufende Brüstungen und filigrane profillose Verglasungen bestimmen das Bild der Fassaden.<sup>79</sup>

**Das Gartenschwimmbad** der Familie Hauer (Hochstr. 1/2) wurde 2003 nach Plänen von Conrad + Conrad (Lahr) fertiggestellt. Das originelle Freibad aus Holz und Sichtbeton steht im Kontrast zum architektonisch anspruchslosen bestehenden



Lahr: Wohn- und Bürohaus Stihler. Foto: Coenen



Lahr: Wohnanlage „Wohnen an der Eiche“.  
Foto: Coenen

Wohnhaus. Ein lang gestreckter Holzsteg verbindet dieses mit dem rechteckigen Freibad bzw. der unmittelbar anschließenden Terrasse für die Liegestühle, die aus den gleichen Tropenholzbohlen gefertigt wurde. Der Überlauf des in blaugrünen Farbtönen schimmernden Sichtbeton-Schwimmbeckens, das in einem leicht abschüssigen Gelände entstand, ist dem Wohnhaus zugewandt. Das Wasser strömt sichtbar und als leichtes Rauschen hörbar über die Sichtbetonwand. Das Freibad macht den Garten zu einem Erlebnisraum.<sup>80</sup>

**Das Wohn- und Bürohaus** des Architekten Richard Stihler (Holderweg 10) wurde nach eigenen Plänen 2004 auf einem Eckgrundstück fertiggestellt. Das zweigeschossige Wohnhaus und das eingeschossige Bürohaus sind im rechten Winkel zueinander angeordnet, umschließen den Garten und schirmen das Ensemble gegen die Straße ab. Die hofartige Situation wird durch hohe Sandsteinmauern, die das Grundstück abgrenzen, verstärkt. Die beiden mit Satteldächern gedeckten Bauwerke wurden aus hoch gedämmten Holzrahmenkonstruktionen erbaut und mit naturgrauen Faserzementplatten verkleidet. Vor die

Gartenseite des Wohnhauses tritt fast in voller Gebäudebreite eine zweigeschossige überdachte Galerie aus Stahl.<sup>81</sup>

**Die Wohnanlage „Wohnen an der Eiche“** (Bergstr. 68–70) ist ein Werk von Richard Stihler (Lahr), das 2007 vollendet wurde. Das Ensemble besteht aus drei dreigeschossigen kubischen Häusern, einem Garagentrakt und einem eingeschossigen Nebengebäude für Lagerzwecke, die um einen Innenhof angeordnet sind. „Die Komposition ist im Hinblick auf die Bedürfnisse des Menschen nach Privatheit und Gemeinschaft vorbildlich“, lobt das Preisgericht.<sup>82</sup>

**Das evangelische Gemeindehaus** (Ortsteil Dinglingen, Martin-Luther-Str. 4) wurde 2009/10 von K 9 Architekten (Wolfgang Borgards, Marc Lösch, Manfred Piribauer, Freiburg) realisiert. Der Neubau ergänzt die Martinskirche und das alte Pfarrhaus zu einem Ensemble, das nun einen Platz bildet. Der zwei-





Lahr: Erweiterungsbau des Scheffel-Gymnasiums.  
Foto: Coenen



Lahr: evangelisches Gemeindehaus im Ortsteil  
Dinglingen. Foto: Coenen

geschossige flach gedeckte Neubau erscheint mit seinen Vor- und Rücksprüngen sowie den tief in die Backsteinfassade eingeschnittenen Fenster wie eine Skulptur. Das Gemeindehaus reagiert auf den Geländeversatz zwischen der Terrasse, auf der sich die Pfarrkirche erhebt, und dem niedrigeren Straßenniveau und definiert auf diese Weise die städtebaulichen Strukturen und die Besucherzugänge neu.<sup>83</sup>

**Der Erweiterungsbau des Scheffel-Gymnasiums** (Otto-Hahn-Str. 5–7) ist ein Werk von Conrad + Conrad (Lahr) und wurde 2010 seiner Bestimmung übergeben. Der zweigeschossige flach gedeckte Neubau über lang gestrecktem rechteckigem Grundriss erhebt sich über markanten Stahlbeton-Bögen, die das Obergeschoss tragen und dem Schulgebäude ein unverwechselbares Erscheinungsbild geben. Diese Aufständigung mit drei dieser Bögen ist im offenen Eingangsbereich, der eine besondere Aufenthaltsqualität besitzt, deutlich ablesbar. Die anschließende Mensa ist voll verglast. Im Obergeschoss befinden sich die nach Norden auch vollständig verglasten naturwissenschaftlichen Fachräume, die durch einen Außenkorridor erschlossen werden. Die geschlossenen Wandflächen des langgestreckten Kubus sind mit kleinteiligen mehrfarbigen Faserzementplatten verkleidet.

## Anmerkungen

- 1 Schmitt, Karl Wilhelm; Krewinkel, Heinz W.: Architektur in Baden-Württemberg, Bd. 4, Stuttgart 1994, 152 f.
- 2 Coenen, Ulrich: Hugo-Häring-Preis (Sonderseite). In: Acher- und Bühler Bote, 16. Juli 1999, Nr. 161. Krewinkel, Heinz W.; Foht, Ursula: Architektur in Baden-Württemberg 1999/2000, Bd. 6, Stuttgart 2000, 132 f.

- 3 Coenen, Ulrich: „Gute Bauten“ ausgezeichnet (Sonderseite). In: Acher- und Bühler Bote, 11./12. Juni 2005, Nr. 132, S. 25. Bund Deutscher Architekten Baden-Württemberg (Hrsg.): Architektur in Baden-Württemberg 2006, Stuttgart 2006, 214 f.
- 4 Otto, Christa: Architektur in Baden-Württemberg seit 1970, Stuttgart 1987, 312 f.
- 5 Otto, Christa: Architektur in Baden-Württemberg seit 1980, Bd. 2, Stuttgart 1991, 142 f.
- 6 Schmitt/Krewinkel 1994, 148 f.
- 7 Schmitt/Krewinkel 1994, 158 f.
- 8 Otto 1987, 310 f.
- 9 Otto 1991, 140 f.
- 10 Krewinkel, Heinz W.; Schmitt, Karl Wilhelm: Architektur in Baden-Württemberg seit 1983, Stuttgart 1991, 126 f.
- 11 Schmitt, Karl Wilhelm; Krewinkel, Heinz W.: Architektur in Baden-Württemberg 1993–1996 in Baden-Württemberg, Bd. 5, Stuttgart 1997, 138 f.
- 12 Birk, Stephan: Architektur in Baden-Württemberg 2003, Bd. 7, Stuttgart 2004, 200 f. Außen klein, innen groß – Wohnhaus in Gaggenau-Oberweier. In: Grimm, Friedrich B.: Einfamilienhäuser unter 250000 Euro, München 2004, 52–53.
- 13 Coenen 2005. Bund Deutscher Architekten 2006, 218 f.
- 14 Schmitt/Krewinkel 1994, 154 f.
- 15 Otto 1987, 316 f.
- 16 Otto 1987, 314 f.
- 17 Otto 1987, 308 f.
- 18 Otto 1987, 302 f.
- 19 Otto 1987, 304 f.
- 20 Otto 1987, 296 f.
- 21 Otto 1987, 298 f.
- 22 Erhard, Robert: Von Brauerei zum Vincentiushaus. In: Badische Neueste Nachrichten (Ausgabe Baden-Baden) 29. 11. 2012, Nr. 277 (Letzter Teil einer dreiteiligen Serie über den „Grünen Hof“).
- 23 Neumann, Florian (Mitarbeit: Coenen, Ulrich; Butscher, Sandra): H.J. Knapp: Planen und Bauen, München 2012, 66 f und 126 f. Siehe auch: Otto 1987. S. 306 f.
- 24 Neumann, 69 f. und 134 f. Siehe auch: Otto 1991, 138 f.
- 25 Caracalla-Therme, hrsg. von der Bäder- und Kurverwaltung, Baden-Baden 1985. Coenen, Ulrich: Baden in Baden-Baden. Von den römischen Anlagen zur modernen Caracallatherme. In: Die Ortenau 81 (2001), 222–225. Coenen, Ulrich: Von Aquae bis Baden-Baden. Die Baugeschichte der Stadt und ihr Beitrag zur Entwicklung der Kurarchitektur, Aachen 2008, 598–604.
- 26 Krewinkel/Schmitt 1991, 134 f.
- 27 Krewinkel/Schmitt 1991, 138 f.
- 28 Schmitt/Krewinkel 1997, 124 f.
- 29 Coenen 2005. Bund Deutscher Architekten 2006, 216 f. Coenen 2008, 582–584.
- 30 Schmitt /Krewinkel 1994, 146 f.
- 31 Schmitt/Krewinkel 1997, 126 f.
- 32 Schmitt/Krewinkel 1997, 134 f.
- 33 Stadt Bühl (Hrsg.): Die neue Carl-Netter-Realschule Bühl, Bühl 2005. BDA-Kreisgruppe Baden-Baden, Rastatt, Ortenaukreis (Hrsg.): Hugo Häring Auszeichnung 2011, 12 f. Coenen, Ulrich: Lichtstimmungen von großer Qualität. In: Acher- und Bühler Bote, 20./21. August 2011, Nr. 192. Bund Deutscher Architekten (Hrsg.): Architektur in Baden-Württemberg 2012, Bd. 10. Stuttgart 2012, 188 f.
- 34 Coenen, Ulrich: Dynamische Formen und eine neue Struktur. In: Acher- und Bühler Bote, 6. Februar 2009, Nr. 30. Coenen, Ulrich: Transparente Architektur für moderne Pädagogik. In: Acher- und Bühler Bote, 3. November 2010, Nr. 254. BDA-Kreisgruppe Baden-Baden, 14 f. Coenen, Ulrich: Schönheit entsteht nur durch Wettbewerb. In: Acher- und Bühler Bote, 3./4. September 2011, Nr. 204. Bund Deutscher Architekten 2012, 190 f.
- 35 BDA-Kreisgruppe Baden-Baden, 20 f. Coenen, Ulrich: Mit starker Geste wird Identität gestiftet. In: Acher- und Bühler Bote, 26. August 2011, Nr. 197. Bund Deutscher Architekten 2012, 196 f.



- 36 Bürgermeisteramt Bühlertal (Hrsg.): Haus des Gastes. Festschrift zur Einweihung am 23. September 1983, Bühl 1983. Haus des Gastes – Fest- und Veranstaltungshaus, Bühlertal. In: Deutsche Bauzeitung 8 (1985), 16–18. Architektengruppe Gaiser-Feigenbutz: Bauten, Projekte, Wettbewerbe 1961–1986, Karlsruhe 1987, 75–77. Otto 1987, 318 f. Coenen, Ulrich: Das Haus des Gastes in Bühlertal. Eine Festhalle der Architekten Heinz Gaiser und Bruno Feigenbutz. In: Die Ortenau 89 (2009), 469–474.
- 37 Coenen, Ulrich: Hugo-Häring-Preis (Sonderseite). In: Acher- und Bühler Bote 9./10. August 2008, Nr. 185. Bund Deutscher Architekten (Hrsg.): Architektur in Baden-Württemberg 2009, Bd. 9, Stuttgart 2009, 200 f.
- 38 Otto 1987, 320 f.
- 39 Coenen 1999. Krewinkel/Focht 2000, 128 f.
- 40 Schmitt/Krewinkel 1997, 128 f.
- 41 Birk 2004, 192 f.
- 42 Otto 1987, 322 f.
- 43 Schmitt/Krewinkel 1994, 160 f.
- 44 Schmitt/Krewinkel 1994, 162 f.
- 45 Schmitt/Krewinkel 1994, 150 f. Löffelhardt, Markus: Offenburg – Neue Architektur, Offenburg 2009, 90 f.
- 46 Schmitt/Krewinkel 1997, 130 f.
- 47 Coenen 1999. Krewinkel/Focht 2000, 126 f. Birk 2004, 194 f. Coenen 2008. Bund Deutscher Architekten 2009, 188 f. Löffelhardt, 64 f.
- 48 Birk 2004, 196 f. Löffelhardt, 48 f.
- 49 Birk 2004, 38–41. Löffelhardt, 12 f.
- 50 Birk 2004, 198 f. Löffelhardt, 80 f.
- 51 Coenen 2005. Bund Deutscher Architekten 2006, 212 f. Löffelhardt, 10 f.
- 52 Coenen 2008. Bund Deutscher Architekten 2009, 192 f. Löffelhardt, 76 f.
- 53 Löffelhardt, 72 f. BDA-Kreisgruppe Baden-Baden, 8 f. Coenen, Ulrich: Pfiffiger Kunstgriff gegen die Monotonie. In: Acher- und Bühler Bote 1./2./3. Oktober 2011, Nr. 228. Bund Deutscher Architekten 2012, 184 f.
- 54 BDA-Kreisgruppe Baden-Baden, 22 f. Coenen, Ulrich: Preis für Wolfgang Schäubles neues Domizil. In: Acher- und Bühler Bote, 14. Oktober 2011, Nr. 238. Bund Deutscher Architekten 2012, 198 f.
- 55 Coenen 2008. Bund Deutscher Architekten 2009, 196 f.
- 56 Coenen 2008. Bund Deutscher Architekten 2009, 198 f.
- 57 Otto 1987, 324 f.
- 58 Otto 1987, 330 f.
- 59 Otto 1991, 144 f.
- 60 Krewinkel/Schmitt 1991, 130 f. BDA-Kreisgruppe Baden-Baden, 6 f. Bund Deutscher Architekten 2012, 182 f.
- 61 Schmitt/Krewinkel 1994, 164.
- 62 Coenen 1999. Krewinkel/Focht 2000, 130 f.
- 63 Krewinkel/Schmitt 1991, 136 f.
- 64 Otto 1987, 332 f.
- 65 Schmitt/Krewinkel 1997, 132 f.
- 66 Schmitt/Krewinkel 1997, 136 f.
- 67 Schmitt/Krewinkel 1997, 140 f.
- 68 Bürk 2004, 188 f. BDA-Kreisgruppe Baden-Baden, 18 f. Bund Deutscher Architekten 2012, 194 f.
- 69 Coenen 2005. Bund Deutscher Architekten 2006, 210 f.
- 70 Coenen 2005. Bund Deutscher Architekten 2006, 220 f.
- 71 Coenen 2008. Bund Deutscher Architekten 2009, 190 f. Coenen, Ulrich: Banale Bauaufgabe wird zum Zeichen in der Landschaft. In: Acher- und Bühler Bote 3. Januar 2012, Nr. 2. Steinkamp, Tobias: Neubau Bauhof Hansmann. In: Vorteile – Das Backstein-Magazin 2 (2012), 4–9.
- 72 Coenen 1999. Krewinkel/Focht 2000, 124 f.
- 73 BDA-Kreisgruppe Baden-Baden, 24 f. Bund Deutscher Architekten 2012, 200 f.
- 74 Otto 1987, 328 f.

- 75 Otto 1987, 326 f.
- 76 Krewinkel/Schmitt 1991, 128 f.
- 77 Krewinkel/Schmitt 1991, 132 f.
- 78 Schmitt/Krewinkel 1994, 156 f.
- 79 Birk 2004, 190 f.
- 80 Coenen 2005. Bund Deutscher Architekten 2006, 222 f.
- 81 Coenen 2005. Bund Deutscher Architekten 2006, 224 f.
- 82 Coenen 2008. Bund Deutscher Architekten 2009, 194 f.
- 83 BDA-Kreisgruppe Baden-Baden, 16 f. Bund Deutscher Architekten 2012, 192 f.

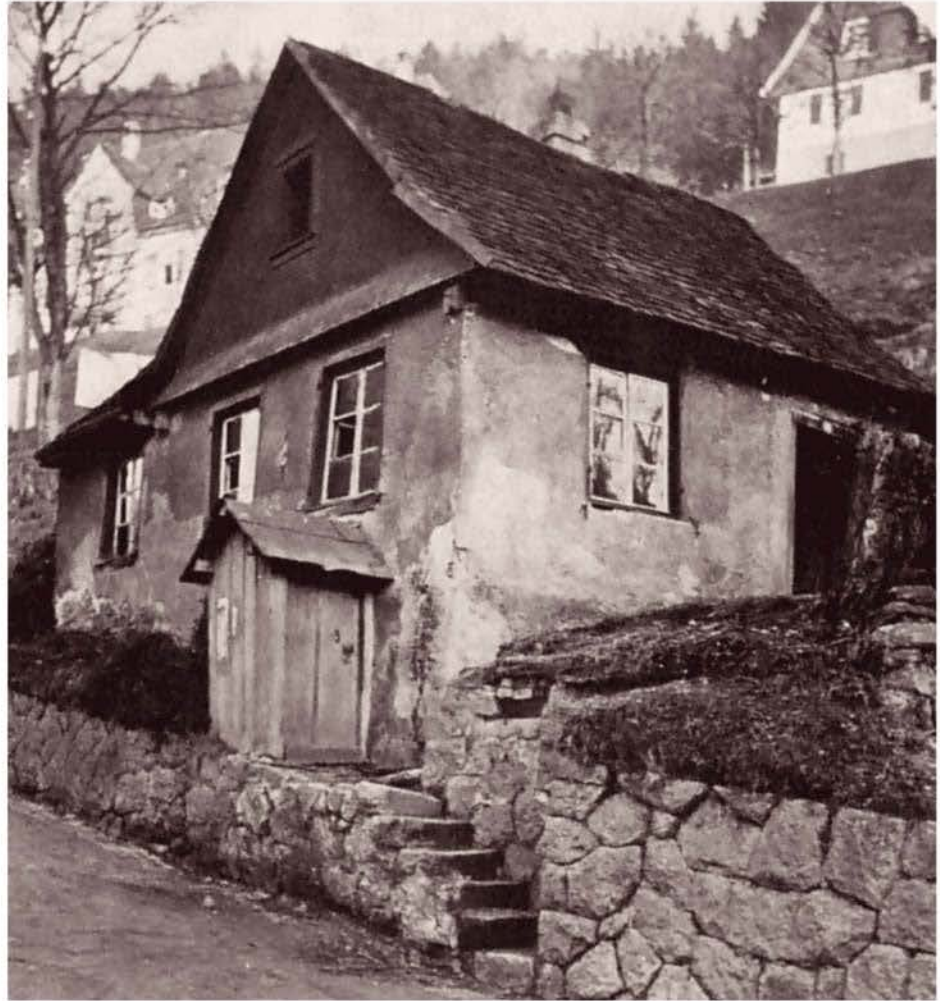


## Zwei Geißen und mehr. Auch Tiere gehören zu Tribergs Geschichte.

*Karl Volk*

Nicht dass zwei Geißen die Geschicke der „Stadt und Herrschaft Tryberg“ beeinflusst, gar verändert hätten, so wie der Sage nach einst Gänse durch ihr Geschnatter die Geschicke der Stadt Rom. Die Rolle der Geißen war viel bescheidener: einige Tage Aufregung in einem Bürgerhaus, Anrufung des Gerichts, ein Gutachten des Scharfrichters und Kleemeisters (Abdeckers), die Entscheidung des Gerichts – und die Sache war ausgestanden. Hat das Ganze außer ein bisschen Unterhaltungswert für die Nachwelt noch Bedeutung? Trifft die Feststellung eines namhaften Historikers, Paul Kirn, wonach „alle Texte, Gegenstände oder Tatsachen, aus denen Kenntnis der Vergangenheit gewonnen werden kann“, Geschichtsquellen sind, auch in diesem Fall zu?

Hier kurz das Ereignis im Januar und Februar 1745 in Triberg: Bei Schuhmacher Sebastian Schmidt wohnte als „Gehausin“ (Hausgenossin, wohl Mieterin) Anna Maria Hummlerin. Beide besaßen sie je eine Geiß, und zwar im gleichen Stall. Das Tier der „Gehausin“ machte sich eines Nachts von seinem Strick los und stieß sein Nachbartier so heftig, dass dieses drei Wochen später starb, so meinte es jedenfalls der Schuhmacher und verlangte Schadenersatz. Aber so schnell war es mit der „Gehausin“ nicht abzumachen. Die Geiß war, wie jene behauptete, mit starkem Strick angebunden, Geräusche konnte sie in jener Nacht nicht hören, weil sie zwei Stockwerke darüber schlief. Um die Obrigkeit nicht mit diesem Fall zu belästigen, bot sie für den Verlust einen Gulden 30 Kreuzer an. Nicht genug, war die Meinung des Schuhmachers und ließ das Gericht in Triberg entscheiden. Dazu brauchte dieses das Gutachten des Scharfrichters Johann Michael Sigmayer, zu dessen Aufgaben auch die Beseitigung der Tierkadaver gehörte. Der hatte das Tier „außgezogen und verleget“ (enthäutet und zerlegt), dabei hatte er „am forderen Theil... zwischen Haut und Fleisch eine schwarze Maß“ mit Blut, „ohn gefähr eine Handt groß“ festgestellt. Ob dieser Befund letztlich auf den Stoß der anderen Geiß zurückzuführen war, wagte er nicht zu behaupten. Es hätte, meinte er, auch vom „Ligen herkommen“ kön-



*Das Haus des  
„Geisesepple“ in  
Triberg, das vom  
Stadtbrand 1826  
verschont blieb.*

*Quelle:  
Maier/Lienhard,  
Geschichte der Stadt  
Triberg, 1964, S. 450.*

nen. Doch daran hätte die Geiß nicht zu „Cröpiren“ brauchen. Weitere Schäden wies der Tierkörper anscheinend nicht auf. Nur die Galle sei „ganz verstrupft (ausgetrocknet) und vast ausgelofen gewesen“. In hohem Grad „zweifelhaftig“ für den „Kleemeister“ aber war, dass das von einem Stoß hätte kommen können, wo der zur Rede stehende Stoß doch nicht einmal so vehement gewesen war, „dass die Hauth oder Fleisch zerknürschet oder ofen gewesen (wäre), weniger sich dabey ein Brandt (Wundbrand) oder anzündung (Entzündung) gezaigt hätte“.

Wäre aber die Gallenerkrankung durch den Stoß verursacht worden, so wäre die Geiß erkennbar krank gewesen, was der Schuhmacher beim Füttern hätte bemerken müssen. Der hatte nach eigener Aussage nichts Derartiges wahrgenommen. Also könne die Geiß einer der vielen Gallenkrankheiten erlegen sein. Trotz der Aussage des Fachmanns, dass die ausgelaufene Galle nicht von einem Stoß komme, war für das Gericht die Sache so sicher nicht. Deshalb der Bescheid des Gerichts, der Geschädigte solle das erwähnte Angebot seiner „Gehausin“ anneh-



men. Den angebotenen Geldbetrag auszuzahlen, habe sie 14 Tage Zeit. Da die Auseinandersetzung zwischen Schuhmacher und „Gehausin“ nicht immer in freundlichen Worten bestanden hatte, seien „angethane unanständige Reeden aufgehoben“. Weiteres „Schmähen und Schänden“ sei den beiden „Bey Strafe“ verboten. Sie sollten wieder „in Frieden und einigkeit miteinander leben“.

Eine alltägliche Begebenheit, jedoch für die Nachwelt aufschlussreich, und zwar in mehrfacher Hinsicht. Die Reaktion des Geschädigten ist typisch für das Verhalten der Triberger Untertanen in jenen Jahrzehnten. Die Protokollbücher des Triberger Gerichts sind voll von Klagen über Streitigkeiten, die im Abstand der Jahrhunderte als nahezu lächerliche Kleinigkeiten verstanden und leicht hätten außergerichtlich abgetan werden können.

Michaela Hohkamp stellte in ihrem Buch „Herrschaft in der Herrschaft. Die vorderösterreichische Obervogtei Triberg von 1737 bis 1768“ in 611 (!) Amtsprotokollen 100 Besitzstreitigkeiten, 212 Geldforderungen und 166 Gewalt- und Ehrklagen fest. Man kann diese Zahlen jedoch auch als Zeichen des Vertrauens in die Justiz interpretieren. Das Urteil wurde anscheinend immer akzeptiert, von einer Urteilsschelte hört man jedenfalls nichts. Der zu Rate gezogene Kleemeister Sigmayer offenbart respektable Kenntnisse im Veterinärwesen. Damit stand er nicht allein. Auch anderwärts nahm der Kleemeister den Tierarzt vorweg. Zudem ersetzte er den Fleischbeschauer. Die Entscheidung, ob ein krankes Tier noch genießbar war, musste er treffen. Das Protokoll unterrichtet auch über Wohnen und Hausen: im Erdgeschoß ein Ziegenstall, darüber die Wohnung des Schuhmachers und wohl seiner (hier nicht genannten) Familie, im dritten Stock erst die Mieterin, entweder eine ledige oder verwitwete Frau. Nicht wie es später hieß: „Eine Kuh deckt die Armut zu“: in unserem Falle war es die Ziege als Spenderin von Milch, Butter und Käse, also eine noch schmalere Basis der Existenz, für Schuhmacher Schmidt und „Gehausin“ Hummlerin gleichermaßen von Bedeutung.

In diesem Zusammenhang muss man die vielen Mauern und Mäuerchen an der Riffhalde sehen, die bittere Not erzwang, damit noch etwas Platz für ein Gärtchen oder ein Mättchen geschaffen war. Denn eine Geiß fraß einen ganzen Winter lang Heu. Und schließlich sehen wir, wie der Charakter des Städtchens Triberg von der Landwirtschaft geprägt war, wie sehr die Einwohner auf irgendwelche Nebeneinkünfte angewiesen waren, auf den „Fremdenverkehr“ von damals, das heißt auf

eine blühende „gnadenreiche Wallfahrt“. Von städtischem Reichtum und sogar Glanz konnte erst im Zeitalter der Industrialisierung und des modernen Tourismus die Rede sein.

### **Quelle**

Generallandesarchiv Karlsruhe 61/12955

### **Literatur**

Michaela Hohkamp. Herrschaft in der Herrschaft. Die vorderösterreichische Obervogtei Triberg von 1737 bis 1780, Göttingen 1998.

Paul Kirm. Einführung in die Geschichtswissenschaft, Berlin 1963.



## Die durch Edel in Straßburg nach Baden verkauften Glocken (1670–1715)

*Christine Muller*

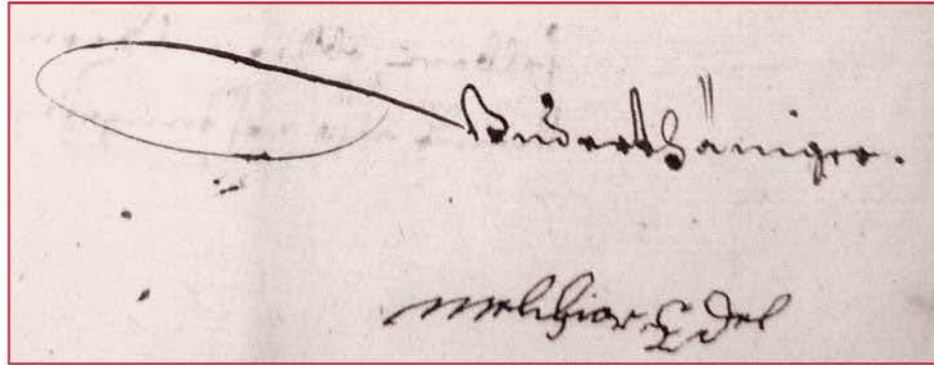
Das historische Museum in Straßburg bewahrt das Gießerei-Verzeichnis der in Straßburg von 1717 bis 1892 durch die Firma Edel gegossenen und verkauften Glocken. In dem Register befinden sich einige lose Blätter, auf welchen Johann Peter Edel<sup>1</sup> eine Liste der zwischen 1670 und 1715 verkauften Glocken aufgestellt hat; es bleibt jedoch offen, ob es sich um die Gesamtproduktion dieser Jahre handelt.<sup>2</sup> Unter den 417 verzeichneten Glocken (hauptsächlich für das Elsass, auch einige für Lothringen) waren mindestens 120 für den deutschen Raum (Baden, Pfalz, Saarland, Schwaben) bestimmt.<sup>3</sup> Ein Teil Badens gehörte damals zum Bistum Straßburg.<sup>4</sup>

Im Gegensatz zum Gießerei-Verzeichnis sind diese Seiten in einer vereinfachten Form verfasst. Ihr Autor vermerkt, dass 33 „Centner“ noch von seinem 1669 verstorbenen Vater, Melchior (\*1614), herrühren: „Ver Zeichnuß der Jenigen Glocken die ich Johann Petter Edel VerKaufft hab Darunder sein 33 C die mein selliger Vatter noch gemacht hatt.“



*Firmenschild der  
Glockengießerei Edel.  
1684, I[ohann] P[eter]  
E[del], 1707,  
M[atthäeus] E[del],  
1770.*

Melchior Edels  
Unterschrift (1667)  
(Archives Municipales  
Strasbourg V 46, 47).



Der noch während des 30-jährigen Krieges aus Ravensburg zugezogene Melchior Edel<sup>5</sup> verbürgert sich 1641 und wird zum Gründer einer Glockengießerdynastie, deren Tätigkeit sich bis Ende des 19. Jahrhunderts erstrecken wird. Glockengießer und Stückgießer waren in Straßburg seit dem Mittelalter tätig; so ist es nichts Außergewöhnliches, dass Melchior, dessen Vater Sporer war, Susanna, die Tochter des Straßburger Stück- (und Glocken-) Gießers Peter Speck heiratete.

Laut Glockenatlas Baden<sup>6</sup> weiß man, dass Melchior Edel 1652 eine Glocke nach Haslach im Kinzigtal<sup>7</sup>, 1667 eine nach Oppenau<sup>8</sup>, 1668 drei nach Riegel<sup>9</sup>, eine nach Ettenheimweiler<sup>10</sup> und eine nach Amoltern<sup>11</sup> lieferte.

Die Zeitspanne des hier benutzten Dokuments betrifft das Ende der Herrschaft Ludwigs XIV., eine durch Kriege geprägte Zeit: Devolutionskrieg (1667–1668), Holländischer Krieg (1672–1678), „Reunionskammern“ (guerre des Réunions, 1683–1684), Pfälzischer Erbfolgekrieg (Augsburger Liga, 1688–1697), Spanischer Erbfolgekrieg (1701–1713).

Zwecks Umgießung, unter anderem, wurden etliche Glocken durch die Kriegführenden beschlagnahmt; einige konnten wieder zurückgewonnen werden.<sup>12</sup> Andere wurden von ihren Eigentümern gegen Geld versetzt, in der Hoffnung, sie wieder auslösen zu können.<sup>13</sup> Für Neugüsse war die Zeit nicht günstig, wenn sich auch die militärischen Handlungen weder ständig noch überall abspielten. Baden und die Pfalz wurden zum Teil verwüstet. Kaiserliche Truppen fielen dreimal in das Elsass ein und mehrmals stationierten dort Truppen (1672–1677). Z. B. wurde Barr 1678 zerstört und Straßburg kapitulierte 1681. Die Kaiserlichen Truppen traten 1702 in das Elsass ein und drangen vor bis nach Haguenau. 1709 überzogen sie erneut das Elsass. Während der zwei letzten Kriege musste das Elsass die französische Armee stärker materiell unterstützen. Es ist leicht zu verstehen, dass die Kriegsjahre zu einem Rückgang der Produktion führten. Man stellt jedoch fest, dass die Handelswege zwischen Frankreich und dem Nachbarland während den Kriegereignis-





*Fries, Johann Peter Edel, 1700 (Hunawihl, Foto Victor Delva; Strasbourg, Service de l'Inventaire et du Patrimoine de la Région Alsace).*



*Fries, Johann Peter Edel, 1713 (Langensoultzbach), die Selbe wie für Gutach, 1715 (mit „musizierenden Genien in Ranken-voluten über Fries aus hängenden Akanthus-palmetten“) und wahrscheinlich Steinach, 1714.*

sen nicht ganz unterbrochen waren. Manche Glocken für nahe-  
liegende Ortschaften könnten an Ort und Stelle gemeinsam  
gegossen worden sein. Für einige Ortschaften, wie zum Beispiel  
Gamshurst, Kork, Offenburg oder Schwarzach, lieferte Edel  
mehrere Glocken.

Es ist schon erstaunlich, wie schnell manche Ortschaften  
(z. B. Barr: 1680) eine neue Glocke erwarben, wahrscheinlich  
um nicht länger die Uhr schweigen zu lassen und um Sturm  
läuten zu können.

Laut Glockenatlas Baden sind für Johann Peter Edel aus die-  
ser Zeit nur die Glocken von Wittelbach/Seelbach (1681)<sup>14</sup>,  
Gengenbach (1700)<sup>15</sup>, Kirnbach (1704 und 1715)<sup>16</sup>, Steinach  
(1714)<sup>17</sup>, Durbach (1715)<sup>18</sup>, Fußbach (1715)<sup>19</sup> und Gutach  
(1715)<sup>20</sup> bekannt. Gerade vier davon sind erhalten geblieben  
(Gengenbach, Durbach, Fußbach, Gutach). Es handelt sich um  
kleinere Glocken (ca. 50 cm in der Höhe). Im badischen  
Glockenatlas werden jedoch Durbach, Fußbach und Gutach  
seinem Sohn Matthäus (I) zugeschrieben.<sup>21</sup> Friedrich Wilhelm

Edel schreibt, dass dieser das Geschäft seines Vaters bereits 1712 übernahm.<sup>22</sup> Außerdem wird im Gießerei-Verzeichnis die Glocke aus Gutach, welche die Firma Edel im Jahre 1877 umgoss, Matthäus zugeschrieben.<sup>23</sup>

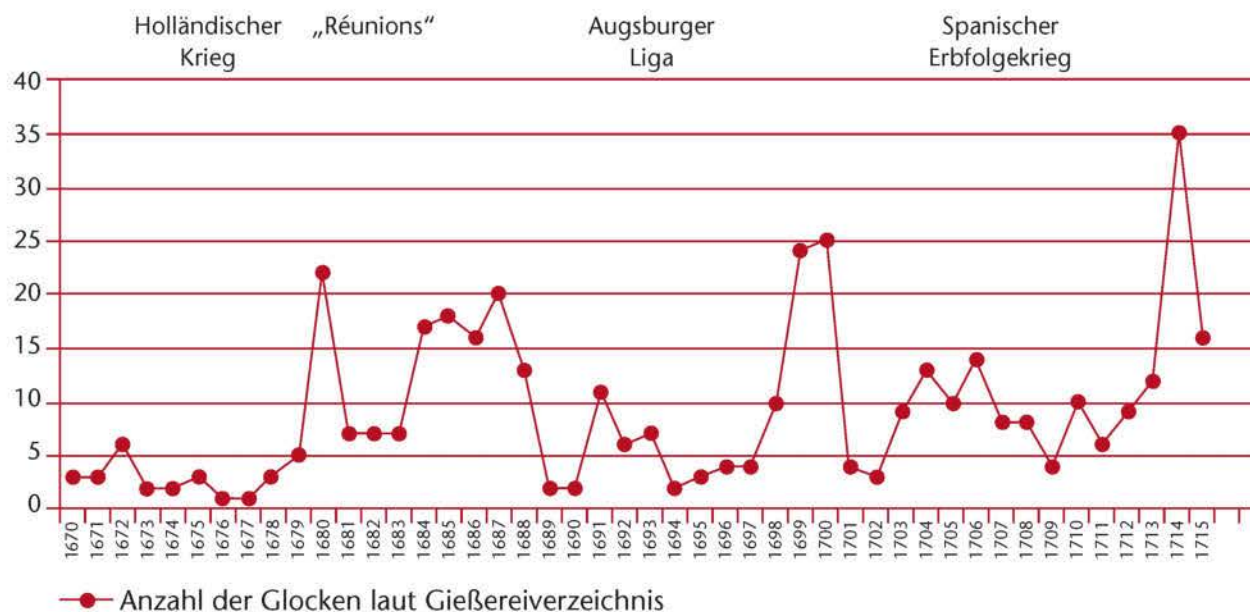
Die Glockengießer beschränkten sich nicht auf die Herstellung von Glocken. Als „Churfürstlicher Stückgiesser“ war J. P. Edel auch zwischen 1702 und 1719 am Niederrhein tätig, wo man ihm Glocken für Rödingen (zwei, 1707)<sup>24</sup>, Mülheim am Rhein (1706), Köln (St. Severin, 1707), Osterath (1708), Uerdingen (1709), Zons (1710), Wickrath (1710)<sup>25</sup> zuschreibt.<sup>26</sup>

Ein Sprichwort aus dem 16. Jahrhunderts rühmt das Straßburger Geschütz: „Nürnberger Witz, Strassburger Geschütz, Venediger Macht, Augsburger Pracht, Ulmer Geld regieren die Welt.“ Das Straßburger Stückgießen erreichte damals seinen Höhepunkt.<sup>27</sup> Kaiser (wie z. B. Maximilian I., 1504) und andere Persönlichkeiten besichtigten die Werkstätten. Der Stadtrat kontrollierte allein diese einträgliche Produktion.

1681 fand Ludwig XIV. in Straßburg 270 Geschütze vor. Bereits 1682 blühte die Gießerei der Familie Edel wieder auf, trotz der französischen Konkurrenten, die sich nach 1691 in der Stadt niederließen.<sup>28</sup> Die königliche Gießerei war während des 18. Jahrhunderts erfolgreich und brachte einige technische Neuentwicklungen hervor.<sup>29</sup> Private Gießer konnten bis 1716 noch Kanonen gießen,<sup>30</sup> obschon F. W. Edel über Johann Peter schreibt: „[er] wurde, nach des Vaters Tod, zum Stückgießer ernannt.“<sup>31</sup> Im Jahr 1681 kam Straßburg an Frankreich. Die Stückgießerei zum Schänzel wurde abgebrochen, Johann Peter Edel verlor seine Stelle, und kaufte sich nun das Haus in der Barbaragasse, wo noch heutiges Tages die Glockengießerei sich befindet. Er beschäftigte sich nun ausschließlich mit Glockengießen und kleinerer Messing-Arbeit.“

Laut Gießerei-Verzeichnis wäre es möglich, eine Liste der für Baden und die Pfalz von der Gießereifamilie Edel zwischen 1716 und 1892 gegossenen Glocken aufzustellen. Bereits für das 18. Jahrhundert wurde vermeldet: „Einen außergewöhnlich hohen Anteil an Glocken in Baden hatte Straßburg in diesem Jahrhundert zu verzeichnen. Vor allem wurden die angrenzenden Gebiete völlig von den Edel beherrscht, denen gegenüber die lothringischen Wandergießer nur im ersten Drittel des Jahrhunderts eine Konkurrenz bedeuteten.“<sup>32</sup>





N.B. Die im deutschen Raum befindlichen Ortschaften sind in Schrägschrift vermerkt.

	Jahr	Heutige Schriftweise	Text von J. P. Edel	Gewicht Centner	Pfund
1.	1670	Saint-Nabor	die gemein S. Nabor Ein glock	2	10
2.	1670	Hochfelden	die gemein Hochfelten	2	3
3.	1670	Bindernheim	die ...[sic] binderen im rieth	2	98
4.	1671	Soultz-sous-Forêts	die gemein Sultz flecksteinisch <sup>33</sup>	7	44
5.	1671	Zeinheim	die gemein Zeinheim	1	70
6.	1671	Wintzenheim (eher Unter- als Ober-Elsass)	die gemein wintzenheim	4	14
7.	1672	<i>Stollhofen</i>	die gemein Stollhoffen	2	13
8.	1672	Ebersmunster	die gemein Eberschemünster	2	16
9.	1672	Ebersmunster Abtei	In d(a)z Closter Eberschemünster	2	8
10.	1672	Wilwisheim	die gemein wilwißheim	3	20
11.	1672	<i>Söllingen</i> , eher bei Schwarzach als bei Karlsruhe?	die gemein Sellingen vber rein	4	10
12.	1673	<i>Erlach</i>	die [gemein] Erlach vber rein	/	94
13.	1673	Riedheim bei Bouxwiller	die [gemein] Riethen bey bußweiller	2	12
14.	1674	<i>Unzhurst</i>	die [gemein] Vntzhurst vber rein	2	82
15.	1674	Dinsheim	die [gemein] dinßen	4	14
16.	1675	<i>Kürzell</i>	die [gemein] Kirtzel vber rein	/	86
17.	1675	<i>Hügelsheim</i>	die [gemein] higeltzen vber § (Symbol für „rein“)	1	84
18.	1675	<i>Schuttern</i> , Kloster	daß Closter schutteren	2	26
19.	1676	<i>Friesenheim</i> (Mahlberg)	die [gemein] frießenheim mohlburger H[errschaft] §	5	25
20.	1677	Geispolsheim	die [gemein] geistspitzen	/	84
21.	1678	Offenheim	die gemein offene 18+50 <sup>34</sup>	2	/
22.	1678	<i>Fautenbach</i>	die gemein Fautenbach vber rein	4	25

	Jahr	Heutige Schriftweise	Text von J. P. Edel	Gewicht Centner	Pfund
23.	1678	Dangolsheim	die gemein dangeltzen	2	7
24.	1679	Mundolsheim	die gemein Mundeltzen 2 glocken	8	11
25.	1679	Mundolsheim			
26.	1679	<i>Niederschopfheim</i>	die gemein niderschopffen	2	3
27.	1679	Mittelbergheim	die gemein mittelbergen	5	95
28.	1679	Mittelbergheim	ferner eins	/	81
29.	1680	Barr	die gemein Barr	6	7
30.	1680	Stotzheim	die gemein Stotzen	3	10
31.	1680	<i>Malterdingen</i>	die gemein malterdingen	1	94
32.	1680	<i>Lahr</i>	die Statt lohr	2	12
33.	1680	Pfulgriesheim	die gemein faulgrießen	4	21
34.	1680	<i>Seelbach</i>	die [gemein] Selbach in der H(err) schafft geroltzeck	1	50
35.	1680	<i>Schwartzach</i>	Schwartzach vber rein	1	49
36.	1680	Meistratzheim	die gemein Meistertzen	9	16
37.	1680	Ottrott-le-Haut	Ober otterott	/	88
38.	1680	Zellwiller	die gemein zellweiller	2	9
39.	1680	<i>Schramberg</i>	Schramberg im kintziger dall	10	41
40.	1680	<i>Reichenbach</i>	Reichenbach bey lohr	4	15
41.	1680	Sermersheim	die [gemein] sermerschen	/	81
42.	1680	Friesenheim, bei Rhinau	Frießenheim bey reinauw	1	51
43.	1680	<i>Ichenheim</i>	die [gemein] Ichenheim	3	11
44.	1680	Schillersdorf	die [gemein] Schillersdorff	3	11
45.	1680	<i>Altenheim</i>	die [gemein] altene vber rein	6	28
46.	1680	<i>Ottenham</i>	die [gemein] ottene vber rein	8	4
47.	1680	<i>Oberschopfheim</i> (Friesenheim)	die [gemein] Oberschopffen	2	5
48.	1680	<i>Durmersheim</i>	die [gemein] dormerschen	2	69
49.	1680	Haguenau	nach hagenauw	/	86
50.	1680	Bergbieten	nach bergbieten	4	/
51.	1672	Strasbourg, St-Thomas	Oben ist vergeßen word(en) weile es nit im buch stet Ein glock alhie zu S. thoma 1672 gemacht	15	93
52.	1681	Handschuheim	die gemeindt handschu	2	3
53.	1681	<i>Zell</i> (bei Offenburg)	die gemein Zell bey orthenberg	1	53
54.	1681	Ringendorf	die gemein ringendorff	5	27
55.	1681	<i>Greffern</i>	nacher gräfferen	1	69
56.	1681	<i>Moos</i>	nacher moß bey schwartzach	2	47
57.	1681	Berstheim	die [gemein] Börstheim	4	8
58.	1681	Soultz-sous-Forêts	die gemein Sultz vnd(er)halb dem forst	3	11
59.	1682	Nordheim	die [gemein] Northen	1	95
60.	1682	Morschwiller	die [gemein] Morschweiller	1	58
61.	1682	Grassendorf?	die [gemein] Größemdorff	1	/
62.	1682	<i>Saarbrücken</i>	nacher Sarbrücken	4	52



	Jahr	Heutige Schriftweise	Text von J. P. Edel	Gewicht Centner	Pfund
63.	1682	Meistratzheim	die gemein meistertzen	3	7
64.	1682	Engwiller	die gemein Engweiller	2	9
65.	1682	Ottrott-le-Haut	die[gemein] oberotterott	1	59
66.	1683	Kindwiller	die [gemein] kindweiller	1	49
67.	1683	Bitschhoffen	die [gemein] bitschhoffen	1	16
68.	1683	Zutzendorf	die [gemein] zotzendorff	2	53
69.	1683	<i>Legelshurst</i>	Legelßhurst	2	8
70.	1683	Pfettisheim	an H[ern] Schnock Recter nach Pfetzen(en)	/	92
71.	1683	Wickersheim bei Bouxwiller (Wickersheim – Wilshausen)	die [gemein] wicherschheim bey busweiler	1	61
72.	1683	Ottrott-le-Bas	die gemein Vnd(er) otterott	4	28
73.	1684	<i>Calw</i>	nacher Kalb in schwaben	1	5
74.	1684	Gingsheim	die gemein gingßen	1	69
75.	1684	Wittisheim	die [gemein] Witzen im rieth	3	23?
76.	1684	Wintershouse	die [gemein] wintershausen	2	68
77.	1684	Duppigheim	die [gemein] diepigen	1	/
78.	1684	Rohr	die [gemein] Rohr am Kochensperg	1	75
79.	1684	Flexbourg	die [gemein] fleckspurg	3	25
80.	1684	Mietesheim	die [gemein] Mietzem	4	14
81.	1684	Boofzheim	Bofftzen	2	7
82.	1684	Graffenstaden, Bäckerzunft?	auffs becken hauß graffenstad(en)	1	/
83.	1684	Schiltigheim	die [gemein] Schilgen	3	30
84.	1684	Buhl, bei Sultz-sous-Forêts	die [gemein] bühl flecksteinische	1	64
85.	1684	Ottrott-le-Bas	Vnder otterott	2	9
86.	1684	<i>Oberhausen</i> (-Rheinhausen, bei Speyer?), oder südliche Weinstraße, bei Bad Bergzabern?, oder Rhein- hausen-Oberhausen bei Kenzingen?)	die [gemein] ober hauen	2	6
87.	1684	Entzheim	die [gemein] Entzen	3	80
88.	1684	Oberbetschdorf (Betschdorf)	die [gemein] Ober betschdorff	1	8
89.	1684	Epfig	nacher Epffich	4	32
90.	1685	Hohwiller	hochweiller flecksteinisch	1	70
91.	1685	<i>Schutterzell</i>	nach schuter zell vber rein	/	96
92.	1685	Gundershoffen, bei Zinsweiller	gunters hoffe bey zinsweiler	1	68
93.	1685	Gottesheim	die [gemein] Gottesheim	3	32
94.	1685	Limersheim	die [gemein] limersche	2	72
95.	1685	Limersheim	ferner nach limersche	1	44
96.	1685	Reichstett	Reich stett	4	34
97.	1685	Neuve Eglise	die [gemein] Neuw kirch graffenban <sup>35</sup>	3	30
98.	1685	Zetting, Lothringen	zetingen naßawische H[errschaft] <sup>36</sup>	2	88
99.	1685	Froeschwiller	die gemein freschweiller	/	98

	Jahr	Heutige Schriftweise	Text von J. P. Edel	Gewicht Centner	Pfund
100.	1685	(Nieder oder Ober)roedern	die [gemein] Rederen flecksteinische H[errschaft]	2	/
101.	1685	Lembach	die [gemein] lämbach flecksteinisch	2	93
102.	1685	Reutenbourg	die gemein reitenburg bey maß[münster] (für Maursmünster)	2	9
103.	1685	Phalsbourg (Lothringen), Samuel Lewi	Samuel levie Jud von Pfaltzburg	3	12
104.	1685	Phalsbourg (Lothringen), Zitadelle	In die Cidatel	6	35
105.	1685	Kogenheim	Nach Kogene	1	59
106.	1685	[Strasbourg], St-Pierre-le-Vieux	In die Capel alten S. Peter	2	16
107.	1685	[Strasbourg], St-Pierre-le-Vieux	ferner eins alt(en) S. Peter	1	18
108.	1686	Romanswiller	Nach Rumelsweiller	4	19
109.	1686	Romanswiller	ferner eine	2	9
110.	1686	Bietlenheim	die gemein biethlenheim	1	13
111.	1686	Zeinheim	die gemein Zeinheim	/	90
112.	1686	Andlau, Abtei	Ins Stiff zu anlauw	6	7
113.	1686	Rottelsheim	die gemein rodeltzen	1	65
114.	1686	Dieffenbach, val de Villé	dieffen bach im weiller dall	2	86
115.	1686	[Strasbourg], dem Müntz- meister Bitsche	Dem H[erren] Bitsche müntz meister 2 § (Symbol für „Glocken“)	2	79
116.	1686	[Strasbourg], dem Müntz- meister Bitsche			
117.	1686	Schwenheim, bei Saverne <sup>37</sup>	die gemein schweine bey zabere	2	11
118.	1686	Brumath	die gemein brumath Eine	6	62
119.	1686	Brumath	die ander	3	/
120.	1686	<i>Sasbach</i> , welcher Ort? bei Achern, am Kaiserstuhl, Obersasbach?	die [gemein] Saspach	/	50
121.	1686	Wiwersheim	die [gemein] wiewersche	3	3
122.	1686	<i>Helmlingen</i>	die [gemein] helmingen	1	12
123.	1686	Beinheim	die [gemein] beinheim	2	1 ?
124.	1687	Altenstadt, bei Wissembourg	nach Altstatt bey weißenburg	2	90
125.	1687	Bergheim, Oberelsass eher als Breisgau-Hochschwarzwald?	nach oberbergen	2	6
126.	1687	Lipshem	die gemein liepßen	4	8
127.	1687	Mollkirch	die gemein mohlkirch	1	50
128.	1687	<i>Sand</i> bei Willstät	Sand bey wiltstett	2	70
129.	1687	Niederbronn	nach nieder brun	4	4
130.	1687	Saint-Pierre, bei Mittelberg- heim	S. Peter bey mittelberge	2	1
131.	1687	Bethaus Allerheiligen, Stras- bourg? eher als Allerheiligen (Abtei, Baden)	d(a)z Stiff allerheiligen 1 glöklein	1	90



	Jahr	Heutige Schriftweise	Text von J. P. Edel	Gewicht Centner	Pfund
132.	1687	Bethaus Allerheiligen, Strasbourg? eher als Allerheiligen (Abtei, Baden)	ferner 1 § (Symbol für glöcklein)	/	90
133.	1687	<i>Freckenfeld</i> , bei Wissembourg	frickfelt unter weißenburg	5	80
134.	1687	Griesheim, bei Rosheim	griessen bey roßen von H[erren] Prelat(en) <sup>38</sup>	/	62
135.	1687	Waldhambach (Bas-Rhin) <i>oder bei Annweiler? Pfalz</i>	die [gemein] wildhambach	/	51
136.	1687	Rombach-le-Franc	die [gemein] deutsche rombach	/	67
137.	1687	Diebolsheim	die gemein dieboltzen	2	1
138.	1687	Matzenheim	die gemein Matzene	4	32
139.	1687	Niederhaslach, Sieger Kanonicus	an H[erren] Sieger Canonicus z(u) haßla	/	72
140.	1687	Hohengoeft	die [gemein] hoch gäfft	1	31
141.	1687	Nordhouse	die gemein Nartzhausen	9	76
142.	1687	Nordhouse	ferner Eins (+ 1838) <sup>39</sup>	/	84
143.	1687	?	nacher Mumeren	/	70
144.	1688	Zoebersdorf	die [gemein] zerverschdorff	2	3
145.	1688	Ernolsheim, Hanau (Ernolsheim-les-Saverne)	die [gemein] Ernoltzheim hanauische <sup>40</sup>	1	96
146.	1688	Schwindratzheim	Schwinderatzheim oder schwingltz[en]	2	67
147.	1688	Surbourg	Surburg und(er) dem forst	4	17
148.	1688	Saint-Jean, bei Dorlisheim	nacher S. Johan bey doreltzen <sup>41</sup>	1	31
149.	1688	Fegersheim	die gemein fegerschen	4	98
150.	1688	Fegersheim	ferner Eines	2	50
151.	1688	Ober- oder Niederlauterbach, bei Lauterbourg	die [gemein] lauterbach bey lauterburg	1	99
152.	1688	Soultz-sous-Forêts	die [gemein] Sultz flecksteinisch	2	85
153.	1688	Hochfelden	die [gemein] hochfelten	4	39
154.	1688	Neubourg, Abt	H[err] Prelat zu neuwen burg	1	63
155.	1688	Offwiller	die [gemein] offweiller hanauisch	4	29
156.	1688	Eckwersheim, bei Vendenheim	die [gemein] Eckborßheim bey fengene	3	53
157.	1689	Wissembourg	die Statt weißen burg	2	15
158.	1689	Bischwiller	nach bischweiller	/	50
159.	1690	H. Kenel, Musikant	an Monsier Kenel Musicus	/	85
160.	1690	<i>Gamshurst</i>	die gemein gamßhurst	1	53
161.	1691	Saint-Jean-les-Saverne, Kloster	In d(a)z Closter S. Johan bey zaberen	2	46
162.	1691	Ittenheim	die [gemein] Itene Eine	12	90
163.	1691	Ittenheim	die ander	5	8
164.	1691	Osthouse, bei Matzenheim	die [gemein] osthaußen bey matzene	3	5
165.	1691	Igney (Vosges)	die [gemein] Igney in lotheringen	2	93

	Jahr	Heutige Schriftweise	Text von J. P. Edel	Gewicht Centner	Pfund
166.	1691	Nordhouse?	die [gemein] Nartz eine	4	97
167.	1691	Nordhouse?	die ander	2	53
168.	1691	Rumersheim	die [gemein] rumerschen	5	3
169.	1691	Gerstheim	die [gemein] gerste eine a	4	10
170.	1691	Gerstheim	die ander	1	98
171.	1691	Zilling, bei Phalsbourg (Lothringen)	Zillingen bey Pfaltzburg	1	63
172.	1692	Rahling	Rahlingen in der graffschafft Bitsch	4	17
173.	1692	Schillersdorf	die gemein schillersdorff	2	81
174.	1692	Kuttolsheim, eine Kapelle <sup>42</sup>	in ein Capel nach Kiedeltzen	/	51
175.	1692	<i>Sasbachwalden</i>	nacher Saspachwalten	2	? (loch)
176.	1692	<i>Münchweier</i> , bei Ettenheim	die [gemein] münch weyr bey Ettene	1	55
177.	1692	<i>Malsch</i> , bei Ettlingen	Malsch bey Etlingen	1	14
178.	1693	Dahlenheim	die [gemein] dallen	5	75
179.	1693	<i>Diersheim</i>	nacher dierschen vber rein	1	50
180.	1693	Osthoffen	die gemein osthoffen	5	11
181.	1693	Breuschwickersheim	brischwickersche	4	11
182.	1693	Gimbrett	nach Gien bred	4	3
183.	1693	Riedseltz, bei Wissembourg	nacher riedtseltz bey weißeburg	4	79
184.	1693	<i>Obersasbach</i>	Obersaspach	/	57
185.	1694	Erstein	die gemein Ehrstein	16	86
186.	1694	Oberlauterbach	Oberlauterbach flecksteinisch	2	42
187.	1695	<i>Gamshurst</i>	die gemein gamßhurst	1	5
188.	1695	Bouxwiller, an den Amtmann	nach bußweiller H[erren] Amtman	/	96
189.	1695	<i>Ottersdorf</i> (Rastatt)	die [gemein] otterschorff	/	50
190.	1696	Ratzwiller	die [gemein] Rotzweiller litzelsteinisch <sup>43</sup>	/	58
191.	1696	Westhouse	die [gemein] westhaußen	4	30
192.	1696	Wintersbourg	wind(er)sperg litzelsteinisch	/	90
193.	1696	Obersaasheim, bei Breisach	Saßana bey breißach	2	95
194.	1697	Marienthal, bei Haguenau	Mariathall bey hagenauw eines	1	53
195.	1697	Marienthal, bei Haguenau	ferner d(a)z ander	/	66
196.	1697	Bischholtz	die [gemein] bischholtz hanauwisch	/	86
197.	1697	Uttenhoffen	Vtenhoffen hanauwische H[errschaft]	1	49
198.	1698	<i>Schwarzach</i> , Abtei, für das Oberdorf?	d(a)z Closter Schwartzach vor § (Symbol für „gemein“?) oberkirch	1	10
199.	1698	<i>Michelbach</i> (bei Gaggenau?)	die gemein michelbach vber rein	3	6
200.	1698	Ottrott-le-Haut	die [gemein] Oberotterott	6	43
201.	1698	<i>Niederschopfheim</i>	die [gemein] nid(er)schopffen vber rein	6	25
202.	1698	Griesbach, Amt Niederbronn	grißbach niderbruner ambt	2	89



	Jahr	Heutige Schriftweise	Text von J. P. Edel	Gewicht Centner	Pfund
203.	1698	Obernai	Ober neh heim	1	55
204.	1698	Niedersoultzbach	nider Sultzbach	2	49
205.	1698	Kienheim, bei Gougenheim	die [gemein] Kühne bey gingene	4	18
206.	1698	Mulhausen	die [gemein] Mielhaußen riderstendisch <sup>44</sup>	2	51
207.	1698	<i>Bischweier</i>	bischweir Kuppenheimer ambt	/	64
208.	1699	Jetterswiller	die gemein ledersweiller	6	33
209.	1699	Biblenheim, bei Haguenau	bibla bey Hagenauw	1	51
210.	1699	Rohr, Kochersberg	die gemein Rohr am kochersperg	7	48
211.	1699	Nordhouse?	die [gemein] Nartz	5	55
212.	1699	Printzheim	die [gemein] Printzen hanauisch	5	12
213.	1699	Huttendorf	hütten dorff land Vögtisch <sup>45</sup>	9	22
214.	1699	Truchtersheim	die [gemein] druterschen	6	2
215.	1699	Mutzenhouse	Mutzenhaußen land Vogtey	5	86
216.	1699	Gottesheim, bei Bouxwiller	die [gemein] Gottesheim bey bußweill	6	90
217.	1699	[Strasbourg], St-Pierre-le- Jeune	In die Capell Junge S. peter	1	53
218.	1699	Dachstein	nacher dachstein	2	2
219.	1699	Marmoutier	nacher Maßmünster eins a	2	72
220.	1699	Marmoutier	d(a)z ander	1	90
221.	1699	Keffendorf	die [gemein] Keffendorff	1	34
222.	1699	<i>Kork</i>	nacher Korck	5	83
223.	1699	? Lothringen	fegingen in lotheringen	1	72
224.	1699	Berstett	die [gemein] Bährstett	5	32
225.	1699	<i>Schwarzach</i>	nacher Schwartzach Vber rein	5	6
226.	1699	<i>Schwarzach</i>	ferner eins	/	98
	1699	Kilstett, ein altes (gestrichen)	nacher Kilstett ein alts	/	/
	1699	Hunawühr, bei Riquewühr (gestrichen)	die [gemein] Huneweyr bey reichenweir	/	/
227.	1699	Ohlungen	die gemein ohlungen in d(er) land Vogtey	2	51
228.	1699	<i>Wittichen</i> , Kloster	In daß Closter wittich bey offenburg	1	15
229.	1699	Hunawühr, bei Riquewühr	nach huneweÿr beÿ reichenweier	13	18
230.	1699	Meistratzheim	die gemein meistertzen	5	11
231.	1699	<i>Offenburg</i>	die Statt offen burg	2	66
232.	1700	Obermodern, Hanau	die gemein obermodern hanauw	5	77
233.	1700	Ringendorf	Ringendorff	8	58
234.	1700	Dessenheim, bei Neuf-Brisach	nacher deßene beÿ breÿsach	10	73
235.	1700	Dessenheim, bei Neuf-Brisach	ferner Eins	3	16
236.	1700	Hurtigheim	Nach hüreken	7	71
237.	1700	Bitschhoffen	die gemein bitsch hoffen	4	/
238.	1700	<i>Saarbrücken</i>	nach Sarbricken	2	21

	Jahr	Heutige Schriftweise	Text von J. P. Edel	Gewicht Centner	Pfund
239.	1700	Bergheim, Oberelsass eher als Breisgau-Hochschwarzwald?	nach ober bergen	2	23
240.	1700	Quatzenheim	die gemein zwatzene	5	35
241.	1700	Neunhoffen	Neinhoffen Schönecker amt	/	93
242.	1700	Ittenwiller, bei Mittelbergheim	d(a)z Stiff ledeweiller <sup>46</sup> bey mitlberg	/	96
243.	1700	<i>Griesheim</i> bei Offenburg	griessen bey offenburg	2	/
244.	1700	Morschwiller	die [gemein] Morschweiller	5	40
245.	1700	Reichsfeld	Reißfelten	1	51
246.	1700	Griesbach, bei Niederbronn	grißbach bey nid(er)brun	5	58
247.	1700	<i>Triberg</i>	drieberg im Kintzigerdall	/	93
248.	1700	Schalkendorf	die [gemein] Schalckendorff	4	11
249.	1700	Minversheim	die gemein Minuerschheim	10	41
250.	1700	Elsenheim, bei Marckolsheim	nacher Elßene bey margelz(en)	4	72
251.	1700	<i>Gengenbach</i>	nacher gengenbach	3	8
252.	1700	<i>Heidelberg</i>	nacher heidelberg	1	50
253.	1700	<i>Gernsbach?</i> vgl. Hilpertsau, 1714	nacher gerstbach	1	8
254.	1700	Forstheim	nach forstheim in d(er) land Vögty	5	91
255.	1700	Wissembourg	die Statt weißenburg	1	55
256.	1700	Mietesheim	die gemein Mietzem	7	77
257.	1701	Andlau, Deutschordens-Komturei	an Comoter zu andlauh	1	57
258.	1701	Durningen	die gemein dirningen	7	70
259.	1701	Ebersheim	die [gemein] Ebersche	5	39
260.	1701	Dinsheim,	dinßen Schirmecker amt	2	55
261.	1702	Witternheim, im Ried	wideren im rieth	1	58
262.	1702	Guinzeling, Lothringen	Giengslingen in lotheringen	1	98
263.	1702	Hochfelden	nacher hochfelten	1	51
264.	1703	Bouxwiller	nacher bußweiller	/	52
265.	1703	Bernardvillé, bei Reichsfeld	bertzschweiller bey reißfelt	1	97
266.	1703	<i>Kork</i>	nach Korck	/	55
267.	1703	<i>Offenburg</i>	Statt offenburg	/	62
268.	1703	Benfeld	nacher benfelten	/	84
269.	1703	<i>Renchen</i>	Renchen vber rein	/	78
270.	1703	<i>Zell bei Offenburg</i>	Zell bey offenburg	/	81
271.	1703	<i>Bodersweier</i>	die [gemein] boterschweir	/	98
272.	1703	<i>Ottenheim</i>	die [gemein] Ottene	/	64
273.	1704	Haguenau, Augustinerkloster	Augustinermünche zu hagenau	2	/
274.	1704	<i>Altenheim</i>	die [gemein] altene Vber rein	1	54
275.	1704	<i>Offenburg</i>	die Statt offenburg	/	93
276.	1704	Sélestat, Franziskanerkloster	Frantzischganer zu schlettstatt	3	94
277.	1704	Obenheim, über die Straß nach Brisach?	die gemein obene breißach stroß [?]	3	28



	Jahr	Heutige Schriftweise	Text von J. P. Edel	Gewicht Centner	Pfund
278.	1704	Durningen	die gemein dirningen	3	15
279.	1704	<i>Meißenheim</i>	die [gemein] meißene	1	51
280.	1704	<i>Mühlenbach</i> , Kinzigtal	nach müllebach im kintziger § (Symbol für „thall“)	2	56
281.	1704	<i>Steinach</i>	nach Steinach auch im thall	1	93
282.	1704	<i>Ichenheim</i> , bei Altenheim	Ichene bey altene	/	61
283.	1704	<i>Schuttern</i> , Kloster	Inß Closter schutteren	/	53
284.	1704	<i>Oppenau</i> , Herrn Barthman	H[errn] barthman Openauw	1	57
285.	1704	<i>Nonnenweier</i>	nacher nunenweyr	1	99
286.	1705	<i>Kirnbach</i> (Tal)	Inß thall Kirnbach	5	8
287.	1705	<i>Oppenau</i> , Herrn Bartman	nach openauw H[errn] bartman	1	9
288.	1705	Fort-Louis	nach for louy	2	59
289.	1705	<i>Ringsheim</i>	nacher rintzen im brißgau	/	59
290.	1705	Haigerach (Tal)	Inß heÿ gracher thall	1	87
291.	1705	Bernolsheim, près de Brumath	Bernoltzheim beÿ brumt	4	10
292.	1705	Bühl (welcher Ort im Elsass, in Lothringen oder in Baden?)	nacher biell	/	99
293.	1705	Duppigheim	die gemein dieppigen	8	56
294.	1705	<i>Biberach</i> im Kinzigtal?	nacher Biberach	1	43
295.	1705	Fessenheim (eher Unter- als Oberelsass)	die [gemein] feßene	2	/
296.	d(en) 19 Hor- nu(n)g 1706	<i>Ulm</i>	die [gemein] Vlm beÿ oberkirch	/	50
297.	1706	Hohengoeft	die [gemein] hoch gefft	2	66
298.	1706	Zellwiller	die [gemein] Zellweiller	2	42
299.	1706	Rohrbach, Lothringen <sup>47</sup>	die [gemein] rohrbach in lothringe	5	3
300.	1706	Rohrbach, Lothringen	ferner Einß	1	4
301.	1706	Hangenbieten	die gemein hangenbiethe	3	85
302.	1706	Bossendorf	die [gemein] boßendorff	3	6
303.	1706	<i>Schutterwald</i>	die [gemein] Schuterwaltt beÿ offenburg	2	62
304.	1706	Wahrscheinlich Saasenheim und nicht Obersaasheim	die [gemein] Saßene	5	28
305.	1706	Marmoutier, Abt	dem H[erren] Prelaten nach maß- münster 3 § (symbol für „Glocken“) Eine	21	60
306.	1706	Marmoutier, Abt	die 2 wigt	11	14
307.	1706	Marmoutier, Abt	die 1 wigt	6	35
308.	1706	<i>Niederhausen</i> , bei Kenzingen	die [gemein] niderhaußen beÿ kentzinge	1	4
309.	1706	Seltz	die [gemein] seltz Pfeltzische herschafft <sup>48</sup>	6	3
310.	1707	<i>Altschweier</i>	die [gemein] altschwier	/	96

	Jahr	Heutige Schriftweise	Text von J. P. Edel	Gewicht Centner	Pfund
311.	1707	Wintzenheim (eher Unter- als Ober-Elsass)	die [gemein] wintzene	/	97
312.	1707	<i>Baden?</i>	nach Margraff bad(en)	1	2
313.	1707	Lauterbourg <sup>49</sup>	die Statt lautenburg	13	86
314.	1707	Ernestviller? in Lothringen	die [gemein] Erschweiller in lothoringe	1	86
315.	1707	Fegersheim	die [gemein] fegerscheheim	6	?
316.	1707	Ottrott-le-Haut	die [gemein] Otterott im oberen-dorff	3	?
317.	1707	Kleingoeft	die [gemein] glein Gefft	/	99
318.	1708	<i>Hilst</i> , Pfalz	die [gemein] hildst lemberger ambt	1	47
319.	1708	<i>Bühl</i> bei Baden [Baden] (Bühl bei Ottersweier)?	die gemein biehl beÿ bad(en)	1	87
320.	1708	<i>Triberg</i>	trÿberg im kintzigertahl	1	99
321.	1708	Mollkirch	die [gemein] Mohl Kirch	2	93
322.	1708	<i>Linx</i>	linx Vber rein	1	84
323.	1708	<i>Ettenheim</i>	nach Ettene	/	50
324.	1708	Lixheim ? (Lothringen)	nach litzen	1	45
325.	1708	<i>Baden?</i>	nach margraff bad(en)	/	90
326.	1709	Eywiller? Lothringen	nach Einwiller in lothoringen	3	12
327.	1709	Pfulgriesheim	fuhlgrießen	3	97
328.	1709	<i>Gamshurst</i>	Gamßhurst		97
329.	1709	Benfeld	nacher benfeld Eines wigt	1	63
330.	1710	Rothbach	Roh bach leiningisch herschafft <sup>50</sup>	2	47
331.	1710	<i>Oberachern</i>	Ober achere	/	50
332.	1710	<i>Gütenbach</i>	gieten bach triberger ambt	/	50
333.	1710	Weyersheim	Wiehersch heim	1	89
334.	1710	<i>Schonach</i>	Schonach vnd	3	83
335.	1710	<i>Triberg</i>	drieberg	1	94
336.	1710	Keffendorf	Keffendorff	2	49
337.	1710	Schirrhein	Schirein	/	93
338.	1710	Mittelbronn, bei Phalsbourg (Lothringen)	Mitelbrun beÿ Pfaltzburg	/	90
339.	1710	<i>Tutschfelden</i>	dutschfelten ober halb lohr	1	56
340.	1711	Hohengoeft	hoch Göfft	1	52
341.	1711	Dimbthal, bei Marmoutier	dimbstall bey maßmünster	1	1
342.	1711	Bilwisheim, bei Wingersheim	biltzen beÿ wüngerschen	4	101
343.	1711	Niederaltldorf, bei Uhlwiller	Nider altdorff beÿ Vhlweiller	2	4
344.	1711	<i>Nußbach</i>	Nuß bach beÿ trÿberg	/	98
345.	1711	Weitbruch	weittbruch	3	93
346.	1712	Zellenberg	zellenberg 1 glock	4	97
347.	1712	Zellenberg	die ander	3	½
348.	1712	<i>Hausach</i> im Kinzigthal	haußach im kintzigerthal	5	82



	Jahr	Heutige Schriftweise	Text von J. P. Edel	Gewicht Centner	Pfund
349.	1712	Oberhoffen, bei Bischwiller (Oberhoffen sur Moder)	Oberhoffen bey bischweil(ler)	1	54 1/2
350.	1712	Heiligenstein	heiligenstein	9	10
351.	1712	Wittenweier	wittenweyr	2	64
352.	1712	Willgottheim	wilten oder willgottheim	5	78
353.	1712	Orschweier? (Baden?), (Orschwih, Oberelsass?)	Oschweyr	1	96
354.	1712	Hofweier	hoffweyr gegen lohr	/	94
355.	1713	Wahlenheim	die Gemein wahle	1	47
356.	1713	Woerth	die Gemein werth hanauisch	4	97
357.	1713	Molsheim, Jesuiten	die H. Jesuiten zu moltzen	3	87
358.	1713	Eisental bei Bühl	Eißen thall beÿ biehl	/	96
359.	1713	Hagenau	Kirchen schaffner zu hagenauw	/	90
360.	1713	Hagenau <sup>51</sup>	Vor die Closter fr[auen] zu hagenau	1	10
361.	1713	Froeschwiller	Fröschweiller	2	96
362.	1713	Kork	Korck	1	57
363.	1713	Munchhausen, Oberamt Germersheim	Münchhauß(en) im oberamt germerschen	1	51
364.	1713	Langensoultzbach	langen Sultzbach 2 Eine	3	80
365.	1713	Langensoultzbach	die and(er)	2	60
366.	1713	Oberhausbergen	Ober hauß bergen	5	25
367.	1714	Oberwinden	Oberwind(en)	2	50
368.	1714	Moos, bei Schwarzach	Maß beÿ schwartzach	2	47
369.	1714	Baden-Baden, Stiftskirche	dem dechant daß Stiff baden	1	3
370.	1714	Bust, Lothringen	Bist Pffingstinger H[err]schafft <sup>52</sup>	3	14
371.	1714	Rahling	Rahlingen graffschafft bitsch <sup>53</sup>	5	71
372.	1714	Hilpertsau, bei Gernsbach	hilpertzauw bey gerstbach <sup>54</sup>	1	1
373.	1714	Durstel	durschtel 2 glocken die Eine	5	/
374.	1714	Durstel	die ander	2	52
375.	1714	Gottenhouse, bei Marmoutier	Gotthaußen beÿ maßmünster	1	5
376.	1714	Hindisheim	die gemein hindeßheim	2	3
377.	1714	Unzhurst	die [gemein] Vntzhurst	1	54
378.	1714	Zell	Zell schwartzacher amt	1	4
379.	1714 ; Nach- trag : 1842 <sup>55</sup>	Frauenberg, Lothringen	frauwenberg in Lothringen	2	56
380.	1714	Wolfach?, Altwolfach?	Nach alten wolffach	2	97
381.	1714	Sasbach, welcher Ort? bei Achern, am Kaiserstuhl, Ober- sasbach?	die gemein saspach	7	86
382.	1714	Uhlwiller	die gemein Vhlweiller	5	18
383.	1714	Wangenbourg	die [gemein] wangenburg	1	37
384.	1714	Gingsheim	die gemein gingßeheim	2	98

	Jahr	Heutige Schriftweise	Text von J. P. Edel	Gewicht Centner	Pfund
385.	1714	<i>Hesselhurst</i>	die [gemein] heßel hurst	1	1
386.	1714	<i>Herbolzheim?</i>	die [gemein] heroltzheim	2	58
387.	1714	Siersthal, Lothringen	siers thall in lotheringen	1	52
388.	1714	Rottelsheim	Rodelsheim	1	5
389.	1714	Zutzendorf	Zutzendorff	4	6
390.	1714	Kaltenhouse, bei Haguenau	Kaltenhaußen bey hagenaw	/	99
391.	1714	<i>Haslach</i> , bei Steinach; Kinzigtal	Nacher haßlach	4	75
392.	1714	<i>Steinach</i>	Vnd Steinach eine a	3	97
393.	1714	Bruderdorf, Lothringen	die gemein brud(er)dorff	1	89
394.	1714	Kirrwiller	die gemein Kirweiller	10	22
395.	1714	Hambach, Lothringen <sup>56</sup>	Nach drejehambach	2	60
396.	1714	<i>Ihringen?</i>	Ehringe	4	14
397.	1714	?	Sultzen in d(er) graff(schafft) fawerne [?]	2	50
398.	1714	Ergersheim	Ergersche heim	3	21
399.	1714; Nach- trag: 1837 (zeichen der Firma Edel) <sup>57</sup>	Kolbsheim	Kolbßen heim	6	87
400.	1714	<i>Bodersweier</i>	botterschwier	5	73
401.	1714; Nach- trag: 1833 (zeichen der Firma Edel) <sup>58</sup>	<i>Kuhbach</i> , bei Lahr	Kuhbach bey lohr	1	23
402.	1715	Dossenheim <sup>59</sup>	Doßen heim	4	13
403.	1715	<i>Stollhofen</i>	Stollhoffen	1	97
404.	1715	Spachbach	die gemein spachbach	1	91
405.	1715	Meistratzheim	Meistertzen	1	1
406.	1715	<i>Kirnbachertal</i>	daß thall Kirnbach	2	51
407.	1715	<i>Kork</i>	die gemein Korck	5	22
408.	1715	<i>Gutach (Tal)</i>	In d(a)z gutacherthal Eine <sup>60</sup>	11	2
409.	1715	<i>Gutach (Tal)</i>	die ander	6	/
410.	1715	<i>Gutach (Tal)</i>	die drite	3	31
411.	1715	<i>Gengenbach</i>	die Statt gengenbach	1	91
412.	1715	<i>Schiltach</i> (Langenschiltach?)	die Gemein Schiltach	5	90?
413.	1715	Marmoutier, Abt	dem H[erren] Prelat zu maßminstr	1	28
414.	1715	<i>Elzach</i>	Eltzach waltkircher H[err] schafft	3	8



	Jahr	Heutige Schriftweise	Text von J. P. Edel	Gewicht Centner	Pfund
415.	1715	<i>Münchhöf? wo?</i>	die gemein Münchhoffe	1	52
	1715	Ebersmunster, für die Uhr	daß Closter Eberscheheim Minster 2 große Vhrschalle		
416.	1715	Ebersmunster	die gröste	9	10
417.	1715	Ebersmunster	die ander		98

## Anmerkungen

- 1 Tätig seit 1669 – ca. 1715: Thurm, Sigrid (Bearb.), unter Mitw. von Frank T. Leusch: Deutscher Glockenatlas, Baden, München-Berlin, Band 4, 1985; er stirbt 1725: Fuchs François Joseph: notice Edel, in: Nouveau Dictionnaire de Biographie Alsacienne.
- 2 Z. B. vielleicht für Mollkirch, 1687: eine Glocke wird durch Edel vermerkt, aber der Abt von Altorf, Beda Held, weiht zwei Glocken im selben Jahr (ABR 2E 299/1, signet 3; Mitteilung von Louis Schlaefli). Anno 1831 goss Edel eine Glocke für Balzhofen und nahm eine ältere von Hans Peter Edel aus dem Jahre 1672 zurück, welche sich jedoch nicht in dem Gießerei-Verzeichnis befindet.
- 3 Da Edel phonetisch schreibt, konnten einige Ortschaften nicht identifiziert, und ihre Lage jenseits des Rheins nicht bestimmt werden (n° 143, 292, 324, 397, 415); im Falle zweier gleichlautenden Ortschaften, ohne weitere Angabe, wurde die elsässische bevorzugt.
- 4 Die drei überrheinischen Ruralkapitel Ottersweier, Offenburg und Lahr.
- 5 „Melchior Edel der Stuckgießer von Rauenspur, Erlangt dz burgerrecht gratis für sich allein Ist ledigen Standts vnnndt würdt zu den Schmidten dienen. Jur[avit] den 4 Decembris Anno 1641“ (Archives Municipales Strasbourg, Bürgerbuch).
- 6 Thurm, Sigrid (Bearb.), unter Mitw. von Frank T. Leusch: Deutscher Glockenatlas, Baden, München-Berlin, Band 4, 1985.
- 7 S. 501; Katholische Mühlenkapelle. Die Glocke die 40 kg wog, existiert nicht mehr.
- 8 S. 521; Katholische Friedhofskirche. Die erhaltene Glocke hat einen Durchmesser von 51 cm.
- 9 S. 289, die drei „in Straßburg gegossene Glocken“ existieren nicht mehr.
- 10 S. 732.
- 11 S. 266. Die für die katholische Pfarrkirche gegossene Glocke befindet sich im Archiv; ihr Durchmesser beträgt 53 cm. Sie wurde angeblich „in Riegel gegossen zusammen mit den drei nicht mehr existierenden Glocken von Riegel“ (vergl. Anm. 9).
- 12 z. B. Rosheim. Muller, Christine: Les fondeurs de cloches lorrains Lamperti (Lamprecht, Lambert), Rosheim et l’Alsace, in: Annuaire de la Société d’Histoire et d’Archéologie de Molsheim et Environs, 2010, S. 10.
- 13 Z. B. eine Glocke von Boersch: „en 1675 elle fut mise en gage dans la famille Reichardt à Strasbourg“. Sie konnte erst 1718 wieder zurückgewonnen werden (Muller, Christine: Une cloche de 1536 à Boersch, in: Annuaire de la Société d’Histoire et d’Archéologie de Dambach-la-Ville, Barr, Obernai, 2010).
- 14 S. 534; 1680 verzeichnet „Selbach“; 1949 umgegossen.
- 15 S. 497; Armesünderglocke auf dem Niggelsturm (Durchmesser 64 cm); jetzt in Mokena, Illinois, bei den Francisca Sisters of the Sacred Heart.
- 16 S. 733. 1705 und 1715 laut Verzeichnis.
- 17 S. 530.
- 18 S. 491. Im Weingut des Grafen Metternich in Durbach (Durchmesser 57 cm, Höhe 48 cm).
- 19 S. 495, Kirche des Kreispflegeheims (Durchmesser 56 cm, Höhe 46 cm); die Glocke stammt aus der Friedhofskirche in Gengenbach.
- 20 S. 500, in der Evangelischen Petri-Dorfkirche (Durchmesser 65,5 cm, Höhe 53 cm).
- 21 S. 56: „... drei Kapellenglocken mit seiner Signatur aus dem Jahr 1715 vermutlich schon das Werk seines Sohnes Matthäus Edel (I) sind, dessen Tätigkeit in diesem Jahr beginnt ... Die Vermutung,

- daß Matthäus Edel (I) schon an den Glocken von 1715 seines Vaters Johann Peter beteiligt war, bestärkt der Dekor dieser Glocken, der fugenlos zu den anschließenden Glocken des Sohnes überleitet“.
- 22 Edel F. W.: Von den Glocken, Straßburg, zweite Hälfte, 1863.
  - 23 1715.
  - 24 Die Glocken im Bistum Aachen nach Gußjahren geordnet ... (im Internet); „1706: Meerbusch-Lank, St. Stephanus, Johann Peter Edel, Straßburg (1); 1707: Titz-Rödingen, St. Kornelius, Johann Peter Edel, Straßburg (2); 1710: Willich-Neersen, Alte Kirche, Johann Peter Edel, Straßburg (1)“.
  - 25 Dumont, K. Th. (Herausg.): Geschichte der Pfarreien der Erzdiocese Köln, Dekanat Grevenbroich, Köln 1883.
  - 26 Fuchs, F. J.: *op. cit.*
  - 27 „L'étape la plus féconde et la plus glorieuse de la fonderie de canons fut pour Strasbourg celle de ses productions du XVIème siècle: elles devinrent même proverbiales ...“ (Martin, Paul: L'artillerie et la fonderie de canons de Strasbourg du XIVème au XVIIIème siècle, in: Revue d'Alsace, 104, 1966–1974, S. 37)
  - 28 MARTIN, *op. cit.*, S. 39.
  - 29 MARTIN, *op. cit.*, S. 39.
  - 30 Igersheim, François: notice Artillerie, in: Dictionnaire Historique des Institutions de l'Alsace: „Les fondeurs de canons privés ont pu continuer leur activité jusqu'en 1716“.
  - 31 Laut einem Brief von Melchior Edel, befand sich Johann Peter im Jahre 1667 in Paris „beÿ Königl-Frantzösischen Stuckgieszer Zue Paris in Arbeit“ (Archives Municipales Strasbourg V 46, 47).
  - 32 Thurm, Sigrid: *op. cit.*, S. 47.
  - 33 Herrschaft Fleckenstein.
  - 34 1850 durch Edel umgegossen.
  - 35 Grafenbann (Südseite des Weilertals).
  - 36 Unter Nassauischer Herrschaft.
  - 37 früher Schweinheim.
  - 38 Der Abt von Altorf (OSB).
  - 39 Durch die Firma Edel 1838 umgegossen.
  - 40 Grafschaft Hanau-Lichtenberg.
  - 41 Johanniter-Komturei.
  - 42 Sainte-Barbe Kapelle.
  - 43 Grafschaft Lützelstein.
  - 44 Reichsritterschaft.
  - 45 Zur Landvogtei Hagenau gehörig.
  - 46 Chorherrenpropstei.
  - 47 Bestätigt die Vermutung von R. S. Bour, in: Etudes campanaires mosellanes, I, S. 400.
  - 48 Churpfälzisch.
  - 49 Vertrag mit J. P. Edel 1707 für eine Glocke nach Lauterbourg (Mitteilung von Louis Schlaefli).
  - 50 Gehört den Grafen von Leiningen.
  - 51 Annunziatenkloster.
  - 52 Herrschaft Finstingen-Fénétrange.
  - 53 Grafschaft Bitche.
  - 54 Siehe n° 253.
  - 55 1842 durch Edel umgegossen.
  - 56 Bour R. S.: Etudes campanaires mosellanes, t. I, Colmar, 1947, II, Metz, 1951, S. 98.
  - 57 1837 umgegossen.
  - 58 1833 umgegossen und Johann Peter Edel zugeschrieben.
  - 59 Dossenheim-sur-Zinsel, 1829 umgegossen (Mitteilung von Louis Schlaefli)..
  - 60 1877, wurde eine 534,5 kilo schwere Glocke aus Gutach mit dem Vermerk „Math Edel 1715“ umgegossen (Mittlung von Louis Schlaefli).



## Forum

### Das Elsässische Sprochàmnt OLCA (Office pour la Langue et la Culture d'Alsace)

wurde 1994 auf Initiative des elsässischen Regionalrates gegründet und wird im wesentlichen durch ihn getragen, aber auch durch die beiden elsässischen Generalräte Bas-Rhin und Haut-Rhin, und verfolgt folgende Ziele:

*„Das Amt für Sprache und Kultur hat zum Ziel, die regionale Identität des Elsass durch die Förderung seines Kulturerbes und der sprachlichen und kulturellen Besonderheiten lebendig zu halten. Seine Aufgaben erfüllt das Amt begleitend zur Politik des elsässischen Regionalrates und der Generalräte der beiden elsässischen Departements. Das Amt, das zum größten Teil von den Gebietskörperschaften getragen wird, versteht sich als eine Einrichtung, die im Auftrag der Gebietskörperschaften handelt und insbesondere für alle öffentlichen Institutionen tätig ist. Es unterstützt aber auch soziale, kulturelle, wirtschaftliche und Bildungseinrichtungen, die sich in diesem Bereich engagieren.“*  
(Artikel 2 der Satzung)

#### **Aufgaben des Amtes für Sprache und Kultur sind:**

- Informations- und Dokumentationszentrum für regionale Sprache und Kultur (Dokumentationsbestand, Bibliographien, Internetseiten usw.);
- Austauschforum für Akteure in Kultur und Vereinen: im Rahmen dieser Zusammenarbeit werden innovative Projekte erarbeitet und Initiativen zur Förderung von Sprache und Kultur unterstützt (z. B. Theater, Festivals, Dichtung, Lieder, Theatervorstellungen für Kinder und Jugendliche usw.);
- Einbringen von Vorschlägen und Durchführung von Animationen und Veranstaltungen zur Unterstützung einer Politik der Entwicklung des gesprochenen Dialektes bei Erwachsenen, insbesondere über Workshops und Sprachkurse, teils auch im Rahmen der beruflichen Weiterentwicklung;
- Beratungsfunktion bei Entscheidungsträgern öffentlicher wirtschaftlicher oder kultureller Institutionen zur Einrichtung einer spezifisch lokalen Beschilderung (z. B. zweisprachige Straßenschilder);
- Sprachobservatorium: periodische Herausgabe eines Situationsberichtes der regionalen Sprache in Zusammenarbeit mit den anderen Institutionen und Vereinen.

Anstoß zur Gründung waren die nackten Tatsachen zu den Dialektsprechern. Die Zahlen von 1900 bis 2012 besagen,

als „Elsässisch sprechend“ bezeichnen sich ...	2012	2001	1997	1946	1900
% der Bevölkerung	43%	61%	63%	90,8%	95%

Die Umfrage des OLCA 2012 erläuterte dabei die Sprachgewohnheiten in der Familie näher. In absteigender Reihenfolge wird Elsässisch „immer oder fast immer“ gesprochen: mit den Großeltern (91%); mit dem Vater (81%); mit der Mutter (79%); mit dem (Ehe-)Partner (69%); mit den Kindern (39%).

Diese letzte Umfrage zeigt auch deutlich, dass „unter den Dialektsprechern nur 34% angeben, systematisch Elsässisch zu sprechen, dies entspricht etwa 200000 Personen über 18 Jahren im Elsass“.

Die Zweisprachigkeit im Elsass ist im Begriff zu verschwinden. „Die Sprache lebt nicht mehr und wird auch nicht weiterentwickelt, für neue Wörter gibt es einfach kein elsässisches Wort“, sagte Benedicte Keck, Projektleiterin im Elsässischen Sprachamt, bei einem Vortrag im März 2013 in Offenburg. Obwohl nur 17% der Elsässer das Elsässisch als altmodisch betrachten. Im Gegenteil: Es gilt als schick, elsässische Worte ins Französische einzuflechten.

## Geschichte der Regionalsprache

### Ursprünge

Die Ansiedlung der im 5. Jahrhundert aus dem Norden eingewanderten germanischen Völker, der Alemannen und Franken, verdrängt völlig die galloromanische Sprache bis auf ein paar Gewässer- und Ortsnamen. Die Umgangssprachen sind von da an das Alemannische, das sich von den Vogesen bis in die letzten Winkel Bayerns erstreckt, im gesamten südwestdeutschen Raum, in der deutschen Schweiz und im Vorarlberg, sowie das Fränkische im Nordelsass, Lothringen und in der Pfalz. Im Mittelalter sind Alemannisch und Fränkisch die einzigen gebräuchlichen Sprachen sowie das Lateinische, das den Gelehrten und Klerikern vorbehalten war.

Im 16. Jahrhundert entsteht das Hochdeutsche, die deutsche Schrift- und Literatursprache, unter dem Einfluss der Zentralverwaltung, der Drucker und der Bibelübersetzung von Luther. Die Hochsprache wird bald zur gemeinsamen Sprache des gesamten deutschen Sprachraums. Auch im Elsass setzt sich das Hochdeutsche immer weiter als Schriftsprache durch. Das Alemannische und das Fränkische, die bis heute als Dialekte unter der Bezeichnung Elsässisch überlebt haben, werden nur noch als Umgangssprache verwendet.

Während des gesamten Mittelalters und bis ins 17. Jahrhundert gehört das Elsass zum deutschen Reich und gilt als eine seiner wirtschaftlich und kulturell blühenden Provinzen. Einige der großen Namen der



deutschen Literatur stammen aus dem Elsass: Otfried von Weissenburg, Gottfried von Strassburg, Reinmar von Hagenau, Johannes Tauler, Sebastian Brant, Johannes Geiler von Kaysersberg, Thomas Mumer, Jörg Wickram, Johannes Fischart, Johann Michael Moscherosch usw.

Im 17. Jahrhundert bricht das kulturelle Leben aufgrund des Dreißigjährigen Kriegs weitgehend zusammen. Wegen der Zuwanderung aus der deutschen Schweiz nach dem Dreißigjährigen Krieg mit dem Ziel, die beträchtlichen Bevölkerungsverluste auszugleichen, fand trotz der neuerlichen Zugehörigkeit zu Frankreich eine sprachliche und kulturelle Annäherung an die Herkunftsgebiete der Einwanderer statt.

Die zunehmende Angliederung des Elsass an Frankreich (1648–1681) fördert die Aneignung der französischen Sprache im Laufe des 18. Jahrhunderts, allerdings nur in den oberen Gesellschaftsschichten. Die breite Mehrheit der Bevölkerung bleibt beim Elsässerdeutsch und beim Hochdeutschen, die vorherrschende Sprache in Kirche und Schule, im Schriftverkehr und im täglichen Leben.

### **Nach der französischen Revolution**

1789 bezeichnen französische Reisende das Elsass weiterhin als Deutschland. Ein Elsass, dessen Einwohner es nicht ablehnen, Deutsche genannt zu werden. Diese Benennung wurde damals nicht als negativ aufgefasst. Ab der französischen Revolution, 1793–1794, wird der legitime Gebrauch der deutschen Sprache im Elsass infrage gestellt. Die deutschsprachigen Elsässer werden von einigen Revolutionsanhängern als Verbündete der Republikfeinde angesehen. Der Vertreter der Convention Lacoste schlägt selbst vor, ein Viertel der Elsässer guillotiniert zu lassen und im Elsass nur die Bürger wohnen zu lassen, die sich an der Revolution beteiligt hatten. Die anderen sollten enteignet und deportiert werden.

Zwischen 1800 und 1870 setzt sich das Französische immer mehr durch, besonders nach 1850. Während des zweiten Kaiserreiches war es zur Hauptsprache der Großbourgeoisie geworden. Im Volk verbessern sich die Kenntnisse des Französischen bei der Jugend durch Schule und Militärdienst. Dennoch spielt Französisch weiterhin eine untergeordnete Rolle, denn in den Schulen wird oft noch auf Deutsch unterrichtet, die Lehrer beherrschen das Französische selbst nicht gut, und der Militärdienst ist keine Verpflichtung für alle. Außerdem bleibt das Deutsche weiterhin die Sprache der Kirchen, der Volksdichtung, der Presse, des Volkes, der Familie und des Herzens.

### **Die letzten Kriege**

Nach der Annexion des Elsass durch Deutschland als Folge des deutsch-französischen Kriegs von 1870, den Frankreich verloren hatte, und in der deutschen Zeit (1871 bis 1918) wird die Wahl der Sprache zum politischen Akt. Das Hochdeutsche ersetzt das Französische im öffentlichen Leben. Einige Familien, meist aus den höheren sozialen Schichten, verwenden absichtlich das Französische als Umgangssprache und vertauschen so Sprache und nationale Zugehörigkeit. Beim Volk, das wei-

terhin Dialekt spricht, bekommt das Hochdeutsche mehr und mehr Gewicht. Es gibt wieder Dichtung in deutscher Sprache (Friedrich Lienhard, René Schickele, Ernst Stadler usw.). 1914 sprechen diese Klassen fast ausschließlich Elsässisch und verwenden das Hochdeutsche als Schriftsprache. Zwischen 1870 und 1920 wird das Elsässische als „Kulturmarker“ verwendet, durch das sich Elsässer und deutsche Einwanderer voneinander unterscheiden.

Nach dem Ersten Weltkrieg kommt das Elsass wieder zu Frankreich. Es erfolgt nun die Franzisierung des öffentlichen Lebens. Eine sprachliche Assimilierung vor allem durch die Schulen führt zum Rückgang der Hochdeutschkenntnisse und bedroht letztendlich die Existenz des elsässischen Dialekts.

Während des Zweiten Weltkriegs (1940 bis 1944) erfolgt der Anschluss des Elsass an das nationalsozialistische Deutschland. Diese Zeit wird von der Bevölkerung als wahre Tragödie erlebt (Zwangseinberufung in die Wehrmacht, Konzentrationslager usw.). Während dieser Zeit sind Wörter französischen Ursprungs verboten und müssen französische Namen eingedeutscht werden.

#### **1945 bis heute**

1945 wird die sprachliche Sonderstellung des Elsass infrage gestellt. Es entsteht ein Minderwertigkeitskomplex aufseiten der Elsässer. Das Elsässische wird nun als negativ angesehen. Die Treue gegenüber Frankreich äußert sich im Verzicht auf die Muttersprache. Zum ersten Mal in der Geschichte des Elsass wird das Hochdeutsche aus der Grundschule verbannt und sein Platz in der Presse sehr eingeschränkt. Deutsch wird in den weiterführenden Schulen als Fremdsprache unterrichtet. Das Elsässische wird aus der Schule verbannt, die Kinder werden bestraft, wenn sie in der Schule oder auf dem Schulhof Elsässisch sprechen. So kommt es dazu, dass das Elsässische als ein Nachteil für den schulischen Erfolg angesehen wird und als hinterweltlerisch und als Unbildung schlechthin gilt. Aber es wird wegen seiner Verbindung zum Deutschen vor allem als eine nationale Schande angesehen. Zu diesen negativen Spannungen kommen die Auswirkungen des veränderten Lebensstils (Verstädterung, Entwicklung des Tertiärsektors, kulturelle Orientierung usw.), die innerhalb der Familien ein Phänomen der Selbstzensur hervorbringen, sodass die Eltern die elsässische Sprache nicht mehr an ihre Kinder weitergeben.

Die jüngere Generation drückt sich daher viel weniger gewandt auf Elsässisch aus und kann zum großen Teil nicht richtig auf Hochdeutsch schreiben, wenn auch leider die Beherrschung des Französischen dadurch nicht besser geworden ist. Diese Generation wurde bereits, wenn das auch etwas übertrieben ist, als sprachenlose Generation bezeichnet. Aber gleichwohl ist es diese Generation, die Ende der 60er Jahre die bestehende Sprachsituation als unbefriedigend empfindet und infrage stellt. 1968 wird die René Schickele-Gesellschaft gegründet, die für eine zweisprachige Erziehung eintritt. In den folgenden Jahren entstehen neue Organisationen und Zeitschriften, die sich für die Förderung der Regionalsprache einsetzen. Eine langsame Bewusstwerdung tritt ein: die



Idee, das Elsässische sei ein wertvoller Teil des Kulturerbes, gewinnt an Boden. Die Frage, ob es sinnvoll ist, Hochdeutsch zu lernen, stellt sich nicht mehr.

In den 1970er Jahren haben sich die Generalräte des Haut-Rhin und des Bas-Rhin beim französischen Bildungsministerium, der Education Nationale, dafür stark gemacht, das Fach Deutsch schon ab der Grundschule einzuführen. Als im Zuge der Dezentralisierung das neue Gremium der Regionalräte gegründet wird, engagiert sich der elsässische Regionalrat an der Seite der Generalräte. 1991 sprechen sich die drei elsässischen Gebietskörperschaften für eine bilinguale deutsch-französische Früherziehung aus und bekräftigen so die Bemühungen privater Initiativen. 1992 beginnt die Education Nationale mit der Einführung des bilingualen Unterrichts. 1993 beschließt der Generalrat die Gründung einer Institution für die Förderung der Zweisprachigkeit, das Regionalamt für Zweisprachigkeit, das 1994 mit der Unterstützung der Generalräte gegründet wird. 2001 wird diese Institution umbenannt und heißt nun „Amt für Sprache und Kultur im Elsass“ – oder auch „S'Amt für Sproch und Kältür im Elsass“. Darin zeigt sich der Wunsch, eine noch engere Verbindung zwischen Regionalsprache und Regionalkultur zu schaffen. (Quelle: <http://www.olcalsace.org/de/geschichte-der-regionalsprache>, 25.3.2013)

### Beispiel für aktuelle Projekte

Poetry Slam auf Elsässisch in Collèges und Gymnasien: Im Rahmen der Veranstaltung „E Friejhohr fer unseri Sproch“ hat der OLCA Poetry Slam Werkstätten in den Collèges und Gymnasien des Elsass eingerichtet. Partnerorganisation ist die MAERI (Schulbehördliche Abteilung für regionale und internationale Kultur). Drei aufeinander aufbauende Werkstätten wurden durchgeführt: Werkstatt zum Wecken des Interesses für Poetry Slam; Schreibwerkstätten; Werkstätten zur Vortragskunst. Über 200 Schüler aus den Collèges und Gymnasien wurden während dieses Schuljahres für diese Form des poetischen Ausdrucks geschult. Lehrmeister waren Berufs-Slammerin Lucie Rivailé und Serge Rieger, Lehrer und Musiker, der für den sprachlichen Teil verantwortlich war. Beim Slam geht es vorrangig um mündlich vorgetragene Dichtung, und da Mundarten, wie ihr Name sagt, fürs Mündliche gemacht sind, konnte jeder im Endwettbewerb zeigen, was er gelernt hatte. Am 1. Juni 2012 in Benfeld haben etwa 30 Jugendliche in einem spannenden Wettbewerb ihre Dichtungen vorgetragen. Die Gewinner dieses 2. Turniers waren Pierre STEYER (Collège de Marlenheim), Loris Flota (Collège de Hirsingue), Anaïs KROPP (Collège de Sultz-sous-Forêts). Ein Teampreis ging an das Collège de Marlenheim: D'Gleckliche Elsassers.

2013 wurde ausgeschrieben die „3ème édition du Friejhohrsappell fer schriwe un dichte ùf Elsassisch organisée par l'OLCA“ Si vous souhaitez faire découvrir vos créations en alsacien (récits, poèmes, contes, proverbes ... à l'exception des pièces de théâtre), vous pouvez les envoyer à l'OLCA jusqu'au 30 juin 2013. Empfehlenswerte und sehr informative Website: <http://www.olcalsace.org/de>

## Das elsässische Kulturzentrum

Straßburg will Hauptstadt von Europa sein. Aber ist sie denn Hauptstadt des Elsass? Gibt es in dieser Stadt außer der „Choucrouterie“, dem Elsässischen Theater und einigen zweisprachigen Straßenschildern noch Zeichen der Sprache und der Kultur dieser Region? Wie ist denn die Vorstellung einer grenzübergreifenden Stadtgemeinschaft in der Öffentlichkeit sichtbar? Wo kann die Frage der Identität des Elsass und des Oberrheins angesprochen werden?

Das elsässische Kulturzentrum will auf diese Herausforderung eine Antwort geben. Gegründet durch die René-Schickele-Gesellschaft, gemeinsam mit anderen Partnern, bietet es einen Ort, der diesen Fragen und ihren Antworten gewidmet ist.

Unsere Initiative hat das Ziel, einen lebendigen Raum zu schaffen, in dem sich die drei Sprachformen der Region ausdrücken können: Französisch, Deutsch und Mundart, in der Form von Gesprächsforen, Vorträgen, Lesungen, kulturellen Stammtischen, Ateliers, Ausstellungen, Animationen und für Kinder Vorlesen und Sprachspielen usw.

Die Themen, die wir angehen, stammen aus den Bereichen Geschichte, Literatur, Kunst, Religion, Politik, Philosophie, Recht, Sprache usw. Auf allen diesen Gebieten soll die regionale Dimension hervorgehoben werden.

Wir wollen die Bewohner der Region ermutigen, sich ihrer gemeinsamen Geschichte und ihrer angestammten Sprache sowie der Gemeinschaft diesseits und jenseits des Rheins sich wieder bewusst zu werden, sich miteinander verbunden zu fühlen und zusammen Zukunftsvisionen zu verwirklichen.

Wir wollen der Frage nachgehen: Was bedeutet es heute, Elsässer zu sein?

Ohne eine endgültige Antwort auf diese Frage geben zu wollen, glauben wir, dass wir an den Begriff des geistigen Elsässertums anknüpfen können: Elsässer ist, wer dieses Land liebt und bereit ist, seine Erbe anzunehmen.

Zu oft wird heute der Ausdruck „Kultur“ gleichgesetzt mit Freizeitgestaltung oder Vergnügen. Uns geht es dabei um einen Bezugsrahmen von Werten und Lebensorientierung. Regionalkultur ist das, was der regionalen Gesellschaft ermöglicht, sich zur eigenen Geschichte und Sprache zu bekennen, das Gemeinschaftsgefühl zu stärken und ein der Welt zugewandtes Zukunftsprojekt zu entwickeln. Nach dem Beispiel des großen Elsässers Albert Schweitzer ist die Kultur, die wir mit dem Elsass identifizieren, durch geistige und humanistische Einstellung, Ehrfurcht vor dem Leben und der Natur, Verantwortungsbewusstsein, Arbeitsinn, aktive Solidarität, Achtung gegenüber den Anderen und Annerkennung der Andersartigkeit charakterisiert.

Nach unserer Überzeugung liegt die eigentliche Eigenart des Elsass seit Jahrhunderten nicht so sehr in Traditionen oder in einem sogenannten Volkstum, deren Wert wir übrigens nicht verkennen wollen, sondern im Zusammentreffen der französischen und deutschen Kultur, die das Rheinbecken auszeichnen. Das ist die echte Identität des Elsass:



den Zugang zu der französischen wie zu der deutschen Kultur, der Wille, sich beiden zu öffnen, und die Fähigkeit, beide in ihrer tiefsten Natur zu verstehen.

Gegen die Mächte, die diese Sprachen eine gegen die andere verdrängen wollten, wollen wir die kulturelle und sprachliche Zweiheit, die unser Wesen ausdrückt, bewahren. Sie ist kein Widerspruch mehr, sondern eine Chance. Sie gibt uns die Fähigkeit, zwei Geisteswelten zu verstehen und an ihnen im Innersten teilzuhaben.

Unsere Ziele sind also Rückgewinnung eines regionalen Bewusstseins, Wiederaneignung unserer Geschichte, Entwicklung der Zweisprachigkeit und der doppelten Kultur, Überwindung der Grenze und Verstärkung der Identität des Oberrheins, Rückbesinnung auf die geistigen Werte, die das Erbe dieser Region darstellen.

Wir wollen die praktischen Bedingungen diskutieren, die heute notwendig sind, diese Ziele zu verwirklichen. Dazu gehört die Verstärkung der lokalen und regionalen Demokratie durch Verlagerungen von Kompetenzen an unsere Region. Die Förderung unserer kulturellen und sprachlichen Identität erfordert mehr starke Autonomie in den Bereichen der Erziehung, der Kultur, der Medien und der Organisation der öffentlichen Dienste. Wir wollen die Wege besprechen, die zu diesen Reformen führen können. Information und Unterricht über die wahre Geschichte unserer Region sind unerlässlich, wenn sich die Bewohner dieser Region darin erkennen sollen. Um den gesellschaftlichen Zusammenhang zu stärken, ein Zusammengehörigkeitsgefühl zu bilden, um Stabilität im Übermittlungsprozess zu erreichen, ist der Geschichtsunterricht entscheidend. So können wir alle, die in diesem Land leben, dazu führen, dass sie es lieben und sich als seine Erben betrachten.

Die Wiedergewinnung einer effektiven zweisprachigen Kompetenz, dank eines effektiven zweisprachigen Unterrichts, wird das Elsass in die Lage versetzen, seine historische rheinische Berufung, die gegenwärtig zum größten Teil nur Theorie ist, in Wirklichkeit umzusetzen. Die grenzüberschreitende Zusammenarbeit setzt voraus, dass wir tatsächlich unsere Nachbarn in ihrer Sprache und Kultur, die auch unsere ist, kennen und verstehen.

Die regionale Identität ist für uns keine Gegebenheit, sondern ein Projekt für die Zukunft, an dem alle Bewohner dieser Region, unbeachtet ihrer Herkunft, gemeinsam arbeiten sollen.

*Jean-Marie Woehrling*

Präsident des Centre Culturel Alsacien, René Schickelé Kreis.

Centre Culturel Alsacien – Elsässisches Kulturzentrum  
5, Bd de la Victoire 67000 STRASBOURG

<http://www.centre-culturel-alsacien.eu>

## 9. Ortenauer Geschichtstag

Der 9. Ortenauer Geschichtstag, eine „Tagung des Historischen Vereins für Mittelbaden/Regionalgruppe Geroldsecker Land zu Problemen der Ortenauer Geschichte und Geschichtsschreibung für Heimat- und RegionalhistorikerInnen“ fand am Samstag, 23. März 2013 in der Ehemaligen Synagoge von Kippenheim statt. Das Programm stand unter dem Motto: „Alles nur gefälscht? Fälschungen, Suggestionen und Trickserien in Geschichte und Archäologie“.

### Referenten waren:

- Dr. Andre Gutmann (Freiburg): Von echten und falschen Ansprüchen – Urkundenfälschungen im Mittelalter.
- Thorsten Mietzner (Lahr): Das sog. Heddo-Testament von 762 – Gefälscht, verfälscht oder „im Kern echt“?
- Dr. Hans Harter (Schiltach): Geschichtsschreibung oder literarische Fiktion? Zum Umgang mit der „Zimmerischen Chronik“.
- Dr. Niklot Krohn (Freiburg): Archäologie und Stadtgeschichte zwischen Interpolation und Suggestion: das Lebenswerk des Lahrer Heimatforschers Karl List (1905–2005) im kritischen Blick der Wissenschaft.
- Dr. Bertram Jenisch (Freiburg): „Gottes Plan in Menschenhand“ – Planerische Elemente bei Stadtgründungen in Theorie und archäologischem Befund.



## Nachrichten

### Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Haslach

Die Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden fand am 21. Oktober 2012 im „Haus der Musik“ in Haslach statt. Präsident Klaus G. Kaufmann konnte dazu zahlreiche Vertreter aus fast allen Ortsgruppen des Gesamtvereins begrüßen. In seinem Jahresbericht streifte Klaus Kaufmann die wesentlichen Aktivitäten des Vereins. Dabei habe der Vereinsvorstand auch bei einzelnen Problemen in den Ortsgruppen helfend und vermittelnd eingegriffen. Der Kontakt zu den elsässischen Geschichtsvereinen ist sehr gut und wird auch durch gegenseitige Besuche bei Tagungen gepflegt. Er freute sich auch, dass die neugestaltete Vereinszeitschrift „Die Ortenau“ wieder pünktlich vorliege und gut angenommen werde. Momentan arbeite man in Kooperation mit der Universität Freiburg an der Digitalisierung der älteren Jahresbände, von denen einige inzwischen vergriffen sind.

Finanziell bewegt sich der Historische Verein im grünen Bereich, wie Geschäftsführer Alexander Vallendor in seinem Bericht verdeutlichte. Die Mitgliederzahl des Hauptvereins bezifferte er auf 3077 in diesem Jahr gegenüber 3087 im Jahr 2011.

Redakteur Dr. Martin Ruch berichtete, dass „Die Ortenau“ unter dem Schwerpunktthema „Criminalia“ auch in diesem Jahr wieder viele interessante Beiträge zu bieten habe: „Man glaubt kaum, wieviel Kriminalität in dieser Gegend steckt!“ Für das kommende Jahr lautet das Thema: „Literatur und Sprache in der Ortenau“.

Für ihre herausragenden Verdienste um die Heimatgeschichte wurden Prof. Rolf Pfefferle aus Wolfach und Prof. Walter E. Schäfer aus Baden-Baden zu Ehrenmitgliedern des Gesamtvereins ernannt.

Nach dem offiziellen Teil begann der festliche. Die Veranstaltung war in das 100-jährige Bestehen der Mitgliedergruppe Haslach eingebettet, die am 8. Dezember 1912 in der Haslacher Bahnhofswirtschaft gegründet wurde. Anstelle einer Festrede führten Haslacher Bürgerinnen und Bürger in einem Historienspiel „Haslach macht Geschichte(n)“ nach einer Idee von Martin Schwendemann und Klaus G. Kaufmann die Gäste durch die Geschichte der Ortsgruppe Haslach.

Bei der anschließenden „Geburtsstagsfeier“ konnte Präsident Klaus G. Kaufmann, der auch Vorsitzender der Mitgliedergruppe Haslach ist, zahlreiche Gäste begrüßen. Bürgermeister Heinz Winkler überbrachte die Glückwünsche der Stadt und dankte dem Verein, dem „Motor für vielfältige Aktionen“, für die Erforschung der Heimatgeschichte. Am

Nachmittag schlossen sich sechs Fachführungen an, unter anderem durch die Altstadt, das Hansjakob-Museum und die Gedenkstätte „Vulkan“.

Die nächste Jahreshauptversammlung findet am 13. Oktober 2013 in Hornberg statt.

*Cornelius Gorka*

## **Prof. Dr. Walter E. Schäfer Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden**

Im Rahmen einer privaten Feierstunde überreichte Klaus G. Kaufmann, Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden, am 14. November 2012 die Urkunde über die Ehrenmitgliedschaft an Prof. Dr. Walter E. Schäfer, der seit seiner Pensionierung in Baden-Baden lebt. Im Rahmen ihrer Jahresversammlung hatten die Mitglieder des Vereins am 21. Oktober 2012 einstimmig und mit großem Beifall diese Ehrung beschlossen. Aus der Laudatio: „Sehr geehrter Herr Professor Schäfer, Sie sind im Jahr 1928 in Karlsruhe, der Residenz des ehemaligen Großherzogtums Baden, geboren worden. Nach schweren Kriegsjahren und anschließendem Studium widmeten Sie sich ganz der Literaturwissenschaft. Sie waren einer der ersten Deutschen mit einem französischen Stipendium und verdientermaßen deswegen später auch in leitender Funktion von 1962–1964 am Goethe-Institut Marseille tätig. Seit 1973 hatten Sie eine Professur für Literaturwissenschaft und Literaturdidaktik an der Pädagogischen Hochschule in Schwäbisch Gmünd inne. Mit Ihrer Zur-Ruhe-Setzung zog es Sie wieder ins Badische, schließlich hierher nach Baden-Baden. Sie haben seit 1957 weit über 50 Arbeiten zur Geschichte und Literatur in der Ortenau, wie zu den Schriftstellern Johann Peter Hebel, Johann Michael und Quirin Moscherosch, Johann Jacob Christoffel von Grimmelshausen, sowie zu dem elsässischen Gottlieb Konrad Pfeffel veröffentlicht, davon auch einen beachtlichen Anteil in unserem Jahrbuch „Die Ortenau“. Sie haben in erheblichem Maße dazu beigetragen, Literatur des Barock in der Ortenau verständlich und publik zu machen. Der Historische Verein für Mittelbaden verleiht Herrn Prof. Walter E. Schäfer daher die Ehrenmitgliedschaft. Es ist mir eine persönliche Freude und Ehre, Ihnen lieber Herr Prof. Schäfer, diese Auszeichnung überreichen zu dürfen. Meinen Respekt und meinen herzlichen Glückwunsch!“

Auch der 2. Vorsitzende des Vereins, Kreisarchivar Dr. Cornelius Gorka, und der Redakteur der „Ortenau“, Dr. Martin Ruch, gratulierten dem verdienten Wissenschaftler.





*Präsident Klaus G. Kaufmann überreicht am 14. November 2012 die Ehrenmitgliedschaftsurkunde im Rahmen einer privaten Feierstunde an Prof. Dr. Walter E. Schäfer.*

Beiträge von Walter E. Schäfer in der „Ortenau“ seit 1999. Bibliographie zu früheren Jahren siehe „Ortenau“ 1999, 16–18.

Walter E. Schäfer: Friedrich von Stein, Amtmann der Ämter Steinbach, Bühl, Großweier 1632–1634. Ortenau 1999, 423–438.

Walter E. Schäfer: Die Friedenspredigt in Peterstal 1650. Ortenau 2000, 177–190.

Walter E. Schäfer: Johann Michael Moscherosch, Kurgast in Baden-Baden. Ortenau 2001, 229–235.

Walter E. Schäfer: Quirin Moscherosch und sein älterer Bruder Johann Michael. Ortenau 2002, 111–122.

Walter E. Schäfer: Grimmelshausenforschung im Umkreis des Historischen Vereins für Mittelbaden. Ortenau 2003, 259–266.

Walter E. Schäfer: Die Grimmelshausenfeiern in Renchen 1876 und 1879 in ihrem historischen Kontext. Ortenau 2004, 427–452.

Walter E. Schäfer: Die Visitationen des Straßburger Kirchenpräsidenten in den Gemeinden Nonnenweier und Wittenweier 1653 und 1660. Ortenau 2005, 11–24.

Walter E. Schäfer: Hundert Jahre Moscherosch-Denkmal in Willstätt. Ortenau 2007, 381–388.

Hans-R. Fluck/Walter E. Schäfer: Unbekannte Gedichte Quirin Moscheroschs (1623–1675) – Bibliografische Nachträge zu einem Mitglied des Pegnesischen Blumenordens. Ortenau 2007, 393–418.

Walter E. Schäfer: Ein rätselhafter Kupferstich zur Schlacht bei Willstätt im Jahre 1675. Ortenau 2009, 321–330.

Walter E. Schäfer: Bärbel von Ottenheim in Sagen und in einer Erzählung von Otto Flake (1935). Ortenau 2011, 297–306.

Walter E. Schäfer: Ein neuer Gedenkstein für Grimmelshausen in Renchen. Ortenau 2011, 529.

Über Walter E. Schäfer:

Kühlmann, Wilhelm: Walter E. Schäfer zum 80. Geburtstag. Ortenau 2008, 549f.

## Aus der Ansprache des Präsidenten des Historischen Vereins, Klaus Kaufmann, anlässlich der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft an Prof. Rolf Pfefferle:

„In dem Bewusstsein, dass ich nicht alle Ihre erbrachten Leistungen für den Historischen Verein, sei es für den örtlichen, sei es für den überörtlichen Verein, erwähnen kann, möchte ich doch einige Ihrer Leistungen hervorheben.“

Herr Prof. Pfefferle ist seit 30 Jahren Mitglied im Historischen Verein für Mittelbaden e.V. Sie standen zwölf Jahre dem Historischen Verein Wolfach als 1. Vorsitzender vor. Zehn Jahre waren Sie Leiter der Fachgruppe Archäologie.

Seit 1982 führten Sie als ehrenamtlicher Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes Grabungen im Bereich „Brandsteig“, Schenkenzell und in Wolfach durch. Eine dieser Grabungen führte auch zu dem sensationellen Münzfund von 171 Silbermünzen aus dem 16. und 17. Jahrhundert in Wolfach.

Die Ausstellung „700 Jahre Freiheitsbriefe“ im Rathaus in Wolfach fällt in Ihre Amtszeit. Bekannt sind Sie durch Ihre intensive Erforschung der Kinzigtäler Römerstraße, die zurzeit noch andauert. Dafür und für viele andere Aktivitäten im Bereich der archäologischen Heimatgeschichtsforschung ehrt Sie der Historische Verein für Mittelbaden heute mit der Ehrenmitgliedschaft und dankt Ihnen für Ihren unermüdlichen Einsatz.“



*Verleihung der  
Ehrenmitgliedschaft  
an Prof. Rolf Pfefferle.*



## François Joseph Fuchs (1921–2012)

Wer in den späten Jahren des 20. Jahrhunderts nach Straßburg kam, um Einsicht in eine Urkunde oder eine Publikation zur Stadtgeschichte Straßburgs zu nehmen, fand gewöhnlich den Weg zum Stadtarchiv (Archives municipales de la ville de Strasbourg) an der Place de l'hôpital.

Dort empfing ihn in der Regel ein hochgewachsener älterer Herr, mit dem man mühelos deutsch – mit elsässischem Akzent – reden konnte und der sich beflissen nach den Wünschen des Besuchers erkundigte. In dem mit Büchern und Akten dicht gefüllten Empfangssaal, der sichtlich überladen war, brauchte es nur wenige Minuten, den Standort des Gesuchten festzustellen und auf den Bürotisch gelegt zu bekommen.

Der angesprochene Herr kannte sich aus. Er war Leiter des Archivs. Der Besucher konnte nicht wissen, dass er die Bestände seines Hauses schon lange systematisch geordnet und ein umfassendes Inventar aller Archivalien erstellt hatte. Es war François Joseph Fuchs, der ihn zuverlässig beriet.

Dieser Archivar eilte nicht, drängelte nicht. Er hatte Zeit. Wenn er sich in das Problem seines Kunden eingedacht hatte, konnte es geschehen, dass er das Ende seiner Tagesdienstzeit übersah und mit weiteren Hinweisen beim Thema blieb. Er war nicht nur ausgefuchster Kenner der Vergangenheit Straßburgs und des Elsass'. Er hatte seine eigenen Forschungsgebiete, die Geschichte des Frauenwerks (*Cœuvre de notre dame*) und ökonomische Fragen zum Spätmittelalter. So war er auch einige Zeit Präsident des Kreises der Freunde des Münsters.

Wer das Glück hatte, von ihm zu einer Ausfahrt in die Vorberge der Vogesen eingeladen zu werden, erfuhr einen unerwarteten Exkurs über die Historie eines jetzt verschwundenen Klosters, vorgetragen in lebhaftem *parlando* und mit wendiger Vorstellungskraft. Seine Erinnerungen reichten in seine Jugendzeit im Sundgau und wurden von den leidigen Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg nicht überdeckt. François Fuchs ist am 4. September 2012 verstorben.

Die von ihm publizierten Bücher und Zeitschriftenbeiträge sind verzeichnet in: *Nouveau Dictionnaire de Biographie Alsacienne* Nr. 12 (1988), S. 1074–1075. *Walter E. Schäfer*

## Günter Boll (1940–2012)

Günter Boll wurde am 5. August 1940 in Freiburg geboren. Ausgebildet zum Lehrer mit Schwerpunkt Geschichte entwickelte er ein großes Interesse an der Geschichte der einst blühenden jüdischen Gemeinden am Oberrhein. Seine ernsthaften wissenschaftlichen Forschungen begannen 1981, als ihm die Rettung vieler wichtiger Dokumente und Objekte aus einer brennenden Müllhalde gelang, die ursprünglich aus der Synagoge von Mackenheim im Elsass stammten. Darunter befanden

den sich 130 Thorawimpel (zeremonielle Leinenstreifen für die Thora von der Brit-Milah) aus den Jahren 1669 bis 1904 und Dokumente mit Geburts-, Hochzeits- und Sterbedaten, die bis zum Jahr 1793 zurückreichten.

Dieser Fund führte zur Veröffentlichung eines bedeutenden Buches und zur Erforschung von Grabsteininschriften auf einem 400 Jahre alten Friedhof, auf dem bis 1755 die Juden aus Breisach bestattet wurden. Seine weiteren Forschungen erlaubten es ihm, die fast unlesbar gewordenen Inschriften auf vielen Grabsteinen des 18. Jahrhunderts aufzuzeichnen. Besonders zu erwähnen ist dabei der Grabstein des Josef Günzburger, Gründer von sechs jüdischen Gemeinden in Oberbaden. Günter Bolls Forschungsergebnisse führten zur Veröffentlichung zahlreicher Studien über jüdisches Leben. Nach über zwanzig Jahren ständiger Bemühungen gelang es Günter Boll, die französische Regierung zu überzeugen, den jüdischen Friedhof offiziell zu einem historischen Denkmal zu erklären.

Aber sein Ziel war nicht nur theoretische geschichtliche Forschung. Mit seinen Veröffentlichungen brachte er sein Grundanliegen zum Ausdruck, nämlich sein Wissen mit den Menschen, die auf beiden Seiten des Rheins leben, zu teilen. Er wollte ihnen die Geschichte und Kultur der verschwundenen Welt der Juden auf dem Land nahebringen.

Sein intensives Interesse an der jüdischen Geschichte veranlasste ihn daher zu Führungen auf dem Jüdischen Friedhof, im Konzentrationslager Natzweiler-Struthof und im Außenlager Urbes. Als es Günter Boll schließlich gelang, das Haus des letzten Rabbiners in Breisach zu retten, regte er die Einrichtung eines Zentrums als Treffpunkt für Juden und Christen an, um ein positives, neues Verhältnis zu schaffen, das den guten Willen zwischen den Menschen fördern soll. Im Jahr 2002 erhielt Günter Boll den renommierten „Obermayer German Jewish History Award“. Aus der Begründung für die Ehrung: „Die Arbeiten des Günter Boll haben in drei Ländern einen starken Einfluss ausgeübt. Seine Forschungen über die jüdischen Gemeinden in Baden, Deutschland, im Elsass, Frankreich, und in der Nordschweiz sind besonders für die Juden aus dem Elsass und ihre heute über die ganze Welt verstreut lebenden Nachkommen von Bedeutung. Da er sein Wissen so großzügig zur Verfügung stellte, konnten Familiengeschichten rekonstruiert und an die nächste Generation weitergegeben werden.“

Die Leser der „Ortenau“ verlieren mit Günter Boll einen immer engagierten und kenntnisreichen Autor zu vielen Aspekten jüdischer Geschichte.

*Martin Ruch*



## Zum Tode von Prof. Hermann Brommer (1926–2012)

Im 92. Jahresband 2012 [S. 474f.] konnten wir den Kleinen Kunstführer „Pfarrkirche St. Bartholomäus Oberwolfach“ vorstellen. *„Dem Autor Hermann Brommer, der uns mit dem 90. Kirchenführer aus seiner kunstgeschichtlichen Werkstatt wiederum erfreut, wünschen sein großer Freundeskreis und seine Leserschaft im Lebensabend weiterhin viel Schaffensfreude.“* – Anfang Oktober durften wir ihn in Waldkirch noch einmal bei einer Führung in St. Margarethenkirche von Peter Thumb erleben. Es schloss sich ein kleiner Vortrag in Thennenbach über die einstige Zisterzienserabtei und den hl. Bernhard von Clairvaux an. Zwei Wochen später ist er plötzlich und unerwartet von uns gegangen.

Hermann Brommer war am 18. März 1926 in Bühl (Baden) geboren. Er entstammte der damals in Kappelwindeck und Neusatz verbreiteten Brommer-Sippe. Ein Verwandter war Prälat Dr. Ferdinand Brommer, Professor am Marianhiller Seminar in Würzburg. *„Ein zweiter war Bühler Stadtpfarrer. Unsere Familie gehörte deshalb zu den ‚Schwarzen‘ der Stadt“* [H. B., Brief vom 31.07.2012]. *„Jetzt kannst Du vielleicht nachfühlen, warum meine Mutter mir 1945 bei der Rückkehr aus verzweifelten Kampflagen und Kriegsgefangenschaft dringend empfahl, Theologie zu studieren. Doch dazu war meine Gefühlswelt und Überlebensstrategie vollkommen kaputt ... Ich hatte als Unteroffizier der 11. Panzerdivision ‚Sternstage‘ und ‚Nahkampftage‘ mit meinem Trupp durchzustehen. Grausam! ‚Glück und Glanz‘ [des Priestertums] konnte ich mir bei der Gewissensbelastung nicht mehr vorstellen“* [ebd.].

Statt des beabsichtigten Geschichts- und Lateinstudiums an der Universität – wärmstens empfohlen durch seinen verehrten Lehrer Leo Wohleb vom Gymnasium „Hohenbaden“ – begann er an der Pädagogischen Akademie in Gengenbach die Laufbahn eines Volksschullehrers. In der alten Reichsstadt mit ihrer ehemaligen Benediktinerabtei fand er das Glück seines Lebens: Hier lernte er Elisabeth Lehmann kennen, mit der er von 1949 bis zu ihrem Tod i. J. 2006 in glücklicher Ehe verheiratet war. Sie schenkte ihm die Kinder Annette und Wolfgang. Die einstige Abtei Gengenbach und ihre Barockkünstler weckten in Hermann Brommer das Interesse für das Zeitalter des Barock. Ihm widmete er den größten Teil seines immensen wissenschaftlichen Arbeitens.

*„Anfang der sechziger Jahre begann Prof. Hermann Brommer eine umfangreiche wissenschaftliche Publikationstätigkeit zur Kunstgeschichte und Geschichte der Oberrheinlandschaft und der angrenzenden Gebiete ... Man kann bewundernd feststellen, dass ... durch ihn das Wissen insbesondere über die Kunstgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts unserer Region bedeutend erweiterte. In zahlreichen Kunstführern ... hat er eine Vielzahl von Kirchen dargestellt, deren bauliche Entwicklung und künstlerische Ausstattung er in oft jahrelanger detektivischer Kleinarbeit untersucht hatte“* [Bernd M. Kremer].

Die erste Arbeit veröffentlichte Hermann Brommer 1962/63 in den 80. und 81. Jahreshften „Schauinsland“ des Breisgaugeschichtsvereins:



das Ergebnis seiner Forschung über den Merdinger Barockbildhauer J. B. Sellinger (1714–1779).

„Wer 1969 in Offenburg ... die Sonderschau ‚Kirchliche Kunst in der Ortenau aus einem Jahrtausend‘ besuchte, spähte in der Abteilung ‚Plastik des 18. Jahrhunderts‘ vergeblich nach Werken des Gengenbacher Barockbildhauers Philipp Winterhalder oder dessen Schülers Franz Leonhard Fivell aus. Beide Meister beherrschten im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts den Bereich um Offenburg“ (H. Br., Philipp Winterhalder, Die Ortenau 54 [1974]). Brommer hatte eine schmerzlich empfundene Lücke in der Ortenauer Kunstgeschichte aufgedeckt. Schon 1968/69 konnte er in seinem Aufsatz „Genealogie als Methode in der Kunstgeschichte“ wichtige Erkenntnisse über den Gengenbacher Barockbildhauer Philipp Winterhalder vorlegen. Aus der Inschrift des Epitaphs für den Gengenbacher Erhartskaplan und ehemaligen Prinzbacher Pfarrer Josef Schneider († 1737) hatte er die verwandtschaftliche Beziehung des verstorbenen Priesters zur Künstlerfamilie Winterhalder erkannt. Schlagartig ging ihm dadurch auf: Nur Winterhalder kann der Meister des Hochaltars der Prinzbacher Mauritiuskirche sein. Er „erkannte und unterstrich ... den Wert gründlicher familienkundlicher Kenntnisse besonders in Fällen, in denen für Kunstwerke weder durch Signaturen noch durch schriftliche Belege die Urheberschaft der Künstler zu sichern gewesen war; denn neben der Stilkritik hatte die Genealogie zusätzliche Begründungen für die Zuschreibung der Arbeiten geliefert ... Die Erfahrungen lehrten aber, die mühselige Kleinarbeit nicht zu scheuen, weil das genaue Studium von Kirchenbüchern, Familien- und Nachlaßakten – zusammen mit der Durchforstung anderer Archivalien – nicht nur eine feste Grundlage für Lebensbeschreibungen der Meister gewinnen ließ, sondern erst den Einsatz der Genealogie als Hilfe bei der Zuschreibung von künstlerischen Arbeiten ermöglichte“ [B.M. Kremer, Kunst und geistliche Kultur am Oberrhein, Lindenberg, 1996].

Der Schwerpunkt der zahlreichen Veröffentlichungen Brommers lag im Bereich der Erzdiözese Freiburg „längs der Rheinschiene und hinauf in den Schwarzwald. Das besondere Interesse Brommers“ galt „jedoch stets auch dem benachbarten Elsaß, über dessen Kunstlandschaft er nicht nur Kirchenführer vorgelegt hat (z.B. Dambach-la-Ville ... Avolsheim, Soultzbachles-Bains, Ebersmunster), sondern auch an anderen Stellen Forschungsergebnisse zu einzelnen Künstlerpersönlichkeiten und Bauwerken publizierte. Es ist ein Verdienst des Jubilars, die Zusammenhänge einer europäischen Kulturlandschaft aufgewiesen zu haben, die unseren Raum im 17. und 18. Jahrhundert entscheidend prägte. Durch Brommer wurde insbesondere die Bedeutung der bisher als Forschungsobjekt vernachlässigte Barockepoche des Elsasses erkannt und in zahlreichen Einzeluntersuchungen dargestellt“ [B.M. Kremer].

Mit dem Antritt der Schulleiterstelle in Merdingen im Jahre 1956 erwachte in Hermann Brommer das Interesse für den „Orden der Brüder und Schwestern vom Deutschen Haus Sankt Mariens in Jerusalem“. Am Tuniberg sind seit dem ausgehenden Mittelalter Güter des Deutschen Ordens nachweisbar, die dieser zusammen mit der Abtei Schuttern [Propstei Wippertskirch] besaß. Ein „erschrecklicher Donnerstreich“ zerstörte 1737 „die uralte ganz baufällig geweste Pfarrkirchen ad Sanctum Remigium ... in einen irreparablen Stand“. Der für die Ballei Elsaß-Burgund



zuständige Baudirektor Johann Kaspar Bagnato wurde von den Deutschen zum Architekten des Neubaus berufen. Er gilt *„besonders auf dem Gebiet des Profanbaus, als der meistgesuchte, bedeutendste Barockarchitekt im 2. Viertel des 18. Jh.“* [H. Br.]. Auf der Suche nach Literatur über die Merdinger Pfarrkirche hatte der junge Schulleiter wenig Brauchbares vorgefunden. Niemand hatte sich bisher wissenschaftlich mit dem reichlich vorhandenen Archivmaterial beschäftigt. Ein reiches Betätigungsfeld tat sich für ihn auf. Brommer erkannte die Bedeutung des Deutschen Ordens im süddeutschen Raum. Er knüpfte freundschaftliche Bande nicht nur zu den einstigen DO-Niederlassungen im Elsass – Rixheim und Andlau –, sondern auch nach Altshausen und zur Insel Mainau. Beide Residenzen besitzen bis heute herrliche Bagnato-Schlossbauten. Für die Schlosskirche der Mainau, eine verkleinerte Ausgabe der Pfarrkirche von Merdingen, verfasste er den Kunstführer.

Im Ausstellungskatalog *„800 Jahre Deutscher Orden“* des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg (1990) wird Hermann Brommer *„für Rat und Hilfe“* gedankt. Mit der wissenschaftlichen Tagung *„800 Jahre Deutscher Orden und die Ballei Elsaß-Burgund“* 1989 in der Katholischen Akademie Freiburg wollte Hermann Brommer *„nicht nur einen Beitrag zu diesem Deutschordens-Jubiläum leisten, sondern gleichzeitig auch der Landesgeschichte unseres alemannischen Sprachraumes einen Dienst erweisen“*. – Dies ist dank seiner Tatkraft unter Mithilfe zahlreicher Freunde voll und ganz gelungen. Die Vorträge wurden von ihm im Band Nr. 63 der *„Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br.“* 1996 dokumentiert. Ein weiterer Höhepunkt des Ordensjubiläums war die Ausstellung *„Kreuz und Schwert – Der Deutsche Orden in Südwestdeutschland, in der Schweiz und im Elsaß“* auf der Mainau im Sommer 1991. Brommer gehörte der Wissenschaftlichen Ausstellungskommission an und hat einige Artikel des Katalogs verfasst.

Wir müssen uns versagen, alles aufzuzählen, was Brommer weit über seine wissenschaftliche Arbeit hinaus für den Deutschen Orden, insbesondere für den Schwesternzweig mit Sitz im Nikolakloster Passau, geleistet hat. Zwei Projekte seien exemplarisch vorgestellt: Nach dem Wiederaufleben des Schwesternzweiges in Tschechien hat er – unterstützt durch seinen Sohn, den Orgelbauer Wolfgang Brommer in Waldkirch – der Musikschule in Troppau (Opava) aus eigenen Mitteln eine Orgel geschenkt und persönlich den Transport dorthin übernommen. – Noch wenige Tage vor seinem plötzlichen Tod hat er seine vielen Freunde ermuntert, den Schwestern in Passau durch Geldspenden für die Armenküche zu Hilfe zu kommen. Krönung seines Wirkens für den Ordo Teutonico, dem er seit 1988 als Familiare angehörte, war 2003 die Verleihung des Verdienstkreuzes des Deutschen Ordens.

Der Ehrenbürger der Gemeinde Merdingen durfte zahlreiche weitere Ehrungen entgegennehmen: Das Bundesverdienstkreuz am Bande, das Päpstliche Ehrenkreuz *„Pro Ecclesie et Pontifice“*, das Ritterkreuz des Päpstlichen Silvester-Ordens. Er war Chevalier des französischen Ordens *„Palmes académiques“* und erhielt 1985 durch die Landesregierung den Professorentitel.

Zu seinem 70. Geburtstag gab Bernd Mathias Kremer die Festschrift „Kunst und geistliche Kultur am Oberrhein“ heraus (bespr. in Die Ortenau 76 [1996], S. 677–680). Im Geleitwort lobte der damalige Erzbischof Oskar Saier, dass sich Brommer „mit bewundernswerter Hingabe“ der Erforschung der Sakralbauwerke gewidmet habe. Er habe „unsere Kenntnisse beträchtlich erweitert und vertieft. Vielfach wurden von ihm Zusammenhänge entdeckt, die bisher unbekannt waren. Zahlreiche Künstler hat er dem Dunkel der Vergessenheit entrissen“. Das Schrifttumsverzeichnis umfasste damals 18 Druckseiten und ist bis zu seinem plötzlichen Tode noch um einige Nummern angewachsen. Zum 80. Geburtstag widmeten ihm seine Freunde Prof. Hans-Otto Mühleisen und Verleger Josef Fink die Schrift „Kunst am Kaiserstuhl. Streifzüge durch eine Kulturlandschaft – Sonderausgabe mit Schrifttumsverzeichnis Hermann Brommer“. – Letzteres zählt 252 geschichtliche und kunstgeschichtliche Arbeiten sowie 73 Buchbesprechungen (Stand 2006). In den 50 Jahren seit dem Beginn seiner Publikationen bis zu seinem unerwarteten Tod im Herbst 2012 hat der Verstorbene im Jahresschnitt mehr als sieben Arbeiten geschrieben: ein gigantisches Werk, über das man nur staunen kann. Wer das Glück hatte, ihm persönlich zu begegnen, erlebte einen überaus freundlichen und hilfsbereiten und dabei so bescheidenen Menschen. Er hatte große Freude am Weitergeben seines Wissens und war vielen seiner zahlreichen Freunde Anreger zu eigenem Forschen. „Uneigennützig lernte ich, und neidlos gebe ich weiter; den Reichtum der Weisheit behalte ich nicht für mich“ (Weish 7,13). Seine viele tausend Zettel umfassende wissenschaftliche Kartei wird wunschgemäß im Erzbischöflichen Ordinariat Freiburg verwahrt und steht somit der forschenden Nachwelt zur Verfügung.

Hunderte von Freunden und Bekannten aus Nah und Fern gaben dem Verstorbenen an einem sonnigen Oktobertag das letzte ehrende Geleit von der Pfarrkirche St. Remigius zum Gottesacker, wo er an der Seite seiner geliebten Gattin Elisabeth der Auferstehung von den Toten harret. Er ruhe in Frieden.

Werner Scheurer

## Dr.-Dieter-Kauß-Bibliothek

Die Bibliothek hatte im Kalenderjahr 2012 an 47 Samstagen von 10 bis 16 Uhr geöffnet. Es kamen in diesem Zeitraum insgesamt 162 Besucher. Aufgrund der Tatsache, dass die Bestände über die Internetseite des Hauptvereins eingesehen werden können, kommen die Besucher nunmehr mit ganz konkreten Vorhaben.

E-Mail-Anfragen hatten wir 63 zu bearbeiten.

Derzeit ist das Bibliotheksteam damit beschäftigt, die drei Registerbände der Ortenau ins Netz zu stellen.

Renate Demuth, Sprecherin des Bibliothekteams



## Berichte der Mitgliedergruppen

### Appenweier

Das Jahr begann am 26. Januar mit einem ausgezeichneten Vortrag von Prof. Schmitt-Köppler über die Ikonographie der Kirche St. Michael von Appenweier. Dabei erwies sich Schmitt-Köppler als fachkundiger Kenner des Bildwerkes unserer spätbarocken Kirche.

Ende März lud die Mitgliedergruppe zu einem Vortrag über das Ortenberger Schloss und zu einer Schlossführung ein. Der ehrenamtliche Schlossführer Hermann Bürkle aus Ortenberg erläuterte die Geschichte des Wahrzeichens der Ortenau. Dabei wurde auf die wechselvolle Geschichte der ehemaligen Reichsburg Ortenberg von 1233 bis zu deren endgültiger Zerstörung im Jahre 1697 ebenso eingegangen wie auf die Bedeutung der Erbauer des Schlosses, der Familie Gabriel Leonhard von Berckholtz, deren Spuren nicht nur in Ortenberg, sondern auch in Karlsruhe, Lauf und Offenburg zu finden sind.

Die erste größere Exkursion des Jahres fand mit einer sehr großen Teilnehmerzahl am 7. Juli statt. Sie führte nach Straßburg ins „deutsche Viertel“ und nach Mutzig zur „Feste Wilhelm II.“ Zunächst wurde der Bahnhof mit seinen wilhelminischen Nebengebäuden besichtigt. Dabei rief v. a. der prachtvolle Salle d'honneur – der ehemalige Empfangssaal für das Kaiserpaar – allgemeine Bewunderung hervor. Anschließend führen die Teilnehmer unter bewährter Führung von Helmut Schneider aus Kehl zum Place de la République und in die wilhelminische Neustadt. Prachtvolle Repräsentationsbauten (Kaiserpalast, Theater, Bibliothek, Universität und unzählige Villen ...) aus der Zeit nach 1871 machen das Stadtviertel noch heute zu „einem der schönsten in ganz Frankreich“.



Foto: Hermann Bürkle

Am Nachmittag wurde die Fahrt nach Mutzig zur „Feste Wilhelm II.“ fortgesetzt. Diese Anlage war die erste technisch moderne Festung, die vor der Maginot-Linie errichtet wurde. Im Rahmen einer äußerst informativen Führung durch den ehrenamtlich tätigen Freundeskreis konnten die Teilnehmer einen umfassenden Einblick in die komplett unter die Erde gebaute Verteidigungsanlage für die Stadt Straßburg gewinnen. Mit dieser Exkursion wurde ein weiterer Themenschwerpunkt der dt.-frz. Geschichte im 19. Jh. erfahrbar gemacht.

Die traditionelle Herbstexkursion führte am 22. Oktober noch einmal ins benachbarte Oberelsass nach Schlettstadt und zum Lingekopf. Vor Antritt der Fahrt konnten sich die Teilnehmer im Rahmen eines Vortragsabends umfassend über die geplante Unternehmung informieren lassen. Sowohl der Vortrag als auch die Exkursion standen wiederum im großen thematischen Zusammenhang der deutsch-französischen bzw. der badisch-elsässischen Geschichte des 19. und 20. Jahr-

*Vor dem ehemaligen  
Kaiserpalast  
Foto: Hermann Bürkle*



*Deutscher Soldaten-  
friedhof Bärenstall  
Foto: Karl-Rolf Gissler*





hunderts. Dabei lag der Schwerpunkt bei dieser Fahrt auf den Themen „Humanismus und Friedensarbeit“ sowie „Feindschaft und Krieg“. Dazu wurden im Rahmen einer Führung die Humanisten-Bibliothek in Schlettstadt und anschließend der deutsche Soldatenfriedhof Bärenstall in Hohrodberg sowie der französische in Wettstein besucht, wobei jeweils zum Gedenken an die gefallenen Soldaten eine Schweigeminute eingelegt wurde.

Zum Abschluss fuhren die Teilnehmer zu den ehemaligen Schlachtfeldern und zum Museum am Lingekopf, wo in eindrucksvoller Weise die Grausamkeiten und die Brutalität des Krieges sichtbar wurden. Noch heute kommen bei Ausgrabungen die sterblichen Überreste von gefallenen Soldaten aus dem I. Weltkrieg zutage. Über die elsässische Weinstraße, gesäumt von der herbstlich gefärbten Landschaft, trat die nachdenklich gestimmte Gruppe den Heimweg an.

## **Biberach**

### **17. März 2012**

Exkursion in die von den Geroldseckern im Jahre 1284 gegründete Stadt Sulz a. N. mit Besuch der Burg Albeck und des Wasserschlosses Glatt.

Gemeinsame Veranstaltung mit dem Verein zur Erhaltung der Burg ruine Hohengeroldseck in Seelbach. 50 Teilnehmer.

### **30. Juni 2012**

Exkursion nach Oberhausbergen, westlich von Straßburg. Wanderung auf den Spuren der Schlacht vom 8. März 1262 zwischen Rudolf von Habsburg im Bündnis mit der Stadt Straßburg und einer Adelskoalition unter Führung der Geroldsecker. 36 Teilnehmer, Führung: Jean-Marie Holderbach, Straßburg.

### **06. September 2012**

Multivisionsvortrag „Eine Reise zum K 2“ der Eheleute Sonja und Bert-ram Rüb, Gengenbach, im Rietsche-Saal, ca. 80 Besucher.

### **14. September 2012**

Veranstaltung mit der internationalen „Gesellschaft für Historische Waffen- und Kostümkunde e. V.“ in CH-Biel anlässlich ihrer Tagung in Lahr:

- Empfang und Präsentation mittelalterlicher Blankwaffen im Haus am Alten Bantlehof in Wittelbach (Seelbach).
- Burgführung auf der Hohengeroldseck mit anschließender Verköstigung der Teilnehmer (ca. 60 Wissenschaftler, Sammler etc.).
- Organisation u. Durchführung durch Mitglieder des Hist. Vereins, Mitgliedergruppe Biberach.

**19. September 2012**

Übergabe der Reproduktion des Stammbaumes der Geroldsecker durch die Karl-Knauer-Stiftung, Herr Dilger, und Übergabe der Faksimile-Ausgabe der Geroldsecker Chronik durch die Firmen Bernhard Rietsche GmbH, Herr Rietsche, Polar-Form Werkzeugbau GmbH, Herr Pollaert, Herr Geppert, Sparkasse Haslach-Zell, Herr Wangler und Verlag Schwarzwälder Post, Herr H. P. Schwendemann.

Die Übergabe an den Historischen Verein erfolgte im Rahmen einer Feierstunde im Rietsche-Saal.

**5.–14. Oktober 2012****Ausstellung über „Die Geroldsecker und ihre wechselvolle Geschichte“ im Rietsche-Saal**

In einer viel beachteten Ausstellung präsentierte der Historische Verein, Mitgliedergruppe Biberach, zusammen mit dem Verein zur Erhaltung der Burgruine Hohengeroldseck mit vielfältigen Exponaten die Geschichte des bedeutendsten Herrschergeschlechtes unserer Region und ihrer Burgen. Eröffnet wurde die Ausstellung durch Herrn Bürgermeister H. P. Heizmann, Biberach, und Herrn Bürgermeister T. Schäfer, Seelbach, sowie mit einer Einführung durch den Vorsitzenden des Hist. Vereins, Mitgliedergruppe Biberach, J. Ringwald.

Die Gruppe „Quintbordun“ aus dem Schuttertal schaffte mit ihren mittelalterlichen Weisen auf historischen Instrumenten eine ganz besondere Atmosphäre.

Gezeigt wurden u. a. die Schmiedeeiserne Uhr der Hohengeroldseck, archäologische Fundstücke (Schmiedefunde, Keramik, Kacheln etc.), Chroniken aus dem 16.–20. Jahrhundert, Originalurkunden, Stiche, Lithographien und Gemälde.

Großes Interesse galt auch dem Stammbaum der Geroldsecker, einem Nachdruck des Originals aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv in Donaueschingen, wie auch der Faksimile-Ausgabe der Geroldsecker Chronik aus dem Jahre 1532 (Original GLA Karlsruhe).

Weitere Anziehungspunkte waren die maßstabsgetreuen Burgenmodelle des Sasbachers Ignaz Eberenz.

Ein anspruchvolles Rahmenprogramm mit Vorträgen von Experten für die Geroldseckerische Geschichte wie auch für die Archäologie der Geroldsecker Burgen und eine Matinee über die Sage der Geroldsecker ergänzten diese Ausstellung, die im Anschluss auch in Seelbach gezeigt wurde. Insgesamt ca. 3000 Interessierte besuchten diese Ausstellungen.

**2. Nov. 2012**

Besuch der Ausstellung „Als Zell badisch wurde“ im Storchenturm-Museum Zell mit 12 Teilnehmern. Führung durch Herrn Dr. Dieter Petri.

**16. November 2012 und 28. Dezember 2012**

An zwei Abenden haben wir den alten Brauch des „z'Liecht guh“ in den Räumen des Kettererhaus-Museums wieder aufleben lassen.



Jeweils ca. 20 Teilnehmer sind beim Vorlesen von Geschichten, Handarbeiten, Spinnen oder dem Singen von alten Volksliedern in längst vergangene Zeiten versetzt worden.

### 13. Dez. 2012

Besuch der Ausstellung „Die Welt der Kelten“ im Alten Schloss bzw. Kunstgebäude Stuttgart mit 14 Teilnehmern.

*Josef Ringwald*

## Bühl

Die Mitgliedergruppe Bühl veranstaltete 2012 fünf Vorträge, führte drei Exkursionen durch und lud seine Mitglieder und interessierte Gäste bei drei Stammtischen zum Gedankenaustausch ein.

### Vorträge:

Der Direktor des Staatsarchivs Freiburg *Dr. Kurt Hochstuhl* stellte am 29. März den überaus populären badischen Revolutionär Friedrich Hecker vor, dessen Markenzeichen, die Heckerhüte, von der Bevölkerung trotz eines Verbots weiterhin getragen wurden.

Die Redakteurin der Badischen Neuesten Nachrichten und Historikerin *Annette Borchardt-Wenzel* präsentierte am 19. April den badischen Großherzog Karl Friedrich von Baden (1728–1811), unter dessen Regierung der Zwergstaat sich nach der Französischen Revolution zu einem ansehnlichen Mittelstaat entwickelte.

Der Redakteur des Acher u. Bühler Boten, *Dr. Ulrich Coenen*, Bauhistoriker und Lehrbeauftragter am Karlsruher Institut für Technologie, referierte am 20. September über die Geschichte und Architektur von Baden-Baden und zeigte dabei einige Stationen der Entwicklung von den römischen Thermen bis zum hochmodernen Frieder-Burda-Museum auf.

Nach der Mitgliederversammlung des Hist. Vereins Bühl e. V. am 8. Nov. sprach *Dr. Heiko Wagner* über „Die römische Besiedlung. Spuren im Schwarzwald und in Mittelbaden“ und zeigte dabei bislang noch unbekanntes römisches und mittelalterliches Fundmaterial, das auf noch unerforschte Siedlungstätigkeit hindeutet.

Am 24. November erinnerte die Stadt Bühl, vertreten durch Oberbürgermeister Hubert Schnurr und das Stadtgesch. Institut, auf einer Tagung auf Altwindeck an die 800-jährige Geschichte der Burg. *Dr. Suso Gartner* beleuchtete anhand der Regesten die Geschichte der Ritter von Windeck. Der Bauforscher *Dr. Stefan Uhl* erläuterte die Baugeschichte der Burg und führte nachmittags nach der Powerpointpräsentation von *Johannes Mühlhan* über die „Burgen der Ortenau“ zahlreiche interessierte Besucher durch das Burgareal und seine beeindruckenden Bergfriede.

*Führung auf  
Altwindeck  
von Dr. Uhl.  
Foto: StgL*



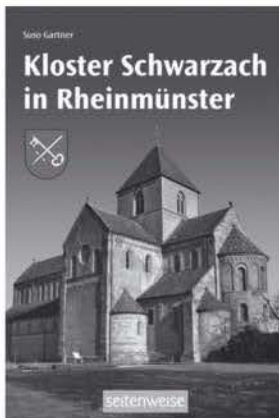
**Exkursionen:**

Zusammen mit dem Schwarzwaldverein wurde unter der Leitung von Frau *Hille Dold* am 11. August die Ausstellung „Baden 900 Jahre“ im Karlsruher Schloss besucht. Bei einer interessanten Führung konnten die Teilnehmer zudem Details über ihre Heimatorte erfahren.

Im Zusammenhang mit dem Vortrag von Dr. Coenen führte der Bühler Kunstgeschichtler und Redakteur des Acher und Bühler Boten *Jörg Seiler* durch Baden-Baden und erläuterte der kleinen Besuchergruppe die Baumerkmale und Besonderheiten der Bäderstadt.

Großen Zuspruch erfuhr die von unserem Mitglied Patricia Hemmer geleitete und zusammen mit den Mineralienfreunden veranstaltete Fahrt zu den Keltenausstellungen in Hochdorf und im Stuttgarter Schloss. Die zahlreichen Teilnehmer waren von der Fülle der kostbaren und seltenen Fundgegenstände und ihrer Präsentation fasziniert.

Bei der Jahresversammlung am 8. November dankte der 1. Vorsitzende den ausscheidenden Vorstandsmitgliedern Egon Schempp (Kassier) und Jörg Seiler (Schriftführer) und würdigte ihre jahrzehntelange geleistete verdienstvolle ehrenamtliche Arbeit zugunsten der Bühler Mitgliedergruppe.

**Veröffentlichung:**

Am 25. Oktober konnte das vom Historischen Verein Bühl herausgegebene und vom Vorsitzenden verfasste Buch „Kloster Schwarzach in Rheinmünster“ (erschienen im seitenweise Verlag Bühl) einer interessierten Zuhörerschaft präsentiert werden. ISBN 978-3-943874-01-3; seitenweise Verlag. 334 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. 24,80 Euro; Bestellungen direkt beim Verlag unter 07223/8303521. *Suso Gartner*

**Gengenbach**

Die jährliche, dreitägige Studienreise des Historischen Vereins, traditionell gemeinsam mit dem Katholischen Bildungswerk an St. Marien, führte Anfang Juni über Dinkelsbühl und Ansbach nach Nürnberg. Nach einem besuchreichen, eindrucksvollen Tag in der ehemaligen Kaiserstadt führte die Rückfahrt über Schwäbisch Hall und Kloster Groß-Comburg. Ideales Wetter, gute Vorbereitung, einführende Worte im Bus und kompetente, detaillierte Führungen an Ort und Stelle – das alles griff wieder gut ineinander und trug so zum Erfolg der Reise und vielen schönen Erinnerungen bei.

Am Denkmaltag, 9. September, Thema „Holz“, konnte der Verein in einer gut besuchten Ausstellung einige wichtige Ergebnisse zur alten Topographie und zur frühen Stadtwerdung sowie zahlreiche Bodenfunde der archäologischen Grabungen von Mai bis August 2009 auf dem geräumten Areal für die inzwischen fertiggestellte, umstrittene Löwenbergbebauung präsentieren. Dabei fanden neben weiteren interessanten Exponaten eine Ofenkachel mit Narr und Stadtwappen (um 1500) sowie ein Tannenholz-Schwellbalken (1. Hälfte 13. Jh.), vermutlich eines der ersten Zeugnisse eines Profanbaus außerhalb des Klosters,



besondere Beachtung. Außerdem wurden am Tag des Denkmals Führungen zu den verschiedenen Fachwerkbauweisen in der Altstadt und zum Thema Floßbau und Flößerei angeboten.

Zur großen Erleichterung aller Freunde Gengenbachs kam die über eineinhalb Jahre dauernde „vorstandslose“ Zeit des Vereins noch 2012 zu einem guten Ende. Am 12. Okt. konnte ein neuer Vorstand gewählt werden. Vorsitzender: Johann Schrempp, Stellvertreter: Wolfgang Lohmüller, Kassenführerin: Elke Lang, Beisitzer: Hardo Kellermann und Thomas Frenk. Der vakante Posten des Schriftführers wurde durch Zuwahl von Hans-Jochen Schuck im Frühjahr 2013 besetzt. Mit zwei alten und vier neuen Mitgliedern hofft die Führung, den pauschalen Herausforderungen des Zeitgeistes, etwa: Weg mit dem alten Plunder, Platz für Modernes, sich ökonomisch Rechnendes, begegnen zu können.

Johann Schrempp, Enkel des verdienten Bürgermeisters und Landtagsabgeordneten Erhard Schrempp in den 1960/70er Jahren, hat 2012 in Freiburg die Magisterprüfung (MA) in frühgeschichtlicher und provincialrömischer Archäologie abgelegt. Schon als Schüler am „Grimmels“ und während des Studiums war er als Mitarbeiter oder Leiter an archäologischen Projekten der letzten zwölf Jahre in Offenburg, Gengenbach und Freiburg beteiligt. Durch freiberufliche Tätigkeit in der Bauforschung (Neues Schloss in Baden-Baden) konnte er sein Wissen vertiefen, weitere Erfahrung sammeln und nebenbei ein Zubrot verdienen. Die Promotion über das römische Militärlager von Trier-Petrisberg soll die nächste Station sein. Es wäre zu wünschen, dass die Kompetenz des neuen Vorsitzenden von der Stadt Gengenbach und anderen Beteiligten bei anstehenden Themen und Fragen der Denkmal- und Stadtbildpflege genutzt würde, beispielsweise aktuell bei der Überarbeitung der Altstadt-schutzverordnung und beim brennenden Thema Salmen.

Urkundlich ist die Schildherberge vor der Stadt, die das Gengenbacher Wappentier im Namen führt, schon 1510 erwähnt. Sie übersteht den 30-jährigen Krieg, wird aber 1790 vom bekannten Baumeister Victor Kretz durch einen schlichten, spätbarock-klassizistischen Neubau mit mächtigem, französischem Mansarddach und Portalschmuck ersetzt, der einst als Thurn und Taxis'sche Poststation diente. 1981 wird das Gebäude aus der Denkmalschutzliste gestrichen, da es durch Nutzung als Fremdenpension, Filiale der Deutschen Post und Arztpraxis im Innern baulich stark verändert worden war. Zitat: „Dem Objekt fehlt es an Originalität; Denkmalpflege pflegt die Substanz, nicht das Erscheinungsbild. Auch Heimatgeschichte ist nicht mehr festzumachen.“

Das war für die erstaunten Gengenbacher erst einmal starker Tobak von unerwarteter Seite, zumal jetzt – nach kürzlichem Verkauf der Liegenschaft an eine potente Wohnbaufirma – Abriss und Neubau drohen. Es wiederholt sich also das bekannte Szenario (etwa Löwenbergareal): Empörung bei nachdenklichen und ihr Städtle liebenden Bürgern und Bürgerinnen in Leserbriefen, Gesprächsrunde aller Beteiligten beim Bürgermeister, weitere Erörterungen, Argumente hin und her, Unterschriftenaktion, großes Presse-Echo.

Die Historiker stellen in ihrem Plädoyer für den Erhalt u. a. den Baumeister und Stadtrat Kretz heraus, dem zu Ehren die Hauptgeschäfts-

straße benannt und dessen Pyramiden-Grabmal Ziel von Friedhofsbesuchern ist. Nicht nur in Heimatbüchern sind seine Werke aus dem Ende des 18. Jh. – es werden vier in Gengenbach sein – liebevoll beschrieben. Und jetzt soll eines plattgemacht werden, weil es zwar schön – das wird nicht bestritten –, aber marode, nicht denkmalschutzwürdig und nicht ökonomisch nutzbar ist.

Für den Historischen Verein spricht nichts gegen eine rigorose Entkernung, moderne, innere Neugestaltung und Schaffung von Wohn- und gewerblichem Raum, z. B. Studentenwohnheim. Aber man will den Erhalt der repräsentativen Fassade und die Wahrung eines markanten Erscheinungsbildes in einem Ensemble von Giebelhäusern am Ende der Sichtachse von Westen. Wenn der Investor entgegenkommenderweise verspricht, eine neue historisierende Fassadengestaltung realisieren zu wollen, dann möge er doch lieber gleich das stilechte Original stehen lassen!

Die in den 1990er Jahren von vielen Kommunen – so auch in Gengenbach – eingerichtete Stelle eines „sachkundigen Bürgers in der Denkmalpflege“ hat Dipl.-Ing. Bruno Lehmann zwanzig Jahre mit viel Sachverstand und Herzblut ausgefüllt. Ihm gebührt dafür von allen Seiten großer Dank. Als Nachfolger für dieses gerade in Gengenbach wichtige Ehrenamt hat der Verein Eduard Hügel im Einvernehmen mit den amtlichen Denkmalpflegern nominiert.

Dem neu gewählten Jugendgemeinderat wurde die Bildung einer kleinen Gruppe archäologisch Interessierter vorgeschlagen, die jeweils im Frühjahr die Äcker im Umkreis des 1974 freigelegten römischen Brennofens im Gewann Ziegelfeld abgehen und unter kundiger Leitung den Boden nach Fundstücken absuchen, die immer wieder durch den Pflug an die Oberfläche befördert werden. *Hans-Jochen Schuck*

### **Haslach im Kinzigtal**

Wiederum in der Kooperation mit der VHS Ortenau-Kinzigtal hat der Historische Verein Haslach im Kinzigtal Vorträge im Refektorium des alten Haslacher Kapuzinerklosters und auch folgende Veranstaltungen organisiert:

18.03.2012: Martin Schwendemann, Steinach

**Besichtigung des „Haus Theres“ Alltagsgeschichte 1920–1990**

13.06.2012: Sören Fuss, Haslach

**Besichtigung der Gedenkstätte Vulkan**

Gedenkstätte für drei Lager in Haslach, Außenstelle des KZ's Natzweiler-Struthof im Elsass. Führungen werden das ganze Jahr angeboten. Anmeldung: 07832-2105 (Herr Fuss)

08.10.2012: Vortrag von Bürgermeister a.D. Ralf Bernd Herden, Ripoldsau-Schapbach

**Straßburg Belagerung 1870**

Der Buchautor Ralf Bernd Herden, Jurist und Historiker, ließ die Zeit des deutsch-französischen Krieges 1870/71 anhand des Beispiels der Belagerung Straßburgs in einem sehr dichten Vortrag lebendig werden. Dabei wurde nicht nur das Kriegsgeschehen dargestellt, sondern auch Zusam-



menhänge und Ursachen – oft auch anhand einprägsamer Anekdoten und Ereignisse um Persönlichkeiten der Geschichte Straßburgs.

21.10.2012: Mitgliederversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.

#### **100-jähriges Jubiläum des Historischen Vereins Haslach im Kinzigtal**

Bericht im Anschluss an den Jahresbericht.

26.11.2012: Dia-Vortrag von Alois Krafczyk, Haslach

#### **Haslach einmal anders – ein amüsanter Streifzug durch „Alt-Hasle“**

Der Referent führte anhand zahlreicher Lichtbilder die Zuhörer auf unterhaltsame Weise durch „Alt-Hasle“ und ließ den Zeitraum der vergangenen 50 Jahre Revue passieren. Vor „vollem Haus“ berichtete Alois Krafczyk über Wissenswertes und scheinbar Unwichtiges und ließ so manche Erinnerungen an vergangene Zeiten und Personen lebendig werden. Die Besucher erlebten einen amüsanten Abend, der sicher noch lange nachklingen wird.

30.11.2012: Übergabe des „Wegs des Erinnerns“

Der Schüler- und Studentearbeitskreis (Geschichtswerkstatt) unter Anleitung von Gymnasiallehrer Mathias Meier-Gerwig, Fischerbach, übergibt das Ergebnis seiner Nachforschungen an die Stadt Haslach. Mit sechs großen Hinweistafeln an den Orten des damaligen Geschehens wird an die Leiden der etwa 1700 Häftlinge der Jahre 1944 bis 1945 erinnert.

21.01.2013: Vortrag mit Epidiaskop von Dr. Heinrich Schwendemann, Freiburg

#### **Albert Speer – neuere Forschungsergebnisse**

Im zweiten Weltkrieg ist Albert Speer zu einem der mächtigsten NS-Führer aufgestiegen. Zunächst Staatsarchitekt und ab 1942 Hitlers Rüstungsminister. Beim Nürnberger Prozess präsentierte sich Speer als unpolitischer Technokrat und beeindruckte die Richter, die ihn nur zu 20 Jahren Haft verurteilten. Nach der Entlassung aus dem Gefängnis präsentierte er 1969 seine „Erinnerungen“, ein Bestseller, geschrieben mit Joachim Fest. Darin stilisierte er sich als einziger Hort der Vernunft innerhalb der NS-Führung, der als Retter der Deutschen aufgetreten sei. Der Referent hat neuere Forschungsergebnisse vorgestellt, die ein ganz anderes Bild, eine andere Realität, eines rücksichtslosen Herrschers vermitteln.

#### **Ein Verein feiert sein 100-jähriges Gründungsjubiläum: der Historische Verein Haslach im Kinzigtal 1912–2012**

Nach den Regularien der jährlichen Mitgliederversammlung im Haslacher „Haus der Musik“ schloss sich der Empfang der Stadt Haslach für den Jubiläumsverein und seine Gäste an. Es gratulierten: Bürgermeister Heinz Winkler, Sparkassendirektor Mathias Wangler, der Sprecher der Vereine, Horst Rapp, alle Haslach, für die „Badische“ und die „Alemannische Heimat“ Karlheinz Harter aus Oberrimsingen, für die „Amis de vieux Strasbourg“ Gérard Schnitzler aus Eckbolsheim, für die Fédération

des Sociétés d'Histoire d'Alsace Jean-Marie Holderbach aus Straßburg. Einige Gratulanten ließen es sich nicht nehmen, auch namhafte Geldspenden zu übergeben. Viele Vereinsvertreter überbrachten die guten Wünsche ihrer Mitglieder, sodass sich der Vorsitzende Klaus G. Kaufmann zum Ende des Empfangs herzlichst bedanken und die Gäste zu einem „lebendigen Bilderbogen Haslacher Geschichte“ einladen konnte.

Zum Jubiläum mal keinen Festvortrag, sondern Mitbürger sprechen und Haslacher Geschichte erzählen und spielen lassen. Das war die Idee. Der lebendige Bilderbogen, von Martin Schwendemann gekonnt zu Papier gebracht, nach eben dieser gemeinsamen Idee des Autors und des Unterzeichners, zeigt in sieben Bildern Haslacher Geschichte. Professionelle und gekonnte Regie führte Cornelia Volk. Moderatoren des Bilderbogens waren die beiden Ideengeber.



*Bürgermeister Heinz Winkler bei der Begrüßung*



*Sparkassendirektor Mathias Wangler bei einer launigen Rede zur Scheckübergabe*



*Der Sprecher der Haslacher Vereine, Horst Rapp, kam auch nicht mit leeren Händen.*



*Klaus G. Kaufmann*



*Martin Schwendenmann in seiner Rolle als begabter Conferencier.*



*Die Gründungsszene des Vereins am 08.12.1912, dargestellt vom Jubiläumsvorstand.*





Die Kaiserliche Hofratsgerichtsszene, dargestellt von Markus Zagermann und Ralf Brudy



Haslach und das Brauchtum, Darstellung des Storchentages mit Ralf Brudy als Storchenvater, den Bürgerfrauen Elke Müller und Ute Hochstein, sowie den Kindern Jonas Müller, Simon Streif, Maja und David Zagermann, Jannik und Nicola Brudy.



Haslach und Heinrich Hansjakob mit Billy Suhm-Herrmann



Ein glücklicher Vorsitzender bedankt sich herzlichst bei seinen Mitwirkenden.



Haslach und Weltwirtschaftskrise mit Bürgermeister Heinz Winkler als Ratschreiber.

Allen ein herzliches „Dankeschön“. Es war ein großartiges Jubiläum.

Martin Schwendemann

## Hornberg – Triberg

„Das Wetter beherrschte den Spielplan“, stellten die Verantwortlichen des Historischen Vereins Hornberg e. V. am Ende der Saison im Sommer des vergangenen Jahres fest. Die Theaterleute zeigten sich trotzdem zufrieden: Das Märchenspiel „Die Schöne und das Biest“ nach Walter Edelman unter der Regie von Margot Lang und Angelika Rapp konnte zehnmal aufgeführt werden – und das zur hellen Begeisterung der insgesamt 6250 vorwiegend jugendlichen Besucher.

Beste Unterhaltung war in gleicher Weise garantiert, wenn das traditionelle, von Erwin Leisinger verfasste Freilichtspiel „Das Hornberger



*Vorbildlich: Die Klasse 3b der Wilhelm-Hausenstein-Schule Hornberg besuchte mit ihrer Lehrerin Verena Großmann das Stadtmuseum im Juli 2012.*

Schießen“ mit Spielleiterin Bärbel Ketterer zur Aufführung gelangte. Von den sechs geplanten Präsentationen musste eine wegen schlechten Wetters ausfallen, und doch konnten im Ganzen 1500 Zuschauer gezählt werden.

Als außerordentlich erfolgreich erwiesen sich die vier Aufführungen der tragischen Komödie „Der Besuch der alten Dame“ von Friedrich Dürrenmatt mit Regisseur Gebhard Kienzler. Aller-

dings musste das Spiel zweimal wegen starken Regens abgesagt werden.

Aufs Neue bewies der Historische Verein Hornberg auch im Spieljahr 2012 auf überzeugende Weise, dass er die Förderung durch das baden-württembergische Ministerium für Kultus, Jugend und Sport über den Landesverband Amateurtheater Baden-Württemberg e. V. zu Recht verdient. Was auf der Theaterbühne im Storenwald geboten wurde, fand seine ideale Ergänzung in den volkstümlichen Heimat- und Brauchtumsabenden des Historischen Vereins auf dem Hornberger „Bären“-Platz in der Stadtmitte: Anmutige Trachtentänze – oft auch zusammen mit der Lauterbacher Volkstanzgruppe –, urwüchsige Sketche, lustige Moritaten, bewegte Szenen- und Bühnenarrangements, wie z. B. „Die Spinnstube“, deftige Schwänke, die Auftritte des Hochzeitläders, des Glas- und Uhrenträgers ... aus vergangenen Zeiten.

Die Betreuung des Stadtmuseums Hornberg und die Erforschung und Präsentation der Heimatgeschichte hat sich der Förderverein Stadtmuseum Hornberg/Verein für Heimatgeschichte e. V. zur Aufgabe gemacht. Was die Betreuung des Museums angeht, so wurden laut Statistik im Jahr 2012 insgesamt 232 Besucher gezählt. Die meisten gehörten verschiedenen Gruppen an. Neben den vielen Gästen am „Tag der offenen Tür“ anlässlich des Frühlingsfestes waren es Mitglieder der „Heimatsfreunde Tennenbronn“ und des Betreuten Wohnens Hornberg, etliche Senioren aus dem benachbarten Hausach, die Angehörigen des Geburtsjahrganges 1936/37, die Schülerinnen und Schüler der Hornberger Grundschulklasse 3b und einige Jungen und Mädchen im Rahmen des Kinderferienprogramms.

Zu Beginn der Jahreshauptversammlung am 12. März 2012 wurde vor allem der beiden verstorbenen hochverdienten Mitglieder Wolfgang Neuß und Willy Moser gedacht. Nach den Berichten der Vorsitzenden Rosemarie Götz und der Schatzmeisterin Else Reeb beantragte Bürgermeister Siegfried Scheffold die Entlastung der Vorstandschaft, indem er u. a. die Bedeutung des Vereins für das kulturelle und gesellschaftliche Leben der Stadt betonte. Dann wurde das Gremium der Beisitzer durch die Wahl von Hubert Ziegler wieder vervollständigt. Schließlich gab die Vorsitzende das vorgesehene Jahresprogramm bekannt, nicht ohne zu erwähnen, dass mit der Einrichtung eines an das Museum angeschlossenen Archivs ein wichtiger Beitrag zur Erforschung und Dokumentation



der Geschichte von Stadt und Schloss Hornberg geleistet werde.

Die für den 16. Mai anberaumte Stadtführung für heimatgeschichtlich interessierte Bürger mit Rosemarie Götz und Adolf Heß litt unter regnerischem Wetter und hatte deswegen nur einen begrenzten Erfolg.

Eine Gruppe von Betreuern des Stadtmuseums besuchte im Juli das „Museum am Marktplatz“ in Schiltach, wo sie erfahren konnte, wie die Führung durch das Museum mithilfe elektronischer Kommunikationstechnik „funktioniert“.

Auf einer Arbeitssitzung der Vorstandsmitglieder und Museumsbetreuer im August wurde über eine Umgestaltung des „Bilderzimmers“ im Museum, über den Neuerwerb von Exponaten, die Sanierung weiterer Räume im Untergeschoss des Museums und über Ordnungsmaßnahmen in den Lagerräumen gesprochen.

Der Höhepunkt des Vereinslebens war zweifellos der Jahresausflug zum Kloster und Schloss Salem und nach Konstanz am 15. September. Die über 40 Teilnehmer durften einen Tag erleben, an den sie sich immer gerne erinnern werden. Klaus Schindler hatte die Exkursion gründlich vorbereitet und umsichtig begleitet.

Am 6. Oktober nahm Vorsitzende Rosemarie Götz auf Einladung als Gast an der Veranstaltung „25 Jahre Förderverein Schwarzes Tor e. V.“ in St. Georgen teil.

Der ganztägige Besuch der Ausstellung „900 Jahre Baden“ im Karlsruher Schloss führte am 18. Oktober eine Gruppe von Hornberger Geschichtsfreunden auf sehr anschauliche und nachhaltige Weise in die wechselvolle Historie des badischen „Ländles“ ein.

Mitglieder des Vereins beteiligten sich im Oktober aktiv am Wilhelm-Hausenstein-Symposium, das sich literarisch mit dem Thema „Architektur“ beschäftigte.

Ein besinnlicher Abend am 11. Dezember bildete die Jahresabschlussfeier des Vereins. In besinnlichem und geselligem Beisammensein ließ Vorsitzende Götz noch einmal das zu Ende gehende Vereinsjahr Revue passieren und gab einen Ausblick auf das Jahr 2013.

*Adolf Heß*



*Nach dem Rundgang durch die Ausstellung „900 Jahre Baden“ gönnten sich die Hornberger Geschichtsfreunde eine gemütliche Pause im Park des Karlsruher Schlosses.*

## **Kehl**

Im Berichtsjahr 2012 hatte der Verein eine große Studienreise, einen Halbtagsausflug, drei Ausstellungsbesuche, 13 Vorträge und fünf weitere Veranstaltungen oder Veranstaltungsreihen im Programm. Im Übrigen bestimmten Umbruch und Neuorientierung das Vereinsgeschehen auch in diesem Jahr. Der im Mai 2011 im zweiten Anlauf gewählte Vorstand war nur knapp ein Jahr im Amt. Nach einer Nachwahl im Juni 2012 war der Vorstand wieder vollzählig.

### Studienreisen

Ziel der großen Studienreise war vom 10. bis 15. Juni Flandern. Die Leitung hatte Klaus-Dieter Olshausen. Vor Ort führte Christiane Thiel, Lemgo, die schon auf der Oberweser-Reise 2010 geführt und sich bei dieser Gelegenheit als Flandernkennerin zu erkennen gegeben hatte. Da die Anmeldungen die Zahl der Plätze bei weitem überstiegen, lag eine Wiederholung der Reise nahe. Dies war dank des Engagements von Klaus-Dieter Olshausen vom 15. bis 20. Juli möglich. Stationen der Reise waren Leuven, Gent, Antwerpen, Brügge und Mechelen.

Die Herbstreise sollte in das Stammland des Hauses Hanau-Lichtenberg nach Hanau und Umgebung führen, kam aber mangels Nachfrage nicht zustande.

### Ausflug, Ausstellungsbesuche und Vorträge

Im Oktober unternahm der Verein unter der Führung von André Biegel in Kooperation mit dem Kehler Seniorenbüro einen Halbtagsausflug nach Straßburg-Neudorf. Die Begegnung mit diesem Stadtviertel und seiner Geschichte fand so großen Anklang, dass weitere Besuche Straßburger Stadtteile in einer Reihe „Unsere Nachbarn“ geplant sind.

Bei Ausstellungsbesuchen machten sich die Teilnehmer im Straßburger Ungerer-Museum mit „Tomi Ungerer und seinen Meistern“, in Zell am Harmersbach im Storchenturm-Museum mit 200 Jahren Baden und im Kehler Hanauer Museum mit Willy-Brandt-Karikaturen vertraut. Der Besuch in Zell am Harmersbach sollte zugleich darüber Aufschluss geben, ob es sinnvoll ist, kurzfristig eine bemerkenswerte Ausstellung ins Programm zu nehmen und den Ausstellungsort mit Pkw anzufahren. Die Resonanz der Mitglieder auf dieses Angebot war recht verhalten.

### Folgende Vorträge konnte der Verein im Berichtsjahr anbieten:

in der Reihe „Grenzfragen“:

- „Zur Aktualität von René Schickele“ (Dr. Stefan Woltersdorff, Wissembourg/Kehl)
- „Albert Schweitzer – Leben – Ethik – Aktualität“ (Dr. Einhard Weber, Creußen)
- „Wer war Alfons Paoli Schwartz?“ (Dr. Georg Wurzer, Tübingen)

in der Reihe „Zeitgeschichte“:

- „Der Kampf um den Südweststaat – 60 Jahre Baden-Württemberg“ (Dr. Klaus Schumann, Straßburg, Hans-Ulrich Müller-Russell, Kehl)

im Übrigen:

- „Geschichte im Fluss – Memel – Oder – Rhein“ (Uwe Rada, Berlin)
- „Mein Kind, was ist dir? – Das Epilepsie-Motiv bei Goethe“ (Dr. Hansjörg Schneble, Offenburg)
- „Der Genter Altar“ – zur Vorbereitung der großen Studienreise (Klaus-Dieter Olshausen, Kehl)
- „Historische städtische Infrastrukturen und ihre Entwicklung – am Beispiel von Brunnen in Baden-Württemberg“ (Katrin Korth, Esslingen/Lichtenau)
- „Die Gebrüder Grimm“ (Heike Seewald, Kehl)



- „Emil Ernst Karl Mathis – ein Straßburger Automobilhersteller“ (Pierre Haas, Straßburg)
- „Hanau und das Hanauerland“ (Helmut Schneider, Kehl-Kork)
- „Die Côte d’Azur“ – zur Vorbereitung der diesjährigen großen Studienreise (André Biegel, Kehl)
- „Jeder nach seiner Façon ... Friedrich II. von Preußen“ (Helga Kelly, Kehl)

Zwei Personen der Zeitgeschichte, Alfons Paoli Schwartz und Ernst Mathis, haben nicht nur die Referenten der erwähnten Vorträge beschäftigt, sondern schon vorab einige Vereinsmitglieder, die versucht haben, die Bedeutung der Personen für die Kehler Zeitgeschichte zu erhellen und zu belegen – mit einigem Erfolg. So meldete sich auf ein Feature des Westdeutschen Rundfunks über A. P. Schwartz, in dem auch Vereinsmitglieder zu Wort gekommen waren, eine Tochter von Schwartz beim Kehler Verein. Sie konnte über das Schicksal ihres Vaters nach dessen Freilassung aus der französischen Gefangenschaft 1932 Auskunft geben. – Dass Ernst Mathis zeitweise auch in Kehl mit einem Autogeschäft vertreten war, ließ sich mit Fotos belegen.

### **Andere Veranstaltungen**

Anfangs des Jahres hat der Vorstand in der Absicht, den Kreis der Aktiven zu erweitern, zu einer Versammlung eingeladen, an deren Ende die Gründung eines Beirats stehen sollte. Dazu kam es nicht, eine andere Lösung hat sich als vorteilhafter erwiesen: Die Satzung sieht als zusätzliche Vereinsgremien optional nicht nur einen Beirat, sondern auch einen erweiterten Vorstand mit Beisitzern vor. Die Beisitzer nehmen an Sitzungen des Vorstands teil und beraten und unterstützen ihn. Im Berichtsjahr hatte der Vorstand drei Beisitzer. Es erweist sich allerdings als schwierig, weitere Beisitzer oder eventuell doch Beiratsmitglieder zu gewinnen, weil viele Mitglieder die mit diesen Ämtern verbundene feste Verpflichtung nur ungern eingehen. Möglicherweise erweisen sich bei solchen Gelegenheiten die Reglementierungen des Vereinsrechts als hinderlich.

Der Historische Verein Kehl arbeitet im Arbeitskreis „27. Januar“ seit dessen Gründung mit und beteiligt sich an dessen Veranstaltungen. Im Januar 2012 erinnerte der Arbeitskreis an das Schicksal der von Nationalsozialisten verfolgten Sinti und Roma mit einem Abend, in dessen Verlauf der Film „Ein einzelner Mord ...“ gezeigt wurde, und mit dem alljährlichen ökumenischen Gottesdienst.

Der Arbeitskreis „27. Januar“ setzte mit Beteiligung des Historischen Vereins 2012 die Aktion Stolpersteine in Kehl fort. Anlässlich der Verlegung weiterer Steine am 13. September hatte die Stadt ehemalige Mitbürger eingeladen, die Deutschland auf der Flucht vor rassistischer Verfolgung verlassen und den Holocaust überlebt hatten. Sie und ihre mitangereisten Angehörigen nahmen nach der Verlegung der Stolpersteine an Gesprächen im Gemeindesaal von St. Johannes Nepomuk teil, zu denen alle Bürgerinnen und Bürger der Stadt eingeladen waren.

Seit 2011 beteiligt sich der Kehler Verein an der „Sommerakademie“, die die Regionalgruppe Geroldsecker Land unter dem Dach des Gesamtvereins veranstaltet. Sie umfasst mehrere Veranstaltungen mit archivkund-

lichen, museumskundlichen, landesgeschichtlichen, geschichtstheoretischen sowie geschichtsmethodischen Themen und soll den Teilnehmern Kenntnisse und Fertigkeiten vermitteln, die sie befähigen, Orts- und Regionalgeschichte zu erforschen und darzustellen. 2012 reichte das Programm der „Sommerakademie“ bis in den Dezember.

Der Einübung in Quellenforschung diente auch eine Führung durch das Kehler Stadtarchiv, zu der die Stadtarchivarin Dr. Ute Scherb eingeladen hatte. Ihre Arbeit unterstützt der Verein mit einer Spende zur Deckung der Kosten, die bei der Verfilmung von Archivmaterial entstehen, dessen Sicherung nicht zu den gesetzlichen Aufgaben der Stadt gehört.

### **Weitere Projekte**

Nach wie vor ist die Bücherkiste des Historischen Vereins in der Schulstraße 27 ein Treffpunkt von Bücherfreunden, die preiswerte Literatur, CDs, DVDs und Schallplatten suchen und gelegentlich sogar wertvolle Exemplare finden, die im gewerblichen Handel vergriffen sind. Dank der Einsatzbereitschaft des Teams unter der Leitung von Evelyn Siegrist konnten die Öffnungszeiten 2012 erweitert werden: Die Bücherkiste ist jetzt nicht nur dienstags, mittwochs und samstags von 15 bis 18 Uhr, sondern samstags bereits von 10 Uhr an durchgehend geöffnet.

Der Tunnel bei der Villa Schmidt, den der Verein aufgrund einer Vereinbarung mit der Stadt Kehl benutzen darf, war 2012 Ziel einer Gruppe, die sich für das Sommerprogramm der Ortenauer Bundestagsabgeordneten Elvira Drobinski-Weiß angemeldet hatte. Es stand unter dem Motto „Geheimnisse im Untergrund“. Karl Theodor Bender erläuterte der Gruppe die Geschichte des Tunnels.

Eine Mitgliedergruppe des Historischen Vereins arbeitete 2012 unter der Leitung von Werner Liegibel und Karl Britz an einer Sammlung von Geschichten und Erzählungen, die 2013 unter dem Titel „Faszination Straßburg“ in den Buchhandel kommen wird. Texte und größtenteils farbige Abbildungen spiegeln die Begeisterung wider, die die fünf Autoren des Bandes für die Europastadt empfinden. Der Band erinnert außerdem an den 2012 verstorbenen elsässischen Schriftsteller André Weckmann.

Ein offenbar unerschöpfliches Thema war auch 2012 die Verwendung des seit 2005 leerstehenden alten Gebäudes der Tulla-Realschule zwischen Marktplatz und Parkplatz am Läger. Der Verein hat dazu schon vor Jahren ein Nutzungskonzept beigesteuert und professionelle Hilfen angeboten. Der Gemeinderat hat sich 2012 immerhin dazu bekannt, dass das Gebäude im Eigentum der Stadt bleiben soll. Über konkrete Nutzungen hat er 2012 noch nicht entschieden.

### **Mitgliederversammlungen und Vorstand**

Im Berichtsjahr haben zwei Mitgliederversammlungen stattgefunden. Die zweite war erforderlich geworden, weil in der ersten am 19. April im Anschluss an den Tätigkeitsbericht des 1. Vorsitzenden ein Abwahlantrag gestellt wurde, über den gemäß der Satzung nicht sogleich beraten und abgestimmt werden konnte. Der Antrag erledigte sich zwar durch



den Rücktritt des betroffenen Vorstandsmitglieds, ein weiteres Vorstandsmitglied schloss sich ihm an. Aufgrund der Rücktritte war dann doch eine zweite Mitgliederversammlung notwendig. Sie fand am 27. Juni statt, mit einer ausführlichen Aussprache über den Verlauf der Mitgliederversammlung vom 19. April und mit Nachwahlen für die vakanten Vorstandsämter. Seitdem ist der Vorstand wieder arbeitsfähig.

*Hans-Ulrich Müller-Russell*

## Neuried

Das Jahr 2012 war sehr ereignisreich für den Historischen Verein für Mittelbaden, Mitgliedergruppe Neuried e. V.

Den Start in das Vereinsjahr machte die Museumsfasnacht im Arbeitsraum des Heimatmuseums. Unter dem Motto: „Seemann, lass das Träumen“ trafen sich Mitglieder und Freunde des Vereins, um den Klängen unserer Hausband (Gerhard Nußbaum, Dieter Gruninger und Lars Blümle) zu lauschen und das Tanzbein zu schwingen.

Am 21.4.2012 besuchte eine Gruppe des Vereins die Sonderausstellung „Zwischen Revolution und Wirtschaftswunder“.

Am nächsten Tag wurde trotz widriger Witterung der Mühlenradweg eingeweiht. Hierfür wurden vom Verein im Vorfeld die Texte für die Infotafeln geliefert und Material zur Verfügung gestellt. Der Mühlenradweg führt durch die Neurieder Gemarkung mit Besichtigungs- und Einkehrmöglichkeiten. Infomaterial und Wegeplan sind bei der Gemeindeverwaltung Neuried erhältlich.

Am 6.5.2012 wurde eine Exkursion unter der Leitung von Richard Karl angeboten. „Auf den Spuren der Habsburger und Staufer“ führte der Weg ins Elsass verbunden mit einer fünfstündigen Wanderung. Ziele waren das Chateau de Bernstein und die Kapelle St. Sebastian in Dam-bach-la-Ville.

Höhepunkt des Jahres waren die Feierlichkeiten zu unserem Doppeljubiläum: **25 Jahre Heimatmuseum und 35-jähriges Bestehen der Mitgliedergruppe Neuried.**

Die Feierlichkeiten wurden an zwei Tagen durchgeführt.

Am 1.7.2012 wurden die Jubiläen im festlichen Rahmen abgehalten. Nach einem Kirchgang unter Mitwirkung der Musik- und Trachtenkapelle Altenheim, des evang. Kirchenchors und der Trachtengruppe wurden auf dem Areal des Heimatmuseums die geladenen Gäste empfangen. Nach der Begrüßung durch die erste Vorsitzende, Michaela Karl, wurden Grußworte von Bürgermeister Gerhard Borchert und Ursula Hülse vom Bund Heimat- und Volksleben gesprochen. Eine besondere Überraschung wurde Michaela Karl zuteil, die von Georg Zipf und Ursula Hülse für ihr großes ehrenamtliches Engagement mit der silbernen Ehrennadel des Bundes Heimat- und Volksleben geehrt wurde.

Weitere Ehrungen im Rahmen des Festaktes:

Silberne Ehrennadel: Ella Fink, Arbeitskreis Ichenheim  
Inge Roth, Arbeitskreis Ichenheim  
Erna Moser, Arbeitskreis Altenheim  
Johann Kurz, Arbeitskreis Altenheim  
Frank Moser, Arbeitskreis Altenheim

Ehrenmitglieder: Friede Schnebel  
Artur Schnebel  
Willi Sutter

Zur Erinnerung an und in Würdigung ihrer Verdienste wurde zu Ehren von Wilhelm Marx und Rektor Werner Kopf eine Gedenktafel am Heimatmuseum angebracht. Wilhelm Marx war einer der Gründungsväter des Historischen Vereins in Neuried. Marx arbeitete seit 1950 als Arzt in Altenheim. Er war maßgeblich am Aufbau des Heimatmuseums beteiligt. Seine Privatsammlung gab er als Ausstellungsstücke weiter.

Werner Kopf wirkte bereits in den 1950er Jahren beim Arbeitskreis Kehl des Historischen Vereins mit. Als 1977 die Mitgliedergruppe Neuried ins Leben gerufen wurde, übernahm er den Vorsitz, den er bis 1996 innehatte.

Am 7.7.2012 wurde im Rahmen des Jubiläums der Museumstag veranstaltet. Neben Führungen im Heimatmuseum und einem historischen Ortsrundgang (Willi Sutter) konnten auch verschiedene handwerkliche Vorführungen besucht werden, vorgeführt von Hans Mild, Elise Metzger, Lieselotte Adam und Friede Schaller. Zum Festausklang sorgte die Musik von „Speck und Freibier“ für die entsprechende Stimmung.

Am 26.10. konnte man bei einem Filmvortrag, bearbeitet von Werner Erb, das Jubiläum noch einmal Revue passieren lassen.

Auch im Jahr 2012 hat sich die Mitgliedergruppe Neuried an der Riedwoche beteiligt, die zum zweiten Mal von den Riedgemeinden Meißenheim, Neuried und Schwanau zur Förderung des Tourismus veranstaltet wurde.

Der Historische Verein beteiligte sich am 29.7.12 mit einem Dorfrundgang mit Willi Sutter. Die große Hitze machte den Teilnehmern zu schaffen.

Das Heimatmuseum selbst war an 36 Sonntagen geöffnet. Es konnten lediglich 216 Besucher gezählt werden. An zusätzlichen Sonderführungen nahmen dagegen 727 Besucher teil.

Die Trachtengruppe berichtete an der Generalversammlung von einem ereignisreichen Jahr. Die Leiterin Ute Scheidecker warb mit ihrem bunten Bericht für neue Mitglieder.

Fester Bestandteil in der Vereinsarbeit ist die Teilnahme am Adventsmarkt in Altenheim. Unzählige Helfer tragen dazu bei, dass neben Kulinarischem auch sehr schöne Bastelideen am Stand des Historischen Vereins angeboten werden können.



Das Vereinsjahr im Arbeitskreis Ichenheim wurde dominiert von den Recherchen und Arbeiten für die Ausstellungen. „Alte Haus- und Familiennamen“ war das Thema, das in der Eröffnungsveranstaltung am 27. April 2012 in der Schalterhalle der Volksbank Ichenheim präsentiert wurde. Alexander Kopf, langjähriger Kommunalpolitiker und mit der Ortsgeschichte bestens vertraut, hatte die Einführung in das Thema übernommen. In einem kurzweiligen Vortrag erklärte er an verschiedenen Beispielen die Herkunft und Ableitung der im Volksmund gebräuchlichen Familienbezeichnungen. Der Vortrag wurde von den zahlreichen Gästen mit großem Interesse verfolgt, fanden sie sich doch teilweise selbst wieder in den vorgestellten Familiennamen.

Traditionell bereicherte der Sing- und Spielkreis mit seinen Lied- und Musikvorträgen die Veranstaltung. Nach dem offiziellen Teil gab es in gemütlicher Runde die Gelegenheit, das Thema der Ausstellung zu vertiefen. Die Ausstellung wurde dann bis Ende Mai mit großem Interesse von vielen Gästen besucht. Am 9. September gab es anlässlich des Dorffestes noch einmal Gelegenheit, die erweiterte Ausstellung im Gemeindegemütsaal des katholischen Pfarrhauses zu besuchen.

Im Rahmen der „Riedwoche“ gab es zu dem Thema noch zwei Führungen durch das Dorf, in denen Alex Kopf vor Ort verschiedene Namen erläuterte. Auch diese Aktion fand großen Anklang bei den Teilnehmern. Es konnten sogar einigen Gäste aus Nachbargemeinden begrüßt werden.

Für „190 Jahre Kirchweihfest“ der katholischen Pfarrgemeinde Ichenheim wurde ein Rückblick auf die Geschichte der Kirche – zunächst als Simultankirche und dann als katholische Kirche – mit Texten und Fotos erarbeitet, der am 18. und 19. August 2012 im katholischen Pfarrhaus vorgestellt wurde.

Am 12. September machten wir unseren Jahresausflug nach Plobsheim im Elsass. Mit zwei Pferdegespannen fuhren wir durch das Dorf und zum Rhein, wobei wir unterwegs vom Vorsitzenden des Heimatvereins „Le Giessen“, Herrn René Deiber, interessante Informationen erhielten zur Geschichte der Familien Zorn, Nicolas de Kempfer und Christoph Güntzer sowie über Felix und Jules Dartein, die ursprünglich das erste Gelände des heutigen Golfplatzes kauften. Auf sie geht auch der Bau der Kapelle beim Kempferhof zurück, in der einige Familienmitglieder ihre letzte Ruhestätte fanden. Die Rückfahrt erfolgte mit Fischerkähnen über den Dorfgießen „Le Rhin Tortu“. In der Schutterzeller Mühle fand der Abschluss dieses schönen Tages statt.

Anlässlich des verkaufsoffenen Sonntages zeigten wir den zweiten Teil der Ausstellung „Historische Gewanne – Ichenheim Ost“ in den Räumen der Bäckerei Kiefer in der Hauptstraße. Dazu gab es Erläuterungen über einzelne Gewann-Namen und deren Herkunft wie z.B. Ottenweierhof, Hof zu Rode, Schutterzeller Mühle, Dundenheimer Mühle, Trudenheim und den Standort des Burgstadels Blankenmoos. Eine Ausstellung über die „Vogelwelt im Rheinwald“ war angeschlossen. Beide Ausstellungen wurden mit großem Interesse aufgenommen.

Am 4. Dezember hatten wir abends einige ältere Einwohner eingeladen, um über ihre Erinnerungen und Erfahrungen aus ihrer Jugendzeit zu sprechen. Ein solcher Abend wird im Januar nächsten Jahres noch einmal durchgeführt, zur Vorbereitung auf eine neue Arbeit.

Der alte Brauch des „z'Liecht gehens“ stand am 30. Dezember wieder auf dem Programm. Nach dem Laternenzug durch die Kohlgasse, mit Erklärungen zur „Lippse-Schmiede“, dem ehemaligen Bohrturm und dem früheren Festplatz, traf man sich wieder im umgebauten Stall der Familie Schwärzler in der Wilhelmstraße. Der Sing- und Spielkreis trug mit Musikvorträgen zur Unterhaltung bei und die Landfrauen sorgten für das leibliche Wohl. Wie bei den vorigen Veranstaltungen sang man gemeinsam Lieder, erzählte von früher und trug Gedichte und Geschichten vor. Es war ein gelungener Abend.

*Andreas Delfosse*

## Nordrach

### Tätigkeitsbericht 2012

Das Jahr 2012 war für den Historischen Verein Nordrach ein kleiner Meilenstein in der noch jungen Geschichte des Vereins. Am 7. Mai konnte das Projekt Nordrachener Höhenhöfe öffentlich vorgestellt werden, am 13. Mai fand die erste geführte Wanderung zur Eröffnung des Höhenhöfe-Rundwegs statt. Am 29. September fand der zweite Nordrachener Geschichtstag statt, Thema „Zwangsarbeit im Zweiten Weltkrieg“. Die Ausstellung „Baden! 900 Jahre“ im Badischen Landesmuseum Schloss Karlsruhe wurde besucht. Am 8. November konnte das Buch „Der Jüdische Friedhof in Nordrach“ der Öffentlichkeit vorgestellt werden.



Am 29. September fand der zweite Nordrachener Geschichtstag statt, Thema „Zwangsarbeit im Zweiten Weltkrieg“. Die Ausstellung „Baden! 900 Jahre“ im Badischen Landesmuseum Schloss Karlsruhe wurde besucht. Am 8. November konnte das Buch „Der Jüdische Friedhof in Nordrach“ der Öffentlichkeit vorgestellt werden.

### Veranstaltungen

#### 7. Mai 2012: Vorstellung des Projekts „Nordrachener Höhenhöfe“

Der Leseraum der Hansjakob-Halle war bis auf den letzten Platz besetzt, als Thomas Laifer das fertiggestellte Projekt erläuterte. Das Kloster Gengenbach hat für die Besiedelung der Höhen zwischen Moos und Schäfersfeld gesorgt und für den Bau der beiden Glashütten in diesem Gebiet. Der Historische Verein Nordrach hat ein Wegenetz beschildert, das zu den Standorten der Höhenhöfe und Glashütten führt. Ein Flyer sowie eine Broschüre liefern die notwendigen Informationen.



#### 13. Mai 2012: Eröffnung des Höhenhöfe-Rundwegs

Im Rahmen der Feier der Renovation des „Glaserkirchleins“ eröffnete der Historische Verein offiziell

*Bilder aus dem Vereinsgeschehen*



den Höhenhöfe-Rundweg mit einer geführten Wanderung, an der mehr als vierzig Personen teilnahmen.

### 29. September 2012: Zweiter Nordrachter Geschichtstag

Der Historische Verein Nordrach hat im Gedenken an die Deportation der jüdischen Patientinnen und Angestellten des Nordrachter Rothschild-Sanatoriums am 29.9.1942 diesen Tag zum Nordrachter Geschichtstag erklärt.

Mehr als 100 Personen waren in das Pfarrheim gekommen, um an dem zweiten Nordrachter Geschichtstag teilzunehmen. Das Thema war „Die Zwangsarbeit im Zweiten Weltkrieg“. Im ersten Teil der Veranstaltung ging der Referent Professor Heiko Haumann auf die Organisation und Bedeutung der Zwangsarbeit im Reichsgebiet ein. Egbert Hoferer, Rolf Oswald und Uwe Schellinger hatten die Zwangsarbeit in Nordrach erforscht und präsentierten im zweiten Teil der Veranstaltung ihre Ergebnisse. Eine Ausstellung ergänzte ihren Bericht, in der Dokumente aus dem Gemeindearchiv gezeigt wurden. Außerdem wurde am Beispiel von vier Zwangsarbeitern ihr Lebensweg aufgezeigt.

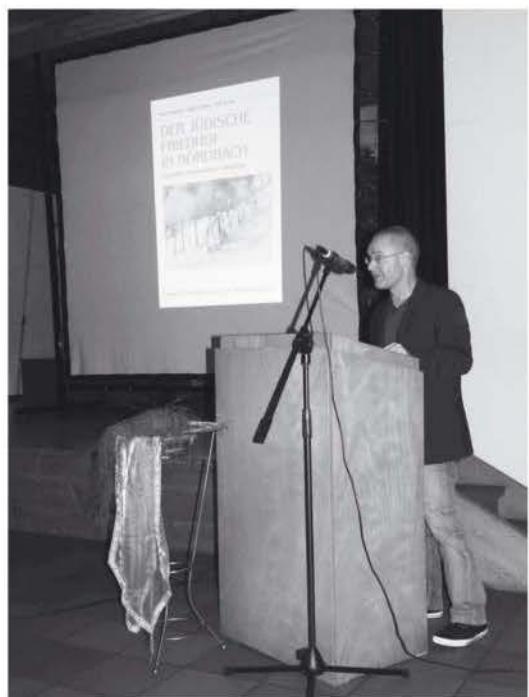
### 4. November 2012: Besuch der Ausstellung „Baden! 900 Jahre“

Siebzehn Personen fuhren nach Karlsruhe, um im Badischen Landesmuseum Schloss Karlsruhe an der Führung durch die Ausstellung teilzunehmen.

### 8. November 2012: Buchvorstellung „Der Jüdische Friedhof in Nordrach“

In Nordrach gab es keine jüdische Gemeinde. Der jüdische Friedhof gehörte zur Lungenheilstätte der Rothschild-Stiftung, in dem von 1905 bis 1942 in Nordrach jüdische lungenkranke Personen, vor allem Frauen, behandelt wurden.

Der Saal des Nordrachter Pfarrheims war gut besetzt, als zunächst Dr. Joachim Hahn über die in Süddeutschland wohnenden Juden und deren jüdischen Friedhöfe berichtete. Die Buchautoren Egbert Hoferer, Rolf Oswald und Uwe Schellinger hatten ihrerseits versucht, soviel wie noch möglich über das Leben und Schicksal der 30 Personen zu erforschen, die auf dem Jüdischen Friedhof in Nordrach bestattet wurden. Die Ergebnisse haben sie in ihrem Buch zusammengefasst, das auch eine Abhandlung von Dr. Joachim Hahn über die jüdischen Friedhöfe in Baden enthält.



Bilder aus dem Vereinsgeschehen



Bilder aus dem Vereinsgeschehen

## Projekte

### Epitaph Spitzmüller

An der Außenseite der alten Pfarrkirche war ein Rocaillegrabstein in Erinnerung an Joh. Georg Spitzmüller, gest. 29. April 1772, mit Voluten, Leuchter, Sanduhr, Kreuzifix eingelassen. Nach dem Neubau der Pfarrkirche 2006 wurde das Epitaph in der Friedhofsmauer eingesetzt, wo es der Witterung ungeschützt ausgesetzt war.

Der Historische Verein und die Gemeinde Nordrach haben das Epitaph von Restaurator Bernhard Wink entfernen lassen, um es zu konservieren. Es soll im Jahr 2012/13 an der Außenwand im hinteren geschützten Eingangsbereich der Pfarrkirche neu eingesetzt werden.

### Jüdischer Friedhof

Über den Jüdischen Friedhof wird im November 2012 eine Publikation herausgegeben mit Informationen über die bestatteten Frauen und die jüdischen Friedhofsriten.

*Herbert Vollmer*

## Oberharmersbach

### *Pfingstmontag*

Deutscher Mühlentag – Speicher und Mühle geöffnet

### *2. Sonntag im September*

Tag des offenen Denkmals – Speicher und Mühle geöffnet

Im Januar ist der 32. Band des Jahresrückblicks mit einer Auflage von 350 Stück erschienen. Sie wird von unserem Mitglied Hermann Kornmayer gestaltet und erstellt.

Unsere Mitglieder Ursula Kasper und Josef Lehmann haben begonnen, unsere in der Region einzigartigen Waldabteilungssteine zu erfassen.

Anlässlich der Leistungsschau im Mai 2012 haben wir in Zusammenarbeit mit Karl-August Lehmann eine Bildausstellung mit dem Thema „Gewerbe im Wandel der Zeit“ erstellt. Hier wurden in einer Gegenüberstellung alte Gewerbebetriebe und die heute vorhandenen Gebäude/Betriebe dargestellt.

Für unser Museum haben wir die Infotexte teilweise neu erstellt, diese werden im Frühjahr ausgetauscht. Einige Texte sind dann auch mehrsprachig ausgeführt.

*Cornelia Lehmann*



## Oberkirch

Traditionell bildete auch 2012 das Fahrtenprogramm den Schwerpunkt unserer Vereinsaktivitäten. In langwierigen Verhandlungen mit dem Finanzamt Offenburg konnte eine Klärung über die steuerrechtliche Behandlung dieser Aktivitäten erreicht werden. Näheres kann auf Anfrage mitgeteilt werden.

Den Auftakt des Exkursionsprogramms bildete traditionsgemäß unsere „Aschermittwoch-Rätselfahrt“, die uns am 22. Februar in das aufwendig restaurierte und umgestaltete Freiburger Augustinermuseum führte. In einer lebendig gestalteten Führung konnten wir die Schätze des Museums, so die Orgel des Gengenbacher Klosters, die originalen Glasfenster und Wasserspeier vom Freiburger Münster, Altäre aus der Gotik und Renaissance-Zeit und nicht zuletzt das beeindruckende Dachgestühl des ehemaligen Eremitenklosters erkunden.

Eine weitere Fachexkursion führte uns am 5. Mai in die Melanchton-Stadt Bretten. Nach einer interessanten Stadtführung konnten wir im historischen Ambiente einer Zunftstube das Mittagessen einnehmen. Am Nachmittag erkundeten wir im nahegelegenen Römermuseum die Besiedlung des „Dekumatlandes“ durch die Römer und die Besiedlung durch die gallo-römische (keltische) Bevölkerung im 1. und 2. Jahrhundert nach Christus.

Am 16. Juni verfolgten wir die Ausstellung „900 Jahre Baden“ im Karlsruher Schloss. Kaleidoskopartig wurden uns in einem Schnelldurchgang – etwas verwirrend – Daten, Ereignisse und Personen (und Anekdoten) der badischen Geschichte vorgestellt. Dieses Bild wurde „runder“, als uns am 9. Oktober Frau Borchardt-Wenzel in einem Vortrag zur selben Thematik fundierte Informationen nachlieferte.

Eine Fahrt am 7. Juli führte nach Hessen. In Grimmelshausens Geburtsstadt Gelnhausen wurden die Marienkirche und die Kaiserpfalz besichtigt. Die Marienkirche befindet sich in Sichtweite des Geburtshauses von Grimmelshausen. Biographen vermuten, dass die Darstellung des Weltgerichts an dem bis heute erhaltenen Lettner den jungen Grimmelshausen sehr beeindruckt und sein späteres literarisches Werk beeinflusst hat. Am Nachmittag wurde die Burg Münzenberg besichtigt.

Eine weitere Fachexkursion führte am 15. September zu den Klöstern der Reichenau. In St. Georg beeindruckten uns die wohl ältesten, nördlich der Alpen noch erhaltenen Kirchenwandgemälde aus der Zeit vor 1000. Der Bilderzyklus stellt Szenen der Wundertätigkeit Christi dar. Danach besichtigten wir die erhaltenen Klosterreste in Mittelzell.

Die nächste Exkursion, die wir zusammen mit der Mitgliedergruppe Oppenau organisierten, führte uns am 20. Oktober ins elsässische Molsheim. Molsheim ist in vielfältiger Weise mit der Ortenau verbunden. In der dortigen Stadtkirche befindet sich das Grab des Straßburger Bischofs von Diersheim, der Oberkirch die Stadtrechte verliehen hat und die Anlage der Stadtbefestigung anordnete. Auch das dortige Karthäuser-

kloster hat einen engen Bezug zum Renchtal. Nach der Säkularisation wurde das Kloster aufgelöst und der badische Staat erwarb die wertvollen spätgotischen Kirchenfenster. Zwei dieser Fenster erwarb die Gemeinde Oppenau – dies war in Molsheim nicht bekannt. Als Dankeschön für eine ebenso engagierte wie qualifizierte Führung durch den dortigen „Förderverein“, dessen Vorsitzender uns eine kenntnisreiche und humorvolle Stadtführung bescherte, übersandten wir eine CD mit den Kopien dieser Kirchenfenster an den dortigen Verein, der nun seinen Fundus erheblich erweitern kann. – Ein Stück Völkerverständigung und Austausch historischer Erkenntnisse und „Schätze“. Ein weiteres Highlight war die Besichtigung der Jesuitenkirche unter fachkundiger Führung. Diese wurde vom damaligen habsburgischen Bischof von Straßburg als Jesuitenkolleg, als Zentrum der Gegenreformation und Bildungszentrum ausgebaut, da die Stadt Straßburg sich der Reformation (Thomas-Kirche) angeschlossen hatte. Am Nachmittag besuchten wir – nachdem wir in historischem Ambiente typisch elsässische Gerichte verkosten konnten – den Wallfahrtsort Odilienberg. Dort konnten wir die byzantinisch anmutenden Wandgemälde in den beiden noch erhaltenen Kapellen bewundern. Die abschließende Fahrt zum Oberthema „Klöster“, die Fahrt zur Ausstellung „Benedikt von Nursia“, musste leider mangels Beteiligung abgesagt werden.

Neben diesen Fachexkursionen standen unsere regionalgeschichtlichen Vorträge in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv auf der Agenda. Den Reigen eröffnete Dipl.-Ing. Wolfram Brümmer mit einer gekonnten Präsentation zum „Wirken des württembergischen Stadtbaumeisters Schickhardt“ im Renchtal, der nach dem verheerenden Brand von 1615 die Aufgabe übernommen hatte, Oppenau wieder aufzubauen. Dabei verfolgte er das Ziel, den mittelalterlichen Stadtkern, den er kartographisch aufnahm, zu bewahren, die Häuser – mit wenigen noch erhaltenen Ausnahmen – nunmehr in Giebelbauweise (Ausrichtung zur Straße) errichten zu lassen und dabei das Wasserversorgungssystem und die Befestigungsanlagen zu verbessern. Auch in Oberkirch verbesserte und erweiterte er die Verteidigungsanlagen. Hierbei konnte Herr Brümmer auf manche ingenieurtechnischen Leistungen Schickhardts wie die Unterquerung des Stadtgrabens durch eine Wasserführung verweisen. Ebenso interessant war die Vita Schickhardts. Er war ein Multitalent – Festungsbaumeister, Förderer von Industrieanlagen (u. a. Hammerwerke zur Eisenverarbeitung, Ziegeleien) und Wirtschaftsförderer im Geiste des Merkantilismus/Absolutismus – und zugleich ein Beispiel für einen Bürgerlichen, der dank seines Talents zu einem der reichsten und einflussreichsten Männer im Herzogtum Württemberg aufsteigen konnte.

Ein weiterer Vortrag am 19. September in Kooperation mit der Sparkasse Offenburg/Ortenau und der Mitgliedergruppe Oppenau beleuchtete die 175-jährige Verknüpfung der Bankgeschichte der Sparkasse mit der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Geschichte unseres Raumes. Sie wurde uns von dem ehemaligen Direktor der Sparkasse Offenburg/Ortenau, Dr. Hermann Weber, in anschaulicher Weise nahegebracht.



Nach dem Vortrag waren die erfreulich zahlreichen Zuhörer zu einem Imbiss und Umtrunk eingeladen.

Am 9. Oktober half uns die Journalistin und Historikerin Annette Borchardt-Wenzel, die 900-jährige Geschichte des Hauses Baden nachzuarbeiten, von der wir durch den Ausstellungsbesuch erste Eindrücke erhalten hatten. Dieser Vortrag erfolgte in Zusammenarbeit mit der regionalen VHS und dem Stadtarchiv.

Den Vortragzyklus beschloss am 22. November der Vortrag des Präsidenten des Historischen Vereins Mittelbaden, Klaus Kaufmann, zum Thema „Scharfrichter und Abdecker“. Der Referent stellte viele interessante regionale Bezüge her und gab beeindruckende Beispiele der Ausgrenzung, aber auch der ständischen Gliederung der Scharfrichter in unserer Region. Vertieft wurde der Vortrag anhand anschaulicher Exponate wie dem Richtschwert eines Scharfrichters.

*Bertold Wunderle*

### **Grimmelshausen-Gesprächsrunde in Oberkirch-Gaisbach**

262 / 6.3.2012

„Die lieben Franzosen – die Barbaren sind immer die anderen“

*Götz Bubenhofer, Achern*

263 / 3.4.2012

„Grimmelshausen und Nizami“ – Zwei astrologische Werke der Weltliteratur

*Prof. Dr. Klaus Haberkamm, Münster*

264 / 8.5.2012

„Blutsäufer oder Held“ – Das Bild Tillys in der Dichtung des 30-jährigen Krieges

*Jost Eickmeyer, Heidelberg*

265 / 5.6.2012

„Heroismus und Schmach“ – Bilder des Militärs in der Versdichtung des 16. Jahrhunderts

*Prof. Dr. Wilhelm Kühlmann, Heidelberg*

266 / 3.7.2012

Lesung aus dem Buch „Das Nest“

*Hanna Leybrand, Heidelberg*

267 / 7.8.2012

„... nämlich es hemmen den Donnergang niemals die Welten des Schöpfers“ – Natur und Gott in Hölderlins Spätwerk

*Prof. Dr. Barbara Molinelli-Stein, Mailand*

268 / 2.10.2012

Grimmelshausen und die Schlacht bei Wittstock (1636)

*Prof. Dr. Peter Heßelmann, Münster*

269 / 30.10.2012

„Der alte Practicus Johann Georg Schlosser (1739–1799)“ – Nur der Schwager Goethes? Ein Portrait aus seinen Briefen

*Franca Schankweiler, Heidelberg*

270 / 4.12.2012

Isenheimer Alter – 2. Teil

*Ekkehard Wallat, Offenburg*

*Dr. Fritz Heermann*

## Offenburg

Das Veranstaltungsprogramm 2012 der Mitgliedergruppe begann mit einem Vortrag am **19. Januar 2012** zum Thema „**Der Offenburger Bahnhof**“. Referent war der Denkmalsbeauftragte der Stadt Offenburg a. D. Heinrich Mayer.

Über die „**Geschichte und Geschichten der Volksbank Offenburg 1914 bis 1964**“ hielt Vorstandsmitglied und Abteilungsleiter der Volksbank Michael Hauser am **14. Februar 2012** einen Vortrag.

Am **22. März 2012** referierte der Historiker Dr. Heinz Krieg (Universität Freiburg) zum Thema „**Deutschland im Mittelalter? Zur Geschichte des heiligen römischen Reiches deutscher Nation**“.

Anlässlich des 150. Gedenkens an die rechtliche Gleichstellung der Juden in Baden 1863 hielt am **25. Oktober 2012** der an der Universität Freiburg tätige Historiker Dr. Heinrich Schwendemann einen Vortrag zum Thema „**Zwischen Ausgrenzung und Integration: Judenemanzipation in Baden bis 1862**“.

Am **22. November 2012** stellten unter dem Titel „**Keltische Eisengewinnung im Nordschwarzwald. Archäologische Forschungen im Neuenburger Erzrevier**“ Dr. Guntram Gassmann (Tübingen) und Dr. Günter Wieland (Karlsruhe) ihre Forschungen vor. Die Veranstaltung fand in Kooperation mit dem Referat Denkmalpflege des Regierungspräsidiums Freiburg statt. Mitveranstalter war auch das Alemannische Institut Freiburg, mit dem wir am **9. Dezember 2012** eine Exkursionsfahrt zur „**Keltenausstellung**“ des Württembergischen Landesmuseums nach Stuttgart unternahmen.

*Dr. Jürgen Collmann*

## Oppenau

**Januar**

**Mitgliederversammlung**

Nach dem geschäftlichen Teil zeigte der Vorsitzende seine Fotoshow: Eine Reise um die Gaspe Halbinsel, dem französisch geprägten Teil von Kanada.



**März**

Halbtagesfahrt nach Rastatt. Führung durch das Wehrgeschichtliche Museum im Schloss Im Mittelpunkt dieses Museums steht das Verhältnis von Staat, Gesellschaft und Militär im süddeutschen Raum.

**April**

Halbtagesfahrt mit Herrn E. Krämer in das Schuttertal. Besichtigung des Jägertoni Hofes in Dörlinbach mit Demonstration der renovierten Mühle.

**Mai**

Besichtigung der ehemaligen Festung Germersheim. König Ludwig I. von Bayern befahl 1832 den Bau dieser Festung als Bollwerk gegen Frankreich. Nach ihrer Fertigstellung war sie schon wehrtechnisch veraltet. Heute werden die verbliebenen Gebäude vielseitig genutzt.

Zweites Ziel war das Terra Sigillata Museum in Rheinzabern. Dort hatten die Römer im 2. und 3. Jahrhundert die größten Keramikproduktionszentren nördlich der Alpen errichtet.

**Juni**

Besuch der Sonderausstellung – 900 Jahre Baden – im Landesmuseum Karlsruhe. Die Große Landesausstellung 2012 knüpfte bei jener Urkunde an, die 1112 erstmalig den Titel „Markgraf von Baden“ erwähnte. Über 400 Objekte, vom Mittelalter bis zur Gegenwart, erzählten Geschichten aus und über Baden.

**Juli****Besuch der ehemaligen Glashütte Buhlbach/Baiersbronn.**

Thema: Geschichte und Geschichten aus der Glashütte Buhlbach. Frau Frommanns Führung begeisterte die Teilnehmer.

**September**

Tagesfahrt ins Elsass mit Herrn Gras. Anfahrt auf der Elsässischen Weinstraße über den Col de la Schlucht, auf der Hochvogesenstraße weiter bis zum Großen Belchen. „Melkeressen“ in der Ferme-Auberge Huss. Demonstration der Herstellung des Münsterkäses. Eine Führung durch das Münster von Thann beschloss diese Fahrt.

Die Historischen Vereine Oppenau und Oberkirch organisierten mit der Sparkasse Offenburg eine Vortragsveranstaltung in Oberkirch: Dr. H. Weber referierte über das Thema: „Historische Anmerkungen zu 175 Jahren Wirtschafts- und Sparkassengeschichte der Ortenau“.

**Oktober**

Besichtigung des Kartäusermuseums in Molsheim. Rundgang durch die historische Altstadt. Besichtigung der Jesuitenkirche mit der Grablege des Fürstbischofs Johann von Dürbheim (1265–1328). Am Nachmittag Besuch auf dem herbstlichen Odilienberg.

Teilnahme an der Mitgliederversammlung und der Jubiläumsveranstaltung 100 Jahre Mitgliedsgruppe Haslach i. K. Am Nachmittag Besichtigung der Gedenkstätte Vulkan

### **November**

Die Kirchen von Oppenau einst und jetzt. Diese sehr gut besuchte Präsentation in der Bimmerle-Halle weckte Emotionen. Rief sie doch u. a. die Innenansicht der Pfarrkirche vor der Renovation Ende der 1960er Jahre in Erinnerung. Damals wurden der Kreuzweg und die Deckengemälde entfernt, um dem klassizistischen Weinbrennerstil Vorrang zu geben. Erstmals wurden Bilder vom Grundriss und der Ansicht der 1824 eingestürzten Vorgängerkirche der Öffentlichkeit gezeigt.

*Rainer Fettig*

### **Renchen**

**22.01.2012**

Fahrt zur Ausstellung „Die Verwüstung Straßburgs im Krieg 1870“ im Handwerkermuseum in Kork

**09.03.2012**

Fahrt zur Ausstellung „Kykladen, Lebenswelten einer frühgriechischen Kultur“ im Landesmuseum Karlsruhe

**07.11.2012**

Fahrt zur Ausstellung „900 Jahre Baden“ im Landesmuseum Karlsruhe

*Doris Schlecht*

### **Rheinau**

**24.2.2012**

Jahresversammlung

**29.3.2012**

Vortrag „Istanbul – Brücke zwischen Orient und Okzident“ von Helmut Mink

**26.4.2012**

Vortrag „Schwarzwaldhochstraße und Geschichten“ von Ernst Kafka

**16.6.2012**

Studienfahrt nach Besigheim und Bietigheim

**6. – 9.9.2012**

Studienfahrt nach Bremen, Stade und Worpswede

**27.9.2012**

Vortrag „Kampf um den Südweststaat – 60 Jahre Baden-Württemberg“ von Hans-Ulrich Müller-Russel und Dr. Klaus Schumann



**6.10.2012**

Studienfahrt nach Karlsruhe zur Ausstellung „Baden! 900 Jahre Geschichte eines Landes“

**22.11.2012**

Vortrag „Dialektlandschaft Hanauerland“ mit Dr. Ewald Hall

**15.12.2012**

Studienfahrt nach Stuttgart zur „Großen Keltenausstellung“  
Herausgabe der Broschüre „Aus der Stadt Rheinau“ „Mehr als nur Wald und Wiesen – Der Maiwald und seine Geschichte“

*Renate Demuth*

**Schiltach**

Unsere Planungen für 2012 wurden gleich zu Jahresbeginn durch einen neuen Arbeitsschwerpunkt ergänzt: Nach anderen Landkreisen hatte nun auch der Kreistag in Rottweil beschlossen, in den Jahren 2012 und 2013 durch ehrenamtliche Helfer die Kleindenkmale im Kreisgebiet systematisch erfassen zu lassen. Fünf Mitglieder unseres siebenköpfigen Initiativkreises sowie weitere Helfer sind in diese Arbeit eingebunden und nehmen seit März 2012 auf den Gemarkungen Schiltach, Lehengericht, Schenkenzell und Kaltbrunn die verschiedensten schützenswerten Kulturgüter auf. Neben Grenzsteinen, Wegkreuzen und Bildstöcken gehören, typisch für unsere Gegend, auch Wehre, Stellfallen, Gewölbebrücken, Backhäusle, Brunnenstuben und anderes mehr dazu. Die Registrierung wird noch das ganze Jahr 2013 in Anspruch nehmen.

Mitte Januar luden wir zur jährlichen Informationsveranstaltung ein. Nach Rückblick und Vorschau warteten alle Zuhörer gespannt auf das Referat von Dr. Hans Harter, der über „Schiltacher Flößer an der Ybbs in Niederösterreich“ berichtete und dabei besonders die Pionierleistung des Flöbers Abraham Koch in den 1860er Jahren in Erinnerung rief. Zu diesem Ausflug in die Geschichte konnten wir auch Nachfahren der Flößerfamilie Koch begrüßen.

Alle unsere Vorträge bieten wir seit jeher in bewährter Kooperation mit der Volkshochschule an. So machten wir uns im März gemeinsam auf die Spuren der deutschen Wirtschaftsnamen. Geograph und Schwarzwaldguide Klaus Grimm führte die Zuhörer dabei zu den Anfängen der Gastronomie- und Beherbergungskultur zurück, die erstmals im 8. Jahrhundert in Form von mönchsgeführten Herbergen greifbar werden. Grimm erklärte die Unterschiede zwischen Schänken, Gasthäusern und Schildwirtschaften, betrachtete Gesellen- und Zunftstuben, erläuterte in diesem Umfeld entstandene Redewendungen und zeigte bei der Namensgebung regional unterschiedliche Entwicklungen auf. Dabei kamen auch einige früher in Schiltach anzutreffende Wirtshausnamen zur Sprache und bei manchem Zuhörer wurden wehmütige Erinnerungen an „Kreuzstraße“, „Bären“, „Lamm“ und „Bierfritz“, an „Adler“, „Rebstock“, „Linde“ und „Traube“ wach.

*Vor Ölgemälden von Werner Leonhard versammelte sich das Organisationsteam der Ausstellung im „Museum am Markt“ zu einem Erinnerungsfoto.  
Foto: R. Mahn*



*Werner Leonhard:  
Selbstbildnis 1958 –  
Repro: H. Harter*

Über zwanzig Jahre lang wohnte und arbeitete der Künstler Werner Leonhard (1887–1974) in Schiltach. Freundschaftliche Verbindungen zur Familie Karlin brachten ihn 1944 kriegsbedingt ins Städtle. Seinen Lebensunterhalt verdiente er sich, in dem er die Landschaft sowie viele Schiltacher Bürger vortrefflich porträtierte. Sein Lebenswerk umfasst etwa 300 Ölgemälde und 1200 Zeichnungen, kunstgeschichtlich gilt er als herausragender Porträtist der Karlsruher Schule. Sein 125. Geburtstag war ein schöner Anlass, seine Schiltacher Zeit mit einer Ausstellung im „Museum am Markt“ zu würdigen. So formierte sich unter Leitung unseres Vereinsmitglieds Peter Brand ein engagiertes Organisationsteam, dem vom Historischen Verein auch Dr. Hans Harter und Klaus-Ulrich Neeb angehörten. Die mit viel Liebe und Sachverstand konzipierte und von der Stadt Schiltach getragene Ausstellung zog ab Mitte April viele Besucher an und fand eine hervorragende Resonanz. Die gelungene musikalische Umrahmung der Vernissage bewog die Organisatoren, unter der Regie von Beatrix Beck das Jahr über weitere musikalische Akzente zu setzen. Im Juli lockte ein gut besuchter Serenadenabend ins Museum, den Abschluss der Ausstellung Ende September bildete ein „Licht-Obed“ gestaltet von Mandolinenduo, Streich- und Waldhornquartett.

Seit einiger Zeit bereits empfiehlt das Regierungspräsidium, den Hochwasserschutz im Städtle entlang von Kinzig und Schiltach maßgeblich zu verbessern. Den Schutz der Anwohner bei extremen Hochwassern zu gewährleisten und dabei aber das prägende Stadtbild zu erhalten, stellt eine besondere Herausforderung dar. Der Historische Verein wies Anfang Mai in einer Stellungnahme gegenüber Landratsamt und Stadtverwaltung auf diese Problematik hin und forderte die für den sensiblen Altstadtbereich geplanten Maßnahmen sorgfältigst zu prüfen und abzuwägen.

Ende Juni präsentierte Willy Schoch als Schenkzeller Vertreter im Initiativkreis seine Forschungsergebnisse zur Trennungsgeschichte der Gemeinden Schenkzell und Bergzell. Der Vortragsraum konnte dabei gar nicht alle interessierten Zuhörer fassen. Unter dem Titel „Burgfriede – Schenkzell, Mayerschafft – Bergzell“ beleuchtete Schoch dabei zuerst geschichtliche Grundlagen wie Herrschaft, Gemarkung und Grenzver-

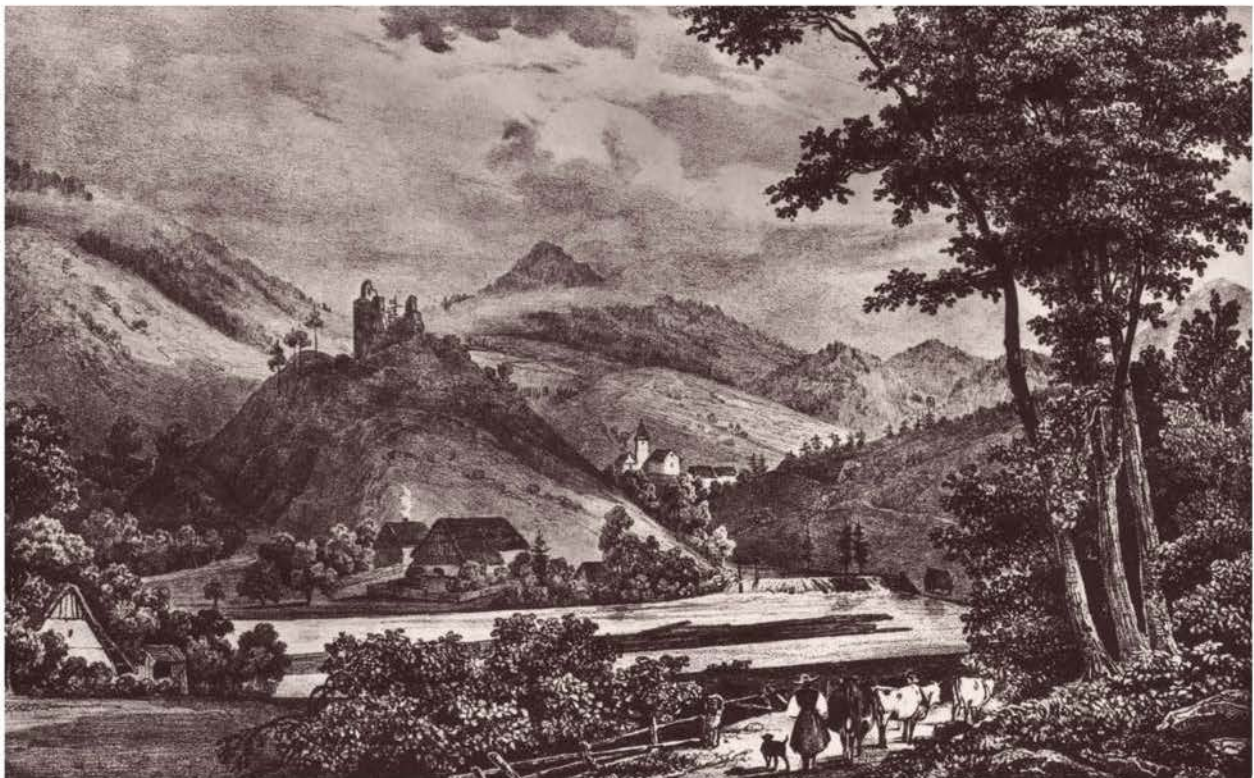


lauf, dann die Struktur der Bevölkerung sowie der wirtschaftlichen Grundlagen beider Teilgemeinden. Die einflussreichen Bauern der Mayerschaft unternahmen ab Mitte des 18. Jahrhunderts immer wieder Vorstöße in Richtung Selbstständigkeit. Nach jahrelangen Streitereien, begleitet von persönlichen Profilierungsversuchen, erreichte die Mayerschaft 1819 schließlich die Unabhängigkeit, die neue badische Gemeinde trug den Namen Bergzell. Beide Gemeinden waren jedoch strukturell so sehr ineinander verflochten, dass Streitigkeiten in der Folgezeit leider die Regel waren. Eine Gemeindereform in den 1930er Jahren traf auch Bergzell, sodass die kleine Bauerngemeinde 1937 wieder ein Teil Schenkenzells wurde. Aufgrund des großen Zuspruchs wiederholte Willy Schoch seinen Vortrag Anfang November nochmals vor vollem Haus, die Einnahmen des Abends gingen als Spende an den Schenkenzeller Kindergarten St. Luitgard.

Zum Abschluss des städtischen Sommerferienprogramms erwartete Pädagoge und Vereinsmitglied Klaus Grimm Anfang September interessierte Kinder zu einer Erlebniswanderung, wobei er von Klaus-Ulrich Neeb unterstützt wurde. Unter dem Motto „Bürgenleben im Mittelalter“ führte er die frohe Schar zur Ruine Schenkenburg, wo die Burganlage inspiziert wurde und die kleinen Ritter verschiedene Aufgaben zu lösen hatten. Ganz spielerisch wurde dabei Wissen zur Geschichte der Burg und ihrer ehemaligen Bewohner vermittelt.

Ende September blickten wir anlässlich des 60. Geburtstages unseres Bundeslandes Baden-Württemberg auf seine Anfänge, ja seine Geburtswehen, zurück. Hierzu konnten wir den Alpirsbacher Historiker Dr. Stefan Zizelmann für den Vortrag „Das Ringen um den Südweststaat“ gewinnen. Die von den Besatzungsmächten geschaffenen Zonen weck-

*Die Schenkenburg,  
davor die Kinzig  
(Schenkenzeller  
Weiher mit Floß)  
und Gehöfte der  
ehemaligen Gemeinde  
Bergzell, im Hinter-  
grund Schenkenzell.  
Lithographie von  
Maximilian von Ring  
(1829)  
Repro: W. Schoch*





*Humorvoll und mit viel Energie führte Professor Kunze vor vollem Haus durch die bunte deutsche Namenswelt.  
Foto: R. Mahn*



ten zunächst die Sehnsucht nach Wiederherstellung der alten Länder, wobei aber die Vision eines gemeinsamen Südweststaats immer mehr in den Vordergrund drängte. Zizelmann verstand es, die geschichtlichen Zusammenhänge spannend zu vermitteln und charakterisierte dabei treffend die maßgeblichen Akteure auf der politischen Bühne sowie ihr Feilschen und Taktieren. Ein Blick auf die Ergebnisse der Volksabstimmung von 1951 machte deutlich, dass die Mehrheit der Einwohner unserer (Grenz-)Region die als einengend empfundenen Grenzen überwinden und die Zukunft gemeinsam gestalten wollten, was 1952 schließlich Wirklichkeit wurde.

Die Anfang Oktober an die Mitglieder verteilte „Ortenau“ Jahrgang 2012 konnte zum Leitthema erneut mit einem stattlichen Beitrag aus Schiltach aufwarten. Dazu studierte der anerkannte Regionalhistoriker und unser Vereinsmitglied Dr. Hans Harter bündelweise Akten zu einem gut dokumentierten Kriminalfall aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Den beiden Angeklagten mit den Übernamen „Weißer Bettelbub“ und „Schwarzer Katzensepp“ wurde in Schiltach in den Jahren 1773 und 1774 als Anführer einer im mittleren und südlichen Schwarzwald berüchtigten Bettel- und Diebesbande ein aufwendiger und kostspieliger Prozess gemacht. Der Autor berichtet nicht nur über die zehnmonatige Haft im „Städtle“ und die im Rathaus erfolgten Verhöre, sondern ermöglicht auch Einblicke in die sozialen Strukturen jener Zeit und zeigt auf, dass bedingt durch die Missernten nach 1770 ganze Heerscharen von Entwurzelten in den Wäldern und auf den Landstraßen hausten. Von der Not getrieben unternahmen sie ihre Beutezüge. Die Akten schließen mit dem Vermerk, dass „zwey berüchtigte Jauner zum Strang gerechtest verurtheilt“ wurden.

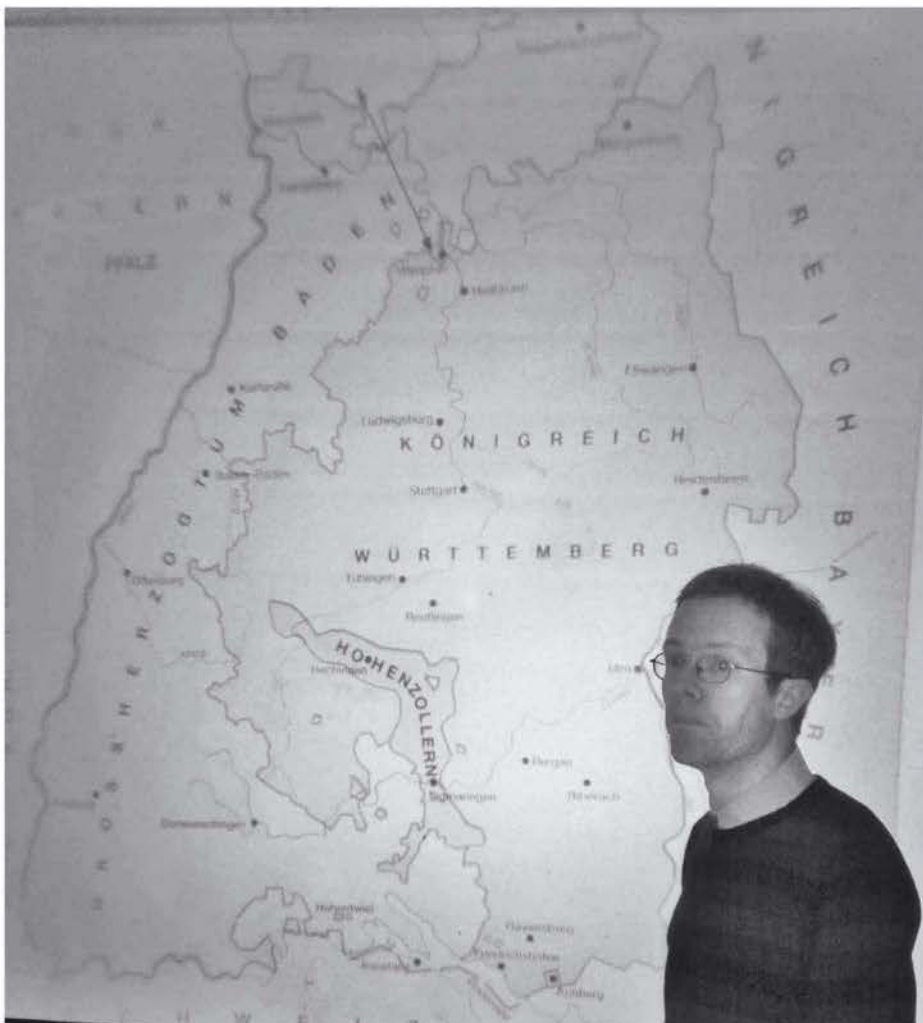
Im November wurde Dr. Andreas Morgenstern, zuletzt am „Haus der Geschichte“ in Stuttgart tätig, zum hauptamtlichen Leiter der städtischen Museen und des Archivs bestellt. Damit erfüllte sich ein langgehegter Wunsch des Historischen Vereins, wofür der Stadtverwaltung Schiltach und dem Gemeinderat unser besonderer Dank gebührt.

Ein ereignisreiches Veranstaltungsjahr endete Mitte November mit einem Vortrag von Dr. Konrad Kunze, Professor für Alte Sprachen und Literatur aus Freiburg. Dass das Thema „Unsere Familiennamen – Her-



kunft, Bedeutung und Verbreitung“ viele Menschen bewegt, bewies der außerordentlich gute Besuch. Aus den Verzeichnissen der Deutschen Telekom wertete Kunze über die Jahre gut 1,1 Mio. Familiennamen aus. Er berichtete, dass unsere Nachnamen trotz der enormen Vielfalt zu meist doch auf eine überschaubare Zahl gemeinsamer Wurzeln zurückzuführen seien. Breiten Raum nahmen in seinen mit viel Humor gewürzten Darlegungen die im oberen Kinzigtal und der Region verbreiteten Familiennamen ein. Neben den für Schiltach typischen Namen Bühler, Trautwein, Wöhrle und Wolber nahm sich Professor Kunze auch weiterer heimischer Namen wie Becht, Götz, Hug, Jehle, Joos, Kimmich, Rückert und Storz an, deren Bedeutung er zur Freude der Zuhörer ebenso sicher erschließen und zuordnen konnte.

Zu ihrer Herbsttagung traf sich die Fachgruppe „Museen“ des Historischen Vereins für Mittelbaden Anfang Dezember in Schiltach, wo sie von Mitgliedern unseres Initiativkreises begrüßt wurde. Mit ihrem Fachgruppenleiter Thomas Hafen besuchten die Teilnehmer das „Museum am Markt“, das mit seiner modernen technischen Ausstattung aufzeigen konnte, welche Möglichkeiten sich bei der Neugestaltung von Museen heutzutage bieten. Dem schloss sich die Besichtigung der „Hansgrohe Aquademie“ an, deren Leiter Roman Passarge das viel besuchte Bad- und Design-Museums des weltweit agierenden Sanitärunternehmens in einer



*Dr. Stefan Zizelmann  
vor einer historischen  
Landkarte von Baden,  
Hohenzollern und  
Württemberg  
Foto: R. Mahn*

beeindruckenden Präsentation vorstellte sowie Exponate und Einrichtungen fachkundig erklärte.

Der Initiativkreis traf sich 2012 zu vier Sitzungen. Hinzu kamen Besuche von Veranstaltungen und Ausstellungen befreundeter Mitgliedergruppen sowie die Teilnahme an Seminaren der Sommerakademie. Die Frühjahrstagung in Kehl-Kork, die Hauptversammlung in Haslach i. K. sowie zahlreiche Beiträge zu einer Reihe regionaler geschichtlicher Themen in den Tageszeitungen und im örtlichen Nachrichtenblatt rundeten ein äußerst aktives Vereinsjahr ab.

Empfehlen möchten wir Ihnen unsere Homepage [www.geschichteschiltach.de](http://www.geschichteschiltach.de), die Sie über unsere Arbeit und kommende Veranstaltungen informiert, wo Sie Berichte und Audio-Mitschnitte zu den oben erwähnten Vorträgen finden und auch gerne Kontakt mit uns aufnehmen können.

*Reinhard Mahn*

### **Schutterwald**

Eine große Anzahl von Interessenten füllte am Montag, den 5. März 2012 den Martinskeller in Schutterwald, um dem Vortrag „Scharlatan oder Wohltäter? Der Wunderheiler von Schutterwald im Fokus von Justiz und Wissenschaft 1974–1977“ von Herrn Uwe Schellinger zu lauschen. Wir erfuhren, dass die „Heilkunst“ dem bekannten, inzwischen verstorbenen Josef Weber viel Reichtum, ihn aber auch ins Gefängnis gebracht hat. Fazit war schließlich, dass viele Menschen sich von ihm betrogen fühlten, viele sich aber nach wie vor von seiner „Kunst“ überzeugt zeigen.

Unsere traditionelle jährliche Studienfahrt führte uns diesmal vom 3. bis 6. Juni 2012 in die Niederlande. Obwohl das Wetter nicht ganz optimal war, konnten wir viele neue Eindrücke gewinnen.

Wir machten eine Hafensrundfahrt in Rotterdam, einem der größten Seehäfen der Welt, und genossen den Blick auf Werften, Docks und den modernen Containerhafen.

Aber was ist Holland schon ohne Blumen! Da der berühmte Keukenhof um diese Jahreszeit bereits geschlossen war, besichtigten wir die große Blumenauktionshalle in Aalsmeer. Wir beobachteten, wie Massen von Blumen aus aller Welt in Windeseile ihre Käufer fanden und hunderte von Lkw die Ware abtransportierten.

Wir fuhren nach Delft, um uns über die Herstellung des berühmten Porzellans zu informieren, und wir besichtigten eine Käserei, um zu erfahren, wie der holländische Käse gemacht wird. Schließlich besuchten wir auch Volendam, ein malerisches altes Fischerdorf am IJsselmeer.

Auf dem Programm stand auch eine Stadtführung in Den Haag, dem vornehmen Regierungssitz der Niederlande mit seinen Palästen und der Residenz von Königin Beatrix (mittlerweile König Willem-Alexander).

Höhepunkt der Reise war aber der Besuch von Amsterdam. Bei der Stadtführung bewunderten wir u. a. den königlichen Palast, die Gracht mit der „Mageren Brugg“, das Museumsviertel mit dem Rijksmuseum



und die Oude Kerk. Bei der anschließenden Grachtenrundfahrt wurden wir auf amüsante Weise besonders auf die herrlichen Fassaden der alten Patrizierhäuser, die malerischen Zugbrücken und die extravaganten Hausboote aufmerksam gemacht. Interessant war aber auch die Besichtigung einer Diamantenschleiferei.

Am 23.7.2012 konnte endlich das renovierte und an einen etwas zugänglicheren Platz versetzte Gedenkkreuz der Pauline Studer aus Langhurst eingeweiht werden. Dieses Mädchen wurde tragischerweise am 15.1.1880, als es seinem Vater das Mittagessen in den Wald bringen wollte, im Alter von 19 Jahren von einem Baum erschlagen.

Die Herbstfahrt führte uns am 7. Oktober 2012 nach Rixheim in die Nähe von Mulhouse. Wir ließen uns im Tapetenmuseum erklären, wie seit dem 17. Jahrhundert dort Tapeten hergestellt und bedruckt wurden und wie sich die Herstellung bis heute weiterentwickelt hat.

Auf der Heimfahrt besichtigten wir dann noch die achteckige romanische Kirche in Ottmarsheim. Ein „Graf von Altenburg“ in mittelalterlicher Kleidung erläuterte uns die Schönheiten des Gebäudes und vor allem die herrlichen alten Fresken.

In der Jahresmitgliederversammlung am 5. November 2012 konnten wir den Präsidenten des Historischen Vereins für Mittelbaden, Herrn Klaus G. Kaufmann, begrüßen, der sich vorstellte und seinen Werdegang im Verein darlegte.

Unser Vorsitzender, Herr Clemens Herrmann, hob vor allem das Projekt „Erstellung des Ortsfamilienbuches“ hervor, an dem jetzt sehr professionell gearbeitet werde. Für den Verein sei die Erhaltung alter, ortsbezogener Aufzeichnungen für die Zukunft von besonderer Bedeutung und eine Herzenssache. Die Angelegenheit werde den Verein noch einige Jahre beschäftigen und auch einiges kosten.

Herr Eugen Hansmann, Mitglied des Vereins, teilte mit, dass er sich um weitere Auskünfte über den Erbauer der Schutterwälder Kirche bemühen werde, da er zwischenzeitlich herausgefunden habe, dass dieser Architekt einige Jahre mit seiner Familie in Schutterwald gelebt und noch weitere Kirchen in der Region gebaut habe. Eine Würdigung dieses Mannes wäre seiner Meinung nach angemessen.

Am Ende der Sitzung wurden wie jedes Jahr bei einem Glas Wein Dias von den vergangenen Studienfahrten gezeigt.

*Elke Semmler*

## **Steinach**

### **Veranstaltungen**

Gemeinschaftswanderung „Auf historischen Pfaden“ in langjähriger Kooperation mit dem Verschönerungsverein Steinach am Pfingstmontag. Ab dem Treffpunkt im Heimat- und Kleinbrennereimuseum, verbunden mit einer kurzen Besichtigung der diesjährigen Sonderausstellung „Die Schneekapelle im Wandel der Zeit“, führte die Tour durchs Unterdorf zum Spitzwald auf Unterentersbacher Gemarkung weiter über die Espenhöfe, den Ladhof, zur Gehrmatt und durch den Zeller Wald zum

Gröbernhof, vorbei an Unterentersbach in Richtung dem Weiler Stöcken. Nach einer gemütlichen Einkehr im gleichnamigen Gasthaus wurde der Heimweg vorbei am „Stöckiger Weiher“ nach Steinach angetreten.

Während dieser Wanderung erfuhren die Teilnehmer viel Wissenswertes und Interessantes über die Unterentersbacher Flurnamen, die ehemals selbstständigen Gemeinden und heutigen Stadtteile von Zell a. H., über Unterentersbach und Oberentersbach, über die Reichsstadt Zell a. H., den Gröbernhof sowie über Stöcken, den Bahnbau und den Stöckiger Weiher.

Wie in den Jahren zuvor waren sich alle Teilnehmer einig, diese beliebte und interessante historische Gemeinschaftswanderung auch im kommenden Jahr wieder durchzuführen, wozu die alljährlich erfreulich große Schar historisch Interessierter auch allen Anlass gibt!

Teilnahme an verschiedenen Tagungen des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. sowie an vielen sonstigen Veranstaltungen, Vorträgen und Ausstellungen.

„Ein Abend im Museum“ – eine rundum gelungene Veranstaltung im Museumskeller mit Bewirtung und Stubenmusik und vielen zufriedenen Besuchern. Der Erlös dieser Veranstaltung wurde in vollem Umfang der Schneekapellen-Sanierung zugeführt.

Einladung an die Museumsdienstmitarbeiter zu einem geselligen Abend als Dank für ihren ehrenamtlichen Dienst im Heimat- und Kleinbrennermuseum.

Diverse Arbeitseinsätze im Heimat- und Kleinbrennermuseum Steinach: Sauberhaltung des Gebäudes innen und außen, Reparaturen, Konservierungs- und Säuberungsarbeiten an verschiedenen Utensilien und Integration neu erhaltener Exponate.

Auf- und Abbau der saisonal wechselnden Sonderausstellung zum Thema: „Die Schneekapelle im Wandel der Zeit“, eine sehenswerte und von den Museumsbesuchern mit regem Interesse angenommene Ausstellung, die unter anderem auch bewusst auf die anstehende Sanierung des kleinen Gotteshauses aufmerksam machen sollte.

Auf- und Abbau einer zusätzlichen Sonderausstellung in der Advents- und Weihnachtszeit mit verschiedenen kleinen und großen Weihnachtskrippen sowie Holz- und Volkskunst aus dem Erzgebirge.

Museumsdienst (Sonntag/Mittwoch/Freitag/Sonderführungen).

Planung, Vorbereitung und Durchführung von:

- a) „Die Drei Weisen mit König Herodes“. Altes Krippenspiel, Aufführung in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach am 6. Januar (während des Hauptgottesdienstes).
- b) Mitwirkung bei der Herstellung großer „Palmstangen“, ein alter, christlicher Brauch, aufgestellt am Palmsonntag in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach.
- c) „Klausenbigger“: Umgang vom 3. bis 5. Dezember in Steinach mit zwei Gruppen, ein altes und urwüchsiges Brauchtum in Steinach.

*Bernd Obert*



## Yburg

### Veranstaltungen

#### 26. Januar

Eröffnung der Sonderausstellung „Hexenprotokolle 1628–1630 im Amt Steinbach“ im Reblandmuseum mit einem Vortrag von Willi Daferner und Dagmar Rumpf. Gezeigt wurden auch die Originale der Hexenprotokolle aus dem Generallandesarchiv Karlsruhe.

#### 29. Januar, 5. Februar, 12. Februar, 19. Februar, 26. Februar, 11. März, 1. April

An diesen Sonntagen war das Reblandmuseum zusätzlich zu den sonstigen Öffnungszeiten geöffnet und Willi Daferner führte eine große Anzahl interessierter Besucher durch die Sonderausstellung.

#### 23. Februar

Vortrag und Führung durch die Sonderausstellung durch Willi Daferner im Auftrag des Bildungswerk Rebland.

#### 10. März

Vortrag und Führung durch die Sonderausstellung durch Willi Daferner im Auftrag des Bildungswerk Rebland.

#### 16. März

Willi Daferner führte zwei Klassen der Werkrealschule Lichtental, Außenstelle Steinbach, durch die Sonderausstellung.

#### 21. März

Willi Daferner führte die Sponsoren der Veröffentlichung der Hexenprotokolle durch die Sonderausstellung.

#### 28. März

Vortrag und Führung durch die Sonderausstellung durch Willi Daferner im Auftrag des Bildungswerk Rebland.

#### 30. März

Konrad Velten führte die Klasse 3 a der Grundschule Steinbach durch die Ausstellung „Maße und Gewichte“.

#### 22. April

Konrad Velten führte eine Gruppe aus Hockenheim durch das Reblandmuseum. Willi Daferner hielt einen Vortrag über die Hexenprotokolle und führte eine Gruppe durch die Sonderausstellung.

#### 16. Mai

Mitglieder-Jahreshauptversammlung im Gasthaus Rebenhof in Neuweier. Nach dem Tätigkeitsbericht des Vorstandes und dem Bericht des Kassensführers Konrad Velten folgte ein illustrierter Vortrag von Willi Daferner über die Hexenprotokolle 1628–1630 im Amt Steinbach.

#### 25. Mai

Willi Daferner führte eine Schulklasse aus Ettlingen-Schöllbronn durch die Sonderausstellung.



*Dagmar Rumpf und  
Willi Daferner bei der  
Ausstellungseröffnung  
„Hexenprotokolle“.*

**1.–3. Juni**

An den „Mittelalterlichen Winzertagen“ besuchten rund 500 Personen das Reblandmuseum.

**16. Juni**

Im Hof des Reblandmuseums fand das 2. Museumsfest statt. Der gesamte Vorstand sowie Doris Riekenberg und Ursula Rohrsen sorgten dafür, dass die Gäste einen angenehmen Nachmittag im Hof des Museums verbringen konnten. Willi Daferner führte Interessierte durch die Sonderausstellung.

**5. Juli**

Die Ausstellung zum Thema Hexenprotokolle wurde im Foyer des Rathauses Sinzheim durch die Autoren des Buches Willi Daferner und Dagmar Rumpf eröffnet.

**13. Juli**

Willi Daferner führte durch die Sonderausstellung im Rathaus Sinzheim.

**21. Juli**

Die Mitgliedergruppe Yburg besuchte die Sonderausstellung „900 Jahre Baden“ im Schloss Karlsruhe.

**30. Juli**

Konrad Velten führte die Ortschaftsräte des Reblandes durch den Neuweierer Stollen.

**1. August**

Vortrag und Führung durch die Sonderausstellung für den Chor Kartung durch Willi Daferner.

**24. August**

Das SWR-4-Sommerevent fand in Neuweier statt. Mitgliedergruppe Yburg beteiligte sich mit Führungen durch den Neuweierer Stollen



durch Konrad und Tirza Velten und der Vorstellung des Projektes „Hexenprotolle 1628–1630 im Amt Steinbach“ durch Willi Daferner.

### **13. September**

Führung durch die Sonderausstellung im Rathausfoyer in Sinzheim durch Willi Daferner.

### **12. Oktober**

Führung einer Ateliergruppe „Steinbach – unser Ort hat eine Vergangenheit“ (15 Kinder, 3. Klasse, GS Steinbach) durch Konrad Velten.

### **7. November**

Konrad Velten führte die Frauengemeinschaft aus Sasbachwalden durch das Reblandmuseum.

### **10. November**

Karl Schwab führte eine private Gruppe durch das Städtl und das Reblandmuseum.

### **14. November**

Vortrag bei der Seniorengemeinschaft Neuweier über die Hexenprotolle durch Willi Daferner.

### **15. November**

Konrad Velten führte den Jahrgang 39 durch das Reblandmuseum.

## **Reblandmuseum**

Das Reblandmuseum war an jedem ersten Sonntag des Monats von 15 bis 17 Uhr geöffnet.

Das gesamte Jahr über wurde im Reblandmuseum viel gearbeitet. Die Sonderausstellung „Hexenprotolle 1628–1630 im Amt Steinbach“ wurde von Willi Daferner und Dagmar Rumpf zusammen mit Wolfgang Riekenberg, Karl Schwab und Konrad Velten vorbereitet. Nach dem Abbau der Sonderausstellung wurden zwei Räume renoviert und die ursprünglichen Exponate zur Steinbacher Geschichte neu arrangiert. Auch in anderen Ausstellungsräumen wurden durch Konrad und Tirza Velten, Karl Schwab und Wolfgang Riekenberg Veränderungen vorgenommen.

Reinigungsarbeiten im und um das Museum wurden von Tirza und Konrad Velten sowie Erika Weisser durchgeführt.

An jedem zweiten Dienstag des Monats fand der von Tirza und Konrad Velten organisierte und gut besuchte Stammtisch im Reblandmuseum statt.

Um die Aktualisierung der Homepage der Mitgliedergruppe Yburg kümmerte sich Heike Schnitzer.

## **Historische Forschungen**

Das Buch „Hexenprotolle 1628–1630 im Amt Steinbach“ von Willi Daferner und Dagmar Rumpf wurde im Januar 2012 veröffentlicht und vorgestellt.

Dagmar Rumpf und Willi Daferner schrieben einen Artikel über die Hexenprozesse für die Ortenau 2012. *Heike Schnitzer*

## Berichte der Fachgruppen

### Fachgruppe Kleindenkmale

Die Erhaltung der Kleindenkmale ist eines der vorrangigen Ziele innerhalb denkmalpflegerischer Bemühungen, denn diese kleinen Male gehören identitätsstiftend zu unserer Kulturlandschaft und können des Öfteren mit dem Einzelnen, einer Familie oder auch einem Ort stärker verbunden sein als mit Objekten, die sie an Größe übertreffen mögen. Die landesweite Erfassung hat dazu beigetragen, dass vielerorts Einzelpersonen und Gruppen oder Vereine sich der Pflege von Kleindenkmalen vermehrt annehmen. In der Ortenau haben im vergangenen Jahr wieder Vorbereitungen zur Sanierung und auch entsprechende Maßnahmen zur Erhaltung von Kleindenkmalen begonnen. In ausgewählten Fällen gab es entsprechende Kontakte zum Landesamt für Denkmalpflege. Zur Erforschung von Inschriften und ihrer Bedeutung gab es darüber hinaus weitere Erkundungen.

Nicht nur neue Kleindenkmale werden erstellt, sondern ältere werden auch neu entdeckt. Ein besonderer Fund ist das Fragment eines römischen Totengedenkmals in Offenburg-Bühl, über den ein erster Bericht in der „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ 1/2012 erschienen ist.

Grabdenkmale (auf derzeit genutzten Friedhöfen) stehen weiterhin in einigen Gemarkungen auf dem Programm der Kleindenkmal-Erfassung. Eine Bildauswahl von Grabdenkmalen aus unserer Zeit ist in dem 2012 erschienenen Buch „Die Kleindenkmale in Mühlenbach“ enthalten. Eine Rezension dieses 180-seitigen Buches, das alle Arten von Kleindenkmalen in dieser Gemeinde vorstellt, liegt in diesem Jahressband vor.

*Gernot Kreuz*

### Fachgruppe Archäologie

Zum Jahresbeginn 2012 wurde der Verf. von Prof. Rolf Pfefferle als Nachfolger eingeführt; die Vorstellung erfolgte auf der Frühjahrstagung am 17. März in Kork. Im Januar und Februar bildete die Auswertung neuerer Funde des Verf. aus dem Jahr 2011 den Arbeitsschwerpunkt. Auf der Yburg bei Varnhalt (Stadtkr. Baden-Baden) zeichnet sich durch Lesefunde von Keramik, besonders anlässlich einer Baumaßnahme an einem Wasserbehälter, eine neue vorgeschichtliche Höhensiedlung ab. Sie ist derzeit aufgrund des Fehlens von Randscherben noch nicht genauer zu datieren; aufgrund der Machart der Keramik kommen am ehesten die Urnenfelder- oder die Hallstattzeit in Frage.

In Renchen (Ortenaukreis) wurden im Auftrag der Stadt im März an mehreren Tagen, zusammen mit Regine Dendler, die Baustelle der neuen Schulmensa und damit in Zusammenhang stehende Leitungs-



bauten archäologisch begleitet. Es ergaben sich auf der abgebagerten Fläche und im Aushub nur wenige mittelalterliche und neuzeitliche Keramikscherben; dieses Areal lag demnach außerhalb der frühen Stadt und war wohl nicht aufgesiedelt. In der Friedhofstraße kam beim Setzen eines Abwasserschachtes im Profil eine gut 2 m tiefe, seit langem verfüllte Aufgrabung zutage. In ihrer Verfüllung lag reichlich glasierte Keramik etwa des 18. Jhs. Ob es sich um einen barocken Schanzgraben – beispielsweise als Vorfeldsicherung zu der zu vermutenden Stadtbefestigung – handeln könnte, ließ sich nicht klären.

Im Lössprofil der Baugrube der Schulmensa zeigte sich der untere Teil einer sog. Trichtergrube (s. Abb. 1); der obere Teil war zu unbekannter Zeit aberodiert, später lagerte sich wieder abgeschwemmtes Erdreich darüber. Der messbare Durchmesser von gut 1,80 m ist nur als Mindestwert anzusehen, da sich die Grube nach hinten noch verbreiterte. Derartige Vorratsgruben kommen von der Jungsteinzeit bis zur Latènezeit vor; ihr zeitlicher Schwerpunkt liegt in der Urnenfelder- und Hallstattzeit. In ihrer Verfüllung, die nur teilweise vom Profil aus untersucht werden konnte, fanden sich jedoch nur wenige winzige Holzkohlefitter und einige Krümel von verbranntem Lehm, jedoch keine datierbare Keramik. Die Zeitstellung muss also offen bleiben, ist aber in jedem Fall vorgeschichtlich. Damit wird erstmals eine vorgeschichtliche Besiedlung am Fuß des Renchener Schlossbergs fassbar.

Eine kurze Nachbegehung am 21. März 2012 auf der Gemarkung Renchen-Erlach erbrachte auf einer im Jahre 2011 entdeckten Fundstelle einige Scherben römischer Keramik. Hier ist – am Rand der hier flachwellig ausgeprägten Vorbergzone und mit Blick auf die Rench – mit einer ländlichen Einzelsiedlung (sog. *villa rustica*) zu rechnen.

Eine Begehung am Renchener Schlossberg erbrachte am 23. März 2012 reichlich Keramik des Spätmittelalters. Die Begehung wurde durch anonym bei der Stadtverwaltung bzw. dem Historischen Verein abgelieferte Funde ausgelöst, die reichlich spätmittelalterliche Keramik des 14./15. Jhs. enthielten.

Am 26. März wurde außerdem kurz eine Baumaßnahme am Rand des Kirchhügels von Sasbach (Ortenaukreis) inspiziert. In größerer Tiefe hinter der abgeräumten Stützmauer konnten im Profil einige Keramikscherben des 13. Jhs. beobachtet und geborgen werden.

Im Rahmen einer Auftragsarbeit für das RP Freiburg, Fachbereich Archäologie, wurden außerdem im Januar und März 2012 u. a. die älteren Funde von Geländebegehungen des Verfassers am Renchener Schlossberg aufgearbeitet. Eine Veröffentlichung ist für den zweiten Band der Stadtgeschichte von Renchen im Jubiläumsjahr 2015 vorgesehen.

Die Funde von Friesenheim „Im See“ zeigen eine neue römische Fundstelle („ländliche Einzelsiedlung“) an. Die Funde werden in der Fundschau des nächsten Bandes der „Fundberichte aus Baden-Württemberg“ veröffentlicht.

Am 22. März 2012 hielt der Verf. beim Historischen Verein in Achern einen Vortrag „Frühe Besiedlung im Schwarzwald und in der Ortenau“. Darin wurden in Zusammenschau mit den sprachgeschicht-

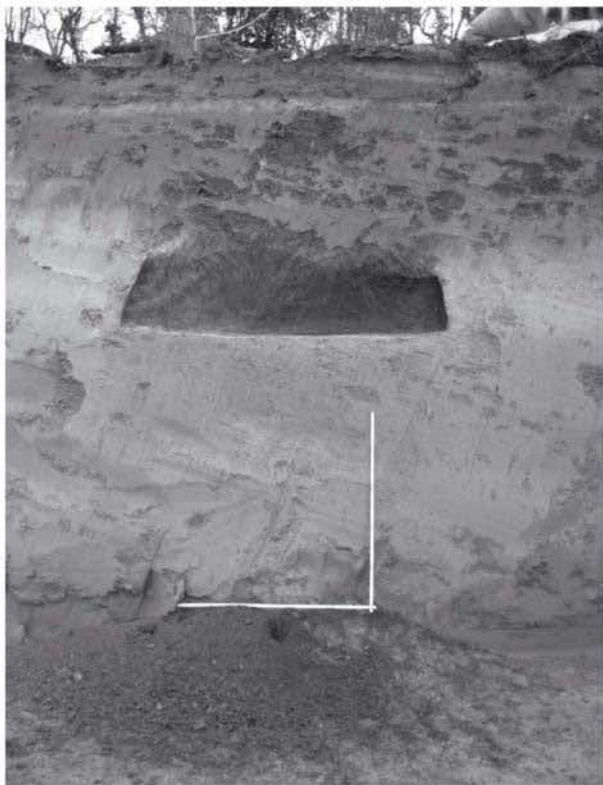


Abb. 1: Renchen.  
Unterer Teil einer  
vorgeschichtlichen  
Trichtergrube  
(teilweise  
ausgenommen).

lichen Funden Wolfgang Kleibers (romanische Flurnamen u. a. im Schwarzwald, vgl. Ortenau 88, 2008, 423–447) die neugefundenen römischen Siedlungsstellen im Dreisam-, Glotter-, Elztal, Schuttertal und Kinzigtal vorgestellt. Erste Forschungsansätze bestehen auch im Renchtal. Ein großer Dank geht an Johannes Mühlán, der dankenswerterweise aus den Digitalaufnahmen eine Präsentation erstellt hat.

Im April erfolgte die Bearbeitung der mittelalterlichen Neufunde von Renchen und Sasbach. Am 10. April erbrachte eine Begehung auf der befestigten Höhensiedlung „Battered“ oberhalb von Baden-Baden wenige vorgeschichtliche Keramikkrümel und einen Silexabschlag.

Eine kurze Begehung entlang einiger Aufgrabungen oberhalb von Staufenberg (Stadt Gernsbach, Lkr. Rastatt) erbrachte am 15. April einen ortsfremden Silex, der wohl auf stein-

zeitliche Aktivitäten hindeutet, und einige mittelalterliche Keramikscherben.

Am 19. April hielt der Verf. zum Thema der römischen Besiedlung im Schwarzwald einen Vortrag beim Historischen Verein Geroldsecker Land in Schuttertal.

Am 28. April wurde ein alter Verkehrsweg erkundet, der auf der Buntsandsteinhochfläche nördlich von Aichhalden (Lkr. Rottweil) bei Breitreute beginnt und in Richtung Willenburg und Schiltach hinunterzieht. Anhaltspunkte für seine Datierung ergaben sich nicht.

Am 7. Mai erfasste eine Begehung im Umfeld der Gutleutkirche von Oberschopfheim (Gde. Friesenheim, Ortenaukreis) mehrere Felder. Es ergaben sich ein Silex, einige vorgeschichtliche und römische Keramikscherben, außerdem mittelalterliche und neuzeitliche Keramik sowie ein Fragment einer Jakobsmuschel, die sicher ein Pilgerzeichen darstellte. Die mittelalterliche Keramik zeigt offenbar eine Besiedlung an; auch die vorgeschichtlichen und römischen Keramikfunde deuten in diese Richtung, sind jedoch weniger zahlreich. Im Mai erfolgte die vorläufige Fundbearbeitung von dieser Stelle.

Am 31. Mai fand eine Begehung im Schuttertal statt; auf zwei schon früher vom Verf. festgestellten Fundstellen in der Gemeinde Schuttertal kamen ein Kernstein und einige Abschlüge der Steinzeit zutage; neben mittelalterlicher Keramik (zwei Hofstellen) fand sich auch ein Fragment eines Standringes von einem Terra-sigillata-Gefäß der Römerzeit. Die ebenfalls schon früher festgestellte römische Siedlungsstelle bei Seelbach lieferte reichlich römische Grobkeramik.

Am 2. Juni erfolgte eine Begehung zweier Baustellen auf der Gemarkung Mühlenbach (Ortenaukreis), am Pfarrheim und im Neubaugebiet. Anschließend wurde auf der Gemarkung Haslach i. K. die einplanierte



Fläche einer neuen Wasserfassung kontrolliert. Die Begehung zweier Felder (Gmkg. Haslach) erbrachte eine Fundstelle mit Feuersteinabschlägen; ein Feld auf Gemarkung Mühlenbach blieb fundleer.

Am 5. Juni folgte eine Begehung bei Haslach i. K. und anschließend bei Fischerbach. Dabei wurde erstmals eine römische Fundstelle (wohl eine villa rustica) auf der Gemarkung Fischerbach lokalisiert. Sie erbrachte einige Silexabschläge der Steinzeit, wenige verwitterte Terra-sigillata-Stücke und römische Grobkeramik. Auf Gemarkung Haslach i. K. konnte eine Schmelzhütte der Blei-Silber-Verhüttung mit zahlreichen glasigen Schlacken lokalisiert werden; sie stammt vermutlich aus der frühen Neuzeit (17./18. Jh.).

Am 9. Juni folgte eine weitere Begehung auf den Gemarkungen Mühlenbach (römische Keramik) und Haslach (Silexabschläge, römische Keramik). Wenig Funde erbrachten erfreulicherweise die einplanierte Fläche der großen Wasserfassung zwischen Haslach und Mühlenbach und die ausgedehnten Baggerungen für das große Rückhaltebecken im Talgrund.

Eine Begehung am 11. Juni bei Oberwolfach ergab einige Feuersteinabschläge, die in die Steinzeit gehören, außerdem mittelalterliche Keramik und eine Wandscherbe von römischer Grobkeramik. Eine weitere Begehung bei Mühlenbach am 14. Juni erbrachte eine Konzentration an mittelalterlicher Keramik; es dürfte sich um eine Hofstelle oder eine ehemalige Mühle handeln.

Der Juni und Juli waren ansonsten mit der Bearbeitung der Neufunde ausgefüllt. Im Juli und August wurden im Auftrag des Regierungspräsidiums Freiburg die Texte für ältere Begehungen am Brigittenschloss (Sasbachwalden), Diersburg, Ullenburg (Oberkirch-Tiergarten) und Ortenberg für die „Fundberichte aus Baden-Württemberg“ geschrieben.

Im August 2012 traf unerwartet die Nachricht vom Ableben des Vorsitzenden der Fachgruppe Bergwesen, Helmut Decker in Ottenhöfen, ein, an dessen Beisetzung der Verf. am 6. August teilnahm. Die Fachgruppe Archäologie wird sich in den nächsten Jahren bemühen, seinen vielfältigen Anregungen im Gelände nachzugehen.

Im September folgte die Fundbearbeitung von Mühlenbach; außerdem wurden im Auftrag der Archäologischen Denkmalpflege (Regierungspräsidium Freiburg) von einigen älteren Begehungen in der Ortenau Fundstücke zum Zeichnen ausgewählt.

Am 10. Oktober besichtigte der Verf. die Ausstellung über „Die Geroldsecker und ihre wechselvolle Geschichte“ in Biberach, die der Historische Verein Biberach und der Verein zur Erhaltung der Burgruine Hohengeroldseck veranstalteten. Unterwegs wurde auch gleich die Feld- und Wiesennutzung als Grundlage für künftige Begehungen im Kinzigtal kartiert.

Am 11. Oktober wurde eine erste Begehung bei Unterentersbach (Stadt Zell a. H.) im Kinzigtal durchgeführt; Prof. Wolfgang Kleiber hatte den Verf. mehrfach auf diese Gemarkung aufmerksam gemacht. Die Begehung erbrachte u. a. ein Fragment eines Glasarmrings der Mittleren Latènezeit (2. Jh. v. Chr.); es stellt den ersten Fund der Kelten im Kinzigtal dar.

Am 21. Oktober wurden die Mitgliederversammlung in Haslach i. K. und nachmittags das Bergwerk „Segen Gottes“ besucht. Am 22. und 23. Okt. 2012 erfolgten weitere Begehungen in Unterentersbach; sie erbrachten einige Funde der Steinzeit, etwas Keramik der Latènezeit und eine Randscherbe von römischer Grobkeramik. Die Fundbearbeitung von Unterentersbach dauerte bis in den November hinein; anschließend wurde bis in den Dezember hinein die Fundbearbeitung von Haslach und Mühlenbach fortgesetzt.

Am 8. November 2012 hielt der Verf. einen Vortrag über die römische Besiedlung im Schwarzwald beim Historischen Verein in Bühl (Lkr. Rastatt). Am 9. und 10. November besuchte der Verf. die Tagung „Premières Journées archéologiques transfrontalières de la Vallée du Rhin Supérieur“ in Mulhouse. Ende November und Anfang Dezember verhinderten Regen und Schnee weitere Geländearbeiten; die Aufarbeitung der Funde des Kinzigtals wurde fortgesetzt.

Am 15. Dezember wurde im Rahmen der von Thorsten Mietzner organisierten „Sommerakademie“ ein eintägiges Seminar zur Ausbildung in der Methodik archäologischer Feldbegehungen in Kork durchgeführt. Auf die morgendliche Theorie folgte nach dem Mittagessen während einer Regenpause eine gut zweistündige Feldbegehung im Korker Gewann „Oberfeld“. Hier hatte Walter Fuchs schon früher römische und mittelalterliche Funde gemeldet. Es ergab sich weitere Keramik dieser Perioden, die auch einige schwache Fundkonzentrationen erkennen ließen. In der folgenden Woche wurden die Funde vom Verf. bearbeitet, d. h. gewaschen, bestimmt, verpackt und für einen Fundbericht aufgelistet.

Am 5. Jan. 2013 wurden zahlreiche Lesefunde von Johannes Dobersch durchgesehen und bestimmt; die meisten Keramikscherben waren mittelalterlich und neuzeitlich. Dabei wurden jedoch einige Scherben von römischer Grobkeramik, ein Rand einer Reibschüssel und ein verwittertes Terra-sigillata-Fragment erkannt. Die anschließende gemeinsame Begehung des Feldes auf der Gemarkung Schwaibach (Stadt Gengenbach) erbrachte einige weitere römische Grobkeramikscherben, einen Kragenrand einer Reibschüssel und zwei weitere verwitterte Terra-sigillata-Scherben. Bemerkenswert war ein Fragment einer römischen Melonenperle aus blauem Glas. Hinzu kamen fünf Abschlüge und Trümmerstücke aus Silex (Feuerstein), die eine kleine steinzeitliche Fundstelle anzeigen.

Am 9. März 2013 wurde dem Verf. von Johannes Dobersch eine neue Fundstelle mit einigen steinzeitlichen Silexabschlägen, mittelalterlicher Keramik und wohl auch römischer Gebrauchskeramik aus dem Kinzigtal gemeldet. Eine Durchsicht der Funde und Begehung der Stelle ist für das Frühjahr 2013 geplant.

Die Neufunde der Steinzeit, Latènezeit und besonders der römischen Periode aus dem Kinzigtal sollen in einem Aufsatz in der Ortenau 94, 2014 veröffentlicht werden.

Im Rahmen seines jährlichen Urlaubs in Malta hielt der Verf. den Vortrag über die römische Besiedlung im Schwarzwald am 20. Febr. 2013 bei der dortigen Archaeological Society, wo er auf großes Interesse stieß.



Am 16. März 2013 nahm der Verf. an der Frühjahrstagung in Kork und am 23. März am „Ortenauer Geschichtstag“ in Kippenheim teil.

Am 21. März 2013 wurde nach mehrjähriger Unterbrechung das Gelände der ehemaligen „Binzburg“ bei Hofweier (Gde. Hohberg) wieder begangen. Es ergab sich wieder zahlreiche spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Keramik (14.–17. Jh., evtl. auch 13. Jh.). Hinzu kamen Fragmente von Viereck- und Blattkacheln sowie etwas Hohl- und Fensterglas. Insgesamt zeigt sich, dass diese Niederungsburg relativ spät gegründet wurde. Bemerkenswert und derzeit unerklärt ist eine Randscherbe eines grau gebrannten, mit Quarz gemagerten spätrömischen Topfes vom Typ Alzey 27/ Breisach 77 (2. Hälfte des 4. Jhs. n. Chr.; Abb. 2). Es handelt sich offenbar um eine lokale Variante (d.h. eine Imitation) der Mayener Ware aus der Eifel, die eine vulkanische Magerung aufweisen würde. Ob diese Scherbe späte Römer oder bereits frühe Alamannen anzeigt, ist noch unklar. Ein Einzelstück ist auch eine Wandscherbe der Älteren Gelbtonigen Drehscheibenware mit Rollrädchenverzierung, die in die Karolingerzeit (8./9. Jh.) gehört.

Die Begehung zweier weiterer Felder, ebenfalls auf Gemarkung Hofweier, blieb weitgehend ohne Funde; das Gelände erwies sich als größtenteils gestört. Im Rahmen einer Flurbereinigung in den 1970er Jahren war großflächig Bauaushub mit Steinen und Ziegelschutt aufgefüllt worden.

Am 22. März nahm der Verf. im nördlichen Breisgau an einer Veranstaltung der Geschichtsvereine von Riegel und Kenzingen teil. Dabei wurde bei den Klausenhöfen, zwischen Riegel und Kenzingen, ein Gedenkstein zur Erinnerung an das abgegangene Dorf „Nidingen“ errichtet. In Riegel folgte ein Vortrag über den Heiligen Nikolaus, den Patron der abgegangenen Kirche des Dorfes. Anschließend bestand die Gelegenheit zum Besuch des sehenswerten Römermuseums Riegel. Darin werden neuerdings die reichhaltigen Funde und Befunde der Römerzeit den Exponaten zur Raketenantriebstechnik des 20. Jhs. gegenüber gestellt (deren erste Entwicklungsschritte nach Ende des 2. Weltkriegs u. a. in Riegel begannen).

Der Mitgliederdatei der Fachgruppe werden einige Adressen von zu meist jungen interessierten Leuten angefügt. Für die Zukunft sind archäologische Geländebegehungen in kleinen Gruppen von zwei bis höchstens fünf Personen geplant. Sie sind leichter zu planen und flexibler als größere Gruppen und lösen unter den Landwirten weniger Befürchtungen aus.



*Abb. 2: Hofweier (Gde. Hohberg). Randscherbe eines spätrömischen Topfes (4. Jh. n. Chr.).*

Eine Jahresversammlung der gesamten Fachgruppe ist wieder in Kork geplant.

Für den 15. Juni 2013 ist ein eintägiges Seminar zur Fundbestimmung – wieder im Rahmen der von Thorsten Mietzner organisierten Sommerakademie – vorgesehen; es wird wieder in Kork stattfinden.

Ebenfalls im Frühsommer oder Herbst 2013 wird der Vortrag über die „Römische Besiedlung im Schwarzwald“ auch im Ritterhaus in Offenbourg gehalten werden.

*Heiko Wagner*

### **Fachgruppe „Archive“ für 2012**

Die Fachgruppe „Archive“ hat am 18. April 2012 ihre Frühjahrssitzung im Stadtarchiv Haslach abgehalten. Dabei führte uns Stadtarchivar Manfred Hildenbrand durch das Haus und stellte das Stadtarchiv Haslach vor, das man als eines der modernsten Archibauten im mittelbadischen Raum bezeichnen kann. Nach der Führung begann die eigentliche Sitzung zum Thema „Quellen über NS-Opfer in Archiven“. Insbesondere im Rahmen von Forschungen und Projekten (beispielsweise beim Erstellen von Gedenktafeln oder von „Stolpersteinen“) werden Informationen über NS-Opfer gesucht. Diese kann man in den verschiedenen kommunalen und staatlichen Archiven finden. Dazu konnten Sören Fuß von der Gedenkstätte „Vulkan“ in Haslach und weitere Teilnehmer einiges aus ihrer Erfahrung berichten. Kreisarchivar Dr. Cornelius Gorka gab abschließend noch einige Hinweise, in welchen Unterlagen man Informationen (insbesondere über Zwangsarbeiter) finden kann. Die geplante Herbstsitzung 2012 musste aufgrund beruflicher Inanspruchnahme des Fachgruppenleiters leider ausfallen.

*Cornelius Gorka*

### **Fachgruppe Flurnamen und Mundart**

Am 1. März 2012 hielt der Fachgruppenleiter einen Vortrag in Achern auf Einladung des Vorsitzenden Herrn Johannes Mühlhan zum Thema „Mosaiksteine zur Geschichte der Ortenau aus der Sicht der Namenskunde. Was uns die Fluss-, Orts- und Flurnamen in der Ortenau und im mittleren Schwarzwald über diese Landschaften verraten“ (siehe BNN 3./4. März 2012). Der mit einer digitalen Präsentation unterlegte Vortrag spannte den zeitlichen Bogen von der Kelten- über die Römer- bis hin zur Alemannen- und Frankenzeit am Oberrhein und im mittleren Schwarzwald. Mithilfe zahlreicher Karten wurden die vor- und frühgermanischen Flussnamen am mittelbadischen Oberrhein etymologisch erläutert, wobei auf den Flussnamen Acher und den Ortsnamen Achern ein besonderes Augenmerk gelegt wurde. Auch bei den Ortsnamen ließ sich eine Kontinuität von den Kelten (Kork) über die Römer (Aqua) bis zu den alemannischen -ingen-Namen nachweisen. Einen ähnlichen Befund zeigten die Flurnamen, deren Spektrum sich von den kelto-galischen Reliktnamen im mittleren Schwarzwald bis zu den fränkischen



hlar-Namen im Hanauerland erstreckte. Ein kurzer Exkurs galt den sogenannten keltischen Brig-Namen, die sich von der Baar bei Donaueschingen bis nach Spanien und Portugal ausdehnten. Allerdings musste für die Gegend um Achern konstatiert werden, dass wir hier eher von einem siedlungsschwachen Raum auszugehen haben.

Für einen der kommenden Jahresbände arbeitet der Fachgruppenleiter an einem Aufsatz über „Reliktlautungen in Flurnamen als Indizien für mundartlichen Sprachwandel an Beispielen aus dem badischen Hanauerland“. Hier sollte auch dem Ortsnamen Kehl nochmals ein größerer Abschnitt gewidmet werden.

Weiterhin ist ein Beitrag für die Ortsgeschichte von Mühlenbach im Kinzigtal in Bearbeitung, der sich den rezenten Flurnamen von der Keltenzeit bis heute widmen wird.

Am 22. November 2012 hatte die Ortsgruppe Rheinau-Freistett unter dem Vorsitz von Frau Renate Demuth den Fachgruppenleiter zu einem Vortrag über die Mundarten des badischen Hanauerlandes eingeladen. Im Mittelpunkt der Ausführungen stand die besondere Affinität des Gebietes zu den westlich angrenzenden elsässischen Mundarten, wobei hier dem weichen Verschlusslaut g besondere Aufmerksamkeit galt. Dem mundartlichen Wortschatz war der zweite Teil des Vortrags gewidmet. Ein vorher ausgeteilter Fragebogen sollte die Kenntnisse der Zuhörer testen und diese in die Ausführungen miteinbeziehen. So ging der Schluss des Vortrags in eine angeregte Diskussion der Zuhörer über.

Im Rahmen einer sogenannten GFS (Gleichwertige Feststellung von Schülerleistungen) in der 11. Klasse des Heisenberg-Gymnasiums Karlsruhe, an dem der Fachgruppenleiter die Fächer Deutsch und Französisch unterrichtet, untersucht ein Schüler die Mundart seiner Heimatgemeinde Ubstadt-Weiher nördlich von Bruchsal. Hierzu benutzt er die Kurzfassung des Fragebuchs zum „Sprachatlas von Nord-Baden-Württemberg“ (SNBW), der am Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen unter der Leitung von Prof. Dr. Hubert Klausmann und Prof. Dr. Bernhard Tschofen erarbeitet wird (vgl. <http://www.sprachalltag.uni-tuebingen.de/projekt.html>). Nach der Vorerhebung der Mundart durch den Schüler (bei seiner 80-jährigen Großmutter) wird der Fachgruppenleiter eine Nacherhebung unter Berücksichtigung der wissenschaftlichen Standards der Dialektgeographie durchführen.

Bei der Jahresversammlung des Historischen Vereins in Haslach im Kinzigtal wurde von einigen Mitgliedern nachgefragt, ob wieder ein jährliches regelmäßiges Treffen für an Flurnamen interessierte Mitglieder stattfinden könnte. Dem möchte der Fachgruppenleiter im Herbst 2013 nachkommen.

*Ewald Hall*

## Fachgruppe Bergwesen

2012 war leider ein sehr schwarzes Jahr für unsere Fachgruppe: Am 2. August verschied der Gründer Helmut Decker, der diese bis zu seinem Tod über 16 Jahre lang geleitet hatte.

Seine Witwe, Waltraut Decker lud alle Mitglieder der Fachgruppe zur ersten Versammlung im Jahre 2013 für den 12. Januar nach Ottenhöfen ein. Auf dieser Veranstaltung wurde ich, Martin Groß aus Bühl, zum neuen Leiter der Fachgruppe gewählt.

Ich möchte diese Gelegenheit nutzen, um mich bei allen Mitgliedern herzlich für das in mich gesetzte Vertrauen und die Unterstützung bei unserer Arbeit zu bedanken!

Mein ganz besonderer Dank gilt Waltraut Decker, Franz Gänshirt und Alfons Striebel, die mich bei der Übernahme meines neuen Amtes sowie bei den ersten Projekten unter meiner Leitung außerordentlich unterstützen!

Zu Beginn des Jahres 2012 wurde die Fachgruppe von Till Münnich aus St. Georgen angeschrieben. Dieser hatte auf der Gemarkung von Schramberg einen Stollen vermessen, dessen Funktion unklar ist. Auch scheinen schriftliche Überlieferungen hierzu nicht mehr zu existieren.

Noch im Januar wurde der Stollen von der Fachgruppe Bergwesen näher untersucht, anschließend wurde das umliegende Gelände über Tage erkundet. Der Stollen war noch auf eine Länge von ca. 85 m offen, danach schloss sich ein verfüllter Hohlraum an. Es waren deutlich die für die Arbeit mit Keilhaue, Schlägel und Bergeisen typischen Spuren zu sehen, keinerlei Anzeichen für Sprengvortrieb.

Bei der anschließenden Begehung über Tage war am auffälligsten, dass in der Umgebung des Stollens mehrere große Wälle aus aufgesetztem Sandstein das Gelände durchzogen. Es fanden sich Hinweise auf einen weiteren, derzeit verschlossenen Stollen sowie einen verfüllten Schacht. Deutlich unterhalb des offenen Stollens fanden sich noch die Reste von zwei kleinen Staubecken und eines Hangkanals, und somit klare Hinweise auf die Nutzung von Wasserkraft.

Im März 2012 fuhren Mitglieder der Fachgruppe auf eine Einladung hin nach Sainte-Marie-aux-Mines, befuhren dort zwei größere Bergwerke und verglichen die dort vorhandenen Spuren mit denen heimischer Gruben.

Im April 2012 halfen wir in der Grube „Untere Sophia“ in Baiersbronn-Friedrichstal bei der Entfernung von losem Gestein, um dieses Bergwerk sicher befahrbar zu erhalten.

Am 28.5.2012 traf sich die Fachgruppe anlässlich des Bergwerksfestes am Besucherbergwerk „Silbergründle“ in Seebach zu einer Besprechung.

Ein Mitglied unserer Fachgruppe führte an diesem Tag mehrere Besuchergruppen durch die Stollen und erklärte vor Ort die Besonderheiten, die hier zu finden sind.

Helmut Decker organisierte für den 28.7.2012 eine öffentliche Exkursion der Fachgruppe in und um Baiersbronn. Dr. Ernst Klumpp



fürte hier durch mehrere historische Keller, in einem davon war auch der Beginn eines Stollens zu sehen.

Den Abschluss der Exkursion bildete die Begehung einer Bergbaulandschaft im Härlegrund, Baiersbronn-Mitteltal. Hier wird noch heute ein früherer Bergwerksstollen zur Trinkwassergewinnung genutzt.

Bereits im Jahre 2004 wurde zwischen dem „Förderkreis Historischer Bergbau Hallwangen e. V.“ und der Fachgruppe Bergwesen eine fachliche Zusammenarbeit vereinbart, aus der sich mittlerweile eine tiefe Freundschaft entwickelt hat.

Dieser Verein hat es sich zum Ziel gemacht, die historische Kupfer- und Silbergrube „Himmlisch Heer“, in der dann ab 1908 die Gewerkschaft „Irmgardsglück“ Schwerspat gewann, wieder begehbar zu machen und die Tradition der Bergleute für die Zukunft zu erhalten. Daraus ist mit viel Herzblut ein sehr sehenswertes Besucherbergwerk entstanden, in welchem alle Führer und Mitarbeiter ausschließlich ehrenamtlich tätig sind.

Bei der weiteren Begehbarmachung und Sicherung des Hauptförderstollens arbeiteten auch im Jahre 2012 ständig Mitglieder unserer Fachgruppe Bergwesen mit und unterstützen den Verein in Hallwangen aktiv. Auch das nächste Treffen der Fachgruppe Bergwesen wird am 20.7.2013 in Hallwangen stattfinden. Jeder Interessent ist bei unseren Veranstaltungen herzlich willkommen!

Bei Fragen und Interesse an unserer Arbeit zögern Sie nicht, mich zu kontaktieren!

Auf eine gute Zusammenarbeit!

*Martin Groß*

## Neue Literatur

**Battafarano, Italo Michele/Eilert, Hildegard: Planet Grimmelshausen. Beschreibende Bibliographie der Werke 1966–2010.**

Italo Battafarano, Literaturprofessor an der Universität Trient, hat schon seit Jahrzehnten eine herausragende Rolle in der Grimmelshausen-Forschung gespielt und mancherorts in Deutschland und Italien Vorträge gehalten. Schon 1975 hat er zusammen mit seiner Gattin, Hildegard Eilert, die erste umfassende Bibliographie von Grimmelshausens Schriften herausgegeben. Sie musste, schon durch die Entdeckung bis dahin unbekannter Werke des Autors (Europäischer Wundergeschichtenkalender 1669–1671, Simplicianischer Wundergeschichtenkalender 1672–1675, Molsheimer Schreibkalender 1675) erweitert werden. Auch waren schon einzelne Texte in die neuen Medien eingegangen. Die neue Bibliographie mit ihren rund 900 Seiten ist Frucht einer langjährigen Erfassung aller Schriften in allen deutschen, amerikanischen und osteuropäischen Archiven und Bibliotheken, auch der in privater Hand befindlichen Exemplare. Ein Jahrhundertwerk, das seinesgleichen sucht.

Grimmelshausen-Leser finden Informationen über alle Ausgaben und ihre Varianten während der Lebenszeit des Autors, aber auch Neudrucke bis zur Gegenwart (ca. 350 Seiten). Neuartig für Bibliographen ist das bei allen Titeln angefügte Verzeichnis aller Standorte nicht nur in Bibliotheken und Archiven, auch bei privaten Besitzern und, wo möglich, deren Provenienz. Andere Teile mögen auch für Bibliothekare und Antiquare nützlich sein, so das umfangliche Verzeichnis der Bearbeitungen und Neufassungen von Grimmelshausens Stoffen oder Themen in Schriften oder Theaterstücken späterer Autoren (ca. 600 Seiten). Eine Zusammenstellung, welche die immense Nachwirkung Grimmelshausens deutlich werden lässt. Die Fülle der Angaben wird durch Register aller Personen, die in irgendeiner Weise mit Grimmelshausen oder seinem Werk zu tun hatten, ergänzt.

Die Autoren haben die Forschung zu Grimmelshausen auf ein neues Fundament gestellt, das Auswirkungen in der Literaturgeschichtsschreibung, in der Buchgeschichte und der Sozialgeschichte haben kann. *Walter E. Schäfer*

**Ruch, Martin: Aus der Geschichte der Ortschaft Gengenbach-Schwaibach. Herausgeber: Flößerei- und Verkehrsmuseum Gengenbach. Gengenbach 2012, 130 Seiten, Abb.**

Der Satzungszweck der Stiftung Flößerei- und Verkehrsmuseum Gengenbach beinhaltet Denkmalpflege sowie die Erforschung, Sicherung, Aufbereitung und Veröffentlichung der Regionalen Historie. Auch die Tätigkeit des Museumsteams im Flößerei- und Verkehrsmuseum umfasst u. a. die Vermittlung unserer Heimatgeschichte. Daher hat der Stiftungsrat den Entschluss gefasst, eine Chronik der Ortschaft Schwaibach herauszugeben.

Erinnerungen an Kriegs- und Nachkriegsjahre, prägende Kindheitserlebnisse sowie die außergewöhnlich tiefe Kenntnis der Ortsgeschichte von Schwaibach bewogen vor allem Konrad Schilli, die Aufarbeitung der Geschichte seiner Heimat in Angriff zu nehmen. Besonders als langjähriger Ortsvorsteher von Schwaibach, Mitbegründer der Flößergilde und des Flößerei- und Verkehrsmuseums sah er schon immer die Weitergabe des Wissens über das Leben unserer Vorfahren als ständige Aufgabe. In uneigennütziger Bereitschaft scheute er keine zeitaufwendige Mühe, die Tatsachen gelebter Vergangenheit zu dokumentieren.

Jahrhundertlang leisteten die umliegenden Orte Bermersbach, Reichenbach und Schwaibach einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung der ehemals freien Reichsstadt Gengenbach. Was bedeutet der Ortsname „Sweibach“, der schon im Jahre 1289 verzeichnet ist? Was sagen Siegel und Wappen aus? Welche Auflagen erhielten u. a. die Bauern vom Danterbach von der Klosterherrschaft Gengenbachs? Wie hießen die Flößer von „Schimbert“ und Haigerach? Was hatte es mit der „deifligen Kinzig“ auf sich? Mit welchen Opfern wurde um den Bau eines Schulhauses gekämpft? Impressionen aus dem schweren



Alltagsleben im 18. Jahrhundert sind ebenso lesenswert wie die Erzählungen der Zeitzeugen M. Gmeiner, M. Luem, A. Rehm und der Brüder K. und J. Schilli aus eigenem Erleben.

In Zusammenarbeit mit dem Autor Dr. Martin Ruch, dem Verfasser zahlreicher historischer Bücher, und mit Grafik Design Templin entstand ein hochinteressantes Geschichtswerk. Sowohl für die Einwohner von Gengenbach und den dazugehörigen Ortschaften als auch für jene, die hier ihre schöne Wahlheimat gefunden haben, ist diese Chronik von bleibendem Wert. Die Geschichte des ländlichen Raumes um die ehemalige freie Reichsstadt Gengenbach war bisher so nicht bekannt. Sie ist nun in einem stabil gebundenen und mit farbenprächtigen Fotos illustrierten Buch für immer festgehalten – ein kulturelles Geschenk für Jung und Alt, das in keinem Haushalt fehlen sollte. Wo kommen wir her und wie gestalten wir unsere Zukunft? Das ist nicht zuletzt eine Frage der Identität und Verpflichtung jedes Einzelnen in unserer Gesellschaft, denn: „Geschichte ist nicht Vergangenheit – sie lebt in uns fort“.

*Luise Herrmann-Jehle*

**Kreutz, Gernot/Schnurr, Stefanie: Die Kleindenkmale in Mühlenbach. Herausgeber Gemeinde Mühlenbach. Offenburg 2012, 180 S., viele Farb-Abb.**

Die langjährige Lehrerin in der Gemeinde, Frau Stefanie Schnurr, hat mit großem Engagement über Jahre hinweg die Kleindenkmale Mühlenbachs erfasst und beschrieben. Im Rahmen des landesweiten Projektes zur Erfassung der Kleindenkmale in Baden-Württemberg hat sie die Dokumentation in der Gemeinde im Jahr 2005 abgeschlossen. Auch die oft mit diesen Zeugnissen der Volkskultur verbundenen Geschichten hat sie gesammelt und so eine einmalige Basis dafür geschaffen, dass ein weiterer kompetenter und bekannter Erforscher der Kleindenkmallandschaft der Ortenau, Gernot Kreutz, als Mitautor nun dieses schöne und wichtige Werk zusammenstellen konnte. Als Leiter der Fachgruppe Kleindenkmale des Historischen Vereins für Mittelbaden

war Gernot Kreutz die ideale Besetzung für diese nicht leichte Aufgabe. Galt es doch, 117 Kleindenkmale vorzustellen in Bild und Text – eine große Zahl für eine Gemeinde mit 1650 Einwohnern, geradezu „ein Alleinstellungsmerkmal in der Ortenau“, wie Gernot Kreutz in der Einleitung feststellt. Die beigegebenen Texte sind keine bloße Inventarisierung, sondern erzählen Geschichten vom Anlaß der Setzung und vom oft mühseligen Leben auf dem Land. Man erfährt also Hofgeschichten aus erster Hand, denn Stefanie Schnurr hat auch das Umfeld des betreffenden Kleindenkmals aufmerksam notiert. Eine empfehlenswerte und zudem großzügig farbig bebilderte Dokumentation ist hier anzuzeigen, die für die Heimatgeschichte nicht nur Mühlenbachs, sondern weit darüber hinaus als beispielhaft und gelungen zu bezeichnen ist. *Martin Ruch*

**Werner Otto Müller-Hill: Man hat es kommen sehen und ist doch erschüttert – Das Kriegstagebuch eines deutschen Heeresrichters 1944/45. Mit einem Vorwort von Wolfram Wetter. Siedler-Verlag München in der Verlagsgruppe Random House. München 2012.**

Ein Tagebuch und Buch der Erinnerung, das höchst interessant ist – und auch regionale Bezüge bietet. Müller-Hill (Oberstabsrichter beim Feldkriegsgericht der Ersatzdivision 158 [später 405] in Straßburg) war Gegner in Uniform und wollte Zeugnis ablegen. Sein Zeugnis hat er seinem Tagebuch anvertraut. In einer Zeit, in welcher selbst ein Heeresrichter in herausgehobener Position nicht nur niemandem vertrauen konnte, sondern in welcher die Äußerung freien Denkens schlechthin den Tod bedeuten konnte.

Er war geradezu der untypische, wenn auch (hoffentlich) nicht der einzige Militärrichter, der zumindest in deutlicher, innerer Opposition war. Wäre sein Tagebuch in falsche Hände geraten – Müller-Hill war sich bewusst, was dies bedeutet hätte. Deshalb wurde das Tagebuch stets sorgfältig versteckt.

Er war von dem Gedanken getragen, „ein Kriegsgerichtsrat müsse der Helfer und nicht der Feind guter Soldaten sein, die einen Fehl-



tritt begangen haben.“ Diesen Geist atmet sein Tagebuch, das auch durch eine flüssige, klare und logische Sprache brilliert.

Werner Otto Müller-Hill war vor dem Zweiten Weltkrieg Rechtsanwalt in Freiburg, wo auch seine Familie lebte. Heeresrichter war er in Straßburg. In Baden-Baden befand sich das Gericht der Kommandantur Oberrhein. Auch aus Freiburg wurden 14-jährige Pimpfe zum Schanzen in den Vogesen eingesetzt. Die Gefahr des Hungerns drohte alltäglich, der Massenmord an den europäischen Juden war ein offenes, aber meist unausgesprochenes Geheimnis. Straßburg und Freiburg, aber auch Appenweier und Oberkirch sind erwähnt. Ebenso Ängste und Sorgen um die Familie, und ein sehr klares Bewusstsein, dass Krieg und Völkermord auf das deutsche Volk zurückfallen werden.

Das Buch fesselt – sowohl durch seine nachvollziehbaren, heimatlichen Bezüge als auch dadurch, dass hier ein Gerechter unter den Militärjuristen zu Wort kommt. Man muss gelesen haben, worunter Werner Otto Müller-Hill gelitten hat, was ihn bewegt hat, was er glasklar voraussah.

„Das menschenverachtende nationalsozialistische Regime wurde durch willfährige Richter und Staatsanwälte gestützt, die das Recht pervertierten“. Diesem „obiter dictum“ des Bundesgerichtshofes (BGHSt 41, 317 [329]) ist nichts hinzuzufügen. Werner Otto Müller-Hill hat nicht zu diesen furchtbaren Juristen gehört. War er deshalb ein Held des Widerstandes? Müller-Hill hat sich selbst wohl nicht so gesehen und hätte entsprechende Darstellungen sicherlich von sich gewiesen. Aber ein Mensch, der um des Menschen willen seine Kompetenzen richtig und so umfassend wie möglich genutzt hat, manchmal bestimmt auch an der Grenze zur Selbstgefährdung. Heute würden wir dies „passiven Widerstand“ nennen. Die Erinnerung an Richter wie ihn gilt es wachzuhalten. Er war nach dem Kriege Oberstaatsanwalt in Offenburg. Ihm eine Erinnerungstafel zu widmen hieße, an Richter und Staatsanwälte zu erinnern, denen Recht heilig ist. Und zu mahnen, dass Gerechtigkeit heilig bleibt.

*Ralf Bernd Herden*

**Vom jüdischen Kinderheim zur Luisenlinik. Die Geschichte des Friedrich-Luisen-Hospizes in Bad Dürkheim 1912–2012. Hg. von Sven Wahl und Uwe Schellinger. Bad Dürkheim, Luisenlinik, 2012, 206 S., viele Farb- und S/W-Abb.**

In Bad Dürkheim bestand von 1912 bis 1939 ein „Erholungsheim für israelitische Kinder und minderbemittelte Erwachsene“, das „Friedrich-Luisen-Hospiz“. Bis zu seiner zwangsweisen Auflösung 1939 fanden im Friedrich-Luisen-Hospiz zwischen 1912 und 1937 etwa 11000 Kinder Erholung, und viele jüdische Kindermädchen und Praktikantinnen erhielten im Haus ihre Ausbildung. Es war eine bedeutende Einrichtung jüdischen Lebens in Baden. Zum hundertjährigen Jubiläum der Einrichtung entstand das vorliegende Buch, das die wechselvolle Geschichte des Hospizes erstmals umfassend darstellt: Im Kaiserreich (Joachim Hahn), in der Zeit des Nationalsozialismus (Uwe Schellinger), als Reservelazarett (Olaf Schütze), unter französischer Besatzung (Elke Stadelmann-Wenz), als Kinderheim Schweizerischer Schwestern (Jan Stoll, Dargleff Jahnke), schließlich und bis heute als moderne Klinik für Verhaltensmedizin (Sven Wahl) – kompetente Autoren stellen diese einzelnen historischen Abschnitte der Hausgeschichte dar.

Treibende Kraft bei der Erstellung des Erholungsheimes war von Beginn an (und bis zu seinem Tod 1931) der Karlsruher Geheime Oberregierungsrat Dr. David Mayer und seine Frau Marie. Das Hospiz war zunächst zur Aufnahme von 76 Kindern eingerichtet. Am 28. Juli 1912 war die feierliche Einweihung, Das Haus wurde streng rituell geführt; die Aufsicht über die Küche hatte neben der Oberin der Bezirksrabbiner von Gailingen, zu dessen Bereich das Hospiz in Bad Dürkheim gehörte. Zur Abhaltung von Gottesdiensten wurde der Spielsaal neben dem Speisesaal im Erdgeschoss als Betsaal verwendet. 1932 verfügte das Haus zur Aufnahme von Kindern über 105 Betten. Die meist 3- bis 15-jährigen Kinder stammten nach einer Zusammenstellung über die ersten zehn Jahre zu etwa einem Drittel aus badischen Orten, zu zwei Dritteln aus dem übrigen Deutschland sowie aus dem



Ausland. Beim Novemberpogrom 1938 wurde das „Friedrich-Luisen-Hospiz“ von Nationalsozialisten überfallen. Die im Haus befindlichen Kinder konnten aber vor gewaltsamen Übergriffen geschützt werden.

Die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland verkaufte unter dem Zwang der Verhältnisse das Heimgebäude 1941, es wurde bis 1945 als Reservelazarett genutzt. Von 1945 bis 1949 diente es als Kinderheim der französischen Besatzung. 1949 erhielt die damalige Israelitische Landesgemeinde Baden das Heim zurück. 1950 wurde das Gebäude an das Diakonissen-Mutterhaus St. Chrischona in Bettingen bei Basel verpachtet, das das Gebäude 1954 käuflich erwarb und es als Kinder-sanatorium „Luisenheim“ einrichtete, bis der Chrischonaverband 1990 die Gebäude an die „Gesellschaft für Verhaltensmedizin und Gesundheitsforschung“ verkaufte, die zunächst eine umfangreiche Sanierung durchführte. Im Mai 1991 konnte dann die „Luisenlinik“ eröffnet werden, ein Akademisches Lehrkrankenhaus der Universität Heidelberg.

Das Buch ist eine hervorragende Leistung und hat wichtiges, bislang kaum erschlossenes Quellenmaterial versammelt. Es nennt Namen wie Bettina Falk, die letzte Leiterin des Hauses, die 1942 deportiert und ermordet wurde und zu deren Ehrung ein Erweiterungsbau im Jahr 2010 Bettina-Falk-Haus genannt wurde. Es nennt aber auch Namen wie den des langjährigen Hausarztes Paul Harraß, der sich 1936 als 60-jähriger mit „Bekanntnissen eines Arztes“ als glühender Anhänger des Nationalsozialismus und Antisemit erwies – und dennoch bis Oktober 1938 noch als Hausarzt für das Friedrich-Luisen-Hospiz tätig war. *Martin Ruch*

**Schumann, Ulrich Maximilian: Heinrich Hübsch – Ein Wegweiser zu seinen Bauten in der Technologieregion Karlsruhe. Bad Saulgau, 2013, 96 S., 142 Zeichnungen.**

Es ist eigentlich ein wenig überraschend, dass es zu Heinrich Hübsch nur relativ wenige Veröffentlichungen gibt. Das mag damit zusammenhängen, dass er zu Unrecht immer ein wenig im Schatten seines Lehrers und Vorgän-

gers im Amt des badischen Baudirektors, Friedrich Weinbrenner, gestanden hat. Umso sympathischer ist es, dass ausgerechnet der Präsident der Weinbrenner-Gesellschaft anlässlich des 150. Todestages von Heinrich Hübsch eine neue Publikation präsentiert. Herausgeber des Taschenbuchs ist die Technologieregion Karlsruhe. Es beschreibt folglich nur die Bauwerke, die Hübsch in Nord- und Mittelbaden zwischen Kronau und Bühl errichtet hat.

Der Autor ist Privatdozent für Baugeschichte an der Architekturfakultät des Karlsruher Instituts für Technologie und hat sich über Weinbrenner habilitiert. Deshalb verwundert es nicht, dass die Veröffentlichung mehr als kurze Abrisse der Baugeschichte von 19 Sakral- und Profanbauten bietet. Verantwortlich dafür ist vor allem die Einleitung, die weit über einen Kunstführer hinausgeht und den Charakter eines kurzen Essays hat. Da geht es weniger um den Lebenslauf des Architekten, der selbstverständlich gestreift wird, als um eine Analyse des Werks von Heinrich Hübsch, der im 19. Jahrhundert nicht nur als Architekt, sondern auch als Architekturtheoretiker große Bedeutung erlangte. Schumann stellt die Frage, wie sich Hübsch selbst sah und wie andere ihn gesehen haben und sucht vor diesem Hintergrund – soweit das in einer sieben Seiten umfassenden Einleitung überhaupt möglich ist – nach einem neuen Ansatz zum Verständnis von dessen Schaffen. Schumann stellt klar, dass die architekturtheoretischen Schriften des großen Karlsruher Baumeisters nur bedingt helfen, seine Bauten zu verstehen, denn Hübsch sei vor allem auch Praktiker gewesen. Eigenwillig, farbig, materialbetont und sinnlich sind diese nach dem Urteil des Autors und so „unwiederholbar“, dass ihr Schöpfer als „Einzelgänger“ unter den Großen seiner Zeit erscheine.

Die kurzen Kapitel über die Bauwerke sind durchweg informativ, enthalten alle wichtigen Baudaten und sind mit historischen und aktuellen Fotos sowie mit Plänen reich illustriert. Die Baubeschreibungen haben analytischen Charakter und tragen zum Verständnis der Architektur und ihrer städtebaulichen Einordnung bei.



Die Fernwirkung der Kirche in Altschweier entstehe bereits durch ihre malerische Lage, urteilt Schumann, die in Bühlertal sei geschickt in den Abzweig zwischen Haupt- und Schulstraße gelegt. Die Trinkhalle in Baden-Baden lobt der Bauhistoriker wegen des „besonderen Raumerlebnisses und der zeitlosen Eleganz.“ Weitere Werke des Architekten in der Kurstadt sind das alte Dampfbad, die Friedhofskapelle und die Kirche in Oos, die ursprünglichen einen Campanile, einen freistehende Kirchturm nach italienischem Vorbild erhalten sollte. Aber die Ooser mochten dem Architekten darin nicht folgen. Die Kirche in Bietigheim beschreibt Schumann als „gravitatisch und lagernd“, den Innenraum als monumental. Die übrigen beschriebenen Bauten befinden sich außerhalb Mittelbadens.

Das Buch des Karlsruher Wissenschaftlers ist ein wichtiger Beitrag zum Hübsch-Jahr 2013. Wer sich in Zukunft ernsthaft mit dem badischen Baudirektor beschäftigen will, wird nicht umhin kommen, zumindest einen Blick in dieses mit 96 Seiten umfangmäßig kleine Buch zu werfen.

*Ulrich Coenen*

**Annette Borchardt-Wenzel: Kleine Geschichte Badens, Regensburg 2012, 200 Seiten.**

Das Buch ist konzipiert als leicht lesbarer, auf das Wesentliche konzentrierter Überblick über die Entwicklungsphasen Badens von der Frühgeschichte bis zur Gegenwart. Die Geschichte Badens auf wenigen Seiten darzustellen ist ein Unternehmen, das auch Mut zur Lücke erfordert. Dennoch ist es der Autorin gelungen, kaum ein wesentliches Ereignis auszusparen und auch einzelne Schwerpunkte zu setzen. Die „Kleine Geschichte Badens“ nimmt die Leser mit auf eine informative und unterhaltsame Zeitreise und lässt dabei nicht nur den Badenern, sondern auch den Badnerinnen Gerechtigkeit widerfahren. Der Leser findet eine aktuelle Zusammenfassung der badischen Geschichte, die man auch bequem im Zug lesen kann.

*Cornelius Gorka*

**Morrissey, Christoph: Alamannen zwischen Bodensee und Main. Schwaben im frühen Mittelalter. (= Bibliothek Schwäbischer Geschichte). Karlsruhe 2013, 208 S., viele SW-Abb.**

Inzwischen ist die Literatur zu den Alamannen ja schier unüberschaubar geworden. Seit der Landesausstellung und dem dazu publizierten Sammelband über diesen Stamm im Jahr 2007 stieg die Zahl der Veröffentlichungen stetig an, allein im Jahr 2010 dürften an die 50 Beiträge zum Thema erschienen sein. Angesichts dieser Fülle wollte der Schwäbische Heimatbund seinen Mitgliedern und allen geschichtsinteressierten Lesern des Landes eine griffige und kompetent geschriebene Zusammenfassung der bislang gesammelten Erkenntnisse präsentieren. Ein gelungenes Wagnis, wie das vorliegende Ergebnis zeigt. Es umfasst den Zeitraum von der Mitte des 3. bis um die Mitte des 8. Jahrhunderts und formuliert anschaulich die Geschichte jenes Volkes, das im Jahr 289 n. Chr. erstmals als Volk genannt wird: die Alamannen. Aus jüngsten archäologischen Befunden setzt der Autor ein informatives und unterhaltsames Bild zusammen, das auch Themen wie Medizin und Handwerk, Küche und Handel, Tod und Sterben und natürlich auch die definitive Christianisierung der Alamannen beschreibt. Neueste Grabungsergebnisse werden vorgestellt und interpretiert, etwa jene Leier aus dem Trossinger Sängergrab, die 2001/2002 für Furore sorgte. Wer also auf dem aktuellen Stand des Wissens über die Alamannen sein will, der wird an diesem empfehlenswerten Buch nicht vorbeigehen können. Außerdem enthält es, was sehr zu begrüßen ist, Ausflugstipps zu attraktiven und einschlägigen Museen in der Alamannen-Region. *Martin Ruch*

**Schellinger, Uwe/Hoferer, Egbert/Oswald, Rolf: Der jüdische Friedhof in Nordrach. Geschichte – Dokumentation – Erinnerung. Mit einem Beitrag von Joachim Hahn. Herausgeber: Historischer Verein für Mittelbaden e. V., Mitgliedergruppe Nordrach. Nordrach 2012, 100 S., Abb.**

Für verstorbene Patientinnen und Patienten der M. A. von Rothschild'schen Lungensanatoriums existierte in Nordrach ein eigener



Friedhof, der einzige private jüdische Friedhof in Baden. 29 Personen wurden hier bestattet in der Zeit von 1907 bis zur Deportation der letzten Patientinnen, des Chefarztes und des Personals im September 1942. Die vorliegende Dokumentation enthält nicht nur die Daten zu den einzelnen Gräbern und Übersetzungen der hebräischen Texte, sondern auch die Ergebnisse eingehender Recherchen zu einigen Personen, über die sonst, außer dem Namen, nichts mehr gesagt werden könnte. So aber entstehen vor dem Leser Bilder von Menschen wie Meta Beinstein, die Tochter des Verwalter-Ehepaares des Sanatoriums: Sie überlebte die Zeit des Nationalsozialismus, war im Lager Gurs, dann mit ihrem Mann in Paris, später Nürnberg, um schließlich ab 1973 in Nordrach den Lebensabend zu verbringen. Sie wurde 1977 auf dem jüdischen Friedhof der alten Heimat beigesetzt. Ihre bemerkenswerte Geschichte ist eingebettet in Darstellungen zur jüdischen Friedhofsgeschichte und zum Umgang mit dem Nordrach jüdischen Friedhof nach 1945 bis zur Gegenwart. So ist eine sehr kenntnisreich geschriebene und bestens präsentierte Dokumentation hier vorzustellen.

*Martin Ruch*

**Heinrich Hansjakob: Mein Grab. Gedanken und Erinnerungen. Herausgegeben von Manfred Hildenbrand und Peter Schäfer. Mit einer Einleitung und Anmerkungen von Manfred Hildenbrand. Heinrich-Hansjakob-Gesellschaft Freiburg 2012, 144 S., Farbabb.**

Im Rahmen ihrer „Kleinen Hansjakob-Edition“ gibt die Heinrich-Hansjakob-Gesellschaft nun schon den sechsten Band heraus, kenntnisreich wieder eingeleitet und kommentiert vom Hansjakob-Fachmann Manfred Hildenbrand. „Mein Grab“ enthält die Gedanken und Erinnerungen des Schriftstellers in jener Zeit, als er sich dem Bau der eigenen Totengruft hinter seiner Grabkapelle in Hofstetten widmete. Wiederholt fuhr er in den Jahren 1903 und 1904 von Freiburg aus nach Hofstetten, um den Baufortschritt zu besehen, und führte darüber ein Tagebuch. Es ist ein Tagebuch der Trauer und der Klage über die Sterblichkeit.

Und es ist keineswegs frei von Zweifel, denn eigentlich „wollte es mich reuen, so ein separates Grab mir bereitet zu haben“, da die „normalen“ Sterblichen auf dem gemeinsamen Gottesacker ruhen werden. „Weil ich aber im Leben allzeit gerne allein war, meine ich, es müsse im Sterben und im Tode auch so sein.“ Und so erfahren die Hansjakob-Leser im Tagebuch auch von dieser allzu menschlichen Seite des „Rebell im Priesterrock.“

*Martin Ruch*

**Scheurer, Werner: Pfarrkirche St. Nikolaus, Kappelrodeck. Kleiner Kunstführer, Schnell & Steiner Regensburg, 2012.**

Die dritte und neu bearbeitete Auflage seines Kirchenführers zu Kappelrodeck ist Werner Scheurer gelungen. Knapp und doch ausführlich genug präsentiert er das allgemeine und spezielle Wissen zu diesem Kirchenbau des Erzbischöflichen Baudirektors Johannes Schroth. Viel Wissenswertes über die Bauleute und Künstler enthält das handliche Heft, das aber natürlich auch die Innengestaltung kompetent schildert und vor allem die christliche Ikonographie und Symbolik erklärt. So ist auch dieses Heft ein Beitrag zur Ortenauer Kunst- und Kirchengeschichte, das man gerne und mit Gewinn zur Hand nimmt.

*Martin Ruch*

**Walter, Martin (Hrsg.): Die Hub. Geschichte und Gegenwart einer einzigartigen Einrichtung. (= Sonderveröffentlichung des Kreisarchivs Rastatt, Band 10). Gernsbach 2012, 224 S., viele Farb- und sw-Abb.**

Mit über 20 ausgewiesenen Fachleuten zusammen hat der Rastatter Kreisarchivar Martin Walter eine umfassende Geschichte des alten Bades Hub zusammengestellt, das 1475 erstmals genannt wird und schon mit einer Bad-Ordnung versehen war. Das spätere Modebad an der Heilquelle erhielt 1812 einen Weinbrenner-Bau und wurde 1874 zum Kreispflegeheim. 526 Menschen wurden in den Jahren 1940/1941 im Rahmen der Euthanasiemaßnahmen nach Grafeneck gebracht und dort ermordet – auch diese Epoche ist in der Hub-



geschichte selbstverständlich mit Namen genannt: Dr. Otto Gerke, Direktor und NSDAP-Mitglied, billigte die Morde zur Ausschaltung „lebensunwerten Lebens“ und stellte die notwendigen Listen zusammen. Heute ist die Hub ein Unternehmen der Klinikum Mittelbaden gGmbH. Die Monographie enthält u. a. fundierte Beiträge aus der Feder des Architekturhistorikers Ulrich Coenen zur Geschichte und Bedeutung der Kurarchitektur und zu Weinbrenners Kurhaus in der Hub. Informativ Texten zur aktuellen Pflege in der Hub schließen sich an, sodass eine insgesamt sehr lesenswerte und lesbare Geschichte der Institution empfohlen werden kann. *Martin Ruch*

**Adam, Thomas/Moos, Thomas/Schmitt, Rolf (Hrsg): Oppenheimer. Eine jüdische Familie aus Bruchsal. Spuren – Geschichten – Begegnungen. Ubstadt-Weiher 2012, 328 S., viele Abb.**

Als im Jahr 2011 die Enthüllung des neuen Straßenschildes „Otto-Oppenheimer-Platz“ in Bruchsal stattfand, war dies nur ein Teil der Wiederbegegnung mit einer alten jüdischen Familie der Stadt. Seit Jahren schon widmet man sich in der Stadt der Erforschung der jüdischen Geschichte. Besonders intensive Beschäftigung galt der Familie Oppenheimer, die in der Person Otto Oppenheimers einen besonders prominenten Bruchsaler vorzuweisen hat. Den Tuchhandel des Vaters Louis („Der Stolz von Brusels Kaufmannschaft“) weiterführend, waren Otto und sein Bruder Jacob mit ihren Familien tief im Bruchsaler Leben verwurzelt, nicht nur als Bürger und Unternehmer, sondern auch als Gründer und Vorsitzender verschiedener Vereine, als Stadtverordnete und Mäzene im sozial-karitativen Bereich, was auch für ihre Ehefrauen galt. Jacob Oppenheimer starb bereits im Jahr der Machtergreifung, seine Frau und die Tochter starben in Theresienstadt und Lodz. Otto Oppenheimer mußte das Unternehmen 1938 unter Wert verkaufen und in die USA emigrieren, wo er, 13 Jahre in bescheidenen Verhältnissen lebend, 1951 verstarb. Bis zu seinem Tod führte er eine rege Korrespondenz mit alten

Freunden in der Heimat. In enger Zusammenarbeit mit dem Leo Baeck Institut New York, das eine große Quellensammlung zu jüdischen Familien aus Deutschland bewahrt, entstand das vorliegende Buchprojekt. Angesichts der vielfältigen Querverbindungen, die die Oppenheimer als in der Gesellschaft verwurzelte Bürger unterhielten, entwickelte sich die Dokumentation zur kollektiven Biographie einer Kleinstadt zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus. Den Ausklang bilden Erinnerungen und Gedanken der Urenkel und Verwandten. Viele Autoren haben an diesem erstaunlichen Sammelband mitgewirkt, der an jeder Stelle lesenswert bleibt und großes Lob und Anerkennung verdient. *Martin Ruch*

**Wunder, Bernd: Kleine Geschichte der Kriege und Festungen am Oberrhein 1630–1945. Karlsruhe 2013, 232 Seiten, 17 Abb., 5 Karten.**

Der Oberrheingraben hat in der europäischen Geschichte der Neuzeit viele Kämpfe und Fronten gesehen und fast alle Kriege der Neuzeit haben auch dieses Gebiet mehr oder weniger tangiert. Auch die aktuelle Staatsgrenze am Rhein resultiert aus vielen Kriegen. Und stromabwärts zeugen heute noch Reste großer Festungsanlagen von der kriegerischen Vergangenheit dieses Raumes. Da es jedoch bislang keine zusammenfassende Darstellung zu diesem Aspekt der Geschichte Südwestdeutschlands gab, haben sich Autor und Verlag zum Ziel gesetzt, die Bereiche Krieg, Politik und Geographie einmal im Verbund zu schildern. Herausgekommen ist ein wichtiges, kompaktes Nachschlagewerk, in dem man sich kurz und griffig über die Kriege in der Landschaft seit der Zeit des Absolutismus informieren kann. Natürlich könnte man bemängeln, dass nur diese Zeit nach 1630 Berücksichtigung fand und nicht auch frühere Kriege, etwa die der Reformation und des Bauernkrieges, aufgenommen wurden. Aus lokalpatriotischer Sicht fehlt auch leider der Plan der Garnisonsstadt und Festung Offenburg, obwohl kein Geringerer als Grimelshausen diesen Plan sorgfältig angefertigt hat. Dafür ist rätselhafterweise Ulm, die Stadt an der Donau, vertreten. Bei der Aufzählung



relevanter Archive und ihrer einschlägigen Bestände bedauert man das Fehlen der für die Kriegsgeschichte so wichtigen Kriegsarchive in München und Wien, obwohl hier wichtigste Quellen und Zeugnisse ruhen. Gleichwohl: Man nimmt das handliche und schön gemachte Buch gerne und mit Gewinn zur Hand, zumal es auch über die Geschichte der Waffen- und Kriegstechniken informiert. *Martin Ruch*

**Gorka, Cornelius: 100 Jahre Krankenhaus Achern. Vom städtischen Krankenhaus zum Ortenau Klinikum Achern 1913–2013. Ortenau Klinikum Achern, 2013, 152 S., viele Abb.**

Es war eine regelrechte Welle: Ortenauer Städte gründeten innerhalb weniger Jahre nach 1900 eigene Krankenhäuser, die dem Stand der modernen Medizin entsprachen. Alle gemeinsam hatten sie die örtlichen Spitäler als Vorfahren, die aus dem Geist der christlichen Barmherzigkeit entstanden waren. Auch das Acherner Krankenhaus haben Heilig-Kreuz-Schwester aus Hegne anfangs betreut. In der Pflege wie bei Operationen oder im Röntgen waren sie tätig, bis sie 1984 das Kreiskrankenhaus verlassen mussten, ihre Zahl war zu gering und der Altersdurchschnitt zu hoch geworden. Dies und viele weitere Details schildert Kreisarchivar Gorka in seinem sorgfältig recherchierten Buch, das bis in die jüngste Vergangenheit Ereignisse und Entwicklungen darstellt. So kommt beispielsweise auch der schwere Krankenhausbrand vom Mai 1980 vor, der elf Menschenleben forderte. Aber im Vordergrund der Publikation steht das friedliche und segensreiche Wirken von Mitarbeitern für die Menschen der Stadt und der Ortenau. Ein reich bebildertes und schön gestaltetes Werk ist entstanden, das in der stadtgeschichtlichen Literatur Acherns einen würdigen Platz verdient. *Martin Ruch*

**Gall, Wolfgang M.: Kleine Geschichte der Stadt Offenburg. Karlsruhe 2013, 232 S., 104 s/w-Abb.**

Vor 37 Jahren wurde die Arbeit von Otto Kähni zur Geschichte Offenburgs präsentiert,

die allerdings im Wesentlichen seine Geschichte aus den 1950er Jahren wiedergab. Seither erschien zwar eine große Zahl von Einzelstudien zu den unterschiedlichsten Aspekten, verstreut in Zeitschriften, viele davon in der „Ortenau“. Eine konzise Zusammenfassung dieser neuen Forschungsergebnisse stand also seit langem aus. Nun aber ist sie anzukündigen: Wolfgang M. Gall, der Ehrenpräsident des Historischen Vereins und Archivar/Museumsleiter in Offenburg, hat seiner Heimatstadt ebenso wie dem historischen Fachpublikum mit diesem schön gemachten Buch einen großen Dienst erwiesen. Von der ersten Siedlungszeit an spannt er den Bogen bis in die unmittelbare Gegenwart. Neue Grabungsfunde untermauern eine neue Sicht der frühen Stadttopographie, die wohl hochmittelalterlich in der Langestraße ihr Zentrum hatte, bevor erst die Hauptstraße angelegt wurde.

Interessante Fakten enthält auch das Kapitel über die spätmittelalterliche Stadt als Teil der Handelsregion Straßburg. Tatsächlich besaßen ja Straßburger Kaufleute Immobilien in Offenburg, quasi als rechtsrheinische Niederlassungen. Ein Straßburger Bürger und Verleger ließ sich in der Kinzigstadt in der eigenen Papiermühle sein Papier herstellen. Viele Klosterhöfe und Adelssitze gab es hier, was für die Attraktivität des urbanen Zentrums spricht. Humanismus und Reformation, barocke Kriegslust und Schreibkunst, Stadtbrand und Wiederaufbau, Ende der Reichsstadt – alle Bereiche sind kompetent und gut geschrieben. Ein notgedrungen knapp gehaltenes Literaturverzeichnis gibt Gelegenheit zur weiteren Recherche. Gall schließt seine Studie mit dem Hinweis auf die positiven Aspekte der gemeinsamen Geschichte mit dem Nachbarn Frankreich, was angesichts der vielen verheerenden Begegnungen in früheren Jahrhunderten schon beinahe wunderbar genannt werden kann. Der Braun-Verlag hat mit diesem jüngsten Werk der Reihe der „Kleine Geschichte“ eine verdienstvolle und gelungene Neuerscheinung zustande gebracht. Dem Autor gelten große Anerkennung und Dank!

*Martin Ruch*



**Meid, Volker (Hrsg.): Geschichte des deutschsprachigen Romans. Stuttgart 2013, 808 Seiten.**

Volker Meid, der den Lesern in der Ortenau vor allem durch seine Studien zu Grimmelshausen bekannt ist und ein Handbuch zum *Simplicissimus*-Dichter verfasst hat, greift weiter aus und legt eine umfassende Geschichte der Romane in deutscher Sprache vor. Die Reichweite erstreckt sich vom Spätmittelalter bis zu den Romanen des 21. Jahrhunderts, die deutschsprachigen Romane von österreichischen und Schweizer Autoren eingeschlossen. Ihm stand ein Team von fünf Fachgelehrten für die einzelnen Literaturepochen zur Seite. Das alphabetische Verzeichnis der vorgestellten oder nur erwähnten Romanautoren (S. 793–808, über fünfhundert Autorennamen) erlaubt einen raschen Zugriff auf einen gesuchten Autor. Die Fülle lässt freilich nur je eine knappe Skizze zu. (Lebenszeit des Autors, Themen und Motive des Romans, stilistischer Charakter.) Wo möglich, wird auch der Bezug zu einem historischen Romantyp (z. B. Entwicklungsroman bis zu Pop-Romanen der Gegenwart) hergestellt. Fußnoten und Literaturhinweise geben die Möglichkeit, die Informationen zu vertiefen.

Dem Herausgeber und seinen Beiträgern ist gelungen, was sie am Ende des Vorworts als Ziel formuliert haben: „... ein abwechslungsreiches anregendes Buch, das ohne Systemzwang, aber nicht beliebig, über die wechselvolle Geschichte einer ungemein wandlungsfähigen Gattung orientiert.“ *Walter E. Schäfer*

**Groszman, Gabriel: Semi Uffenheimer. Jüdische Familiengeschichten aus Breisach, Lörrach, Bühl, Graben in Baden und Argentinien 1902–1981–2013. Aus dem Spanischen von Rudolf Barth. Herausgegeben von Erhard Roy Wiehn. Konstanz 2013, 380 S., viele sw-Abb.**

Man hätte den Titel mit Recht noch ergänzen können mit der Nennung weiterer badischer Ortschaften. Denn was Gabriel Groszman mit diesem gewichtigen Buch vorlegt, betrifft

schließlich nicht nur seine eigene Familie, in die er als emigrierter ungarischer Jude hineingewachsen ist durch die Heirat mit Ruth Uffenheimer. Sondern es sind weitere badische jüdische Familien aus der engeren oder weiteren Verwandtschaft, die der Autor in diesem umfangreichen und inhaltsreichen Dokumentationswerk vorstellt. So wird dieses Buch zu einem badischen Geschichtswerk, das im Brennpunkt einer Familiengeschichte über Jahrhunderte hinweg die jüdische Vergangenheit darstellt. Schwerpunkt ist die Zeit der Jahre der Verfolgung 1933–1945. Ein glücklicher Zufall hat dem Autor einen Koffer voller Briefe und Bilder in die Hände gegeben aus dem Familienbesitz seiner Frau Ruth: Semi Uffenheimer (1902–1981) aus Breisach konnte 1938 noch nach Argentinien auswandern und versuchte von dort aus, die gefährdeten Familienmitglieder, vor allem seine Schwester Flora (1899–1942), zu retten oder zu unterstützen. Dabei taucht auch Meta Speck, geborene Uffenheimer, auf, die in Offenburg verheiratet war, von wo aus sie ebenfalls 1940 nach Gurs deportiert wurde. Über das Leben der Familienmitglieder hat Groszman einen langjährigen Rechercheprozess gestartet, der auch die jungen Enkelgenerationen umfasst. Sehr lebendig beschreibt er, wie die Kontaktsuche verlief und auf welch zufällige Ergebnisse er manchmal dabei stieß. Reiches Bildmaterial ist inzwischen zu Tage getreten, das er nun, in Verbindung mit Briefsequenzen und seiner eigenen Darstellung, zu einer spannenden, erschütternden, lehrreichen und mahnenden Familiengeschichte zusammengefügt hat, der man viele aufmerksame Leser wünscht.

*Martin Ruch*



## Eingegangene Literatur

Fieting, Manfred: *Faszination Murgtal. Ein Bildband*. Herausgegeben vom Landkreis Rastatt. Ubstadt-Weiher 2013, 108 S., 226 Farb-Abb.

*Erinnerungs-Blätter aus der Geschichte von Kehl am Rhein (1684–1870)*. Gesammelt, aufgenommen und ausgeführt in Lichtdruck von J. Kraemer (Kehl 1902). Neudruck herausgegeben und mit einem Nachwort von Hans-R. Fluck. Ubstadt-Weiher 2012, 50 S.

---

## Mitteilungen:

Die Ortenau liegt vom ersten Heft 1910 bis zum Band 2007 vollständig digitalisiert auf dem Server der UB Freiburg vor. Kostenfreier allgemeiner Zugang unter:

<http://dl.ub.uni-freiburg.de/diglit/ortenau>

### Schwerpunktthema 2014:

Erster Weltkrieg

### 2015:

Bekanntes und Unbekanntes zur Hexenforschung

## DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e.V.

gibt in Form eines Jahresbandes seit 1910 die Zeitschrift „Die Ortenau“ heraus.

Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kultur-, Sozial- und Technikgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Lebensgeschichten mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden.

„Die Ortenau“ fördert das historische Arbeiten bei der Jugend und nimmt deshalb in die Jahresbände gerne auch „Junge Autoren“ auf.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle und die Vorsitzenden der Mitgliedergruppe entgegen, sind aber auch über die Homepage:

<http://www.historischer-verein-mittelbaden.de> möglich.

### **Zu Vorstand, Fachgruppen und Beirat gehören**

#### **Präsident:**

Klaus Kaufmann, Neue Eisenbahnstr. 11, 77716 Haslach i.K.,  
Tel. 07832 5461, E-Mail: Klaus.G.Kaufmann@web.de

#### **Erster Stellvertr. Präsident:**

Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51,  
77652 Offenburg, Tel. 0781 8059400,  
E-Mail: cornelius.gorka@ortenaukreis.de

#### **Zweite Stellvertr. Präsidentin:**

Gabriele Ibach, Postfach 1150, 77801 Bühl

#### **Dritter Stellvertr. Präsident:**

Klaus Gras, Friedhofstr. 103, 77694 Kehl, Tel. 07851 72265  
E-Mail: klaus.gras@gmx.de

#### **Redakteur der „Ortenau“:**

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, 77731 Willstätt,  
Tel 07852 9112617, E-Mail [ruch@kulturagentur.de](mailto:ruch@kulturagentur.de)



**Kassen- und Geschäftsführung:**

Alexander Vallendor, Bühlstr. 8, 77948 Friesenheim,  
Tel. 07808 914744, E-Mail: Alexander.Vallendor@vr-web.de

**Sprecherin der Vereinsbibliothek****„Dr.-Dieter-Kauf-Bibliothek“:**

Renate Demuth, Oberfeldstr.7, 77866 Rheinau-Freistett,  
Tel. 07844 2542

**Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten:**

René Siegrist, Neufeldstr. 2, 77694 Kehl, Tel. 07851 72900,  
E-Mail ren.sieg@gmx.de

**Leiter der Fachgruppen****Fachgruppe Archäologie:**

Dr. Heiko Wagner, Dr. Gremmelsbacher-Str. 22,  
79199 Kirchzarten, Tel. 07661 989335.

**Fachgruppe Archive:**

Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51,  
77652 Offenburg, Tel. 0781 8059400,  
E-Mail: cornelius.gorka@ortenaukreis.de

**Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte:**

Heinrich Meyer, Techn. Rathaus, 77654 Offenburg,  
Tel. 0781 822322

**Fachgruppe Museen:**

Thomas Hafen, Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauern-  
hof, 77793 Gutach, Tel. 07831 935613,  
E-Mail: t.hafen@vogtsbauernhof.org

**Fachgruppe Kleindenkmale:**

Dr. Gernot Kreuzt, Obertal 23, 77654 Offenburg/  
Zell-Weierbach, Tel. 0781 30365

**Fachgruppe Flurnamen und Mundart:**

Dr. Ewald Hall, Ludwig-Reithmayer-Straße 20, 79232 March-  
Hugstetten, Tel. 07665 40666, E-Mail: emh\_hall@gmx.de

**Fachgruppe Jüdische Geschichte in der Ortenau:**

Dr. Martin Ruch – kommissarisch –,  
Waldseestr. 53, 77731 Willstätt, Tel 07852 9112617,  
E-Mail ruch@kulturagentur.de

**Fachgruppe Bergwesen:**

Martin Groß, Schwarzwaldstr. 115 a, 77815 Bühl  
Tel. 07223 8010734, E-Mail [silberbergwerk@gmail.com](mailto:silberbergwerk@gmail.com)

**Fachgruppe Wandmalerei:**

Bernhard Wink, Heizengasse 28, 77654 Offenburg  
Tel. 0781 97060834, E-Mail: [restauro@email.de](mailto:restauro@email.de)

**Beiräte**

Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 77856 Achern

Thorsten Mietzner, Schuhmacherstr. 20,  
77963 Schwanau-Allmannsweier, Tel. 07824 2458

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 77972 Mahlberg

Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch

Martin Walter, Herrenstr. 15, 76437 Rastatt

Renate Demuth, Oberfeldstr. 7, 77866 Rheinau-Freistett

Ralf Bernd Herden, Haus im Rinken,  
77776 Bad Rippoldsau-Schapbach

**Mitgliedergruppen**

- |                             |   |
|-----------------------------|---|
| Achern                      | Johannes Mühlán, Bálgenstr. 2a, 77880 Sasbach,<br>Tel. 07841 4246   |
| Appenweier                  | Ottmar Brudy, Dorfstr. 113, 77767 Appenweier, Tel. 07805 5255   |
| Bad Peterstal-<br>Griesbach | Siegfried Spinner, Renchtalstr. 17, 77740 Bad Peterstal-<br>Griesbach, Tel. 07806 533   |
| Biberach i. K.              | Josef Ringwald, Brucherstr. 4, 77781 Biberach i. K.,<br>Tel. 07835 8890   |
| Bühl/Baden                  | Dr. Suso Gartner, Bühler Seite 4, 77815 Bühl, Tel. 07223<br>23501, <a href="http://www.historischer-verein-buehl.de">www.historischer-verein-buehl.de</a> |
| Ettenheim                   | Bernhard Uttenweiler, Sonnenberg 14, 77955 Ettenheim,<br>Tel. 07822 5800  |
| Gengenbach                  | Johann Schrempp M.A., Belchenstr. 20, 79194 Gundelfingen  |



---

Thorsten Mietzner, Schuhmacherstr. 20, 77963 Schwanau-Allmannsweier, Tel. 07824 2458	Regionalgruppe Geroldsecker Land
Klaus Kaufmann, Neue Eisenbahnstr. 11, 77716 Haslach, Tel. 07832 5461	Haslach i. K.
Hubert Maier-Knapp, Eisenbahnstr. 20, 77756 Hausach, Tel. 07831 6958	Hausach
Lucien Mutzig, Reisengasse 7, 77749 Hohberg, Tel. 07808 99259	Hohberg
Rosemarie Götz, Schmiedeacker 1/2, 78132 Hornberg, Tel. 07833 960941	Hornberg
Hans-Ulrich Müller-Russel, Am alten Sportplatz 18a, 77694 Kehl, Tel. 07851 71374, <a href="http://www.historischer-verein-kehl-hanauerland.de">www.historischer-verein-kehl-hanauerland.de</a>	Kehl
Michaela Karl, Neue Dorfstr. 9, 77963 Schwanau	Neuried
Herbert Vollmer, Im Dorf 27, 77787 Nordrach, Tel. 07838 96969, <a href="http://www.historischer-verein-nordrach.de">www.historischer-verein-nordrach.de</a>	Nordrach
Cornelia Lehmann, Zuwald 11, 77784 Oberharmersbach, Tel. 07837 1327, <a href="http://www.historischer-verein-oberharmersbach.de">www.historischer-verein-oberharmersbach.de</a>	Oberharmersbach
Bertold Wunderle, Briandstr. 1, 77704 Oberkirch, Tel. 07802 7057161	Oberkirch
Dr. Jürgen Collmann, Schloßblick 14, 77799 Ortenberg, Tel. 0781 35316	Offenburg
Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch, Tel. 07802/701137	Oppenau
Martin Walter, Herrenstr. 15, 76437 Rastatt, Tel. 07222 385356	Rastatt
Renate Demuth, Oberfeldstr. 7, 77866 Rheinau-Freistett, Tel. 07844 2542	Rheinau
Ernst Gutmann, Leiberstunger Str. 3, 77836 Rheinmünster- Stollhofen, Tel. 07227 5832	Rheinmünster
Doris Schlecht, Tulpenstr. 7, 77871 Renchen, Tel. 07843 1044	Renchen

- Schapbach Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1, 77776 Bad Rippoldsau,  
Tel. 07839 378
- Schiltach Peter Rottenburger, Tannenstr. 30, 77761 Schiltach,  
Tel. 07836 957179, [www.geschichte-schiltach.de](http://www.geschichte-schiltach.de)
- Schutterwald Clemens Herrmann, Am Kreuz 13, 77746 Schutterwald,  
Tel. 0781 53385
- Steinach Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17, 77790 Steinach,  
Tel. 07832 8656
- Wolfach Christian Oberfell, Sonnenmatte 17, 77709 Oberwolfach
- Yburg Heike Schnitzer, Humboldtstr. 24, 76131 Karlsruhe,  
[www.historischer-verein-yburg.de](http://www.historischer-verein-yburg.de)
- Zell a. H. Bertram Sandfuchs, Bergstr. 6, 77736 Zell a. H., Tel. 07835  
3448, [www.historischer-verein-zell.de](http://www.historischer-verein-zell.de)

#### Geschäftsstelle

Überregionale Mitgliedergruppe (früher Hauptverein):  
Alexander Vallendor, Postfach 15 69, 77605 Offenburg,  
Tel. 07808 914744



## Redaktionsrichtlinien für Beiträge in der „Ortenau“

Texte bitte als Ausdruck und mit Bildern – möglichst auf CD – an die Redaktion:

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, 77731 Willstätt, ruch@kulturagentur.de.  
Bitte Bilder nicht als Mail schicken.

### *Manuskriptaufbau:*

- a) Texte bitte ohne Silbentrennung und Formatierungen schreiben. Besondere Formatierungen (fett, kursiv etc.) mit verschiedenen Farben im Ausdruck kennzeichnen.
- b) Im laufenden Text sollen Abkürzungen tunlichst vermieden werden, ausgenommen gebräuchliche Abkürzungen: usw., etc., bzw.
- c) Zahlenangaben ab der Zahl „13“ in Ziffern schreiben, eins bis zwölf in Worten.

### *Bilder:*

- a) Bildvorlagen (Fotoabzüge, Diapositive, Kopien etc.) müssen reprofähig sein. Bitte tragen Sie Sorge dafür, dass Sie die Bildrechte besitzen, bzw. ersuchen Sie um die Druckerlaubnis durch den Rechteinhaber.
- b) Bildunterschriften und Abbildungsnachweis bitte fortlaufend am Ende des Beitrags.
- c) Markieren Sie im Textausdruck, wo bestimmte Abbildungen platziert werden sollen.

### *Anmerkungen:*

- a) Die Anmerkungen für den gesamten Text durchlaufend nummerieren und als Endnoten bearbeiten.
- b) Die Endnotenziffern sind im Text ohne Klammer hochgestellt.
- c) Die Endnotenziffern sind in den Anmerkungen am Ende des Beitrages ebenfalls hochgestellt. Es folgt ein Leerzeichen. Jede Anmerkung beginnt in der Regel mit einem Großbuchstaben und endet mit einem Punkt.

### *Literaturzitate:*

- a) Autoren und Herausgebernamen (Hrsg.): Nachnamen und (soweit bekannt) Vornamen ausschreiben, danach „Doppelpunkt“ setzen.
- b) Titel der Monographie oder Artikel ohne Abkürzung ausschreiben. Bei Aufsätzen danach „Punkt“ In: Zeitschrift/Reihe/Katalog (nicht abkürzen!).
- c) Bei Monographien und Katalogen Erscheinungsort und -jahr in Klammern. Bei Zeitschriften Bandzählung, anschließend „Komma“, Leerzeichen und Erscheinungsjahr.
- d) Seitenzahlen mit „Komma“ anschließen.
- e) Danach Hinweise auf Abbildungen (Abb.) oder Tafeln (Taf.). Beispiel: Hinn, Friedrich: Als noch viele Fluren bewaldet waren. In: Herbolzheimer Blätter 3, 1995, 18–23. Abb. 2.
- f) Insbesondere bei Bänden mit thematischem Schwerpunkt werden häufig zitierte Werke abgekürzt, um den Anmerkungsapparat zu straffen: Nachname, Leerzeichen, Jahr. Beispiel: Hinn 1995.
- g) Diese Titel sind als Literaturliste am Ende des Beitrags aufzuführen.

Für die Inhalte der Beiträge und Rezensionen sind ausschließlich die Autorinnen und Autoren verantwortlich. Bitte Originale im eingeschriebenen Brief an die Redaktion, ansonsten kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. April jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Über die Annahme und den Zeitpunkt der Veröffentlichung eines Beitrages entscheidet die Redaktion, gegebenenfalls in Absprache mit dem Vorstand oder einem Gutachter. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrbücher nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 77605 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Damit unsere Jahresbände, aber auch andere für unsere Vereinsbibliothek wertvolle Literatur aus Nachlässen verstorbener Mitglieder nicht verlorengehen, bitten wir die betreuenden Erben, sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung zu setzen. Wir könnten dann auch den zahlreichen Wünschen auf Lieferung früherer Jahrbücher besser nachkommen.

Laut Beschluss der Jahresversammlung 2001 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:

18,- EUR für natürliche Personen und Schulen  
26,- EUR für juristische Personen und Körperschaften

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen. Entsprechende Zuwendungsbestätigungen kann der Verein seit 1.1.2000 selbst ausstellen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V. ist nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes Offenburg vom 15. Juli 2004 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit, weil er ausschließlich und unmittelbar steuerbegünstigten gemeinnützigen Zwecken im Sinne der §§ 51 ff. AO dient.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.

Volksbank Offenburg: Nr. 6 295 509, BLZ 664 900 00,  
Sparkasse Offenburg/Ortenau: Nr. 00-361 618, BLZ 664 500 50.